

7

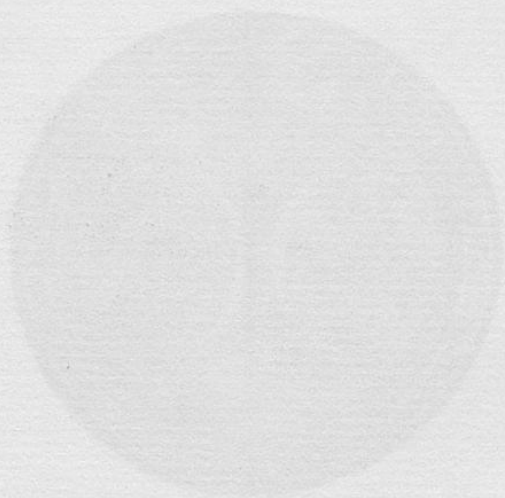


ULB Düsseldorf

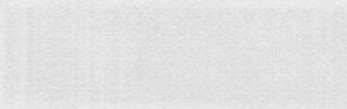


+4977 670 01





ULB Düsseldorf



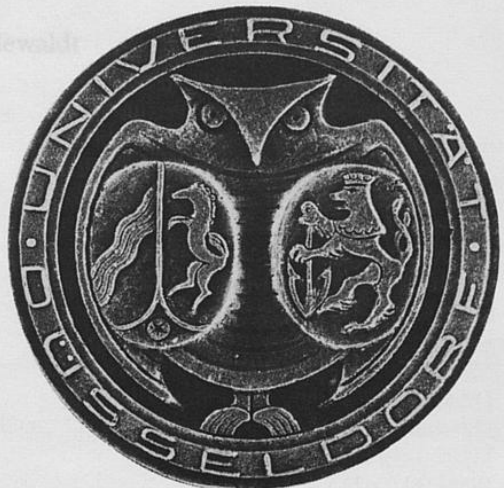
1977 1/2 21



Jahrbuch der Universität Düsseldorf 1981-83

Herausgegeben von der Universität Düsseldorf
mit Unterstützung der „Gesellschaft von Freunden und
Förderern der Universität Düsseldorf e.V.“

Redaktion: Professor Dr. med. Hans Schadeewaldt



Fritsch Verlag Düsseldorf

87/5,236





200.2/12

In memoriam	Totenliste	7
	Nekrologe	
	Professor Dr. rer. oec. JAKOB CALNER	9
	Professor Dr. med. CLERT LARRIE	11
	Professor Dr. med. KURT DOLFF	12
	Professor Dr. med. EWALD GERFELDT	13
	Professor Dr. med. HANS GREUEL	14
	Professor Dr. phil. nat. KARL HINSBERG	15
	WOLFGANG KRAMP	16
Personalia	Rektor und Prorektor	19
	Dekane der Fakultäten	20
	Neue Hochschullehrer	
	Philosophische Fakultät	23
	Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät	31
	Medizinische Fakultät	36
	KLAUS EBERHARD STRELOW	63
	in Düsseldorf am 27. August 1983	69
	EDWIN HILF	76
	HÖRLEIN-PREIS 1981	81
	Professor Dr. phil. CHRISTOPH WIRTH	91
Antritts-	WILHELM VOSS: „Die Disziplinen im Licht kontroverser	
vorlesungen.	Interpretationen	97

Herausgegeben von der Universität Düsseldorf
 mit Unterstützung der „Gesellschaft von Freunden und
 Förderern der Universität Düsseldorf e.V.“

Redaktion: Professor Dr. med. Hans Schadewaldt

Privatdozent Dr. phil. JOCHEN HÖRISCH
 „Das Tier, das es nicht gibt“ – Zur Geschichte des Eihornmotivs
 und der Selbstdeutung von Dichtung 120

Dekan Professor Dr. phil. HELMUT KIRCHMEYER
 Künstler und Kritiker, mit Bezug auf einen besonderen Fall
 Über die Grenzen musikalischer Kritik

Alle Rechte vorbehalten
 Tritsch Druck und Verlag GmbH & Co KG, Düsseldorf
 Copyright Universität Düsseldorf 1983
 Einbandgestaltung: Kerstin Tritsch, Köln
 Medizin der Universität Düsseldorf (Umsetzung und 2. Teilentwurf und Ausführung
 Dr. Marianne Kieselbach

ISBN 3-7928-0048-4
 ISSN 0070-7477

Tritsch Verlag Düsseldorf

ZA
6507



Herausgegeben von der Universität Düsseldorf
mit Unterstützung der „Gesellschaft von Freunden und
Förderern der Universität Düsseldorf e.V.“

Redaktion: Professor Dr. med. Hans Schachwaldt

Alle Rechte vorbehalten

Triltsch Druck und Verlag GmbH & Co KG, Düsseldorf

Copyright Universität Düsseldorf 1986

Einbandgestaltung Renate Triltsch, Köln

Medaille der Universität Düsseldorf (Umschlag und S. 1) Entwurf und Ausführung

Dr. Marianne Kiesselbach

Herstellung Triltsch Druck und Verlag Düsseldorf 62485.1.1,3.8612

ISBN 3-7998-0048-4

ISSN 0070-7457

Triltsch Verlag Düsseldorf



In memoriam	Totenliste	7
	Nekrologe	
	Professor Dr. rer. nat. JAN VAN CALKER	9
	Professor Dr. med. CURT CARRIÉ	11
	Professor Dr. med. KURT DOLFF	12
	Professor Dr. med. EWALD GERFELDT	13
	Professor Dr. med. HANS GREUEL	14
	Professor Dr. phil. nat. KARL HINSBERG	15
	Professor Dr. phil. WOLFGANG KRAMP	16
Personalia	Rektor und Prorektor	19
	Dekane der Fakultäten	20
	Neue Hochschullehrer	
	Philosophische Fakultät	23
	Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät	31
	Medizinische Fakultät	36
	Ehrensensatoren, Ehrendoktoren, Ehrenbürgerin	60
Ehrungen	Verabschiedung des Leitenden Regierungsdirektors	
	KLAUS EBERHARD STREBLOW	
	in den Ruhestand am 21. Januar 1983	63
	JÜHLING-Preis 1982	69
	EDENS-Preis 1981	76
	EDENS-Preis 1982	81
	HÖRLEIN-Preis 1981	86
Antritts- vorlesungen	Professor Dr. phil. CHRISTOPH LÜTH	
	WILHELM VON HUMBOLDTs Schulpläne im Licht kontroverser	
	Interpretationen	93
	Professor Dr. phil. DIETER A. BERGER	
	Das Bild der Universität im zeitgenössischen englischen Roman	103
	Professor Dr. phil. HANS HECKER	
	Stalin, die Geschichte und die Völker Osteuropas	112
	Privatdozent Dr. phil. JOCHEN HÖRISCH	
	„Das Tier, das es nicht gibt“ – Zur Geschichte des Einhornmotivs	
	und der Selbstdeutung von Dichtung	120
	Dekan Professor Dr. phil. HELMUT KIRCHMEYER	
	Künstler und Kritiker, mit Bezug auf einen besonderen Fall.	
	Über die Grenzen musikalischer Kritik	128
	Professor Dr. phil. HEINZ-EGON RÖSCH	
	Funktionen des Sports und die Aufgaben einer Sportwissenschaft	
	in der Gesellschaft	135
	Privatdozent Dr. med. habil. JOACHIM JEHLE	
	Neue Aspekte bei der Behandlung des akuten Herzinfarktes	147

Vorträge und Berichte	Kulturrat Dr. phil. MICHEL GUERIN Das französische Gedankengut von 1945 bis heute	155
	Professor Dr. phil. HUBERTUS SCHULTE HERBRÜGGEN Der Totentanz von Rosslyn (Schottland) Ein Beitrag zu einem neuen Forschungsvorhaben	165
	Professor Dr. phil. WOLFGANG MANZ Bericht über den Aufbau des audiovisuellen Zentrums (AVZ) der Universität Düsseldorf	176
	Oberstaatsarchivrat Dr. phil. ROLF NAGEL Die Insignien der Universität Düsseldorf	181
	Professor Dr. med. HANS SCHADEWALDT 75 Jahre Städtische Krankenanstalten Düsseldorf mit einer Begrüßungsansprache des Rektors Magnifizenz Dr. phil. PETER HÜTTENBERGER zur Feierstunde am 1. Juli 1982	185
	Professor Dr. phil. KLAUS MÜLLER MARTIN LUTHER und die reformatorische Bewegung	199
	Professor Dr. phil. HANS SÜSSMUTH Vom Umgang der Deutschen mit ihrer Geschichte. Das LUTHER-Jubiläum 1983	210
	Oberregierungsrat Dipl.-Kfm. JÜRGEN NORBISRATH Die Einführung des kaufmännischen Rechnungswesens in den Medizinischen Einrichtungen (Universitätskliniken) der Hochschulen des Landes Nordrhein-Westfalen	227
Abschiedsvorlesung	Professor Dr. med. GUSTAV-ADOLF VON HARNACK Kinderheilkunde und Nachbardisziplinen	246
Gastvorlesungen	Professor Dr. phil. MARIA VIDA (Budapest) Die ärztliche Praxis und die medizinische Ikonographie im mittelalterlichen Ungarn	254
	Professor Dr. med. HARTMUT GOETHE (Hamburg) Die Geschichte des Seemannskrankenhauses Hamburg	264
	Professor Dr. med. Dr. h. c. ILZA VEITH (San Francisco) Die medizinische Welt des Königs TUTENKHAMON	269
	Professor Dr. med. Dr. med. h. c. JOSEF STRÖDER (Würzburg) Diphtherie vergessen — nicht verloschen	277
Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Düsseldorf e.V.	Ehrensator Dr. jur. WOLFGANG GLATZEL, Vorsitzender der „Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Düsseldorf e.V.“ Geschäftsbericht	287
Inserenten		291



Professor Dr. med. EWALD GERFELDT
apl. Professor für Soziale Hygiene
24. September 1979

stud. chem. SIEGFRIED HUBERT
7. Oktober 1981

MTA MARIA-ALBERTINE BORNEMANN
Institut für Medizinische Mikrobiologie und Virologie
22. Oktober 1981

stud. chem. MICHAEL WEINS
28. November 1981

Emeritierter ord. Professor Dr. phil. JAN VAN CALKER
bis 1978 Direktor des Physikalischen Instituts (Lehrstuhl I)
25. Dezember 1981

Pfarrer HANS HARING
Evangelischer Krankenhauseelsorger an den Medizinischen
Einrichtungen der Universität Düsseldorf
März 1982

RICHARD STINSHOFF
Laborgehilfe
Institut für Hygiene
19. April 1982

INGEBURG DIPPMANN
Photolaborantin
Institut für Geschichte der Medizin
13. Mai 1982

stud. phil. FRANK TOELKE
13. Juni 1982

Emeritierter ord. Professor Dr. phil. nat. KARL HINSBERG
bis 1962 Direktor des Instituts für Physiologische Chemie und Biochemie
14. August 1982

cand. med. REINHARD DETTMER
6. Oktober 1982

stud. phil. GERD VIELHABER
Januar/Februar 1983

stud. med. ANGELA SAENGER

16. Januar 1983

stud. phil. GABRIELE ZWILLING

17. März 1983

URSULA MICHALSKI

Regierungsangestellte

Medizinische Einrichtungen der Universität Düsseldorf

19. März 1983

stud. phil. KARLHEINZ SCHINDELMEIER

7. April 1983

Professor Dr. med. HANS GREUEL

Leiter der Radiologischen Abteilung der Universitäts-Frauenklinik

14. April 1983

Professor Dr. med. J. J. CURT DOLFF

Ehemaliger Direktor der Geburtshilflich-Gynäkologischen Abteilung

des St.-Elisabeth-Krankenhauses Essen

6. Juni 1983

stud. med. EDGARD RUIZ-WEIMANN

6. Juli 1983

stud. phil. RENATE TOTZAUER

27. Juli 1983

Professor Dr. med. CURT CARRIÉ

Ehemaliger Direktor der Städt. Hautklinik Dortmund

16. August 1983

stud. med. dent. ANDREAS GIEHL

25. August 1983

stud. phil. MONIKA VAN DE LOCHT

27. August 1983

Professor Dr. phil. WOLFGANG KRAMP

Direktor des Erziehungswissenschaftlichen Instituts der Universität Düsseldorf

31. August 1983

stud. phil. WILLI SAUTER

16. September 1983

stud. med. dent. KARIN LEIN

29. September 1983

Professor Dr. rer. nat. JAN VAN CALKER †

Am 25. Dezember 1981 verstarb Herr Professor Dr. JAN VAN CALKER nach kurzer, schwerer Krankheit im Alter von 73 Jahren. Professor VAN CALKER wurde am 25. April 1908 in Gießen als Sohn von Professor Dr. jur. WILHELM VAN CALKER und seiner Ehefrau CAROLA, geb. LEICHTLIN, geboren. Nach dem Abitur am humanistischen BERTHOLD-Gymnasium in Freiburg/Breisgau studierte er Mathematik, Physik, Chemie, Geologie und Mineralogie in Freiburg, Heidelberg und München und wurde 1934 mit einer Dissertation über „Neue spektralanalytische Untersuchungen“ zum Dr. phil. promoviert.

Von 1934 bis 1938 arbeitete er in Stuttgart und Freiburg. Von 1938 bis 1965 war er am Physikalischen Institut der Universität Münster tätig, wo er sich 1943 mit einer Arbeit „Über einen Versuch zur Begründung einer absoluten quantitativen Spektralanalyse“ habilitierte. Im gleichen Jahr wurde er zum Dozenten ernannt, 1955 zum apl. Professor, 1960 zum Wissenschaftlichen Rat.

In die Zeit seiner Tätigkeit in Münster fielen die Kriegsjahre und die ersten Nachkriegsjahre. Als kommissarischer Leiter des durch Kriegseinwirkung völlig zerstörten Physikalischen Instituts hat er unter unsäglichen Mühen aus den Trümmern das Institut soweit aufgebaut, daß bereits im Jahre 1946 der Lehrbetrieb wieder aufgenommen werden konnte.

1965 erhielt er den Ruf auf den neuerrichteten Lehrstuhl für Experimentalphysik der Universität Düsseldorf — damals noch Medizinische Akademie. Auch hier begann der Aufbau von Null an, bis nach insgesamt vier Umzügen im Jahre 1975 die endgültigen Institutsräume bezogen werden konnten. Trotz dieser Erschwernisse wurden bis zu diesem Zeitpunkt zwölf Dissertationen und 31 Diplom- und Staatsexamensarbeiten fertiggestellt. Nach Erreichen der Altersgrenze leitete er sein nun voll ausgebautes Institut weiterhin, bis er es 1978 seinem Nachfolger, Professor DECKER, übergab.

Der wissenschaftliche und berufliche Werdegang Professor VAN CALKERs war geprägt durch seine Lehrer: die Physiker MIE, LENARD, SOMMERFELD, und besonders durch seinen Doktorvater WALTHER GERLACH. Die Anregungen, die er dort erhielt, hat er in fruchtbaren eigenen Untersuchungen auf den Gebieten der Physik der Gasentladungen, der analytischen Spektroskopie, der Atom- und Plasmaphysik und der Kurzzeitphysik vertieft und ausgedehnt. Seine wissenschaftlichen Ideen und Ergebnisse wurden in einer Monographie und über 80 Veröffentlichungen sowie einer großen Zahl von Arbeiten seiner Schüler und Mitarbeiter publiziert.

Die Vermittlung physikalischen Wissens war Professor VAN CALKER stets ein wichtiges Anliegen. Mit großem Eifer und keine Mühe scheuend hat er seine Studenten in Vorlesungen anhand zahlreicher, z.T. neu entwickelter Experimente in die Grundlagen der Physik eingeführt. Großen Wert legte er darauf, daß die Studenten physikalische Kenntnisse auch in praktischen Übungen



stud. med. ANGELA SAENGER
16. Januar 1983

Professor Dr. rer. nat. JAN VAN CALKER
17. März 1983

erlernten und vertieften. In gleicher Weise lag ihm am Herzen, daß die auszubildenden Lehramtskandidaten fundierte Fähigkeiten im selbständigen Experimentieren erwarben. Neben seinem Wirken als Wissenschaftler und Lehrer widmete Professor VAN CALKER einen wesentlichen Teil seiner Schaffenskraft dem allgemeinen Hochschulwesen und dem Aufbau der Naturwissenschaftlich-Philosophischen Fakultät und nach deren Trennung im Jahre 1969 der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät. So war er Gründungsmitglied des Hochschulverbandes, in dessen Vorstand er von 1959 bis 1971 tätig war. In der besonders viel persönlichen Engagement, Feingefühl, Geschick und Umsicht erfordernden Zeit des Aufbaus der Universität Düsseldorf war er 1967/68 Dekan der Naturwissenschaftlich-Philosophischen Fakultät. Von 1966 bis 1977 war er der ständige Vertreter der Fakultät auf dem Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultätentag, von 1966 bis 1970 Mitglied des Senats der Universität Düsseldorf. Seine Kollegen, Mitarbeiter und Schüler haben Professor VAN CALKER als einen Mann schätzen gelernt, der sich stets selbstlos und mit nimmermüdem Eifer für ihre Belange und die seines Instituts einsetzte. Er vertrat seinen Standpunkt unaufdringlich, aber mit großer Zähigkeit und Beharrlichkeit. Für seine Kollegen, Mitarbeiter und Schüler nahm er sich immer Zeit; dafür setzte er sich selbst und oft sogar seine Familie hintan. Geduldig hörte er ihre Sorgen und Nöte an und half ihnen, wo immer es in seinen Kräften stand, ohne daß er jemandem seine Auffassung aufgedrängt hätte. Stets bewahrte er Ruhe; in hitzigen Diskussionen verstand er es, mit diplomatischem Geschick Ausgleich und Kompromisse zu finden. Sein durch Lebenserfahrung und umfangreiche Kenntnisse in Verwaltung und Leitung des Instituts geprägter Rat wurde gern in Anspruch genommen. Dies setzte sich auch fort in der Zeit, als er seinen wohlverdienten Ruhestand angetreten hatte.

In seiner noblen, zurückhaltenden Art, seinem stets freundlichen und hilfsbereiten Wesen war er der Mann, dem man unbesorgt sein volles Vertrauen schenken konnte. Seine Schüler, Mitarbeiter und Kollegen, die ihm in fachlicher, besonders aber auch in menschlicher Beziehung sehr viel zu verdanken haben, werden ihn immer in ehrender Erinnerung behalten.

BENNO WISCHGOLL

Professor Dr. med. CURT CARRIÉ †

Am 16. August 1983 ist der ehemalige Direktor der Städt. Hautklinik Dortmund, CURT CARRIÉ, verstorben.

Er hatte diese Klinik von 1955 bis 1972 geleitet und aus ihr in dieser Zeit das heutige leistungsfähige dermatologische Krankenhaus gemacht. Vorher war er als Assistent und Oberarzt bei SCHREUS in Düsseldorf gewesen und hatte sich dort vorwiegend mit hautphysiologischen Problemen, so z.B. mit Untersuchungen des Hauttalges, befaßt. Aus seiner klinischen Forschung seien seine Arbeiten über die Porphyrien aus dieser Zeit nur erwähnt.

Schon frühzeitig widmete er sich den beruflichen Hauterkrankungen, und sein Leitfadenerkrankungen war das erste dermatologische Standardwerk für dieses Gebiet. Mit der Gründung der Arbeitsgemeinschaft Berufsdermatologie und der Beschäftigung auch mit Fragen der Begutachtungspraxis hat er auch später sich weiter diesem Gebiet mit Erfolg gewidmet und wurde für diese Arbeiten von der Deutschen Gesellschaft für Arbeitsmedizin 1974 mit der FRANZ-KOELSCH-Medaille ausgezeichnet. Zahlreiche weitere Anerkennungen und Ehrungen sind ihm zuteil geworden, über die er sich gefreut haben mag, deren Herausstellung er aber immer mit der ihm eigenen persönlichen Bescheidenheit abgelehnt hat. Stets waren für ihn die Sache und die Leistung das wichtigste.

Ehrlichkeit und Offenheit zeichneten ihn ebenso aus wie unermüdlicher Arbeitseifer und logisches Denken, das in einer kurzen und klaren Diktion ausgedrückt, manchem etwas unpersönlich erschienen sein mag. Die, die ihn näher kannten, lernten ihn aber als verlässlichen, hilfsbereiten Freund schätzen, der im privaten Bereich musischen Dingen durchaus aufgeschlossen war, und nur wenige wissen um sein meisterhaft beherrschtes Hobby, die Malerei.

Mit CURT CARRIÉ verliert die Deutsche Dermatologie einen hervorragenden Vertreter, der vor allem in den Nachkriegsjahren zum internationalen Ansehen der Deutschen Dermatologie beigetragen hat, und dem viele heute in der Praxis tätige Dermatologen ihre fundierte Ausbildung verdanken.

Seit 1942 gehörte CURT CARRIÉ, zuletzt als außerplanmäßiger Professor, dem Lehrkörper der damaligen Medizinischen Akademie, unserer jetzigen Universität, an.

Seine Freunde, Kollegen und Schüler werden sein Andenken bewahren.

HAGEN TRONNIER



Professor Dr. med. J. J. CURT DOLFF †

CURT DOLFF wurde als Sohn eines praktischen Arztes in Meckenheim bei Bonn am 17. August 1906 geboren.

Nach Beendigung seiner medizinischen Studien an den Universitäten Bonn und Wien begann er unter Professor STURSBURG im Bonner JOHANNES-Hospital seine ärztliche Ausbildung. Promotion 1934 mit „Tierexperimentellen Untersuchungen über die stoffwechselphysiologische Wirkung des Cystins“ in der chemischen Abteilung des Physiologischen Institutes der Universität Bonn.

Ab September 1934 arbeitete er unter Professor VON MIKULICZ-RADECKI an der Universitäts-Frauenklinik Königsberg in Ostpreußen. Habilitation 1944 über „Unterschiedliche Befunde an den Zotten und der Decidua bei Aborten und ihre klinische Bedeutung“.

Während des Krieges war Professor DOLFF Truppenarzt, nach dem Zusammenbruch Chefarzt der chirurgischen Abteilung eines Kriegslazaretts für aus der Gefangenschaft heimkehrende verwundete Soldaten.

Im Januar 1948 wurde Professor DOLFF als Oberarzt an die Rheinische Landesfrauenklinik und Hebammen-Lehranstalt Wuppertal-Elberfeld berufen, wo er bis zur Berufung nach Essen als Chefarzt der geburtshilflich-gynäkologischen Abteilung des St.-ELISABETH-Krankenhauses im Jahre 1956 arbeitete.

Umhabilitation unter Professor SCHMIDT-ELMENDORFF 1949 und Ernennung zum außerordentlichen Professor 1952.

Zwei Söhne, MICHAEL, geboren 29. Dezember 1943, und WALTER, geboren 17. April 1949. Beide ebenfalls Gynäkologen, Sohn MICHAEL Assistent unter Professor L. BECK, Sohn WALTER niedergelassener Gynäkologe in Essen. Ehefrau GRETEL, verstorben 1. September 1981. Schwerpunkte seiner klinischen Tätigkeiten: Entwicklung operativer Techniken, speziell im Rahmen der vaginalen Radikal-Operation, beim Zervix-Karzinom und der gynäkologischen Urologie. Im Rahmen der Geburtshilfe galt sein besonderes Interesse den Methoden der Geburtserleichterung.

MICHAEL DOLFF



Professor Dr. med. EWALD GERFELDT †

EWALD GERFELDT wurde am 15. Oktober 1891 im oberschlesischen Schomberg bei Beuthen geboren. Er studierte Medizin in Tübingen, Bonn und Breslau, war im Ersten Weltkrieg (1914-1918) in der Seuchenabteilung eines Feldlazaretts in Rußland unter Professor SCHITTENHELM tätig. Nach dem Staatsexamen erfuhr er in Breslau die internistische Ausbildung bis zur Übernahme des Kreiskrankenhauses Lublinitz O/S. Die Regierung in Breslau bot ihm bald an, in die Medizinalverwaltung einzutreten, so daß er sich entschloß, nach Ablegung des Kreisarztexamens seine blühende Praxis aufzugeben und Ende 1927 in den Staatsdienst zu gehen. Nach kurzer Kreisarztstätigkeit in Leobschütz wurde er 1930 an die Regierung in Köln versetzt, von wo er für das Ministerium in Berlin vorgesehen war. 1934 erfolgte jedoch seine Versetzung nach Allenstein (Ostprien), später nach Oppeln O/S und Kattowitz.

Da GERFELDT nicht in die NSDAP eintrat und sich auch sonst als Gegner des NS-Regimes erwies, wurde er nicht weiterbefördert, obwohl sich seine direkten Vorgesetzten sehr für ihn eingesetzt hatten.

Am 4. Juni 1945 wurde er mit dem Wiederaufbau des daniederliegenden öffentlichen Gesundheitswesens im Gebiet des Oberpräsidiums der Rheinprovinz (NRh) von Düsseldorf aus beauftragt. Diese Aufgabe erledigte er mit seiner Sachkenntnis auf allen Gebieten der Hygiene erfolgreich, beschleunigte die Wiedereröffnung der drei rheinischen Medizinischen Fakultäten und gründete wieder eine Akademie für die Ausbildung der Ärzte des öffentlichen Gesundheitsdienstes, deren Präsident er zwölf Jahre lang blieb. In dieser Zeit verhalf er der Krankenhausgesellschaft, der Gesellschaft zur Bekämpfung der Krebskrankheiten, deren 1. Vorsitzender er war, der Verkehrsmedizin (deren Namen er prägte) sowie mehreren anderen Einrichtungen im Kampf gegen Infektions-, Volks- und Zivilisationskrankheiten und Suchten zum Dasein. 1948 erfolgte die Habilitation für das Fach Soziale Hygiene und 1951 die Ernennung zum außerplanmäßigen Professor bei der Medizinischen Akademie in Düsseldorf, an der er sich bis ins hohe Alter regelmäßig an der Lehre beteiligte.



HELMI GERFELDT

Professor Dr. med. HANS GREUEL †

HANS GREUEL wurde am 15. Mai 1922 in Wismar in Mecklenburg als Sohn eines Studienrates geboren. Nach Absolvierung des humanistischen Gymnasiums wurde er 1940 zur Kriegsmarine eingezogen. Zwischen Flotteneinsätzen im Kriege studierte er in Tübingen, Heidelberg und Danzig Medizin. Nach Besetzung seiner Heimat durch die Russen blieb er im Westen und legte am 16. Januar 1947 in Düsseldorf das Medizinische Staatsexamen ab.

Am 1. März 1947 begann er in der I. Medizinischen Klinik der Medizinischen Akademie in Düsseldorf unter dem damaligen Direktor, Herrn Professor BODEN, seine Ausbildung. Am 21. Juli 1948 wurde er zum Dr. med. promoviert.

Im Jahre 1949 ging er zur theoretischen Ausbildung an das Pharmakologische Institut der Universität München zu Herrn Professor FORST.

Dann kehrte er an die I. Medizinische Klinik in Düsseldorf zurück und arbeitete unter dem nachfolgenden Direktor Professor GROSSE-BROCKHOFF. Hier erhielt er die Ausbildung zum Facharzt für Innere Krankheiten und, nach längerer Tätigkeit auf der Tuberkuloseabteilung, auch zum Facharzt für Lungenkrankheiten.

Nach mehrjähriger Tätigkeit im Fach Röntgenologie und Strahlenheilkunde an der I. Medizinischen Klinik (Professor KÖHNLE), dem Institut und der Klinik für Medizinische Strahlenkunde unter Herrn Professor VIETEN, erhielt er die Anerkennung als Facharzt für Röntgenologie und Strahlenheilkunde und habilitierte sich 1967 für das Fach Medizinische Strahlenkunde. Seine Antrittsvorlesung hielt er über das Thema „Klinische Anwendung der Stereo-Röntgenbildmesung“. 1971 wurde er zum Professor für Medizinische Strahlenkunde ernannt.

Seit 1963 war er Leiter der Radiologischen Abteilung der Frauenklinik der Universität Düsseldorf.

Professor GREUEL starb am 14. April 1983.

LUTWIN BECK



Professor Dr. phil. nat. KARL HINSBERG †

Professor Dr. phil. nat. KARL HINSBERG, vom 1. Januar 1950 bis zu seiner Emeritierung am 30. September 1962 Leiter des Instituts für Physiologische Chemie der Medizinischen Akademie (Vorläuferin der Universität Düsseldorf) und deren Rektor im Jahre 1961/1962, ist am 14. August 1982 im Alter von 88 Jahren verstorben.

Professor Dr. HINSBERG, geb. am 29. Juli 1894 in Rombach (Lothringen), übernahm unmittelbar bei seinem Eintritt in die Medizinische Akademie die Leitung der kurz zuvor wiedergegründeten Abteilung für Physiologische Chemie, 1953 wurde sie in „Institut für Physiologie und Biochemie“ umbenannt und gemeinsam mit der Anatomie untergebracht. 1956 erhielt sie den heutigen Namen „Institut für Physiologische Chemie“.

Am 1. Januar 1962 wurde Professor Dr. HINSBERG zum Ordinarius für Physiologische Chemie ernannt. Nach seiner Emeritierung blieb er noch ein Jahr kommissarischer Leiter des Instituts.

Die Universität verlor in Professor HINSBERG einen hochqualifizierten Forscher, hervorragenden Hochschullehrer und vorbildlichen Kollegen.

Professor HINSBERG hat von Anfang an als Vorsitzender bis zu seinem Ausscheiden aus dem Amte im Jahre 1962 die Bibliothekskommission der Medizinischen Akademie geleitet und die Weichen für die Einrichtung der Medizinischen Zentralbibliothek gestellt.

HANS SCHADEWALDT



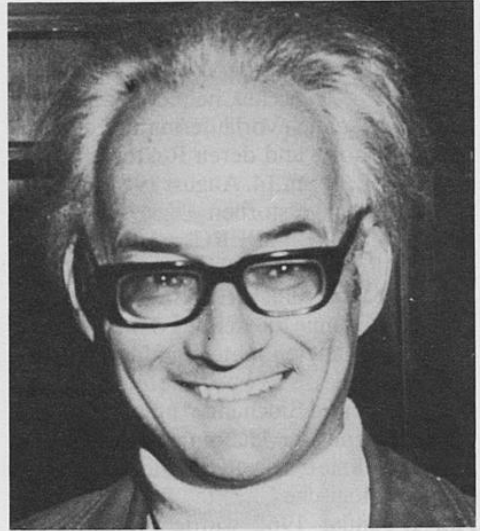
Professor Dr. phil. WOLFGANG KRAMP †

Am letzten Tag im August 1983 ist der Düsseldorfer Erziehungswissenschaftler WOLFGANG KRAMP völlig unerwartet einem Herzversagen erlegen.

WOLFGANG KRAMP, am 17. Februar 1927 in Danzig geboren und in der Zeit der NS-Diktatur aufgewachsen, ist durch den mutigen Widerstand gegen die Unmenschlichkeit des Regimes, wie er in seinem der Bekennenden Kirche angehörenden Elternhaus geübt wurde, nachhaltig geprägt worden. Sein privates, politisches und wissenschaftliches Engagement ist stets diesem Gedanken der Mitmenschlichkeit verpflichtet gewesen.

Nach Kriegsteilnahme und Gefangenschaft studierte KRAMP an der Pädagogischen Hochschule Hannover und wurde 1948 Volksschullehrer wie sein Vater. Nach vier Jahren Schuldienst, mit dem sich für ihn viele glückliche Erinnerungen verbanden, begann er als GRIMME-Stipendiat und mit Hilfe der Studienstiftung des Deutschen Volkes an der Universität Göttingen ein Zweitstudium der Pädagogik, Philosophie und Germanistik, aber auch der Geschichte, Soziologie und Psychologie. Die Begegnung mit seinen akademischen Lehrern WENIGER, KAYSER, KÖNIG und KOSELLECK bestätigten und förderten seine Neigung zur Sprachästhetik und zur historischen Betrachtung. Er wurde 1958 mit einer Arbeit über COMENIUS bei ERICH WENIGER promoviert und trat damit in den Kreis der wissenschaftlich so überaus fruchtbaren „Göttinger Schule“ der Pädagogik ein. Nach Assistentenjahren in Oldenburg und in Frankfurt ging er 1963 als Professor an die PH Berlin und folgte 1969 dem Ruf auf den ersten Lehrstuhl am neugegründeten Erziehungswissenschaftlichen Institut der Universität Düsseldorf, das er aufgebaut und bis zu seinem Tode geprägt hat.

WOLFGANG KRAMP ist ein leidenschaftlicher Lehrer gewesen. Er war stolz auf seine Ausbildung und Lehrtätigkeit an traditionellen Pädagogischen Hochschulen, deren Zerschlagung er nie gutgeheißen hat. Für die Düsseldorfer Universität hat er etwas von deren Geist zu retten versucht, indem er auch für künftige Gymnasiallehrer schulpraktische Studien eingeführt und selbst geleitet hat. Seine in Oldenburg entstandenen „Hinweise zur Unterrichtsvorbereitung für Anfänger“ (1962) haben bis heute unzählige junge Lehrer auf ihren ersten Schritten im Schulalltag begleitet. Er hat sich aber auch in seiner eigenen Hochschullehrertätigkeit diesen Hinweisen verpflichtet gefühlt. Mitarbeitern und Studenten hat er alle Freiheit zu wissenschaftlicher Entfaltung gelassen, aber seine Anforderungen an sie waren hoch. Die Resonanz seiner Schüler auf die sorgfältig geplanten Seminare und auf die „Dramaturgie“ seiner bis ins kleinste durchgearbeiteten und rhetorisch glänzend vorgetragenen Vorlesungen war ihm wichtig, und wenn sie ausblieb, war er enttäuscht; denn er hat seinen Lehrerstudenten vorgelebt, was es heißt, an sich selbst als Lehrer die höchsten Ansprüche zu stellen. Dabei war er ohne jegliche professorale Attitüde, wohlwollend, aber nicht herablassend, im Gespräch geschliffen argumentierend, meist mit feiner Ironie, die manchmal an Sarkasmus grenzte. Für das, was er als sinnvoll erkannt hatte, setzte er sich ohne



Rücksicht auf die eigene Person voll und ganz ein. So hat er in der Studienreformkommission I des Landes Nordrhein-Westfalen mit dafür gesorgt, der Erziehungswissenschaft den angemessenen Raum in der Lehrerausbildung zu sichern. Er hat maßgeblich an den entsprechenden Studien- und Prüfungsordnungen für die künftigen Lehrer und Diplompädagogen mitgearbeitet und sich in einer Vielzahl von Ämtern in der Akademischen Selbstverwaltung, die ihm angetragen wurden, aufgerieben. Im Kuratorium des Pädagogischen Instituts Düsseldorf hat er sich von Anfang an um die Lehrerfortbildung gekümmert; von der Synode der Evangelischen Kirche im Rheinland war er zum pädagogischen Prüfer der Pfarramtskandidaten bestellt. Daneben war er in all den Jahren als Musiker, Chorleiter und Sänger tätig. Immer hat die Musik, besonders die Kirchenmusik, zu seinem Leben gehört.

Als Wissenschaftler hat WOLFGANG KRAMP versucht, pädagogische Praxis und pädagogische Theorie in ein fruchtbares Verhältnis zu setzen. Er war einer der — immer seltener werdenden — Erziehungswissenschaftler, die beide Seiten intensiv kannten und deshalb in der Lage waren, die Überheblichkeit der Theorie gegenüber der Praxis genauso zutreffend zu kritisieren wie die Überheblichkeit der Praxis gegenüber der Theorie. Wissenschaftlichen Konstrukten hat er ebenso mißtraut wie alltagspädagogischen Erfahrungssätzen. Seine Skepsis gegenüber geschlossenen Systemen kommt am deutlichsten in seinen „Studien zur Theorie der Schule“ (1973) zum Ausdruck. Dem Vertrauen in „große Theorien“ setzte er das beharrliche Abklopfen von Positionen, die Präzisierung der Fragestellung und die kritische Durchleuchtung vorgegebener Ansätze entgegen. Er war selbstkritisch bis zum Selbstzweifel auch bei seinen eigenen Entwürfen, die er nur bis zur letzten Konsequenz durchdacht aus der Hand geben wollte.

Sein mehrfach publizierter und immer wieder zitierter Aufsatz „Fachwissenschaft und Menschenbildung“ (1963 ff.) enthält in seiner eindeutigen Stellungnahme auch sein Lebensprogramm: Er war ein Menschenbildner.

HELGA RÖHRIG

Die Alternative. Bahnen und Busse schützen die Umwelt. Die Rheinbahn.*

* Probieren geht über studieren, sagt der Volksmund. Praxis gegen Theorie? Wir raten zum Studium. Prüfen Sie unser Angebot! Und machen Sie anschließend die Probe aufs Exempel.

Ihre Rechnung geht mit Sicherheit auf: Busse und Bahnen bringen Sie billiger zur Uni als das benzinsparendste Auto. Nur wenn Sie zu Fuß gehen oder mit dem Fahrrad fahren, sind wir gegen Sie chancenlos.

Zugegeben, wir sind nicht so bequem wie das eigene Auto. Unsere Fahrzeuge müssen sich viele Fahrgäste teilen. Und – manche Wege zwischen Start und Ziel sind mit Umsteigen verbunden. Dafür aber fahren wir ökonomischer und wesentlich umweltschonender. Unsere 817 Bahnen und Busse ersetzen täglich mehr als 180 000 Pkw.

Würden sie nicht fahren, wäre das Chaos perfekt. Ruhendes und fahrendes Blech ersticke zu Spitzenzeiten jeden Versuch, sich auf vier Rädern fortzubewegen. Wir befördern täglich rund 500 000 Fahrgäste, 164 Millionen im Jahr. Wir meinen, das sind umweltbewußte Leute und kluge Rechner dazu. Möchten Sie das einmal nachrechnen? Rufen Sie uns an. Wir beraten Sie gern.

Unsere Service-Nr. 58228

Rektor und Prorektor

Dekane der Fakultäten



Zum **Rektor** für die Amtsjahre 1981/82 und 1982/83 wurde gewählt

Magnifizenz

Professor Dr. phil.

PETER HÜTTENBERGER

Historisches Seminar,

Abteilung für Neuere Landesgeschichte

Lehrstuhl VI für Neueste Geschichte.

Sein Lebenslauf erschien im Jahrbuch 1975/76, S. 38.



Zum **Prorektor** für die Amtsjahre 1981/82 und 1982/83 wurde gewählt

Professor Dr. med.

HANS-WERNER SCHLIPKÖTER

Direktor der Institute für Hygiene sowie für Umwelthygiene.

Sein Lebenslauf erschien im Jahrbuch 1978—1980, S. 66—67.

Dekane der Fakultäten



Dekan der Philosophischen Fakultät

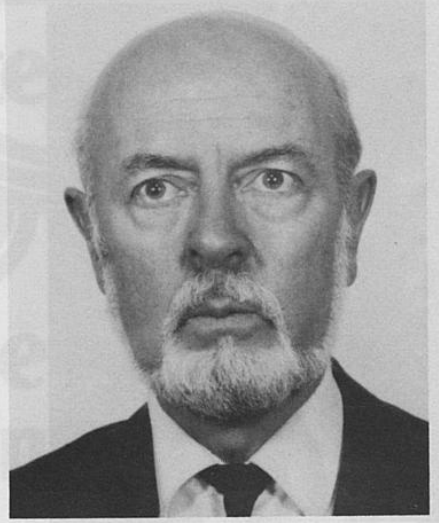
Akademisches Jahr 1981/82

Spektabilität

Professor Dr. phil.

PETER WUNDERLI

Sein Lebenslauf erscheint in diesem Jahrbuch, S. 30.



Dekan der Philosophischen Fakultät

Akademisches Jahr 1982/83

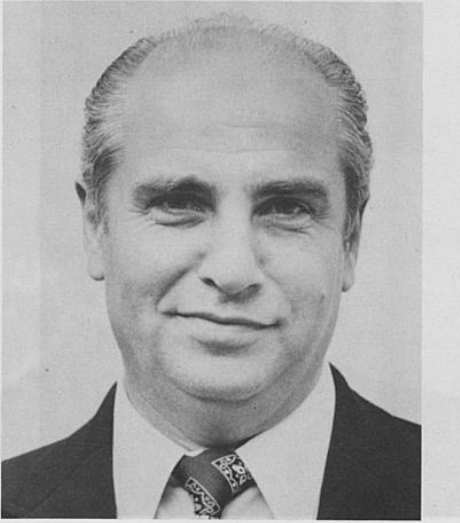
Spektabilität

Professor Dr. phil.

RUDOLF HIESTAND

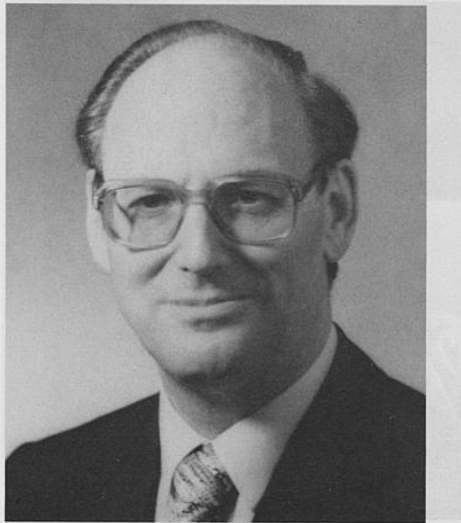
Sein Lebenslauf erschien im Jahrbuch 1976/77, S. 31

Neue Hochschullehrer Philosophische Fakultät



**Dekan der Mathematisch-
Naturwissenschaftlichen Fakultät**
Akademisches Jahr 1981/82
Spektabilität
Professor Dr. rer. nat.
WERNER PETERS

Sein Lebenslauf erschien im Jahrbuch
1973—1975, S. 66.



**Dekan der Mathematisch-
Naturwissenschaftlichen Fakultät**
Akademisches Jahr 1982/83
Spektabilität
Professor Dr. rer. nat.
HANS MÖHRLE

Sein Lebenslauf erschien im Jahrbuch
1975/76, S. 49.

Dekane der Fakultäten

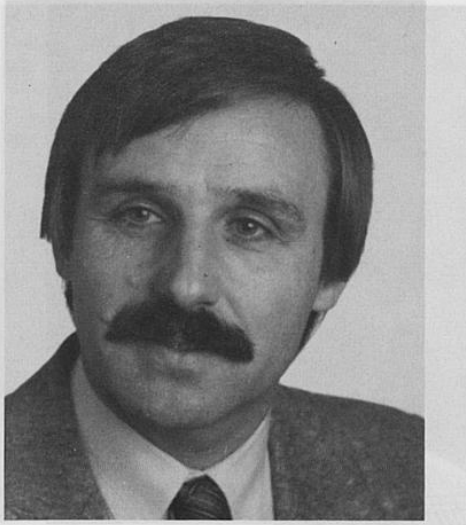


Dekan der Medizinischen Fakultät
Akademisches Jahr 1981/82
Spektabilität
Professor Dr. med.
GUNTHER ARNOLD
Sein Lebenslauf erschien im Jahrbuch
1975/76, S. 53.



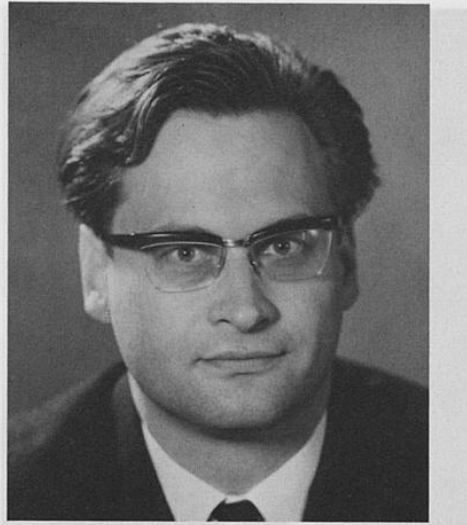
Dekan der Medizinischen Fakultät
Akademisches Jahr 1982/83
Spektabilität
Professor Dr. med.
HERBERT THEODOR BRÜSTER
Sein Lebenslauf erschien im Jahrbuch
1973—1975, S. 73.

Neue Hochschullehrer Philosophische Fakultät



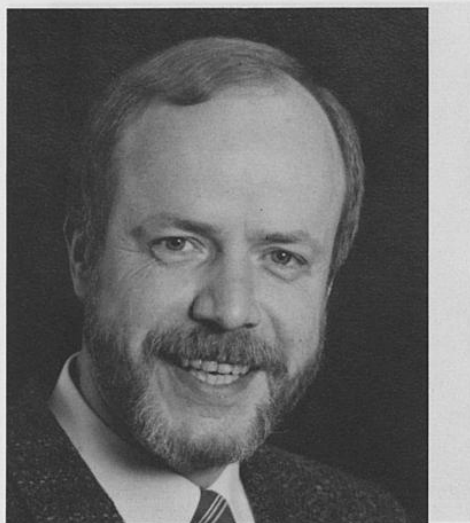
Professor Dr. phil.
DIETER A. BERGER

DIETER A. BERGER, geb. am 14. November 1940, studierte nach dem Abitur 1960 in Garmisch-Partenkirchen Anglistik, Romanistik und Philosophie. 1966 legte er in Frankfurt/Main das Staatsexamen ab und wurde 1969 in Saarbrücken über Englische Literaturtheorie im 18. Jahrhundert promoviert. 1972 wurde er zum Assistenzprofessor ernannt. 1976 habilitierte er sich, unterstützt durch ein DFG-Stipendium, über „Die Konversationskunst in England 1660–1740“. Von Oktober 1978 bis März 1979 unterrichtete er an der Universität York/England. Im Juli 1981 übernahm er den Lehrstuhl Anglistik IV an der Universität Düsseldorf. Sein Hauptarbeitsgebiet ist die moderne englische Literatur vom 17. bis 20. Jahrhundert, insbesondere auch die schottische, anglo-irische und anglo-afrikanische Literatur. Aktuelle Forschungsinteressen bilden Studien zur Parodie und zum postmodernen Roman.



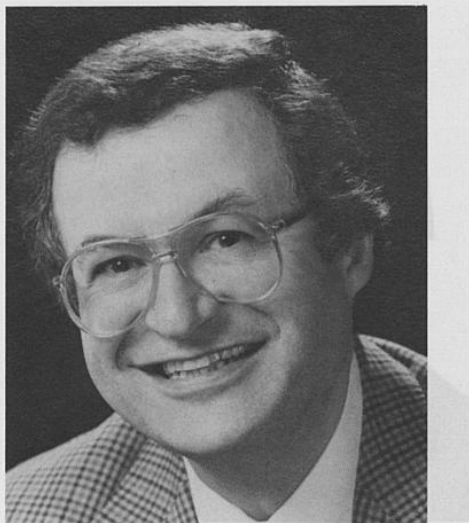
Professor Dr. jur.
HANS BOLDT

Geboren am 5. Dezember 1930 in Breslau, studierte HANS BOLDT Jurisprudenz (1. und 2. Staatsexamen), Geschichte und Politikwissenschaft an den Universitäten Marburg, Innsbruck, München und Heidelberg. Er wurde 1965 in Heidelberg zum Dr. jur. promoviert und habilitierte sich 1971 an der Universität Mannheim für die Fächer Politikwissenschaft und Staatsrecht. 1974 erhielt er dort eine Professur an der Fakultät für Sozialwissenschaften, 1977/79 war er ihr Dekan. Zum Sommersemester 1983 hat er den neu geschaffenen Lehrstuhl für Politikwissenschaft an der hiesigen Philosophischen Fakultät übernommen. Der Schwerpunkt seiner Arbeiten liegt auf dem Gebiet der Vergleichenden Regierungslehre (bes. Regierungssystem der Bundesrepublik) und der Verfassungsgeschichte.



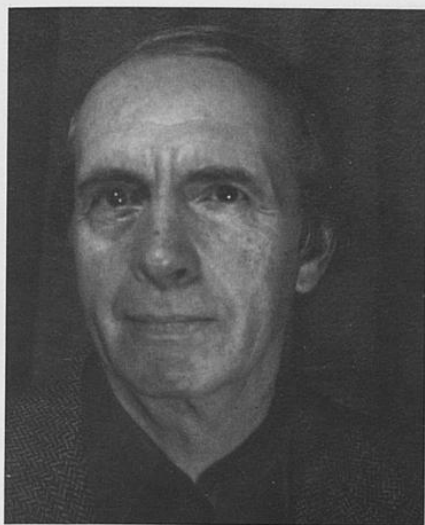
**Professor Dr. phil.
WILHELM G. BUSSE**

WILHELM G. BUSSE, 1942 in Münster geboren, studierte nach seiner Bundeswehrdienstzeit von 1964 bis 1968 Anglistik und Romanistik in Münster. Am Anglistischen Institut in Düsseldorf trat er am 1. Oktober 1968 eine Stelle als Verwalter einer Wiss. Ass.-Stelle an; im SS 1972 wurde er mit der Dissertation „*Courtly love oder paramours*“ zum Dr. phil. promoviert, im WS 1981/82 habilitierte er sich mit der Arbeit „Altenglische Literatur und ihre Geschichte: zur Kritik des gegenwärtigen Deutungssystems“. Seit SS 1982 vertrat er den Lehrstuhl Anglistik I (Englische Sprachgeschichte und mittelalterliche, englische Literatur), auf den er im SS 1983 berufen wurde. Forschungsgebiete: altenglische Literatur; englische und anglofranzösische Literatur um 1200; englische Alliterationsdichtung im 14. Jahrhundert; Sprachkontakt zwischen Englisch und Französisch (12. und 13. Jahrhundert) und seine Auswirkungen auf Bedeutungswandel.



**Privatdozent Dr. phil. Akad. Oberrat
Dr. DIETMAR CLAAS**

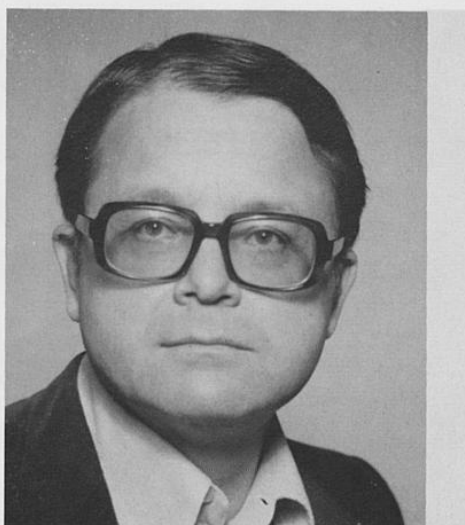
DIETMAR CLAAS wurde geboren am 22. Dezember 1940 in Andernach a.Rh. Nach dem 1. Staatsexamen in Englischer und Romanischer Philologie an der Universität Bonn wurde er 1971 in Gießen mit einer Arbeit über „Erneuerung und Tradition im poetischen Wortschatz T.S. ELIOTS“ promoviert. 1984 veröffentlichte er seine Habilitationsschrift „Entgrenztes Spiel. Leserhandlungen in der postmodernen amerikanischen Erzählkunst.“ Seit seiner Tätigkeit am Anglistischen Institut der Universität Düsseldorf bildet die moderne und postmoderne amerikanische Literatur den Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Arbeit. Ein einjähriges Stipendium als Fellow des „American Council of Learned Societies“ an der Universität Buffalo diente der Vorbereitung seiner Habilitationsschrift. Es erfolgten Veröffentlichungen zu THOMAS PYNCHON. 1978–1984 nahm er mit Unterstützung der DFG an den Jahreskonferenzen der „Modern Language Association of America“ in New York, San Francisco und Washington teil.



Professor

WALTER CÜPPERS

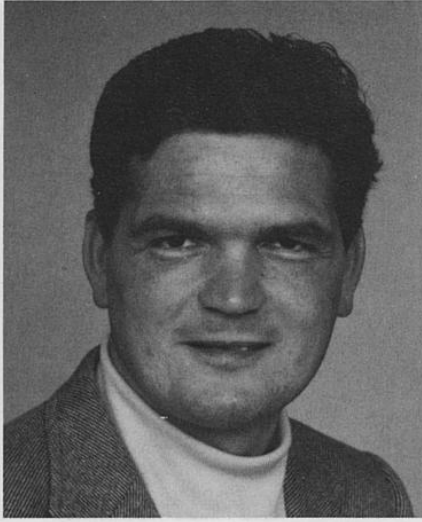
WALTER CÜPPERS wurde am 21. Januar 1925 in Embken, Kreis Düren, geboren. Das Interesse an der Kunst wurde schon im Elternhaus geweckt, und im Kunstunterricht des Gymnasiums fanden seine Neigungen Unterstützung. 1943 zur Infanterie eingezogen. Seine künstlerische Ausbildung begann er erst 1947 nach Kriegs- und Lazarettzeit auf einer Malschule, anschließend studierte er an der Kunstakademie und dem Werkseminar Düsseldorf. Nach der Referendarzeit in Köln war CÜPPERS in Rheinhausen zehn Jahre als Kunsterzieher tätig. 1963 wurde er als Dozent an die Pädagogische Hochschule Neuss berufen. Das Schwergewicht seiner Lehrtätigkeit sieht er in der künstlerischen Ausbildung im Zusammenhang mit pädagogischen Fragen. Die bevorzugten Materialien sind der Ton und die pastose Farbe, bildnerische Mittel, die auch sein eigenes Schaffen bestimmen.



Privatdozent Dr. phil.

ALBRECHT GRAF FINCK V. FINCKENSTEIN

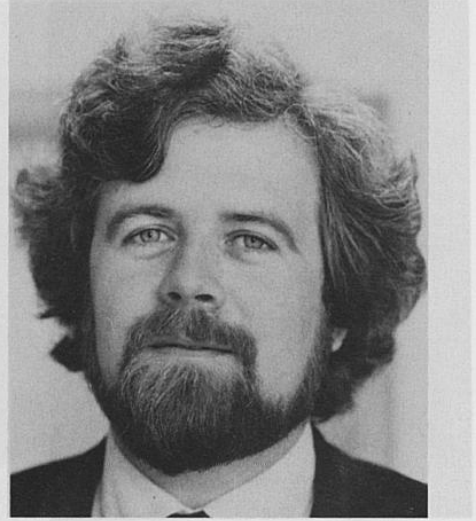
Am 15. August 1930 in der Mark Brandenburg geboren, wurde ALBRECHT GRAF FINCKENSTEIN nach Kriegsende aus der Heimat vertrieben. Nach seiner Reifeprüfung 1950 in Oldenburg i. O., einer Tischlerlehre und nach Umschulung zum Bautechniker in der Bauindustrie tätig, immatrikulierte er sich 1967 an der Universität Bonn zum Studium der Fächer Geschichte, Kunstgeschichte, Alte Geschichte und Philosophie und wurde dort 1973 promoviert. Seit dem 1. März 1973 am Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte der Universität Düsseldorf tätig, erwarb er 1982 die Venia legendi für das Fach Mittlere und Neuere Geschichte. Seine Arbeitsgebiete sind die Reichsgeschichte des 10. und 11. Jahrhunderts, die Regesta Pontificum Romanorum und die spätmittelalterliche Landesgeschichte Nordwestdeutschlands.



Professor Dr. phil.

HANS HECKER

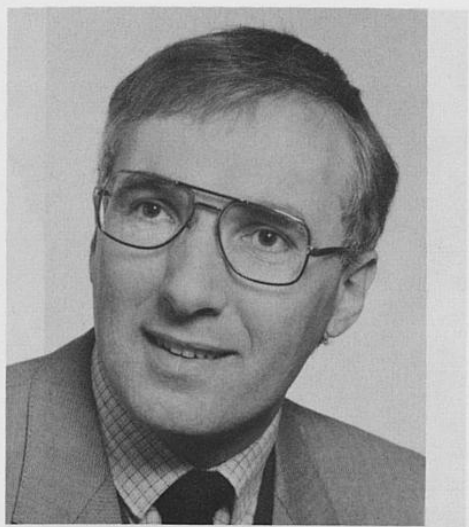
HANS HECKER ist am 2. Januar 1942 in Leipzig geboren. In Essen legte er 1961 am altsprachlichen Burggymnasium das Abitur ab. Nach zweijährigem Wehrdienst studierte er Osteuropäische Geschichte, Mittlere und Neuere Geschichte, Slavistik und politische Wissenschaften zunächst an der Freien Universität Berlin, ab 1966 an der Universität zu Köln. Dort wurde er 1971 mit der Dissertation „Die Tat‘ und ihr Osteuropabild 1909 – 1939“ (Köln 1974) zum Dr. phil. promoviert. Anschließend arbeitete er als Wiss. Mitarbeiter am Kölner Ostkolleg der Bundeszentrale für politische Bildung, bis er 1973 eine Stelle als Wiss. Ass. am Seminar für osteuropäische Geschichte der Universität zu Köln übernahm. 1980 habilitierte er sich mit einer Arbeit über „Russische Universalgeschichtsschreibung“ (München-Wien 1983). Am 1. April 1982 wurde er zum Professor für osteuropäische Geschichte an der Universität Düsseldorf ernannt.



Privatdozent Dr. phil.

JOCHEN HÖRISCH

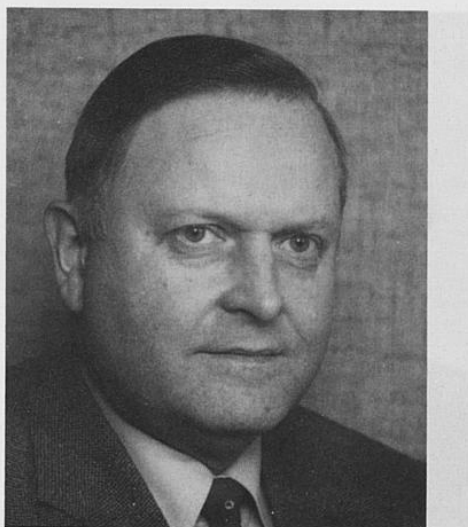
Im Jahr 1970 nahm JOCHEN HÖRISCH, 1951 in Bad Oldesloe geboren, an der noch jungen Universität Düsseldorf sein Studium der Germanistik, Philosophie und Geschichte auf. Ein Stipendium der Studienstiftung ermöglichte 1972/73 ein Studienjahr in Paris, wo die Lehrveranstaltungen der Neostrukturalisten FOUCAULT, LACAN, GREIMAS und GENETTE wichtige Anregungen vermittelten. In Heidelberg hat HÖRISCH bei den Professoren HENKEL und THEUNISSEN sein erstes Staatsexamen abgelegt. Zur Promotion (1976) über frühromantische Dichtungstheorie kehrte er an die Universität Düsseldorf zurück, wo er seitdem als Wiss. Ass. am Lehrstuhl für Neuere Germanistik von ANTON und seit der Habilitation (1982) über das Glücksmotiv in den deutschen Bildungsromanen als Privatdozent arbeitet. Schwerpunkte in Lehre und Forschung sind die Dichtungen der Goethezeit und methodologische Fragen der Literaturwissenschaft. Am 1. Januar 1986 wurde er zum Professor ernannt.



Professor Dr. phil. Dipl.-Psych. M.A.

LUTZ F. HORNKE

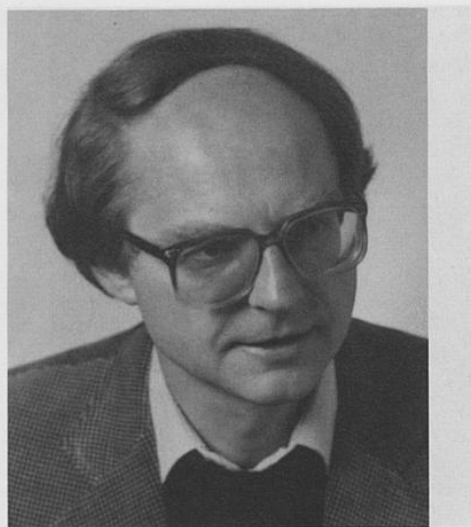
LUTZ F. HORNKE wurde 1945 in Leipzig geboren. 1967 begann er in Mannheim das Psychologiestudium. Als Stipendiat der Studienstiftung des Deutschen Volkes ging er nach seinem Diplom (1972) an die „School of Education“ der Stanford University, USA (1973, Master of Arts). Ein Promotionsstipendium erlaubte, zügig an der Dissertation über Grundlagen adaptiver Tests zu arbeiten. Seit 15. September 1975 ist er an der Universität Düsseldorf, wo er seit 1982 als Professor vornehmlich empirische Methoden, Diagnostik und Lehr-Lern-Forschung unterrichtet. Mehrsemestrige Lehrstuhlvertretungen führten ihn nach Marburg, Mannheim und Aachen. 1981 habilitierte er sich in Marburg für das Fach „empirische Pädagogik“. In der Forschung leitet er Projekte wie „computerunterstütztes adaptives Testen“ (BMV), „Textverstehen“ (DFG), „Personalauswahl“ (Lufthansa), „Computer und Gesellschaft“ (BLK), „Kooperatives Verhalten“ (MWF) und ist interdisziplinär an der „Diabetiker-schulung“ (Med. Klinik E) beteiligt.



Dekan Professor Dr. phil.

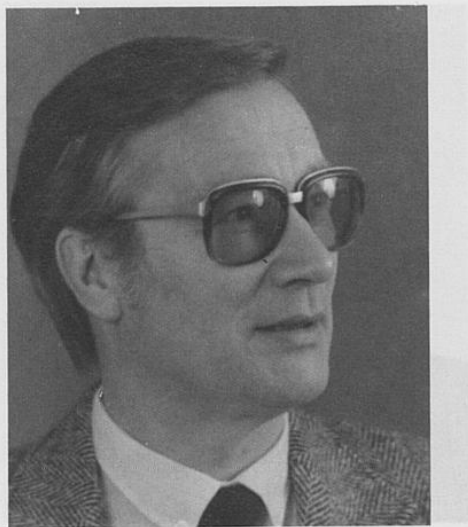
HELMUT FRANZ MARIA KIRCHMEYER

HELMUT FRANZ MARIA KIRCHMEYER, geb. 30. Juni 1930 in Düsseldorf, althumanistisches Abitur GÖRRES-Gymnasium, gleichzeitig SCHUMANN-Konservatorium (Klavier: GOEBELS; Komposition: BAUR). Studierte Musikwissenschaft, Philosophie, Germanistik (1954 Dr. phil. mit der ersten deutschen Dissertation über Neue Musik), Rechtswissenschaft und Kirchengeschichte in Köln/Bonn. Seit 1960 Lehrbeauftragter für Musikwissenschaft an der T.H. Aachen, seit 1970 hauptamtlicher Musikwissenschaftler an der Rheinischen Musikschule Köln; seit 1972 Direktor des ROBERT-SCHUMANN-Konservatoriums, mit dessen Übernahme in die Landesträgerschaft als Staatliche Musikhochschule Dekan und Professor. Gründete die WERGO-Schallplattenreihe zur Neuen Musik sowie die ARS GREGORIANA. Zahlreiche Buchveröffentlichungen vor allem über STRAWINSKY und WAGNER. Ausgezeichnet mit der RICHARD-WAGNER-Medaille der Stadt Bayreuth, Bundesverdienstkreuz.



Professor Dr. phil.
CHRISTOPH LÜTH

CHRISTOPH LÜTH wurde am 24. Januar 1940 in Leipzig geboren. Nach dem Abitur in Emden (1959) studierte er an den Universitäten Tübingen und Kiel die Fächer Philosophie, Griechisch, Latein und Pädagogik. Im SS 1967 wurde er an der Philosophischen Fakultät der Universität Kiel mit einer Dissertation über den Vorsokratiker EMPEDOKLES im Hauptfach Philosophie und in den beiden Nebenfächern Griechisch und Latein promoviert. Nach dem Ersten und Zweiten Staatsexamen für die Fächer Griechisch und Latein (1967/1969) war er als Referent für Fragen der Hochschulreife und der Studienreform im Sekretariat der Westdeutschen Rektorenkonferenz tätig (1969–1971). In den Jahren 1971 bis 1982 war er Wiss. Ass. beim Lehrstuhl KRAMP im Erziehungswissenschaftlichen Institut der Universität Düsseldorf. Mit einer Arbeit zur Gesamthochschulpolitik habilitierte er sich an der Philosophischen Fakultät der Universität Düsseldorf (1980). Im April 1982 wurde er zum Professor auf Zeit ernannt.



Privatdozent Dr. phil.
PAUL RAINALD MERKERT

MERKERT wurde am 20. Dezember 1931 in Goslar geboren. Nach dem Studium der Philosophie und Theologie in München, der Psychologie und Erziehungswissenschaft in Bonn wurde er dort 1966 mit der Dissertation „Die Sinne des Menschen im Dienste des geistigen Welterwerbs“ promoviert. Im Schuljahr 1964/65 arbeitete er als Lehrer an der Europa-Schule in Luxemburg, anschließend bei der „Funk-Korrespondenz“ in Köln als verantwortlicher Redakteur für Bildungs- und Erziehungsfragen in Hörfunk und Fernsehen. Seit Herbst 1971 im Hochschuldienst, wurde er 1975 Akademischer Oberrat im Erziehungswissenschaftlichen Institut der Universität Düsseldorf, Abteilung Pädagogische Anthropologie. Im Oktober 1983 habilitierte er sich im Fach Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Medienforschung.



Professor Dr. phil.

CHRISTINE SCHWARZER

CHRISTINE SCHWARZER, am 26. Februar 1944 in Tangermünde geboren, unterrichtete nach dem Studium an der PH Kiel drei Jahre als Grund- und Sonderschullehrerin, bevor sie von 1971 bis 1975 an das Heilpädagogische Institut der PH Kiel abgeordnet war. Gleichzeitig studierte sie Erziehungswissenschaft, Psychologie und Psychiatrie an der Universität Kiel, wo sie 1972 das Diplom ablegte und 1975 promoviert wurde. Auf die Ernennung zur akademischen Oberrätin an der Abteilung Köln der PH Rheinland 1976 folgte 1980 die Habilitation mit einer Arbeit über Pädagogische Diagnostik. 1981 übernahm sie die Vertretung des Lehrstuhls für Bildungsforschung und Pädagogische Beratung an der Universität Düsseldorf, wurde 1983 zur Professorin an der Universität zu Köln ernannt und im selben Jahr als Lehrstuhlinhaberin an die Universität Düsseldorf berufen. Ihre derzeitigen Schwerpunkte in Forschung und Lehre liegen in den Bereichen Beratung und Prävention und Pädagogische Diagnostik.



Privatdozentin Dr. phil.

THERESE SEIDEL

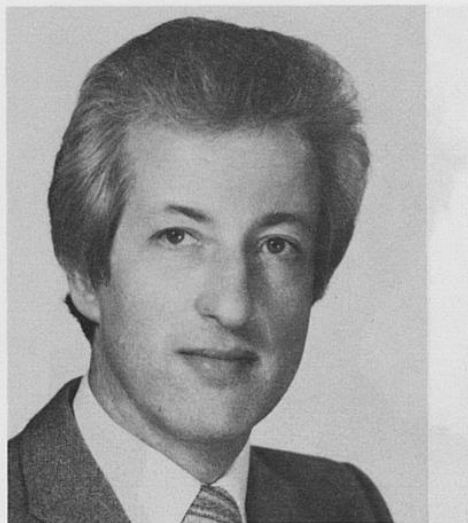
THERESE SEIDEL, geb. FISCHER, wurde am 17. August 1942 in Aschaffenburg geboren. In Frankfurt studierte sie Anglistik, Germanistik und Philosophie und legte 1968 das Staatsexamen ab. 1969 arbeitete sie als DAAD-Stipendiatin in London an ihrer Dissertation, „Form und Funktion der Bewußtseinsdarstellung im Werk von JAMES JOYCE“ (Athenäum, Frankfurt). Im Oktober 1969 ging sie mit Professor RAUTER nach Düsseldorf und arbeitete zunächst als Verwalterin und nach der Promotion im Januar 1973 als Wiss. Ass. am Anglistischen Institut. Im Juni 1981 reichte sie ihre Habilitationsschrift, „Tradition und Kommunikation im modernen englischen und amerikanischen Drama“ (Winter, Heidelberg) ein. Am 20. Juli 1982 erhielt sie die Venia für Anglistik und Amerikanistik. Gegenwärtig arbeitet sie über die Anfänge des amerikanischen Dramas und über Beziehungen zwischen amerikanischer und europäischer Literatur im 19. und 20. Jahrhundert.



Professor Dr. phil.

HANS SÜSSMUTH

HANS SÜSSMUTH wurde am 4. März 1935 in Steinfurt geboren. Nach Besuch des Humanistischen Gymnasiums studierte er ab 1955 in Freiburg und Münster Geschichte, Philosophie, Staatsrecht und lateinische Philologie. 1965 schloß er sein Studium mit der Promotion ab. Er war Stipendiat der THYSSEN-Stiftung. Nach dem Assessorexamen war er Wiss. Ass. und Akad. Rat an der PH Osnabrück. 1969 wurde er auf den Lehrstuhl für Neueste Geschichte und Didaktik der Geschichte an die PH Rheinland, Abtlg. Neuss berufen. 1974–1976 war er Rektor der PH Rheinland/Sitz Köln, lehnte 1974 einen Ruf an die PH Berlin ab und wurde 1980 Lehrstuhlinhaber für Neueste Geschichte und Didaktik der Geschichte am Historischen Seminar der Universität Düsseldorf. 1982 konnte er eine Gastprofessur an der Indiana University Bloomington wahrnehmen. Schwerpunkte seiner Forschung sind Geschichtsdidaktik und Geschichte in den Massenmedien, Geschichte der Nachkriegszeit.

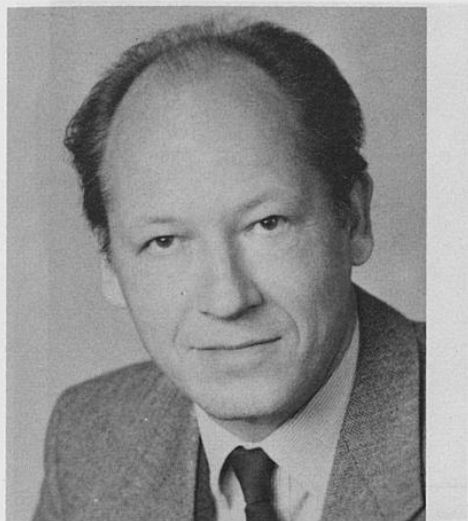


Professor Dr. phil.

PETER F. A. WUNDERLI

PETER WUNDERLI wurde am 30. Mai 1938 in Zürich geboren und studierte Romanische Philologie in Zürich, Aix-en-Provence, Rom und Oxford. Seine Promotion schloß er 1963 in Zürich ab und habilitierte sich dort 1967. Von 1970 bis 1976 war er ordentlicher Professor für Romanische Philologie in Freiburg (Brsg.), und von da an ordentlicher Professor für das gleiche Fach in Düsseldorf. In zahlreichen Buchpublikationen und Editionen mittelalterlicher Texte hat er sich mit den verschiedensten Gebieten des mittelfranzösischen und der provenzalischen Tradition auseinandergesetzt. Darüber hinaus übt er eine umfangreiche Herausgebere Tätigkeit aus. Im Akademischen Jahr 1981/82 war er Dekan der Philosophischen Fakultät.

Neue Hochschullehrer Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät



Privatdozent Dr. rer. nat.

THORSTEN BLUHM

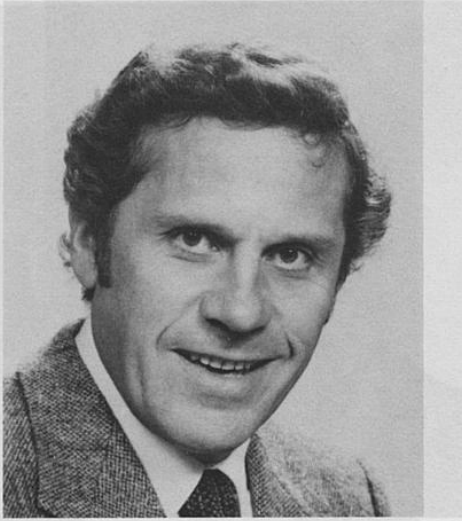
THORSTEN BLUHM wurde am 11. März 1941 in Klein Volz (Pommern) geboren. Nach dem Abitur und eineinhalbjähriger Wehrdienstzeit Studium der Chemie an der TU Braunschweig von 1962 bis 1968. Promotion 1970 an der Universität Düsseldorf. Seit 1971 Wissenschaftlicher Assistent und seit 1976 Oberassistent am Institut für Physikalische Chemie der Universität Düsseldorf. 1983 Habilitation im Fach Physikalische Chemie. Forschungsschwerpunkte: Physikalische organische Chemie, Komplexgeometrien und Molekülbewegungen in Flüssigkeiten.



Professor Dr. rer. nat.

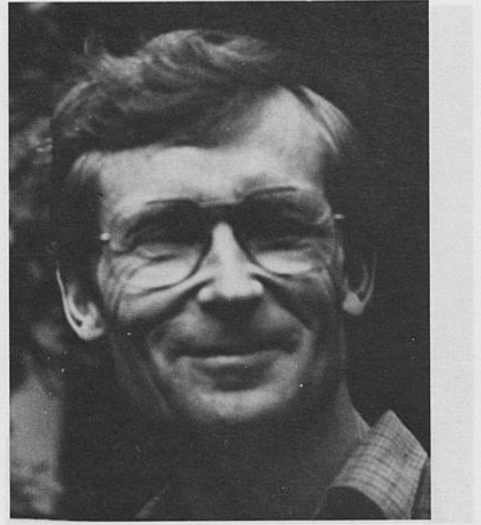
HANS CRAUBNER

Am 22. Januar 1928 in Neuenbürg/Württ. geboren, bestand HANS CRAUBNER nach Kriegsdienst bei Flak und Arbeitsdienst 1947 in Pforzheim das Abitur. Nach Studium von Chemie, Physik, Mathematik und Mineralogie sowie Assistententätigkeit an den Universitäten Karlsruhe, Mainz und Zürich erhielt er 1954 das Diplom und 1957 den Dr. rer. nat. in Pysikalischer Chemie an der Universität Mainz. Von 1958 bis 1969 war er in der Chemischen Industrie sowie am Kernforschungszentrum Karlsruhe tätig. Seit 1969 ist er bei der MAX-PLANCK-Gesellschaft, zunächst am MPI zu Köln, seit 1981 am MPI für Festkörperforschung in Stuttgart. An der Universität Düsseldorf hat er sich 1975 für Physikalische Chemie habilitiert und wurde 1982 zum apl. Professor ernannt. Sein Arbeitsgebiet ist Physikalische Chemie, speziell Thermodynamik, Makromoleküle, kondensierte und fluide Stoffe sowie Meßtechnik. Er ist Mitglied u. a. der Bunsengesellschaft, Gesellschaft deutscher Chemiker und American Chemical Society.



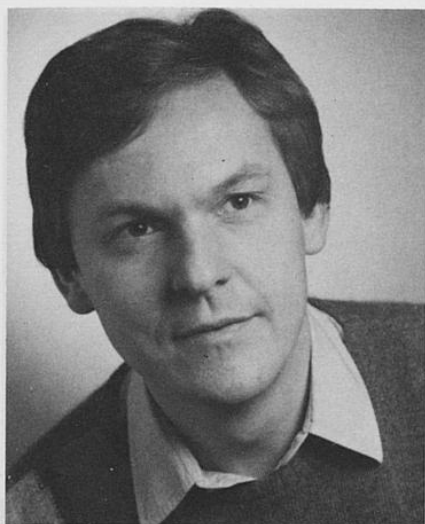
Professor Dr.
JOBST HACKMANN

Am 22. Januar 1940 wurde JOBST HACKMANN in Wuppertal geboren. Nach dem Abitur nahm er im SS 1959 das Studium der Physik an der Universität Münster auf. Nach Studiensemestern in Mainz, Innsbruck und Kiel erwarb er im Frühjahr 1967 sein Diplom in Physik. Die Diplomarbeit fertigte er im Institut für Experimentalphysik bei LOCHTE-HOLTGREVEN an. 1967 bis 1973 war er Mitarbeiter im Physikalischen Institut der RWTH Aachen bei Prof. W. FUCKS. 1971 wurde er dort mit einer Arbeit über Lichtbogenplasmen promoviert. 1973 wechselte er zur Universität Düsseldorf, wo unter der Leitung von Prof. J. UHLENBUSCH das Physikalische Institut II eingerichtet wurde. Nach der Habilitation wurde er Oberassistent am Physikalischen Institut II, bis er 1981 zum Professor an diesem Institut berufen wurde. Seine Hauptarbeitsgebiete sind die Wechselwirkung heißer Plasmen mit Festkörperoberflächen, Plasmadiagnostik und Plasmachemie.



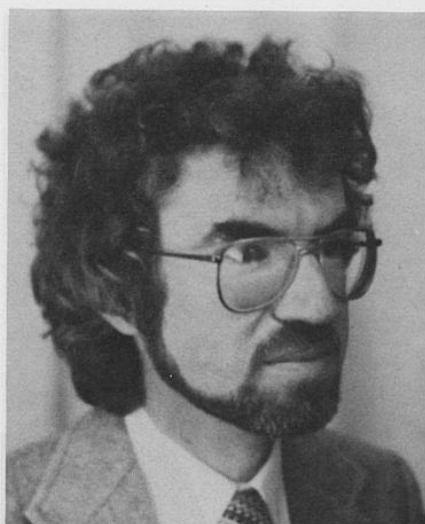
Privatdozent Dr.
ULRICH W. HALLIER

ULRICH W. HALLIER wurde am 21. Mai 1934 in Offenbach geboren. Er studierte Biologie, Chemie und Physik an der Frankfurter JOHANN-WOLFGANG-GOETHE-Universität und an der Hochschule in Stockholm. In Frankfurt wurde er mit einem stoffwechsel- und entwicklungsphysiologischen Thema promoviert. 1964—1968 war er als wiss. Angestellter der Kernforschungsanlage Jülich an die Universität in Bonn delegiert. 1967/68 verbrachte er ein Forschungsjahr an der University of California in Berkeley. 1969 wurde er Wiss. Ass. am Botanischen Institut der Universität Düsseldorf. Mit einer Arbeit über die Zusammenhänge zwischen der genetischen Information des Plastoms mit der Biochemie der Photosynthese habilitierte er sich am 20. Januar 1981 für das Fach Pflanzenphysiologie. Seine Untersuchungen an Oenothera-Plastom-Mutanten gelten der Frage, welche zellulären Prozesse von den in den Plastiden selbst lokalisierten Erbanlagen gesteuert werden.



Professor Dr. rer. nat.
MICHAEL POHST

Am 5. Juni 1945 wurde MICHAEL POHST in Leipzig geboren. Fünf Jahre später zogen seine Eltern nach Düsseldorf. Dort besuchte er von 1951 bis 1955 die Volksschule und von 1955 bis 1964 das Gymnasium. Nach dem Abitur studierte er Mathematik und Physik und später auch Philosophie und Pädagogik an der Universität zu Köln. 1971 legte er die Diplomprüfung in Mathematik ab und wurde zwei Jahre später promoviert. In seiner Doktorarbeit und vor allem während eines Forschungsaufenthalts 1975 am „California Institute of Technology“ wendete er sich konstruktiven Methoden in der algebraischen Zahlentheorie zu. 1977 habilitierte er sich für das Fach Mathematik an der Universität zu Köln, an der er auch seit seiner Promotion als Assistent tätig war. Ein Jahr später erhielt er eins der ersten 33 HEISENBERG-Stipendien, das ihm weitere Forschungsaufenthalte in den USA (u.a. bei IBM) ermöglichte. Im Oktober 1981 wurde er zum Professor an der Universität Düsseldorf ernannt.



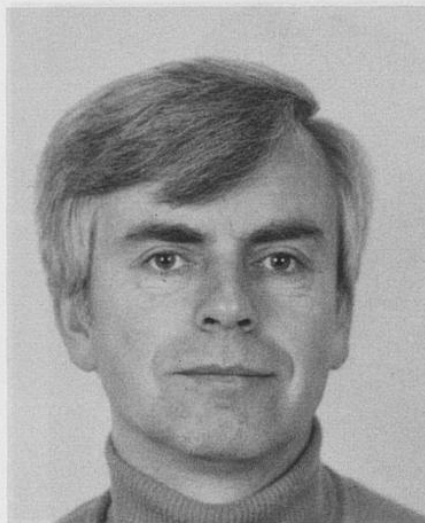
Professor Dr. rer. nat.
VOLKER HODAPP

VOLKER HODAPP wurde am 12. Juli 1944 in Freiburg i.Br. geboren. Dort besuchte er die ALBERT-LUDWIGS-UNIVERSITÄT und erhielt 1970 das Diplom im Fach Psychologie. Seine erste Stelle war eine Mitarbeiterstelle im Sonderforschungsbereich 36 am Institut für Medizinische Statistik und Dokumentation in Mainz bei Professor Dr. S. KOLLER. Nach der Promotion zum Dr. rer. nat. wechselte er 1975 in das Psychologische Institut der Universität Mainz zu Professor Dr. O. EWERT. Im November 1981 erfolgte die Habilitation. Bis zu seiner Ernennung zum Professor für Psychologie an der Universität Düsseldorf am 1. September 1983 war er HEISENBERG-Stipendiat, wobei er u.a. einen Forschungsaufenthalt an der University of South Florida, USA, wahrnehmen konnte. Seine Forschungsschwerpunkte sind Angst und Streß, Psychophysiologie und Psychosomatik der essentiellen Hypertonie.



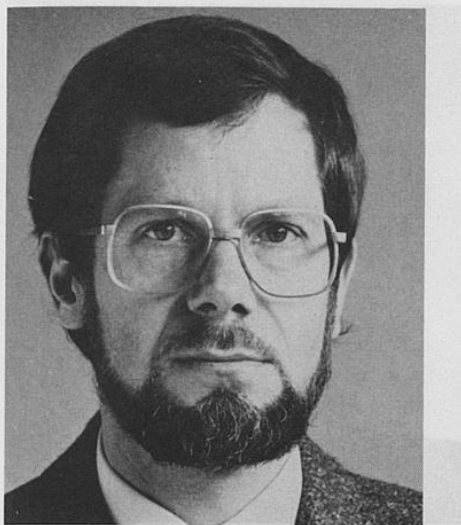
Professor Dr. rer. nat. habil.
GUSTAV ERICH WERNER SCHULZE

Am 4. Februar 1932 wurde SCHULZE in Kamenz/Sa. geboren. Dort erfolgte seine Schulausbildung (Höhere Handelsschule, Lessingschule). Nach dem Abitur (1951) erhielt er eine handwerkliche Grundausbildung und anschließend studierte er von 1952 bis 1957 an der MARTIN-LUTHER-Universität Halle-Wittenberg Physik. Dort fertigte er unter F. SAUERWALD seine Diplomarbeit (1957) und seine Dissertation (1961) an. 1969 habilitierte er sich. Ab 1957 war er Assistent, von 1963 bis 1976 Oberassistent. 1977 floh er mit seiner Familie in die Bundesrepublik Deutschland. Als Gastdozent war er zunächst an der Universität Münster, dann am Physikalischen Institut der Universität Düsseldorf tätig. 1982 erfolgte seine Berufung zum Professor für Werkstoffwissenschaft an die Math.-Nat. Fakultät der Universität Düsseldorf. Forschungsschwerpunkt ist die Bildung und Umwandlung von Werkstoffgefügen.



Privatdozent Dr. rer. nat.
KURT STURM

Für KURT STURM, geboren 1938 in Gotha/Thüringen, wurde 1949 Köln seine zweite Heimat. Nach dem Abitur 1958 ermöglichte ihm ein Stipendium der Studienstiftung des deutschen Volkes das Studium der Physik an der Universität zu Köln. Die Diplomarbeit (1965) und die Doktorarbeit (1967) in theoretischer Physik bei F. SAUTER hatten die Ausbreitung elektromagnetischer Wellen im Inneren und an Oberflächen von Metallen zum Thema. 1968 kam er dank eines Amerikastipendiums der Studienstiftung an die „Cornell University“ in Ithaca, New York. Dort bei N. W. ASHCROFT wurde sein neues Arbeitsgebiet die Theorie der optischen Eigenschaften von Metallen. Seit 1970 ist er Mitarbeiter am Institut für Festkörperforschung der Kernforschungsanlage in Jülich mit dem Forschungsschwerpunkt: Elektronische Eigenschaften von Metallen und Metalloberflächen. Die Theorie der dielektrischen Eigenschaften ist sein Hauptarbeitsgebiet. 1982 erhielt er die Venia legendi für das Fach Physik an der Universität Düsseldorf.



Professor Dr. rer. nat.

LUTZ THILO WASSERTHAL

LUTZ THILO WASSERTHAL wurde als Sohn eines Diplom-Ingenieurs und einer Kinderärztin am 22. August 1940 in Stettin geboren. Biologie-Studium von 1961 bis 1968 in Marburg und Gießen. Dissertation über evolutionsbiologische Fragen an Insekten-Larven. 1969 Wiss. Angestellter im I. Zoologischen Institut Gießen. Von 1970 bis 1983 Wiss. Ass. an der Ruhr-Universität Bochum. 1979 Habilitation in Zoologie über Funktionsmorphologie der Kreislauf- und Atemmechanik bei Insekten. Das Arbeitsgebiet umfaßt ferner Feinstrukturanalyse von Sinnes- und Drüsenorganen, Herznervierung bei Insekten sowie Verhaltensphysiologie besonders der Wärmegewinnung bei Schmetterlingen. Seit dem 15. Dezember 1983 als Wiss. Rat und Professor an der Universität Düsseldorf tätig.

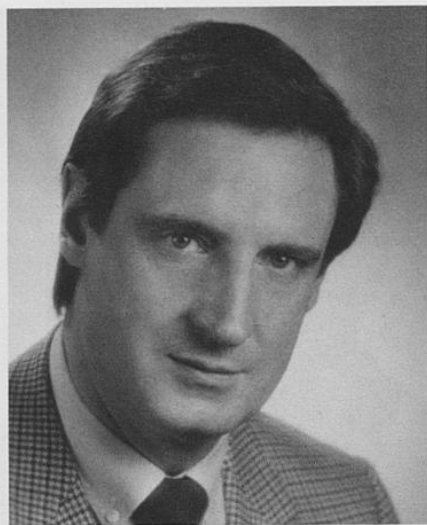


Privatdozent Dr. rer. nat.

ULRICH WEINERT

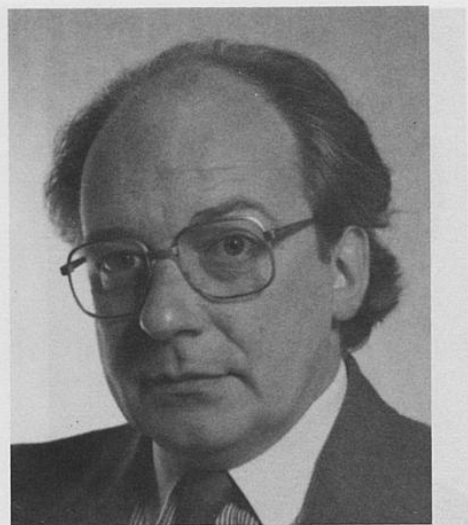
Am 16. Mai 1947 wurde ULRICH WEINERT in Aue/NW geboren. Er beendete die Schule 1966 in Bad Berleburg mit dem Abitur. Sein Studium an der Universität Marburg endete 1971 mit dem Diplom in Theoretischer Kernphysik bei Professor GRAWERT. Danach begann er bei Professor SUCHY an der Universität Düsseldorf auf dem Gebiet der Kinetischen Gastheorie zu arbeiten, wo er 1975 promoviert wurde. Nach 14monatigem Forschungsaufenthalt bei Professor E. A. MASON an der Brown University in Providence, R.I./USA nahm er seine Tätigkeit in Düsseldorf wieder auf und beendete 1982 seine Habilitation über Probleme der Transporttheorie. Nach Ablauf seiner Assistentenstelle 1983 arbeitete er ein Jahr lang am Institut für Theoretische Physik der Universität Göttingen an Problemen aus der Plasmaphysik. Im Sommer 1984 nahm er eine Einladung an die University of British Columbia in Vancouver/Kanada an, wo er am Department of Chemistry wieder auf dem Gebiet der Kinetischen Gastheorie tätig ist.

Neue Hochschullehrer Medizinische Fakultät



Professor Dr. med.
ROLF ACKERMANN

ROLF ACKERMANN, geboren am 14. August 1941 in Ulm, hatte 1962 das Medizinstudium an der Universität Würzburg aufgenommen, wo er 1968 das Medizinische Staatsexamen ablegte. Im selben Jahr erfolgte die Promotion. Nach der Medizinalassistentenzeit wurde er Wiss. Ass. der Urologischen Abteilung der Universität Würzburg. Ab 1973 war er als „post-doctoral fellow“ am Department of Surgery der University of California in Los Angeles tätig, ab 1974 an der Chirurgischen Universitätsklinik Würzburg. 1975 kehrte er an die Urologische Universitätsklinik Würzburg zurück. Es folgte 1975 die Anerkennung als Facharzt für Urologie 1977 die Ernennung zum Oberarzt und die Habilitation und am 1. September 1980 die Ernennung zum Professor. Die Berufung auf den Lehrstuhl für Urologie und die Ernennung zum Direktor der Urologischen Klinik erfolgte am 1. Juli 1983.



Professor Dr. phil.
LUCIANO ALBERTI

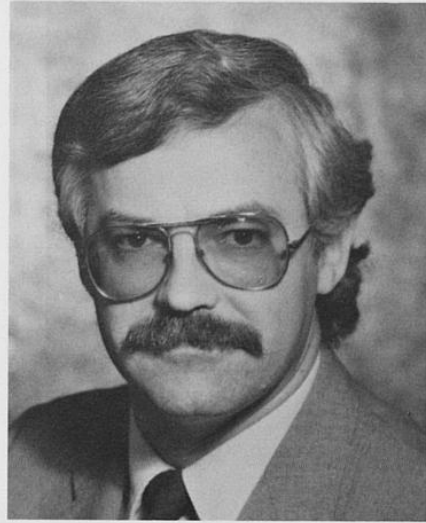
In Lugano, Schweiz, 1942 geboren, studierte er nach dem Abitur in Hamburg und Bern Psychologie, Psychopathologie und Philosophie. Promotion 1969 mit einer Arbeit aus dem Gebiet der Psychomotorik. Zwischen 1969 und 1973 Assistent und Lektor an der Universität Bern. 1973 Postdoctoral Fellow an der University of Maryland. 1975 wurde er zum Oberassistent und Lektor für Klinische Psychologie ernannt. 1978 habilitierte er sich mit einer Arbeit über dyadische Gespräche. 1979 wurde er als stellvertretender Leiter der Forschungsabteilung in der Universitätsklinik für Psychiatrie, Bern, ernannt. Die psychoanalytische Weiterbildung erhielt er in Zürich und Düsseldorf. 1981 wurde er zum Professor für Psychosoziale Störungen an der Universität Düsseldorf ernannt.



Privatdozent Dr. med. habil.

GERD ALTROGGE

Geboren am 22. November 1941 in Ulm, humanistisches Abitur in Düsseldorf. Medizinisches Studium und Staatsexamen in Freiburg 1968. Als wissenschaftlicher Assistent 1970–1972 am Pathologischen Institut (Professor MEESEN), 1972–1977 in der 1. Medizinischen Klinik (Professor GROSSE-BROCKHOFF), von 1977 bis 1981 in der Medizinischen Klinik A (Professor SCHNEIDER) Universität Düsseldorf. Als Oberarzt von 1981 bis 1984 in der 1. Medizinischen Klinik der Städtischen Krankenanstalten Ludwigshafen (Professor GILLMANN). 1985 Chefarzt der Inneren Abteilung der PARACELSUS-Klinik in Marl. Facharzt für Innere Krankheiten seit 1979, Teilgebietsbezeichnung Nephrologie und Bluthochdruck. Venia legendi 1981.



Privatdozent Dr. rer. nat.

Diplom-Mathematiker

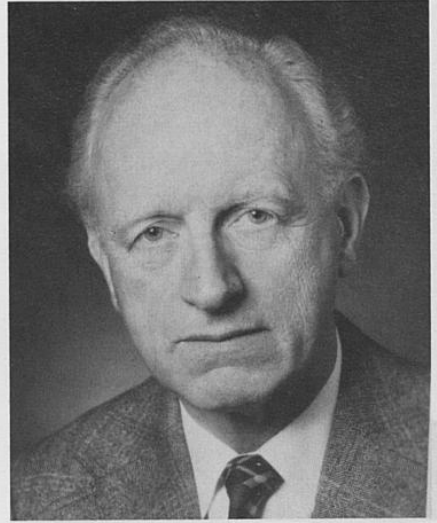
MAX P. BAUR

MAX P. BAUR wurde am 22. Februar 1948 in Düsseldorf geboren und besuchte hier von 1954 bis 1965 die Volks- und Oberschule. Anschließend war er Stipendiat des American Field Service JOHN MUIR High School in Pasadena, USA, absolvierte 1968 sein Abitur und leistete von 1968 bis 1970 den Wehrdienst. 1979–1974 studierte er Mathematik an der Universität Bonn, machte 1974 seine Diplomprüfung und war 1974–1981 Wiss. Angestellter am Institut für Medizinische Statistik der Universität Bonn. 1977 wurde er zum Dr. rer. nat. promoviert. 1979–1980 weilte er als Habilitationsstipendiat der Deutschen Forschungsgemeinschaft an der University of California in Los Angeles. Er habilitierte sich 1981 für das Gebiet Medizinische Statistik und Datenverarbeitung in Bonn und wurde 1982 zum Leiter der Biometrischen Abteilung des Diabetes-Forschungsinstitutes berufen.



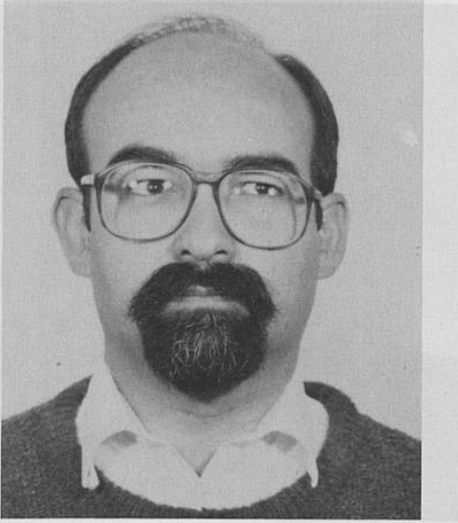
**Privatdozent Dr. med. habil.
FRIEDRICH-WILHELM BERGES**

Am 22. Mai 1946 wurde FRIEDRICH-WILHELM BERGES in Speyer geboren. In der Zeit von 1957 bis 1966 besuchte er das Altsprachliche Burggymnasium in Essen. Dem Abitur 1966 folgte ein zweijähriger Dienst bei der Bundeswehr. Ab 1968 studierte er Medizin an der Universität Düsseldorf. Im November 1973 bestand er die Ärztliche Prüfung. Bei Professor OBERDISSE wurde er über „Klinische Erfahrungen mit Biguaniden bei der ambulanten Behandlung des Diabetes mellitus“ promoviert. 1975 wurde er Assistent der Medizinischen Klinik D unter Professor STROHMEYER. Seit 1981 ist er Arzt für Innere Medizin und seit 1983 Arzt für Gastroenterologie. 1982 wurde er habilitiert mit der Schrift „Untersuchungen zur Ätiopathogenese, Klinik und Therapie der Refluxösophagitis“ und erhielt die Venia legendi.



**Professor Dr. med.
GERT CARSTENSEN**

Am 11. April 1922 ist GERT CARSTENSEN in Melle bei Osnabrück geboren worden. Nach seiner Reifeprüfung am Humanistischen Ratsgymnasium in Osnabrück war er bis zum Kriegsende Soldat. An der Medizinischen Akademie Danzig sowie den Universitäten Göttingen und Heidelberg studierte er Medizin. 1949 legte er in Göttingen das Staatsexamen ab und wurde zum Doktor der Medizin promoviert. Seine Ausbildung erhielt er an den Chirurgischen Universitätskliniken in Göttingen, Madrid, Würzburg sowie an der Universitätsfrauenklinik und Medizinischen Universitätsklinik in Göttingen. Im Februar 1960 wurde ihm in Würzburg die Venia legendi verliehen, im April 1966 wurde er zum Professor ernannt. Am 1. Februar 1962 hat er die Leitung der Chirurgischen Klinik des Evangelischen Krankenhauses Mülheim a. d. Ruhr übernommen. Er ist seit 1970 Mitglied des Präsidiums der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie, deren Präsident er 1974/75 gewesen ist.



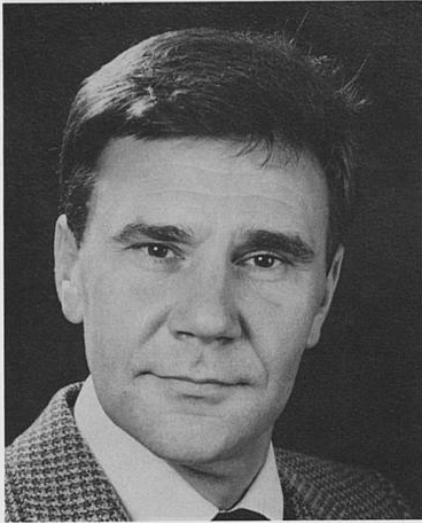
Privatdozent Dr. rer. nat.
SINCLAIR J. CLEVELAND

Geboren am 27. Juli 1946 in Los Angeles, California. Bachelor of Science in 1967 von der University of California in Los Angeles. Ab 1967 Fortsetzung des Physikstudiums in Göttingen mit Diplomprüfung 1970. Ab 1971 Forschungsstipendiat der MAX-PLANCK-Gesellschaft und Assistent am MAX-PLANCK-Institut für experimentelle Medizin, Göttingen, unter Professor HAA-SE; Untersuchungen an Interneuronen im Rückenmark. Seit 1972 Wiss.Mitarbeiter am Physiologischen Institut (Lehrstuhl II) der Universität Düsseldorf; Fortsetzung der Forschung über die spinale Motorik. Promotion 1977 in der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Düsseldorf. Habilitation 1981 mit Ernennung zum Privatdozenten für das Fach Physiologie.



Privatdozent Dr. rer. nat.
THOMAS DALDRUP

Geboren am 21. April 1950 in Hausberge a/d Porta, legte er 1968, nach Besuch der Volksschulen in Beuel und Bonn sowie der Europäischen Schule in Brüssel, die Reifeprüfung ab. Im gleichen Jahr begann er das Chemiestudium an der RWTH Aachen, welches er 1974 mit dem Diplom abschloß. Er wechselte an die Abteilung für Gerichtliche Medizin in Aachen und nahm seine Tätigkeit im Bereich der Forensischen Toxikologie auf, die er ab 1976 an der Universität Düsseldorf im Institut für Rechtsmedizin fortsetzte. 1979 wurde er bei Professor SCHWEITZER und Professor ZAHN in Aachen mit einer Arbeit über den postmortalen Eiweißzerfall promoviert. Die Arbeit wurde 1980 mit der BORCHERS-Plakette ausgezeichnet. 1983 habilitierte er sich an der Medizinischen Fakultät Düsseldorf mit einer Arbeit über die Aminosäuren des Leichengehirnes und erhielt die Venia legendi für das Fach Forensische Toxikologie. Schwerpunkte der wissenschaftlichen Tätigkeit: Thanatochemie, Drogenabusus, Analytik.



Privatdozent Dr. med. habil.
WOLFGANG DISTLER

Geboren am 16. Dezember 1945 in Köln. Nach Schulbesuch und Abitur in Düsseldorf Studium der Medizin an den Universitäten Köln und Düsseldorf. 1972 Staatsexamen sowie Promotion und 1973 Approbation als Arzt. Seit 1. Februar 1974 Wiss. Ass. an der Universitäts-Frauenklinik Düsseldorf. Von Ende 1974 bis Anfang 1976 wissenschaftlich-endokrinologische Ausbildung als Fellow in Reproductive Endocrinology an der University of Southern California in Los Angeles, USA. 1981 Ernennung zum Arzt für Frauenheilkunde. 1982 Erteilung der Venia legendi für das Fach Geburtshilfe und Frauenheilkunde und Tätigkeit als Oberarzt an der Universitäts-Frauenklinik. Wissenschaftliche Interessen: Endokrinologie der Schwangerschaft, Diagnose und Behandlung von Fertilitätsstörungen, neuroendokrinologische Aspekte der Reproduktionsmedizin.



Privatdozent Dr. med. habil.
PETER FABER

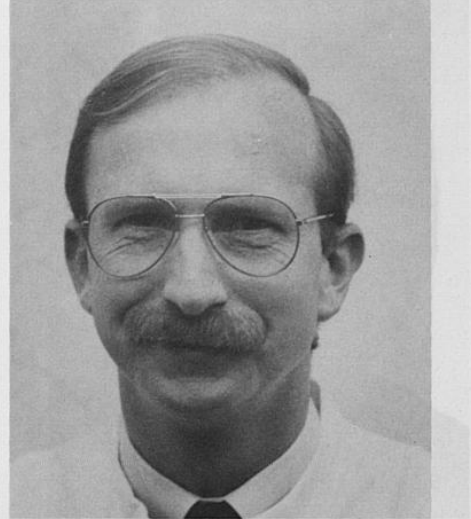
Am 1. September 1944 wurde PETER FABER in Euskirchen geboren. Nach dem Abitur und einer zweijährigen Wehrdienstzeit studierte er von 1967 bis 1973 Medizin an der Universität Bonn. Nach der Promotion (1973) und einjähriger Medizinalassistentenzeit am Marien-Hospital Euskirchen erfolgte die Weiterbildung zum Frauenarzt als Wiss. Ass. an der Frauenklinik der Universität Düsseldorf bei Professor BECK. Er ist seit 1981 Arzt für Gynäkologie und Geburtshilfe. Schwerpunkte seiner wissenschaftlichen Arbeiten liegen auf gynäkologisch-urologischem und gynäkologisch-onkologischem Gebiet. 1983 habilitierte er sich und erhielt die Venia legendi für das Fach Gynäkologie und Geburtshilfe. FABER ist seit 1. Dezember 1985 Leitender Arzt der Frauenklinik am Prosper-Hospital in Recklinghausen.



Professor Dr. med. habil.

RAINER HEHRMANN

RAINER HEHRMANN wurde 1944 in Schlüchtern, Hessen, geboren. Das Medizinstudium in Würzburg 1964–1966, in Hamburg, Sheffield/England (als Stipendiat der Studienstiftung des Deutschen Volkes) und wieder Hamburg, endete 1969 mit dem Staatsexamen, Promotion 1970, Approbation 1971. Die klinische Tätigkeit begann an der Universitätsklinik Hamburg-Eppendorf mit wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiet des Kalzium-Stoffwechsels, der Thyreologie und der Radioimmunologie. 1974 erfolgte der Wechsel an das Department für Innere Medizin der Medizinischen Hochschule Hannover. Er habilitierte sich 1979 mit einer Arbeit über Parathormon und Erkrankungen der Nebenschilddrüsen, erhielt die Facharztanerkennung für Innere Medizin und Gastroenterologie. Ende 1979 wurde er zum Oberarzt der Medizinischen Klinik C der Universität Düsseldorf ernannt und 1982 zum Professor auf Zeit. 1980 erfolgte die Umhabilitation nach Düsseldorf.



Privatdozent Dr. rer. nat.

JÜRGEN HENKE

JÜRGEN HENKE wurde am 17. November 1948 in Lauenburg/E. geboren. Nach dem Abitur im Jahre 1967 und der Ableistung des Grundwehrdienstes Studium der Biologie an der CHRISTIAN-ALBRECHTS-Universität Kiel. Schüler der Professoren REMANE und HERRE. Promotion zum Dr. rer. nat. im Fach Zoologie am 27. April 1974 mit dem Dissertationsthema „Vergleichend morphologische Untersuchungen am Magen-Darmtrakt der Agamidae und Iguanidae“. Assistent in der DRK-Blutspendezentrale Baden-Baden von 1974 bis 1978. Seit 1978 Wiss. Ass. am Institut für Rechtsmedizin der Universität Düsseldorf. Habilitation für das Fach „Forensische Serologie“ am 11. November 1982.



Professor Dr. med. habil.
WOLFGANG VAN DER HORST

Am 25. November 1944 wurde WOLFGANG VAN DER HORST als Sohn eines Arztes in Waldbröl geboren. Nach seiner Schulzeit in Düren bestand er dort 1965 das Abitur. Hiernach studierte er in Saarbrücken und Bonn zwei Semester Naturwissenschaften. 1966 begann er in Düsseldorf das Medizinstudium, wechselte 1970 zur TH Aachen und hat hier 1971 die ärztliche Prüfung bestanden. Es folgte die Medizinalassistentenzeit in Jülich und Düren. 1974 wurde er Assistent der Chirurgischen Universitätsklinik Düsseldorf. Seit 1982 ist er als Oberarzt der Chirurgischen Klinik A unter Professor KREMER tätig. Neben klinischer Forschung hat er sich experimentell mit Fragen der Pankreastransplantation beschäftigt und sich mit diesem Thema 1982 habilitiert. Im Vordergrund seines beruflichen Interesses steht die Abdominalchirurgie sowie praxisorientierte Forschung und Lehre.



Privatdozentin Dr. med. habil.
HELGA IDEL

Geboren am 16. November 1940 in Düsseldorf. Nach dem Medizinstudium an den Universitäten Köln und Düsseldorf legte sie 1968 das Staatsexamen ab und wurde mit dem Thema „Diabetes und Schwangerschaft“ promoviert. Nach der Krankenhaus-tätigkeit in Mönchengladbach begann sie 1971 ihre Ausbildung als Wiss. Ass. im Hygiene-Institut der Universität Düsseldorf. Schwerpunkt ihrer Arbeit war neben der Patientenversorgung (Tropenmedizin und Impfpfrophylaxe) die Immunologie: Tumormimmunologie, Untersuchungen über den Einfluß von Umweltschadstoffen auf das Immunsystem und über immunologische Veränderungen bei Silikose. 1983 habilitierte sie sich an der Universität Düsseldorf mit dem Thema „Ein Beitrag zur Pathogenese und Therapie der Silikose“ und erhielt die Venia legendi.



Privatdozent Dr. med. habil.

KAZUO INOUE

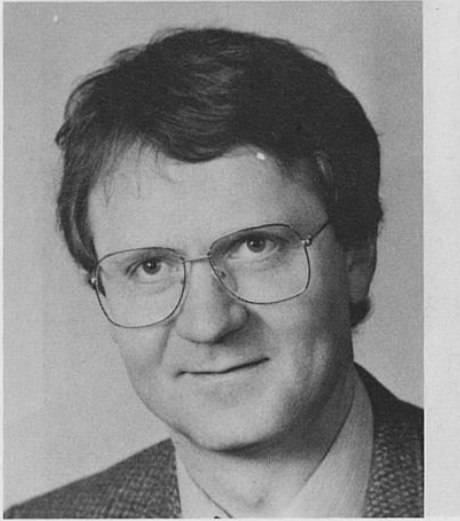
Am 22. November 1939 wurde KAZUO INOUE in Nara in Japan geboren. Nach seiner Schulzeit in Nara absolvierte er von 1958 bis 1964 an der Universität Osaka das Medizinstudium. Nach dem Staatsexamen für Medizinpraxis war er von 1965 bis 1971 als Frauenarzt in Osaka tätig. Von 1971 bis 1973 arbeitete er als Assistenzarzt am Institut für Anästhesiologie der Universität Mainz und wurde dort 1973 promoviert. Seine anästhesiologische Ausbildung setzte er von 1974 bis 1977 an verschiedenen Kliniken in Los Angeles und Ann Arbor in den USA fort. Von 1977 bis 1984 war er am Institut für Anästhesiologie der Universität Düsseldorf sowohl in der Klinik als auch in der experimentellen Abteilung tätig. 1980 erlangte er die Facharztanerkennung, 1981 die Habilitation. Seit 1984 arbeitet er als Oberarzt am Institut für Anästhesiologie des Herzzentrums NRW.



Privatdozent Dr. med. habil.

JOACHIM JEHLE

Am 2. August 1945 wurde JOACHIM JEHLE in Zeitz geboren. Nach dem Besuch der Grundschule in Zeitz und der Oberrealschule in Memmingen legte er dort im Juli 1965 die Reifeprüfung ab. Das Studium der Medizin erfolgte in Würzburg und München. Nach seinem Staatsexamen und der Promotion 1971 war er vom 31. Juli bis 31. Dezember 1973 Assistent an der II. Med. Universitätsklinik München und bis 31. August 1974 am Deutschen Herzzentrum München. Seit 1. September 1974 arbeitet er an der Medizinischen Klinik und Poliklinik B der Universität Düsseldorf, seit dem 1. Oktober 1982 als Oberarzt. Arzt für innere Medizin ist er seit dem 2. Juli 1979, am 26. März 1981 hat er die Prüfung für die Zusatzbezeichnung „Kardiologie“ abgelegt. Die Venia legendi für das Fach innere Medizin erhielt er am 10. Februar 1983. Der Titel seiner Habilitationsschrift lautet „Angiographische Analyse der diastolischen Druck-Volumen-Beziehung des linken Ventrikels. Experimentelle und klinische Untersuchungen“.



Privatdozent Dr. med. habil.

HERBERT JÜRGENS

Geboren am 3. Juli 1949 in Bonn. 1956—1968 Grundschule und Gymnasium in Bonn. 30. Mai 1968 Reifeprüfung am Collegium Josephinum. 1968—1974 Medizinstudium an der Universität Düsseldorf. 18. Juli 1969 naturwissenschaftliche und 6. April 1971 ärztliche Vorprüfung, seit 1970 Stipendiat der Stiftung Cusanus-Werk. 1971/72 Auslandssemester an der Medizinischen Fakultät der Universität Glasgow, Schottland. Medizinisches Staatsexamen abgeschlossen am 12. Dezember 1974 in Düsseldorf. 1. Januar 1975 bis 31. Januar 1976 Medizinalassistent am Dominikus-Krankenhaus in Düsseldorf-Heerdt auf der inneren, chirurgischen und gynäkologischen Abteilung. Seit 1. April 1976 Wiss. Ass. an der Kinderklinik der Universität Düsseldorf. Forschungsaufenthalt von September 1978 bis August 1979 am „Memorial Sloan Kettering Cancer Center“, New York. Facharztanerkennung 1981. Habilitation am 2. Dezember 1982 und am 20. Januar 1983 Ernennung zum Privatdozenten. Seit 1984 Oberarzt der Kinderklinik.



Professor Dr. med.

GERT-KLAUS KÖHLER

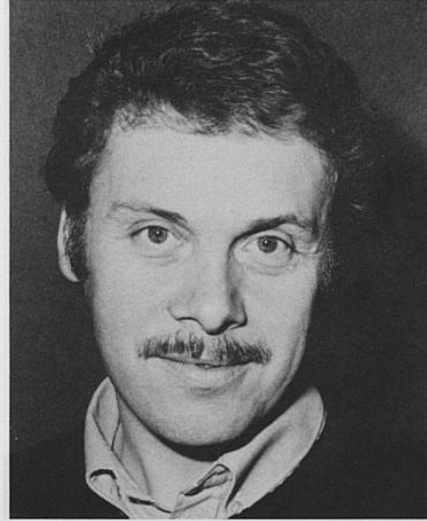
Am 5. Mai 1937 in Leipzig geboren. Nach Besuch der Thomasschule Studium der Medizin an den Universitäten Leipzig und Bonn. Nach Assistentenzeit an der Neurochirurgischen und Universitäts-Nervenlinik Bonn Promotion im Jahre 1963 und Habilitation im Jahre 1974 für das Fach „Neurologie und Psychiatrie“ mit einer Arbeit über „Epilepsie und Psychose“, dem — neben Beschäftigung mit audiovisuellen Methoden im Neurologischen und Psychiatrischen Hochschulunterricht — Hauptarbeitsgebiet. Von 1974 bis 1978 Oberarzt an der Abteilung Psychiatrie II der Universität Ulm (Bezirkskrankenhaus Günzburg). Am 18. September 1978 Ernennung zum apl. Professor für Psychiatrie an der Universität Ulm. Seit 1978 Chefarzt der Psychiatrischen Klinik und der Evangelischen und JOHANNITER Krankenanstalten Duisburg-Nord/Oberhausen. Umhabilitation an die Universität Düsseldorf und Ernennung zum apl. Professor für Psychiatrie am 20. April 1983.



Prof. Dr. rer. nat.

HUBERT KOLB

HUBERT KOLB wurde am 12. Dezember 1944 in Würzburg geboren. Er wuchs in München und in Hamburg auf. Sein Studium der Biologie in München schloß er 1969 mit dem Diplom ab. In den nächsten drei Jahren folgte ein Aufbaustudium der Immunologie mit Promotion an der Universität Konstanz. Diese Ausbildung wurde durch die Studienstiftung des Deutschen Volkes gefördert. Nach der Promotion im Jahre 1972 begann eine Lehr- und Forschungstätigkeit bis zur Habilitation im Jahre 1977 an der Universität Konstanz. 1975 war KOLB am „Institute for Cancer Research“ Philadelphia, USA. Seit 1977 leitet KOLB die Immunologische Arbeitsgruppe am Diabetes-Forschungsinstitut.



Privatdozent Dr. med. habil.

THEODOR KOSCHINSKY

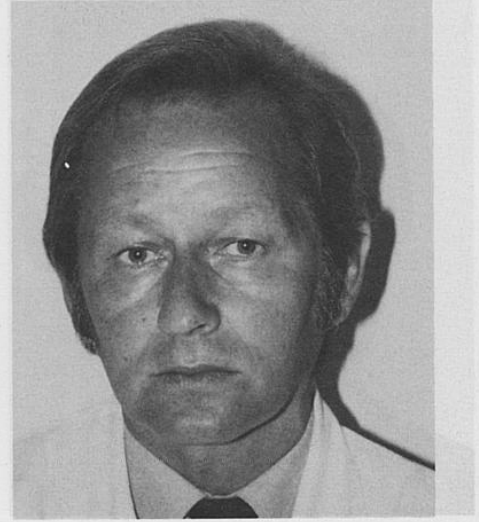
Geboren am 10. Juli 1942 in Dresden. Nach dem Medizinstudium 1961–1966 in Köln, Heidelberg, Wien und Freiburg (Promotion) als Stipendiat der Studienstiftung des Deutschen Volkes und der Medizinalassistentz in Freiburg, Bremen und Düsseldorf folgte die internistische Weiterbildung von 1969 bis 1974 als Wiss. Ass. an der 2. Medizinischen Klinik und Poliklinik der Universität Düsseldorf. Den Forschungsschwerpunkt bildeten Störungen des Fettgewebs- und Lipoprotein-stoffwechsels. Nach dem Wechsel an die klinische Abteilung des Diabetes-Forschungsinstitutes 1974 folgte von 1975 bis 1976 ein Forschungsaufenthalt als DFG-Stipendiat in den USA an der University of California, San Diego bei Professor STEINBERG. Danach wurde die klinische Arbeit am Diabetes-Forschungsinstitut fortgesetzt, seit 1981 als Oberarzt. Außer klinischen Studien bildeten Zellkulturuntersuchungen zur Pathogenese der Arteriosklerose bei Diabetes mellitus und Hyperlipoproteinämien den Forschungsschwerpunkt (Habilitation 1982).



Privatdozentin Dr. med. habil.

BARBARA M. E. KUNTZ

BARBARA M. E. KUNTZ wurde am 20. Februar 1944 in Leipzig geboren, legte 1963 in Wiesbaden die Reifeprüfung und 1969 nach Medizinstudium in Mainz und Düsseldorf das Staatsexamen ab. 1970 Promotion an der Chirurgischen Klinik der Universität Düsseldorf, 1971 Approbation. 1971–1973 Wiss. Ass. am Institut für Blutgerinnung und Transfusionsmedizin der Universität Düsseldorf, 1973–1974 Fellow am Research Hematology Departement des MCMC bei Professor DJERASSI, Philadelphia, USA; 1974–1978 Wiss. Ass. am Nationalen Referenzlabor für Gewebetypisierung und dem Transplantationszentrum der Universität München, Mitglied im Sonderforschungsbereich 37. 1977/78 Nebentätigkeit beim BRK-Blutspendedienst München. Seit 1978 Wiss. Ass., seit 1983 Akad. Rätin am Institut für Blutgerinnung und Transfusionsmedizin (Professor BRÜSTER). 1983 erhielt sie die Venia legendi für das Fach Blutgerinnung und Transfusionsmedizin.



Professor Dr. med.

HANS-GERD LENARD

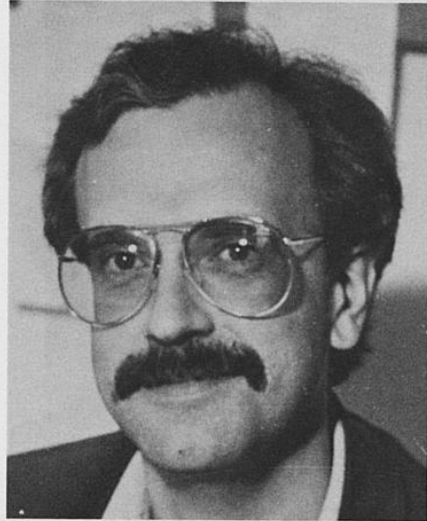
Geboren am 29. Juli 1936 in Altdrossenfeld/Oberfranken. Studium der Medizin in München und Wien; Staatsexamen und Promotion in München 1960. 1962–1965 Assistent an der Universitäts-Kinderklinik München. 1965–1967 Wiss. Mitarbeiter am Institut für Entwicklungsneurologie der Universität Groningen. 1968–1979 an der Universitäts-Kinderklinik Göttingen, ab 1970 als Oberarzt, ab 1974 als leitender Oberarzt. Habilitation 1970, Ernennung zum apl. Professor 1974. Studienaufenthalt am Hammersmith Hospital London 1976. 1979–1984 Mitdirektor der Kinderklinik am Klinikum Mannheim der Universität Heidelberg. Am 1. November 1983 Berufung auf den Lehrstuhl für Allgemeine Pädiatrie der Universität Düsseldorf und Ernennung zum Direktor der Kinderklinik A (Nachfolge Professor VON HARNACK). Wissenschaftliche Schwerpunkte: Klinische Neurophysiologie, neuromuskuläre Systemerkrankungen, Sozialpädiatrie.



Professor Dr. med.

BENNO LÖSSE

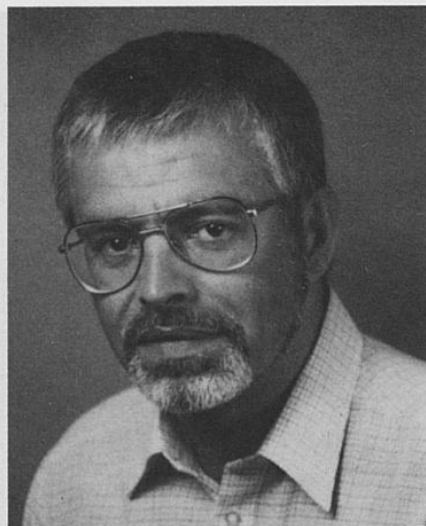
BENNO LÖSSE wurde am 24. März 1945 in Borsdorf bei Leipzig als Sohn eines Arztes geboren. Nach der Schulzeit in Kamen/Westf. begann er das Medizinstudium 1964 in Marburg und setzte es 1966 in Hamburg fort. Nach Approbation 1969 beschäftigte er sich von 1971 bis 1974 am MAX-PLANCK-Institut für Systemphysiologie (Direktor: Professor Dr. LÜBBERS) in Dortmund mit Fragen der Sauerstoffversorgung des Herzmuskels. Die Tätigkeit wurde 1973/74 durch den Wehrdienst am Schiffahrtmedizinischen Institut der Marine in Kiel unterbrochen. Seit dem 9. Dezember 1974 ist er Mitarbeiter der Medizinischen Klinik B (Direktor: Professor LOOGEN) der Universität Düsseldorf, seit Mai 1981 mit den dienstlichen Aufgaben eines Oberarztes. Seine wissenschaftlichen Schwerpunktinteressen betreffen die Kardiomyopathien und die kardiale Isotopendiagnostik. Am 24. Juni 1982 erhielt er die Venia legendi für das Fach Innere Medizin. Am 9. Oktober 1984 wurde er zum Professor auf Zeit ernannt.



Privatdozent Dr. rer. nat.

RAIMUND MANNHOLD

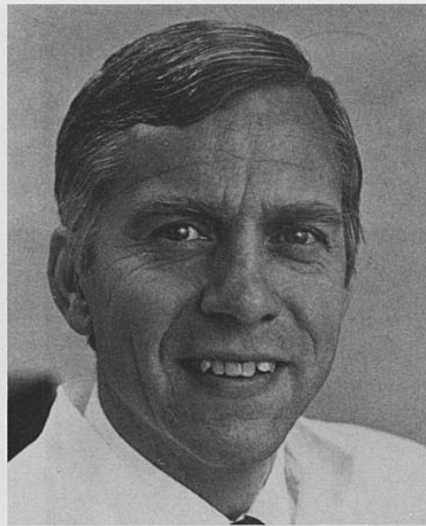
Geboren am 10. März 1948 in Haltern. Schulzeit in Hagen und Gelsenkirchen. Abitur 1967 in Gelsenkirchen. Studium der Pharmazie in Frankfurt/Main. Staatsexamen 1973. Nach dem Studium 1977 Promotion zum Dr. rer. nat. bei Professor KAUFMANN am Lehrstuhl für Klinische Physiologie der Universität Düsseldorf. 1982 Habilitation für Physiologie. Thema der Habilitationsschrift: „Kalziumantagonisten vom Typ der aliphatischen Amine und strukturverwandte herzaktive Pharmaka — Untersuchungen zur pharmakologischen und zur physikalisch-chemischen Charakterisierung“. Hauptarbeitsgebiet: Molekularpharmakologie herzaktiver Arzneistoffe mit biochemischen und physikalisch-chemischen Verfahren. Seit 1983 ist MANNHOLD im Editorial Board der medizinisch-chemischen Fachzeitschriften „Drugs of Today“ und „Drugs of the Future“.



Privatdozent Dr. med. habil.

HANS MEYER

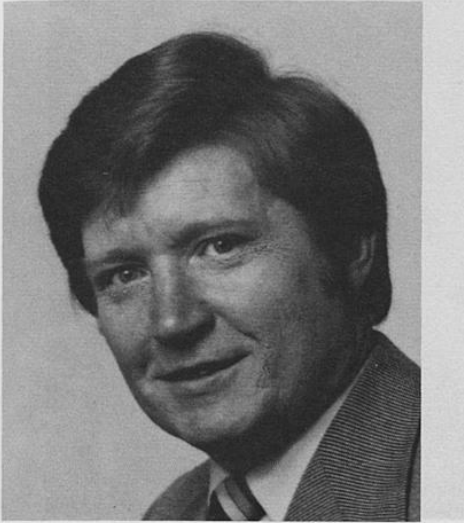
HANS MEYER wurde am 9. Mai 1939 in Gelsenkirchen geboren. Nach Gymnasiumbesuch studierte er Medizin in Freiburg und Düsseldorf, wo er auch promoviert wurde. Seine Fachausbildung zum Kinderarzt führte er an der Universitätskinderklinik in Düsseldorf durch und bildete sich besonders in der Kinderkardiologie aus. 1981 wurde er habilitiert und erhielt die *Venia legendi* für das Fach Kinderheilkunde. Seit dieser Zeit übte er eine Oberarztfunktion an der Kinderklinik aus, bevor er 1983 zum Leitenden Arzt der Kinderkardiologischen Klinik des Herzzentrums Nordrhein-Westfalen in Bad Oeynhausens berufen wurde. Seine Forschungsarbeit galt an erster Stelle den nuklearmedizinischen Funktionsprüfungen des Herzens und der Entwicklung neuer automatisierter Herzkatheterlabors für Kinder. In diesem Zusammenhang spielten die neuen nuklearmedizinischen Meßsysteme als nichtinvasive Diagnosemöglichkeiten eine besondere Rolle.



Privatdozent Dr. med. Dr. med. habil.

ROLF RÜDIGER OLBRISCH

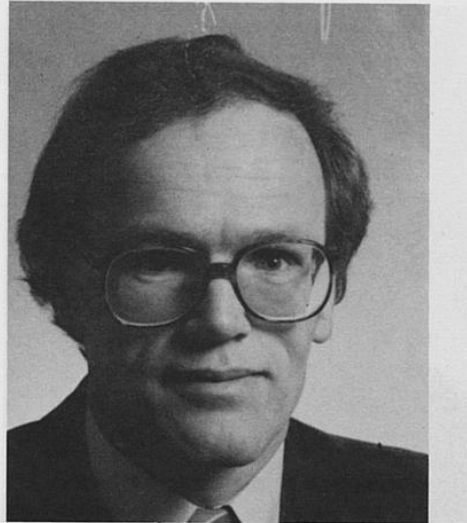
ROLF RÜDIGER OLBRISCH wurde geboren am 29. September 1940 in Rostock. Abitur 1959 am Humanistischen Gymnasium in Berlin Steglitz. Studium der Medizin in Mainz, Frankfurt/Main, Wien, Düsseldorf und München. Dort 1964 Staatsexamen und Promotion. Als Schiffsarzt nach Afrika und anschließend bis 1968 Wiss. Ass. am Physiologischen Institut der Universität Freiburg bei Professor FLECKENSTEIN. Bis 1975 Chirurgische Ausbildung an der Kölner Universitätsklinik bei Professor HEBERER. Danach Assistent bei Frau Professor Dr. UR-SULA SCHMIDT-TINTEMANN in der Abteilung für Plastische Chirurgie am Klinikum rechts der Isar der Technischen Universität München. Dort Habilitation mit dem Thema: „Makroglossie beim Down-Syndrom“. 80 Veröffentlichungen aus dem gesamten Gebiet der Plastischen Chirurgie. Seit September 1982 Chefarzt der Klinik für Plastische Chirurgie am Diakoniekrankenhaus in Düsseldorf-Kaiserswerth. Umhabilitation nach Düsseldorf im Sommer-Semester 1984.



Privatdozent Dr. rer. nat.

DIETER PASSIA

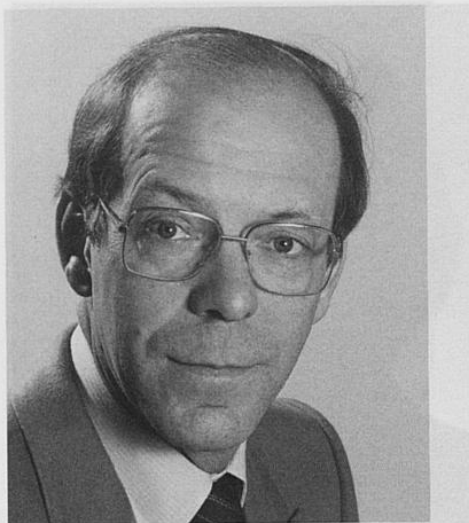
Am 11. Juli 1942 wurde DIETER PASSIA in Ratibor, O/S geboren. Von 1948 bis 1953 Besuch der Grundschule, danach die Gymnasien in Weiden/Opf. und Schleswig; dort bestand er 1963 die Reifeprüfung. Von 1963 bis 1965 Wehrdienst. Studium an der CHRISTIAN-ALBRECHTS-Universität in Kiel von 1965 bis 1973 in den Fächern Biologie, Chemie, Biochemie und Philosophie. Abschluß des Studiums mit der Promotion und dem 1. Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien. Ab 1973 als Wiss. Ass. am Anatomischen Institut II der Universität Düsseldorf tätig; 1975 Ernennung zum Akademischen Rat, 1978 zum Akademischen Oberrat. Mit einer Habilitationsschrift über enzymhistochemische Untersuchungen des menschlichen Testisgewebes wurde er 1983 zum Privatdozenten für das Fach Anatomie ernannt. Seine Forschungsschwerpunkte sind: Vergleichende enzymhistochemische Topographie am Vertebratenkeimepithel; Entwicklung und Differenzierung des Leydigzellsystems bei Säugetieren.



Privatdozent

Dr. med. HERMANN PEERENBOOM

HERMANN PEERENBOOM wurde am 22. Februar 1940 in Witten (Ruhr) geboren. Nach dem Studium in München und Medizinallassistenz in München, Bochum und Trenton, USA, begann er mit der Weiterbildung in der Inneren Medizin 1969 am Lemuel Shattuck Hospital in Boston. 1971 und 1972 war er Fellow der Sektion Gastroenterologie der University of Pennsylvania in Philadelphia. Danach war er am Städt. Krankenhaus Neuperlach in München tätig und trat 1975 in die Medizinischen Kliniken und Polikliniken der Universität Düsseldorf ein. Seine wissenschaftliche Arbeit in den Kliniken C und D galt den Bedingungen der enteralen Resorption von Kalzium und Magnesium beim Menschen und ihren Störungen bei Erkrankungen endokriner Organe. Seine Habilitation und Ernennung zum Privatdozenten erfolgten 1981. Seit dem 1. April 1984 arbeitet PEERENBOOM am Stadt Krankenhaus Soest, einem Lehrkrankenhaus der Universität Münster, als Leitender Arzt der Abteilung für Innere Medizin.

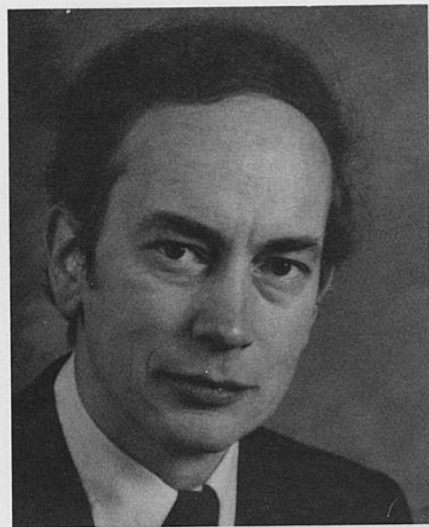


Professor Dr. med.

GERD PLEWIG

Jugend, Schulzeit, Studium und ärztliche Ausbildung verbrachte GERD PLEWIG, zunächst zeitgeschichtlich bedingt, später jedoch geplant, an vielen Orten. Der häufige Wechsel hatte nicht nur Nachteile.

Geboren am 12. Mai 1939 in Langensalza/Gotha, aufgewachsen in Eisenach, 1946 übersiedelt nach Osnabrück, Besuch des Ratsgymnasiums, sowie 1956 noch einmal Umzug nach Uetersen und Abitur 1959. Das Medizinstudium absolvierte er in Hamburg, Graz und Kiel. 1965 Staatsexamen und Promotion. Die Medizinalassistentenzeit führte ihn nach Berlin, Schongau und Duisburg, um dann mit dem ECFMG und der Ventnor-Foundation 1966 nach Philadelphia zu gehen. Dann folgte eine wissenschaftliche Ausbildung an der University of Pennsylvania. Von 1969 bis 1982 Ausbildung und Förderung bei Professor BRAUN-FALCO an der Dermatologischen Klinik der LUDWIG-MAXIMILIANS-Universität München. Am 1. Februar 1982 wurde ihm die Leitung der Hautklinik Düsseldorf übertragen.



Professor Dr. med. habil.

DIETRICH REINHARDT

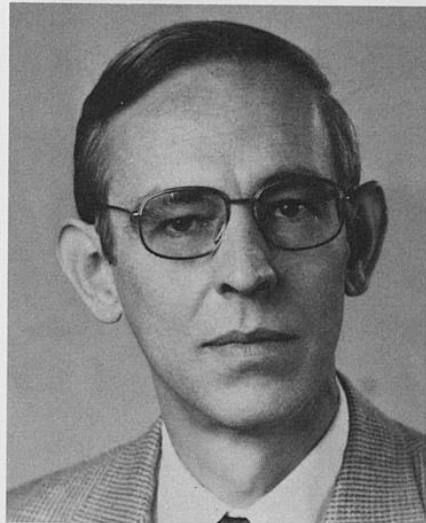
DIETRICH REINHARDT wurde am 4. Januar 1942 in Magdeburg geboren. Nach dem Studium der Medizin in Heidelberg, wo er auch im Jahre 1967 sein Staatsexamen ablegte und promoviert wurde, war REINHARDT von 1971 bis 1977 Assistent am Pharmakologischen Institut der Universität Essen tätig. 1976 habilitierte er sich für das Fach Pharmakologie. 1977 wechselte er an die Universitätskinderklinik Düsseldorf über, wo er 1980 die Leitung der Sektion Pneumologie und Allergologie übernahm. 1979 erfolgte die Ernennung zum apl. Professor für das Fach Pharmakologie und 1982 die Erweiterung der Venia legendi für das Fach Kinderheilkunde. REINHARDT ist Visiting-Professor of Pediatrics an der Yale-University, New Haven, stellv. Mitglied der Zulassungskommission beim BGA, Mitglied der WHO-Working-Group on drugs and lactation sowie Mitglied zahlreicher Fachgesellschaften und Herausgebergremien internationaler Fachzeitschriften.



Privatdozent Dr. rer. nat.

PETER RÖSEN

Als Sohn des Steuerbevollmächtigten PETER RÖSEN und seiner Ehefrau ELISABETH wurde er am 14. Februar 1943 in Lodz geboren. Nach dem Schulbesuch in Essen und dem Studium der Biochemie in Würzburg, München und Tübingen fertigte er seine Doktorarbeit über das Thema „Liganden am Cytochrom P-450“ am MPI für Biophysikalische Chemie in Göttingen an. Seit 1976 arbeitet er als Wiss. Ass. am Diabetesforschungsinstitut und habilitierte sich 1983 für das Fach Klinische Biochemie mit einer Arbeit über „Die Wechselwirkung zwischen Kohlenhydrat- und Lipidstoffwechsel im Herzmuskel der diabetischen Ratte“. Für diese Arbeit und Untersuchungen zum Prostaglandinstoffwechsel und seine Bedeutung für den nutritiven Fluß im Herzen wurde ihm der EDENS-Preis der Universität Düsseldorf 1983 zuerkannt. Hauptarbeitsgebiet ist die Pathobiochemie des Herzens unter ischämischen und diabetischen Stoffwechselbedingungen.



Professor Dr. med.

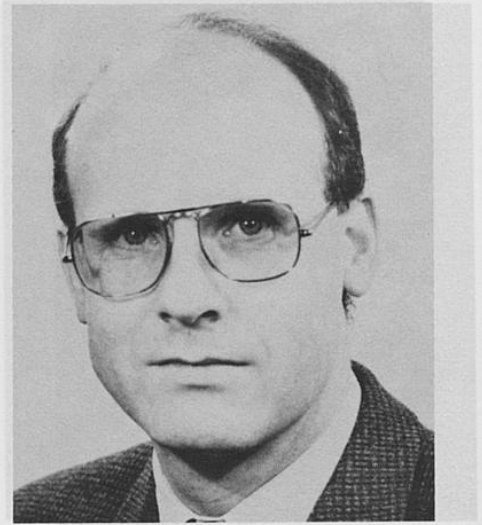
ANDREAS SCHEID

ANDREAS SCHEID wurde geboren am 22. Mai 1941 in München, aufgewachsen in Hamburg und Köln, dort 1961 Abitur am Staatl. Dreikönigsgymnasium. Studium der Medizin an der Freien Universität Berlin, und an den Universitäten Köln, Zürich und Heidelberg. An der Universität Köln Dissertation bei Professor STOFFEL, Medizinalassistentenzeit (1967–1969), und Promotion (1969). Von 1969 bis 1983 an der Rockefeller University in New York, zunächst mit Forschungstipendien des US-PHS und der DFG als Postdoctoral Fellow in der Virusabteilung der Professoren TAMM und CHOPPIN, dann als Assistant Professor und ab 1976 als Associate Professor für Virologie. Mit der Ernennung zum Professor für Medizinische Mikrobiologie und Virologie im November 1983, Beginn der Tätigkeit an der Universität Düsseldorf, insbesondere als Leiter der Virologischen Laboratorien des Instituts für Medizinische Mikrobiologie und Virologie. Sein wissenschaftliches Interesse gilt der Pathogenität von Viren.



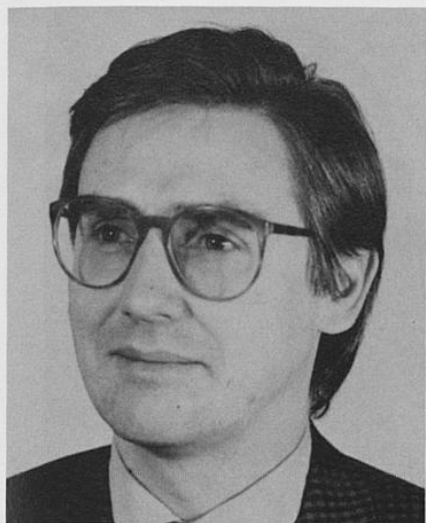
Privatdozent Dipl.-Phys. Dr. rer. nat.
PETER SCHLIEPER

Am 16. Oktober 1941 wurde PETER SCHLIEPER als Sohn des Fabrikanten ERICH SCHLIEPER und seiner Ehefrau EDDA in Oberhausen geboren. Nach einer vierjährigen Volksschulzeit in Hochdahl besuchte er bis 1960 die RUDOLF-STEINER-Schule in Wuppertal. Sein Abitur legte er 1964 am Institut auf dem Rosenberg, St. Gallen, Schweiz, ab. Im Frühjahr 1964 immatrikulierte er sich für das Fach Physik an der RWTH Aachen, wo er 1970 das Hauptdiplomexamen ablegte. Im Sommer 1970 begann er seine Assistententätigkeit im Institut für Pharmakologie, Universität Düsseldorf. Hier wurde er im Juli 1974 zum Dr. rer. nat. promoviert. Im Frühjahr 1975 führte ihn ein Stipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft für zwei Jahre an das Instituto de Biologia Celular der Medizinischen Fakultät der Universität Buenos Aires, Argentinien. Nach seiner Rückkehr an das Institut für Pharmakologie, Universität Düsseldorf, habilitierte er sich im Januar 1982 für das Fach Experimentelle Pharmakologie.



Professor Dr. med. habil.
WOLF-DIETER SCHOPPE

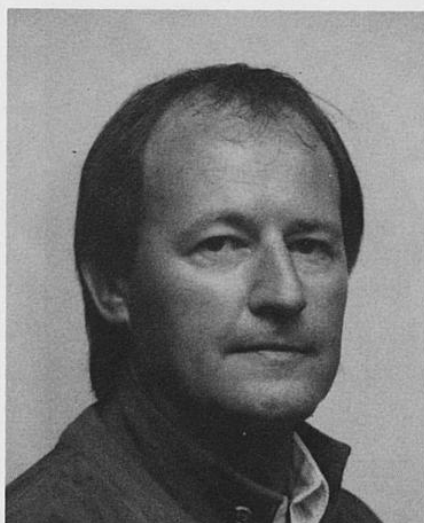
WOLF-DIETER SCHOPPE wurde am 23. Dezember 1943 in Breslau geboren. 1964 Abitur am Städt. Gymnasium Wetter/Ruhr. 1964—1966 vorklinische Semester an der Universität Bonn. Klinische Semester in Innsbruck, Wien und Düsseldorf. Am 31. Januar 1970 Staatsexamen in Düsseldorf. Anschließend Gastarzt am Queen Alexandra Military Hospital in London. Ab 1. Juli 1971 Wiss. Ass. an der I Med. Klinik der Universität Düsseldorf unter der Leitung von Professor Dr. GROSSE-BROCKHOFF. Seit 17. April 1978 Arzt für Innere Medizin an der Med. Klinik A. 1978/79 achtmonatige Tätigkeit als Research Fellow am PETER BENT BRIGHAM Hospital Harvard Medical School in Boston (USA) unter Leitung von Professor H.L. ABRAMS und D.F. ADAMS. Am 21. Januar 1982 Erteilung der Venia legendi. Seit 1. April 1983 Oberarzt an der Medizinischen Klinik A. Ernennung zum Professor mit Wirkung vom 26. September 1984.



Professor Dr. med.

JÜRGEN SCHRADER

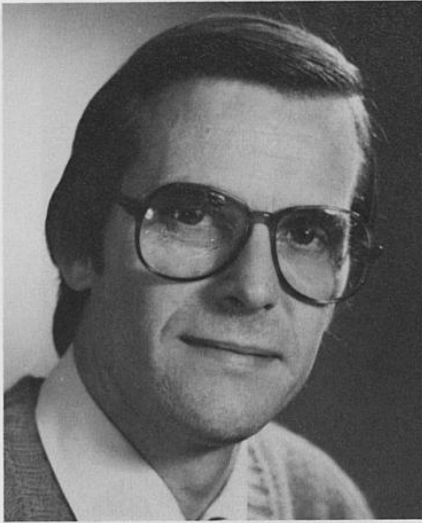
SCHRADER, am 9. Oktober 1942 in Komotau/CSSR geboren, studierte an den Universitäten Köln, München und Freiburg Medizin. Nach der Promotion (Professor A. FLECKENSTEIN) ging er 1970 als postdoctoral fellow an das Department of Physiology, University of Virginia, Charlottesville/USA (Professor R.M. BERNE). Ab 1972 arbeitet er am Physiologischen Institut der RWTH Aachen. 1973 erneuter Forschungsaufenthalt in Charlottesville. Seit 1974 als Wiss. Ass. am Physiologischen Institut der Universität München (Prof. E. GERLACH) tätig. 1978 erfolgte die Habilitation, 1980 die Ernennung zum Professor. 1982 Forschungsaufenthalt am NIH, Bethesda/USA. Am 1. April 1983 nahm er den Ruf auf den Lehrstuhl für Physiologie I an der Universität Düsseldorf an. Schwerpunkte der wissenschaftlichen Forschung sind Fragen des Herzstoffwechsels und der metabolischen Regulation der Koronardurchblutung.



Privatdozent Dr. med.

GÜNTHER SCHWENDEMANN

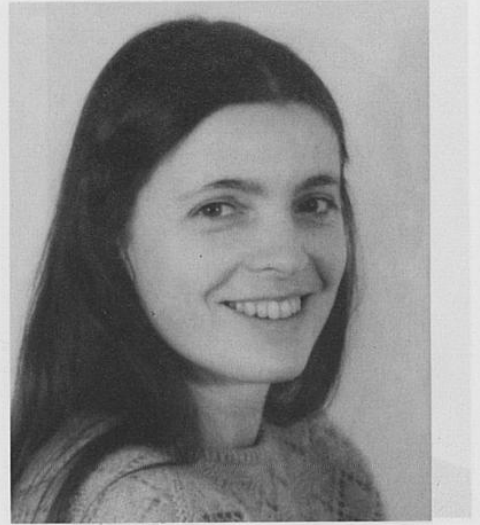
Geboren 1944 in Heidenheim/Brenz. Nach Besuch der Grundschule und des EBERHARD-LUDWIGS-Gymnasiums, Stuttgart, Abitur 1963. Von 1963 bis 1969 Studium der Medizin an der EBERHARD-KARLS-Universität Tübingen bzw. Universität Hamburg; am 28. Januar 1969 ärztliche Prüfung in Hamburg. Von 1969 bis 1980 Medizinalassistent, Wiss. Ass. an der Neuropathologischen Abteilung der Psychiatrischen und Nervenklinik, Hamburg; 1972 Promotion. 1980 bis 1981 „Visiting Assistant Professor of Neurology“ an der JOHNS HOPKINS University, Baltimore (USA), als Stipendiat der DFG. 1981 bis 1982 am Neuropathologischen Institut Düsseldorf. 1981 Anerkennung als Arzt für Pathologie, Teilgebiet Neuropathologie und am 14. Oktober 1981 Erlangung der Venia legendi für das Fach Neuropathologie. Seit 1. April 1982 Weiterbildung zum Arzt für Neurologie an der Neurologischen Universitätsklinik Düsseldorf.



Privatdozent Dr. med. habil.

MARTIN SCHWENEN

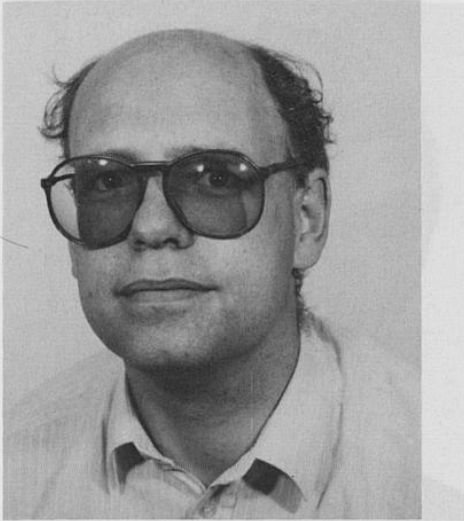
MARTIN SCHWENEN wurde am 17. September 1942 in Lingen/Ems geboren. Er besuchte das altsprachliche Gymnasium in Meppen, das er 1962 mit dem Abitur verließ. Nach dem Medizinstudium in Köln und Düsseldorf war er von 1968 bis 1970 als Medizinassistent tätig. Die Promotion zum Dr. med. erfolgte 1970. Von 1970 bis 1973 arbeitete er an der Landesimpfanstalt Düsseldorf. 1973 wechselte er zum Physiologisch-chemischen Institut II der hiesigen Universität. Schwerpunkte seiner Forschungstätigkeit sind seither verschiedene Aspekte der Regulation des Muskel- und Leberstoffwechsels. 1979 wurde SCHWENEN zum Akad. Rat ernannt. 1982 habilitierte er sich mit einer Arbeit über Glukokortikoidwirkungen auf die Skelettmuskulatur und erhielt die Venia legendi für das Fach Physiologische Chemie. Für seine Untersuchungen über diabetogene Wirkungen der Glukokortikoide wurde ihm 1983 der JÜHLING-Preis verliehen.



Privatdozentin Dr. rer. nat.

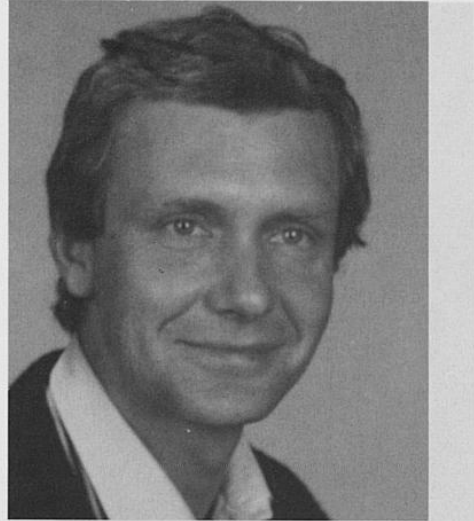
SIBYLLE SOBOLL

Am 24. Juli 1945 wurde SIBYLLE SOBOLL in Gera/Thüringen geboren. Am staatlichen Realgymnasium für Mädchen, MAX-JOSEF-Stift in München, legte sie 1965 die Reifeprüfung ab. Nach zweijährigem pharmazeutischen Praktikum in München bestand sie 1967 das Pharmazeutische Vorexamen. Von 1967 bis 1970 studierte sie Pharmazie an der LUDWIG-MAXIMILIANS-Universität in München. 1970 bestand sie das Staatsexamen für Pharmazie. 1977 wurde sie nach Approbation als Apothekerin und Assistententätigkeit in München bei Professor H.W. HELDT zum Dr. rer. nat. promoviert. Seit 1. Januar 1980 ist sie Wiss. Mitarbeiterin bei Professor H. SIES am Institut für Physiologische Chemie I. 1982 habilitierte sie sich an der Medizinischen Fakultät der Universität Düsseldorf mit dem Thema: „Kompartimentierung im Energiestoffwechsel; Beziehung zwischen mitochondrialem und zytosolischem ATP-System“. Am 11. Februar 1982 erhielt sie die Venia legendi für das Fach Physiologische Chemie.



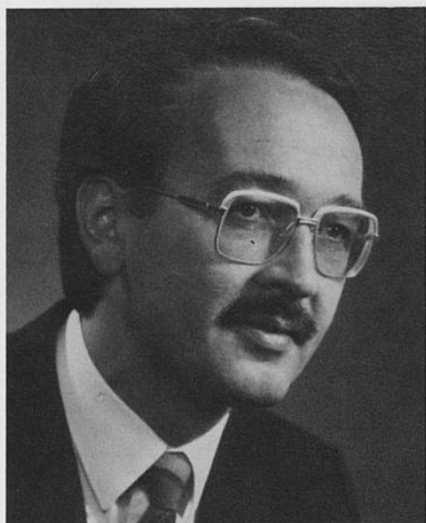
Privatdozent Dr. med., Dipl.-Phys.
AMNON SONNENBERG

AMNON SONNENBERG wurde am 18. Januar 1950 in Haifa/Israel geboren. 1968–1974 hatte er in Bonn Medizin und Physik studiert. Nach der Diplomarbeit in der physikalischen Biochemie und einer einjährigen Medizinalassistentenzeit an der Universität Bonn, war er 1975–1983 Assistent an der medizinischen Klinik der Universität Düsseldorf und 1977–1980 während einer dreijährigen Beurlaubung Stipendiat des Schweizer Nationalfonds an der Medizinischen Klinik des Stadtspitals Triemli in Zürich. Nach den Arztprüfungen für Innere Medizin und Gastroenterologie ist er seit 1982 Privatdozent und seit 1984 HEISENBERG-Stipendiat der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Seine 120 wissenschaftlichen Publikationen betreffen die Pathophysiologie, Epidemiologie und Ökonomie gastroenterologischer Erkrankungen.



Privatdozent Dr. med. habil.
HEINZ-HAGEN STEINHOFF

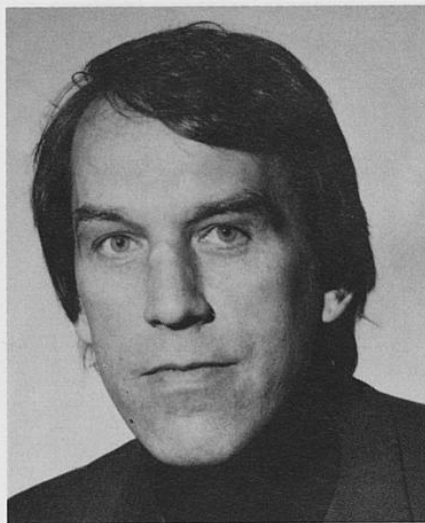
HEINZ-HAGEN STEINHOFF wurde am 3. Januar 1944 in Dolsthaida/Kreis Liebenwerda geboren. Seine Eltern siedelten 1948 nach Düsseldorf über. Dort 1964 Abitur. Bei der Bundesmarine leistete er seine Dienstzeit vornehmlich als Schnellbootoffizier ab. 1968 nahm er das Studium der Medizin an der Universität Tübingen auf und wechselte nach der ärztlichen Vorprüfung an die Universität Düsseldorf. Dort bestand er 1974 das Staatsexamen und wurde im gleichen Jahr am Institut für Geschichte der Medizin (Professor SCHADEWALDT) promoviert. Nach Ableistung der Medizinalassistentenzeit am MARIEN-Krankenhaus in Nordhorn trat er Ende 1975 in das Institut für Anästhesiologie (Professor ZINDLER) ein und habilitierte sich dort am 21. Januar 1982 mit der Habilitationsschrift „Ausscheidungsfunktion und Hämodynamik der Niere während IMV und CMV“. Nach einiger Zeit als Oberarzt am Institut für Anästhesiologie der Universität Düsseldorf wurde er als Chefarzt an das KKH Herford gewählt.



Privatdozent Dr. med. habil.

MICHAEL STEYER

MICHAEL STEYER wurde am 6. Mai 1943 in Leipzig geboren und konnte nach Wechsel in die Bundesrepublik im Jahr 1958 sein Abitur 1963 ablegen, genügte in den Jahren 1963–1965 seiner Wehrpflicht und wurde Reserveoffizier und begann sein Studium in Köln, das er in den Jahren 1968–1970 in Lübeck fortsetzte. Im Jahr 1971 erfolgte die Approbation zum Arzt und seine Promotion zum Dr. med. Er war dann im Physiologisch-Chemischen Institut unter Professor STAIB tätig und begann 1974 seine Ausbildung zum Frauenarzt unter Professor BECK. Von 1979 an war er als Oberarzt zuerst in Rheydt und dann in Bremen tätig. Inzwischen konnte er sich 1980 habilitieren und wurde am 5. Februar 1981 zum Privatdozenten für Frauenheilkunde ernannt.



Privatdozent Dr. med. habil. MA.

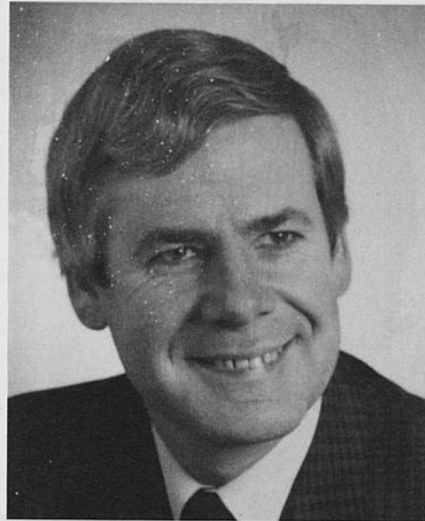
ULRICH STREECK

ULRICH STREECK wurde geboren am 12. März 1944 in Lamspringe/Alfeld. Geprägt von naturwissenschaftlichen Orientierungen im Elternhaus Studium der Medizin an den Universitäten Marburg, Düsseldorf und Göttingen. Bereits während des Studiums Beschäftigung mit Fragen der psychologischen Medizin. Ergänzendes Studium der Soziologie, Sozialpsychologie und Psychiatrie; Stipendiat der Stiftung Volkswagenwerk und der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Ärztliche Weiterbildung zum Arzt für Psychiatrie, Psychoanalytiker und Psychotherapeuten in Göttingen. Seit 1976 praktisch und wissenschaftlich in der klinischen Psychotherapie tätig. 1983 Habilitation für das Fach Psychotherapie und Psychosomatik und Ernennung zum Privatdozenten an der Medizinischen Fakultät der Universität Düsseldorf.



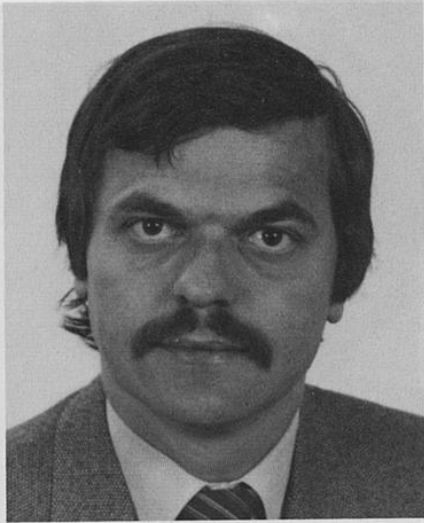
Privatdozent Dr. med. dent. habil.
ULRICH STÜTTGEN

ULRICH STÜTTGEN wurde am 17. Juli 1949 in Düsseldorf geboren. Nach dem Zahnmedizinstudium ist er seit 1975 als Wiss. Mitarbeiter an der Abteilung für Zahnärztliche Prothetik und Defektprothetik (Direktor: Professor BÖTTGER) tätig. Im Anschluß an seine Promotion (1976) entschloß er sich zur Habilitation, die er im Jahre 1982 erfolgreich beenden konnte. Im gleichen Jahr wurde er zum Oberarzt der klinischen Abteilung und des Vorklinischen Zahnmedizinischen Institutes ernannt. Seine besonderen Interessen gelten der elektronischen Aufzeichnung von Unterkiefer-Funktionsbewegungen und der Tribologie teleskopierender Prothesenelemente. Zu Beginn des Jahres 1984 erhielt er einen Ruf an die Freie Universität Berlin.



Professor Dr. med. habil.
ROLF TESCHKE

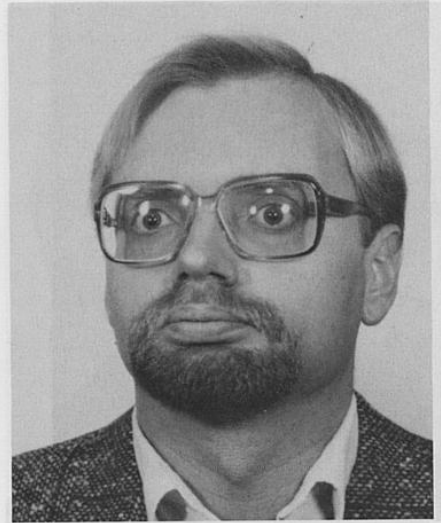
Geboren wurde er am 15. April 1944 in Gera/Thür., besuchte in Stuttgart das EBERHARD-LUDWIGS-Gymnasium und bestand 1963 das Abitur. Nach dem Medizinstudium in München und Marburg bestand er 1968 das Medizinische Staatsexamen, es folgte die Medizinalassistentenzeit in Stuttgart und Marburg und 1970 die Promotion zum Dr. med. 1970—1971 war er als Wiss. Ass. am Pathologischen Institut der Universität Marburg (Professor HORT) tätig, von 1972 bis 1973 als Stipendiat der Deutschen Forschungsgemeinschaft sowie von 1972 bis 1975 als Assistent am Mount Sinai Hospital und Bronx VA Hospital in New York (Professor LIEBER). Während der Tätigkeit als Assistent an der Medizinischen Klinik D (Professor STROHMEYER) der Universität Düsseldorf 1975—1981 erfolgte 1978 die Anerkennung für Innere Medizin, 1979 die Habilitation und 1981 die Ernennung zum Oberarzt und die Verleihung des HÖRLEIN-Preises. 1982 wurde er zum Professor ernannt.



Privatdozent Dr. rer. nat.

HANS JOACHIM TRAMPISCH

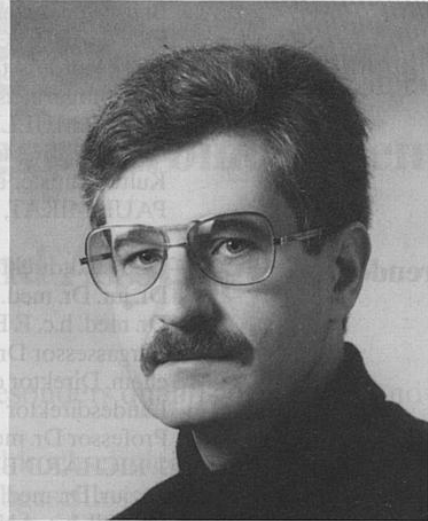
Am 9. Oktober 1948 wurde HANS JOACHIM TRAMPISCH in Gießen geboren. Von 1968 bis 1973 studierte er Mathematik an der JUSTUS-LIEBIG-Universität Gießen. Nach dem Diplom wurde er Wiss. Mitarbeiter des Institutes für Medizinische Datenverarbeitung, München. Von 1975 bis 1978 war er Wiss. Mitarbeiter an der Abteilung Biomathematik der Universität Gießen. Mit einer Arbeit über Mehrentscheidungsverfahren wurde er 1978 bei Professor NORBERT VICTOR promoviert. Seit 1978 ist er am Institut für medizinische Statistik und Biothematik der Universität Düsseldorf, zunächst als Wiss. Ass., später als Akademischer Rat, tätig. 1982 habilitierte er sich mit einer Arbeit über Zuordnungsprobleme in der Medizin. Seine Hauptarbeitsgebiete betreffen die Methodik Klinischer Studien und der Prognose- und Diagnosefindung. Er ist Fachberater des Bundesgesundheitsamtes und der Arzneimittelkommission der Deutschen Ärzteschaft.



Privatdozent Dr. med. habil.

VOLKER WAHN

VOLKER WAHN wurde am 1. März 1949 in Soest/Westf. geboren. Nach Abschluß der Schulbildung Aufnahme des Studiums der Biochemie von 1967 bis 1970 an der Universität Tübingen bis zum Vordiplom. Danach Medizinstudium an der Universität in Heidelberg, wo er 1975 sein Staatsexamen ablegte. Nach einjähriger Medizinalassistentenzeit in Heidelberg begann er im September 1976 seine Tätigkeit als Wiss. Ass. an der Universitäts-Kinderklinik in Düsseldorf. Unterbrochen wurde diese Tätigkeit durch einen 15monatigen Aufenthalt am Memorial Sloan-Kettering Cancer Center in New York, wo er sich klinisch und labormäßig zum klinischen Immunologen weitergebildet hatte. Im Juli 1982 wurde er habilitiert und im Oktober 1982 zum Privatdozenten ernannt. Schwerpunkte seiner klinischen Tätigkeit sind neben der allgemeinen Pädiatrie die Neonatologie, pädiatrische Immunologie und Rheumatologie, bei der wissenschaftlichen Tätigkeit Analysen von Komplementveränderungen bei verschiedenen Erkrankungen.



Professor Dr. med.
MARTIN WESTERHAUSEN

MARTIN WESTERHAUSEN wurde geboren am 26. Mai 1934 in Stuttgart. 1953 Abitur in Ludwigsburg. Studium der Medizin in Tübingen, Berlin, Freiburg/Brg. Staatsexamen 1959, Promotion 1961, Approbation 1962. Ab 1964 Wiss. Ass. an der Medizinischen Universitäts-Klinik Freiburg (Professor L. HEILMEYER). Schwerpunkte der Arbeit auf dem Gebiet der Klinischen Immunpathologie (Professor H. SCHUBOTHE) und im hämatologisch-onkologischen Bereich (Professor J.P. OBRECHT). 1973 Habilitation über Besonderheiten der chronischen Lymphadenose. 1974 Oberarzt am Bürgerspital Solothurn/Schweiz (Professor S. MOESCHLIN). 1975–1977 Oberarzt am Kantonsspital St. Gallen/Schweiz (Professor H.J. SENN). Seit 1977 Chefarzt der Medizinischen Klinik II am St. JOHANNES-Hospital Duisburg, Aufbau einer Spezialklinik für Onkologie, Hämatologie, Immunologie. 1979 apl. Professor der Universität Freiburg. 1981 Umhabilitation und 1982 apl. Professor der Universität Düsseldorf.

Professor Dr. med.
HENNING ZEIDLER

HENNING ZEIDLER wurde geboren 1942 in Berlin. Medizinstudium in Mainz von 1961 bis 1967. 1967 Promotion im Chemisch-Physiologischen Institut der Uni Mainz. 1968 Assistent in der Rheumaklinik Bad Kreuznach. 1969–1971 Wehrdienst. 1971–1983 in der Abteilung für Krankheiten der Bewegungsorgane und des Stoffwechsels der Medizinischen Hochschule Hannover. 1978 Habilitation mit dem Thema „Rheologische Eigenschaften der Synovia...“ 1980 Zusatzbezeichnung „Physikalische Therapie“, 1981 Teilgebietsbezeichnung „Rheumatologie“. Preis der Deutschen Rheumaliga 1982. 1984 Forschungspreis der Deutschen Gesellschaft für Rheumatologie (Bayropharm-Preis) für die Arbeit „Rheologie der Synovialflüssigkeit und Hyaluronsäure. Neue Methoden und weitere Charakterisierung der viskoelastischen Eigenschaften. Professor an der Universität Düsseldorf seit 1983.

Ehrensensatoren

Bankier RUDOLF GROTH	17.7.1970
Direktor EBERHARD IGLER	17.7.1970
Direktor Dr. jur. WOLFGANG GLATZEL	29.1.1970
Beigeordneter a.D. Dr. rer. pol.	
FREIHERR VON BÖNNINGHAUSEN	10.5.1973
Oberstadtdirektor a.D. GILBERT JUST	10.5.1973
Oberbürgermeister a.D.	
PETER MÜLLER	29.10.1974
Recteur Professeur Dr. PIERRE RENÉ DELORME	18.5.1976
Kultusminister a.D. Professor Dr. jur., Dr. h.c. mult.	
PAUL MIKAT, MdB	19.4.1978

Ehrendoktoren

Oberstadtdirektor a.D.	
Dr. jur. Dr. med. h.c. WALTER HENSEL	24.12.1954
Dr. med. h.c. F. ERNST NORD	21.7.1961
Bergassessor Dr.-Ing. Dr. med. h.c. FRITZ LANGE	29.5.1962
ehem. Direktor des Landschaftsverbandes Rheinland	
Landesdirektor a.D. Dr. med. h.c. UDO KLAUSA	23.1.1964
Professor Dr. med. Dr. med. h.c.	
J. RICHARD BING	14.6.1966
Dr. jur. Dr. med. h.c. KURT BIRRENBACH	20.7.1966
Dr. phil. h.c. ANTON HAIN, Verleger	14.4.1967
Professor Dr. med. Dr. med. h.c. HELMUT ZAHN	1.12.1972
Professor Dr. med. Dr. rer. nat. Dr. med. h.c.	
JÉRÔME LEJEUNE	26.1.1973
Bibliotheksleiter Dr. med. h.c.	
WERNER LICHTNER	8.5.1973
Dr.-Ing. Dr. rer. nat. h.c. KONRAD HENKEL	15.5.1973
Professor Dr. phil. Dr. rer. nat. h.c.	
HEINRICH DÜKER	26.6.1973
Ehrenpräsident der Universität Nantes	
Professeur Dr. med. Dr. phil. h.c.	
JEAN PIERRE KERNÉIS	6.5.1977
Professor Dr. med. Dr. med. h.c.	
JULIUS KLEEBOG	27.4.1978
Professor Dr. rer. nat. Dr. rer. nat. h.c.	
KARL RAWER	2.5.1978
Dr. rer. pol. Dr.-Ing. E.h. Dr. phil. h.c.	
KURT WERNER	11.12.1979

Ehrenbürgerin

Dr. med. MARTHE VOGT, Cambridge/England	5.5.1964
---	----------

FV AKTUELL

Fachvermittlung
für besonders
qualifizierte Fach-
und Führungskräfte

Wir stellen die richtigen Verbindungen her . . . für Arbeitnehmer und Arbeitgeber gleichermaßen!

Exklusiv für den Arbeitsmarkt für besonders qualifizierte Fach- und Führungskräfte.

Für Absolventen von Hoch- und Fachhochschulen.

Für berufserfahrene Bewerber mit abgeschlossenem Studium oder gleichwertiger Qualifikation.

Technische und naturwissenschaftliche Berufe (Ingenieure)

Telefon (02 11) 82 26-262

Technische und naturwissenschaftliche Berufe (Naturwissenschaftler, Ärzte, Apotheker, Designer)

Telefon (02 11) 82 26-348

Geistes- und sozialwissenschaftliche Berufe

Telefon (02 11) 82 26-378

Juristen, kaufmännische, Verwaltungs- und sozialpädagogische Berufe

Telefon (02 11) 82 26-470

Weitere Angebote und ausführlichen Prospekt erhalten Sie über uns.

Fachvermittlungsdienst Düsseldorf

Immermannstraße 65 D, Postfach 11 20, 4000 Düsseldorf

Telefon 02 11/82 26-1



Bundesanstalt für Arbeit



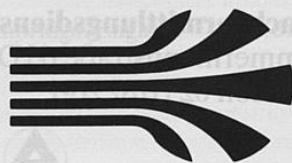


Luisenstraße 105

Düsseldorfs Adresse
für heiße und kalte Tage.
Erdgas, Fernwärme,
Strom, Wasser.

Ihr Gesprächspartner

**Stadtwerke
Düsseldorf AG**



**Verabschiedung des Leitenden Regierungsdirektors
KLAUS-EBERHARD STREBLOW
in den Ruhestand am 21. Januar 1983**

**Ansprache des Kanzlers der Universität Düsseldorf, Ehrensenator
Dr. iur. C. F. CURTIUS anlässlich der Verabschiedung des Verwaltungsdirektors der
Medizinischen Einrichtungen der Universität, Herrn Leitenden Regierungsdirektor
KLAUS-EBERHARD STREBLOW, in den Ruhestand am 21. Januar 1983**

Der Verwaltungsdirektor der Medizinischen Einrichtungen ist nach dem WissHG Nordrhein-Westfalen von 1979 ständiger Vertreter des Kanzlers für den Bereich der Medizinischen Einrichtungen. Der andere Stellvertreter des Kanzlers ist für den Bereich der Universität im engeren Sinne zuständig. Mit dieser geteilten Stellvertretungsregelung hat das WissHG übrigens eine Praxis aufgegriffen, die ich am Ort bereits 1973 eingeführt hatte.

Der Kanzler ist nach dem WissHG ferner Dienstvorgesetzter des gesamten nichtwissenschaftlichen Personals der Universität — also auch des Verwaltungsdirektors. Zusammen bildet dies Grund genug, das Wort zu einer kurzen Würdigung der Persönlichkeit und der Lebensarbeit meines Stellvertreters, Herrn Leitenden Regierungsdirektor KLAUS-EBERHARD STREBLOW, aus Anlaß seiner altersbedingten Versetzung in den wohlverdienten Ruhestand auf den 31. Januar 1983 zu ergreifen.

Ich tue dies um so lieber, als mich mit Herrn STREBLOW nun ein ganzes Jahrzehnt hervorragender dienstlicher Zusammenarbeit, zudem getragen von, wie ich wohl sagen darf, gegenseitiger persönlicher Sympathie auf der Basis beiderseitiger Berliner Herkunft, verbindet.

Herr STREBLOW, geb. am 21. Januar 1918 in Berlin, ist nach dem Abitur und Kriegsdienst als Wehrmachtsbeamter und Offizier seit 1946 zunächst im Dienst der Stadtverwaltung Düsseldorf gestanden. Er war dort als gehobener Beamter lange Zeit im Rechnungsprüfungsdienst beschäftigt und wurde schließlich 1972 unter Beförderung zum Städt. Verwaltungsrat zum stellv. Verwaltungsdirektor des damals noch städtischen Klinikums an der Moorenstraße bestellt.

Dieser erfolgreiche Aufstieg bei der Stadt Düsseldorf war die Basis für den späteren Berufsweg beim Land Nordrhein-Westfalen. Insbesondere seine Tätigkeit als Rechnungsprüfer hat ihm unschätzbare Erfahrungen eingebracht. Ich freue mich daher besonders, unter unseren heutigen Gästen auch eine Anzahl städtischer Vertreter begrüßen zu dürfen, unter ihnen auch den früheren städtischen Beigeordneten für das Gesundheitswesen, unseren Ehrensenator Dr. VON BÖNNINGHAUSEN. 1973 wurde bekanntlich das städtische Klinikum auf die Universität und damit das Land Nordrhein-Westfalen übernommen. Auf Vorschlag der Universität wurde Herr STREBLOW vom Minister für Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen zum ersten Verwaltungsdirektor des nunmehr landeseigenen Klinikums bestellt. Im Oktober 1973 erfolgte die Ernennung zum Verwaltungsdirektor, im Januar 1976 die zum Oberverwaltungsdirektor, im Januar 1978 die zum Leitenden Regierungsdirektor. Die Ehrenurkunde der Landesregierung anlässlich des 40jährigen Dienstjubiläums erhielt Herr STREBLOW 1977.*

* Inzwischen ist Herrn Leitenden Regierungsdirektor i.R. STREBLOW vom Bundespräsidenten für seine in meiner Ansprache beschriebenen Verdienste das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen und durch Wissenschaftsminister SCHWIER ausgehändigt worden.

Herr STREBLOW hat sich in dem guten Jahrzehnt, in dem er die Verwaltungsleitung der Medizinischen Einrichtungen innehatte, durch besonderen und weit über das Normalmaß hinausgehenden Einsatz bewährt. Er hat es kraft seiner Integrationsfähigkeit, aber auch Durchsetzungskraft hervorragend verstanden, die Verwaltung eines Hochschulklinikums als Dienstleistungsbetrieb mit 56 Lehrstühlen in der Vorklinischen, Klinisch-theoretischen sowie der Klinisch-praktischen Medizin, einer Bettenzahl von jetzt noch rund 1600 und einem Personalkörper von rund 4700 Mitarbeitern zu leiten.

In seine Amtszeit fiel zunächst die sehr schwierige Überführung der ehemaligen Städtischen Krankenanstalten auf das Land. Dem Einsatz von Herrn STREBLOW ist es wesentlich zu verdanken, daß dieser organisch gewachsene Personalkörper ungeachtet der für alle Mitarbeiter zweifellos bestehenden Unsicherheit nahezu vollständig auf das Land übernommen werden konnte. Dieser reibungslose Übergang hat wesentlich mit dazu beigetragen, daß Kliniken und Institute der Medizinischen Fakultät ihren Verpflichtungen in Lehre, Forschung und insbesondere in der Krankenversorgung ohne Beeinträchtigungen im bisherigen Umfang nachkommen konnten.

In der Übernahmephase bestand auch die Notwendigkeit, für zahlreiche Aufgaben, die von der Stadt Düsseldorf bisher zentral wahrgenommen wurden, neue organisatorische Lösungen zu finden. Gegenüber diesen vielfältigen Problemen, insbesondere im Personal- und Haushaltsbereich, zeigte sich Herr STREBLOW mit seinem organisatorischen Geschick besonders aufgeschlossen. So wurde die Leitungsstruktur der Verwaltung durch Einführung der Dezernatsgliederung ab 1. Mai 1975 neu geprägt und wesentlich gestrafft. Auch diese Reorganisation gewann, zusammen mit derjenigen der Klinikverwaltung Köln, modellhafte Bedeutung für die übrigen Universitätskliniken des Landes. Daneben wurde die bisher dezentral geführte Lagerbewirtschaftung zentralisiert, räumlich in einem Gebäude zusammengefaßt und damit optimiert.

Herr STREBLOW war außerdem nachhaltig bemüht, durch die Medizinischen Einrichtungen einen Beitrag zur Verbesserung der Lage der Heilhilfsberufe und damit gleichzeitig zur Verringerung der Jugendarbeitslosigkeit in der Form zu leisten, daß zusätzliche Ausbildungsplätze in den Lehranstalten und Schulen der Medizinischen Einrichtungen geschaffen wurden. So ist es u.a. seiner Initiative zu verdanken, daß durch Bereitstellung von Räumen und Personal die Ausbildungskapazität der Lehranstalt für Krankengymnastik und der Lehranstalt für Massage verdoppelt sowie diejenige der Lehranstalt für Diätassistentinnen um 25% heraufgesetzt werden konnte. Ebenso ist es sein Verdienst, daß zur Verbesserung der Ausbildungsqualität in der Krankenpflege die bisher getrennt geführten Schulen für Krankenpfleger und Krankenschwestern organisatorisch und räumlich zusammengefaßt wurden. Er ist im Nebenamt auch fortlaufend als geschätzter Lehrer für Staats- und Berufskunde an diesen Schulen tätig.

Herr STREBLOW war als Leiter der Verwaltung naturgemäß maßgeblich an der Erarbeitung der Generalpläne 1972 und 1980 sowie der Einzelplanung für die 406 Betten umfassende MNR-Klinik und das neue Versorgungszentrum beteiligt.

Für die Bewältigung dieses großen Arbeitspensums hat sich Herr STREBLOW beispielhaft und unermüdlich eingesetzt.

Die vorstehend gekennzeichneten Erfolge zeigen das Bild eines Mannes, der die ihm obliegenden schwierigen Aufgaben mit großer Sicherheit und Innovationskraft bewältigt. Darüber hinaus will ich noch zwei seiner Leistungen besonders hervorheben, die zweifellos individuelle Leitungserfolge im Landesinteresse erkennen lassen:

Zum einen nenne ich die von ihm initiierte und bei den Hochschulen des Landes Nordrhein-Westfalen eingeführte Verbundausschreibung für Krankenhausartikel. Mit dieser Verbundausschreibung wurde in den ersten Anfängen bereits 1973 begonnen. Sie hat heute einen erheblichen Umfang angenommen und trägt nicht unwesentlich zur Minimierung der Krankenhauskosten bei. Herrn STREBLOWs Verdienst liegt hier darin begründet, daß er bei den übrigen Hochschulkliniken des Landes Verständnis für eine Verbundbeschaffung geweckt und deren Mitarbeiter hierzu motiviert hat. Er leitete bis heute die regelmäßig alle sechs Monate stattfindenden Zusammenkünfte der Beschaffungsämter aller sechs Hochschulkliniken, in denen die Richtlinien sowie Art und Umfang für weitere Verbundausschreibungen festgelegt werden.



Der Kanzler der Universität Düsseldorf, Ehrensensator Dr. iur. CARL FRIEDRICH CURTIUS mit dem scheidenden Verwaltungsdirektor der Medizinischen Einrichtungen der Universität Düsseldorf, Herrn Leitenden Regierungsdirektor KLAUS-EBERHARD STREBLOW (rechts), und seinem Nachfolger, seinem bisherigen Stellvertreter, Dipl.-Volkswirt KLAUS GLASOW (links), anlässlich der Verabschiedung von Direktor STREBLOW in den Ruhestand am 21. Januar 1983 (Photo Bernd Nanninga; WZ).

Zum anderen hat Herr STREBLOW seine besonderen Leistungsqualitäten auch bei der Einführung der doppelten kaufmännischen Buchführung bewiesen.

Die Medizinischen Einrichtungen der Universität Düsseldorf haben unter seiner Leitung die Pilotrolle für die übrigen fünf Hochschulkliniken des Landes übernommen. Es ist sicherlich ihm und seinen Mitarbeitern, vor allem Herrn Dipl.-Volkswirt KLAUS GLASOW, zu verdanken, daß unsere Medizinischen Einrichtungen auf diesem Gebiet eine Führungsposition einnehmen konnten, da sie als erste und damals einzige Universitätsklinik die Umstellung des kameralen Rechnungswesens auf das System der doppelten kaufmännischen Buchführung erfolgreich abschließen konnten. Es darf in diesem Zusammenhang auf verschiedene Veröffentlichungen in der Fachliteratur hingewiesen werden, die die Universitätskliniken Düsseldorf als ersten Anwender der bundesrechtlich vorgeschriebenen neuen Haushaltsmethodik ausdrücklich herausstellen.

Ich habe im Rahmen meiner Dienstaufsicht deutlich gespürt, in welcher starker Weise die Klinikverwaltung auf diesem Gebiet gefordert und belastet gewesen ist. Ich habe öfters daran gezweifelt, ob das angestrebte Ziel der Einführung der verschiedenen Bausteine der Doppik in der vorgeschriebenen Frist und ohne Hintenanstellung anderer wichtiger Funktionen zu erreichen sei. Wenn dies gelungen ist, dann bedeutete das gleichzeitig die Bewältigung einer landesweit anstehenden Aufgabe, auf die das Ministerium bei seinen übergreifenden Leitungsfunktionen zurückzugreifen in der Lage war. Die gelungene Erbringung und Koordinierung dieser Innovationsaufgabe vor Ort verdanken Universität und Land nicht zuletzt Herrn STREBLOW.

Es geschieht nach alledem mit Fug und Recht, wenn in der von Herrn Minister SCHWIER

unterzeichneten Zurrufesetzungsurkunde Herrn STREBLOW Dank und Anerkennung seitens des Landes Nordrhein-Westfalen ausgesprochen wurden. Ich übergebe Ihnen nunmehr diese Urkunde und verbinde damit nochmals meinen eigenen Dank und meine herzlichen Glückwünsche zu Ihrem heutigen 65. Geburtstag.

Rektor und Kanzler sind in letzter Zeit öfters gefragt worden, wie es denn nun mit der Verwaltungsdirektion unserer Medizinischen Einrichtungen zukünftig weitergehen solle. Die Frage war berechtigt, konnte nur bis gestern abend noch nicht beantwortet werden. Heute bin ich in der Lage, Ihnen den Nachfolger von Herrn STREBLOW in Gestalt seines bisherigen Stellvertreters und Finanzdezernenten, des Dipl.-Volkswirts KLAUS GLASOW, vorstellen zu können. Nach dem WissHG Nordrhein-Westfalen hat die Universität für den Posten des Verwaltungsdirektors ein Vorschlagsrecht. Die Universität hat dem Minister nach öffentlicher Ausschreibung und einem subtilen Auswahlverfahren Herrn GLASOW als ihren Kandidaten vorgeschlagen. Gestern abend ist Minister SCHWIER dem Vorschlag der Universität gefolgt und hat Herrn GLASOW zum neuen Verwaltungsdirektor bestellt.

Herzlichen Glückwunsch, Herr GLASOW! Ich bin überzeugt, daß die Medizinischen Einrichtungen der Universität Düsseldorf in Ihnen einen würdigen Nachfolger unseres scheidenden Verwaltungsdirektors STREBLOW gefunden haben. Die Aufgaben werden unter den heutigen Bedingungen nicht leichter, eher noch schwerer zu bewältigen sein. Ich wünsche Ihnen in Ihrem neuen verantwortungsvollen Amt Glück, Erfolg und Zufriedenheit — zum Wohle unserer Medizinischen Einrichtungen und auch zum eigenen Nutzen und Frommen!

Antwort des Verwaltungsdirektors der Medizinischen Einrichtungen, Leitender Regierungsdirektor KLAUS-EBERHARD STREBLOW

Für die ausführliche Würdigung meiner Arbeit in den zwölf Jahren, die ich die Ehre hatte, die Verwaltung der Medizinischen Einrichtungen zu leiten, bedanke ich mich sehr herzlich.

Ich gestehe es offen, es tut gut, zum Abschied das Gefühl vermittelt zu bekommen, daß nicht alles, was getan werden mußte, schlecht geraten sein kann. Das ist um so wertvoller, als die letzten zwölf Jahre eine Zeit ununterbrochener Umwälzungen waren. Es gab keine Stunde normaler Verwaltungsarbeit in dieser Zeit.

Am Anfang stand der Wechsel der Trägerschaft Stadt-Land am 1. Januar 1973 mit seinen tiefgreifenden Veränderungen. Zunächst galt es, die personellen und räumlichen Voraussetzungen zu schaffen, um die bis dahin von anderen Stadtämtern — dem Personal-, Rechtsamt, Stadthauptkasse — wahrgenommenen Aufgaben in nunmehr eigener Zuständigkeit durchführen zu können. Alsdann war es erforderlich, die Verwaltung der Medizinischen Einrichtungen neu zu gliedern. Die Zusammenfassung der Abteilungen in vier Dezernate hat sich in der Folgezeit vollauf bewährt. Damit verbunden war die Zusammenlegung der getrennten Büros der Oberin und des Oberpflegers zu einer zentralen Pflegedienstleitung. Diese Umstellungsarbeiten waren noch nicht durchgestanden, da wuchs der VME durch die Eingliederung der 23 medizinisch-theoretischen Institute weitere Verantwortung zu. Seitdem ist ein Personalkörper von rd. 4 800 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in Kliniken, Instituten, Lehranstalten und Schulen zu betreuen. Das Haushaltsvolumen beläuft sich z.Z. auf rd. 600 Millionen DM. Mancher Oberkreisdirektor wäre stolz, wenn seine Verwaltung derartige Daten aufweisen würde.

Neue Dienstleistungsbereiche mußten nun eingerichtet bzw. vorhandene umformiert werden. Ich denke hier an die Poststelle, die verwaltungseigene Druckerei, den Haus- und Reinigungsdienst, insbesondere für die Kliniken mit Ansätzen für einen Hol- und Bringendienst und die zusammengefaßte Unterbringung der Abteilung Materialwirtschaft aus noch nachkriegsbedingt unzulänglichen Räumlichkeiten.

Der für alle diese Maßnahmen benötigte zusätzliche Raum konnte im wesentlichen durch Aufgabe und Umwidmung ehemaliger Personalunterkünfte gewonnen werden. Die Folgewirkung der Verordnung über die bundeseinheitliche Bewertung der Personalunterkünfte hat nicht unwesentlich zur Lösung der Raumprobleme beigetragen! Es war so möglich, die Schwesternheime III und IV sowie die Schwesternetage im Verwaltungsgebäude aber auch die Schwesternunterkünfte in den Dachgeschossen der Kliniken aufzugeben und neuer Nutzung zuzuführen.

Auf diesem Weg konnten außerdem neu und angemessen untergebracht werden: der Betriebsärztliche Dienst, das Institut für Ernährungsberatung und Diätetik, das Rechnungsamt der Regierung für die Universität, zahlreiche Funktionsräume für die Kliniken und die städt. Krankenhauschule, in der schulpflichtige Patienten unterrichtet werden, damit sie so den Anschluß an den Lehrplan ihrer Schulen während des Krankenhausaufenthaltes halten können.

Aus der Vielzahl weiterer von der Verwaltung durchgeführten Veränderungen seien hier nur noch folgende erwähnt: die Wiederbelegung der 8000 qm Nutzfläche umfassenden Institutsgruppe I/I F durch Umzug vorhandener bzw. Unterbringung erstmals geschaffener Institute; die Eingliederung der Nuklearmedizinischen Klinik auf dem Gelände der KFA Jülich und die zusammenfassende Unterbringung der nuklearmedizinischen Aktivitäten im Klinikgelände an der Moorenstraße; die Zusammenlegung der bis dahin getrennt geführten Krankenpflege- und Krankenpflegerschule zu der heutigen Krankenpflegeschule, an der weibliche und männliche Nachwuchskräfte für den Pflegeberuf gemeinsam in gemischten Klassen unterrichtet werden; die Auflösung der getrennten Mittagstische und Zusammenfassung in diesen schönen geeigneten Räumen des Schwesternheimes I, in denen wir uns zur Zeit aufhalten; die Inbetriebnahme des Neubaus für das Institut für Blutgerinnungswesen und Transfusionsmedizin; die Inbetriebnahme des Neubaus für die Lehranstalten für Krankengymnastik und Massage, die eine Verdoppelung der Ausbildungsplätze auf 104 bzw. 52 ermöglichte; und die Herrichtung der von diesen Lehranstalten verlassenen Räume für Zwecke des Lehrstuhles für Psychotherapie und Psychosomatik.

Neben der Bewältigung der erwähnten Aufgaben schritt über die ganze Zeit ständig die schon im Übergabevertrag Stadt-Land festgeschriebene Bettenreduzierung fort.

Am 1. Januar 1973 hatten die ME	2 060 Betten
z.Z. werden betrieben	1 644 Betten
es wurden mithin stillgelegt	416 Betten

= 20% des Anfangsbestandes.

Damit haben die ME zu einem kaum von einem anderen Krankenhaus erreichten Abbau des vermeintlichen oder tatsächlichen Bettenberges beigetragen. Es ist nun eine nur noch geringfügige weitere Reduzierung erforderlich, um die im Generalplan 1980 vorgesehene Bettenzahl von 1510 Betten zu erreichen.

Unübersehbar wachsen das im Rahmen der Neubauplanung für das Klinikum errichtete Zentrum IV, MNR-Klinik, das Ver- und Entsorgungszentrum und die AWT-Anlage ihrer Inbetriebnahme entgegen.

Die Mitarbeiter der Verwaltung haben die Planung von 1972 an neben all ihren laufenden Arbeiten begleitet. Einen besonderen Planungsstab hat es bisher nicht gegeben.

Als eines der größten Wagnisse hat sich die als Pilotprojekt für die anderen ME's des Landes übernommene Einführung der bereits im neuen Krankenhausfinanzierungsgesetz von 1974 vorgeschriebenen kaufmännischen doppelten Buchführung erwiesen. Nach Überwindung unsäglicher Unklarheiten, Ungereimtheiten und Widerstände ist es gelungen, wie das Gesetz es befahl, ab 1. Januar 1978 das neue Rechnungsverfahren zu praktizieren. Die Nachwehen dieses Umstellungsprozesses sind bis zum heutigen Tag noch nicht abgeklungen. Ich hoffe, daß die Landesregierung nicht nachläßt, die sich aus dem geltenden Recht ergebenden Konsequenzen zu verwirklichen. Dabei sollte auch der Gedanke an eine Anpassung der Organisationsstruktur der ME's nicht ausgeklammert bleiben. Die auf Tagungen, Symposien und ähnlichen Veranstaltungen immer wieder erhobenen Forderungen nach mehr Wirtschaftlichkeit durch ein besseres Management können so lange nicht voll umgesetzt werden, wie die ME's in der bisherigen Form in die Landesverwaltung eingebunden bleiben und wie Verwaltung, Amt, Behörde behandelt werden. Hier tut sich noch ein weites Feld auf, das mutig weiter beackert werden sollte.

Es wäre vermessend, die Bewältigung der erwähnten wie der laufenden Aufgaben allein der VME und ihren Mitarbeitern zuzuschreiben. Eine derartige Fülle zu lösender Aufgaben kann nur im Zusammenspiel der zahlreich beteiligten Personen und Dienststellen bewältigt werden. Der Verwaltungsdirektor denkt hier zunächst an den Kanzler, dessen Vertreter er für den Bereich der ME der Universität ist. Das uneingeschränkte Vertrauensverhältnis, das zwischen Ihnen, Herr Dr. CURTIUS und mir in all den Jahren ungetrübt bestand, gehört zu meiner schönsten Erfahrung. Ich danke Ihnen dafür sehr herzlich und bin überzeugt, daß nur auf dieser

Basis die zahlreichen diffizilen Probleme zum Wohle der Universität fast immer geräuschlos gemeistert werden konnten.

Ich denke ferner an die beiden Klinikdirektoren, die sich für die schwere Aufgabe des Ärztlichen Direktors zur Verfügung gestellt haben. In den ersten wahrlich turbulenten acht Jahren haben Sie, Herr Professor LOOGEN, und in den letzten vier Jahren haben Sie, Herr Professor STROHMEYER, die notwendigen Entscheidungen mitverantwortet und mitgetragen. Wenn man bedenkt, daß jede dieser Entscheidungen, mindestens aus der Sicht der Betroffenen, die Lebensfähigkeit des Betriebes ernsthaft gefährden sollte, eine wahrlich undankbare Aufgabe. Es mag uns Trost und Genugtuung sein, daß keine der sorgenvoll getroffenen Entscheidungen die ME in existenzgefährdende Zustände gebracht hat. Ich danke Ihnen sehr für Ihre Mitverantwortung und hoffe, daß die Bestimmungen des neuen WissHG den AD und den VD aus der Position der einsamen Einzelkämpfer erlösen.

Nicht selten sind Aufgaben und Arbeitsweise der Personalräte umstritten. Ich freue mich feststellen zu können, daß der Personalrat und die Verwaltung der ME ungeachtet des sich aus der Aufgabenstellung ergebenden natürlichen Spannungsverhältnisse gut und vertrauensvoll zusammengearbeitet haben. Die stets betonte Pflege der Bestimmungen des § 2 des LPVG hat zum Wohle des Ganzen Früchte getragen. Daß diese Bewertung unserer Zusammenarbeit nicht in mildernder Abschiedsstimmung getroffen wird, mag erhärten, daß wir in nur zwei Fällen den Hauptpersonalrat beim MWF haben bemühen müssen, und das noch einvernehmlich. Dafür meinen herzlichen Dank.

Ich erinnere mich gerne an die enge und erfolgreiche Zusammenarbeit mit dem Rechenzentrum der Universität unter der Leitung von Professor KNOP und dem Staatshochbauamt für die Universität unter der Leitung des heutigen LMR SIEBEN und des RBD SCHULZ. Die Erhaltung der Bausubstanz, die laufenden Umbauten zur Befriedigung der Bedürfnisse der Betriebseinheiten der ME als auch die Neubauten im Klinikgelände sind steingewordenes Zeugnis unserer guten Zusammenarbeit.

Auch den überörtlichen Dienststellen, die die Arbeit der VME leitend, beratend, beaufsichtigend oder prüfend begleitet haben, gilt mein Dank für die verständnisvolle, oft auch unbürokratische Hilfe. In diesen Dank sind eingeschlossen die Mitarbeiter der Landesministerien, des städt. Gesundheitsamtes, der Feuerwehr, des Gewerbeaufsichtsamtes, der Zentralstelle für Sicherheitstechnik, des Techn. Überwachungsvereins, des Landesrechnungshofes und des Rechnungsamtes der Regierung und der Beratungsfirma Dr. Lohfert Kopenhagen/Hamburg. Hier ist auch ein Gremium ganz besonderer Art zu erwähnen: die Arge Düsseldorfer Krankenkassen, unsere sozusagen Finanziers. Jahr für Jahr haben wir gemeinsam das kummervolle Geschäft der Vereinbarung der Pflegesätze betrieben. Wir haben dabei in hartem aber stets fairem Interessenausgleich zu so manchen Regelungen gefunden, die später als beispielhaft für die anderen ME's des Landes galten.

Sie alle haben zu ihrem Teil mit dazu beigetragen, daß der Großbetrieb ME auch heute noch seine ihm gestellten Aufgaben erfüllen kann.

Ohne Frage aber lag die originäre Last der Arbeit auf den Schultern meiner Mitarbeiter in der VME. Sie haben sich weit über das durch die Arbeitszeitverordnung ergebende Maß eingesetzt. Engagiert und unermüdet haben sie mitgeholfen, auch in den Zeiten des Umbruches Kliniken und Instituten es immer wieder zu ermöglichen, ihrerseits ihre Aufgaben zu erfüllen. Dieser Personalkörper war eine Mannschaft, auf die ich immer stolz war, und der ich stets dankbar verbunden bleiben werde.

Wenn ich nun die Verantwortung, Würde und Bürde des VD's der ME Düsseldorf niederlege, dann tue ich es im Bewußtsein freudig erfüllter Pflicht.

Ich würde mich freuen, wenn Sie mich so in Erinnerung behalten würden.

Der Universität Düsseldorf, insbesondere aber ihren ME, rufe ich ein herzliches „Glück auf“ zu.

JÜHLING-Preis 1982

Laudatio auf die Preisträgerin Frau Priv.-Doz. Dr. phil. ERIKA JUNGER

HANS REINAUER

Die verklungene Trio-Sonate C-Dur von W. A. MOZART ist nach meiner Kenntnis in Salzburg entstanden, von dort kommt auch unsere Preisträgerin, Frau Priv.-Doz. Dr. JUNGER. Jedenfalls ist sie dort geboren und hat die ersten 17 Jahre in Salzburg gelebt. Auch heute ist sie noch österreichische Staatsbürgerin, und ihr Heimatort bleibt *Salzburg*. Dennoch hat Frau Dr. JUNGER sich nicht dem Studium der Musik zugewandt, sondern ließ sich nach Besuch der Volksschule und eines Realgymnasiums der Ursulinen in Salzburg zum Studium der Pharmazie an der LEOPOLD-FRANZENS-Universität in Innsbruck einschreiben. Das Studium dauerte rund drei Jahre und wurde beendet mit der Verleihung eines *Magisters der Pharmazie*. Aber damit war die eigentliche Ausbildung auf dem Gebiet der Pharmazie noch nicht abgeschlossen, sondern Frau Dr. JUNGER fertigte ihre Dissertationsarbeit am Institut für Pharmakognosie der Universität Innsbruck an über das Thema „Thermomikroskopische Untersuchungen an Steroidhormonen und Betrachtungen über charakteristische Kristallbilder“. Aus dieser Promotionsarbeit sind im nachhinein zwei Interessensrichtungen abzuleiten, einmal das Interesse an der Endokrinologie (Steroidhormone) und die Morphologie, denn die Faszination der Kristallbilder und elektronenmikroskopischen Bilder werden sie von nun an nicht mehr loslassen. Die Promotion wurde nach drei Jahren mit der Verleihung des Doktors der Philosophie abgeschlossen. Es folgten drei Jahre Tätigkeit als wissenschaftliche Assistentin am Institut für Pharmakognosie bei dem bekannten Professor OTTO SCHAUMANN, dem Entdecker von Polamidon und Dolantin.

Statt in Salzburg eine Apotheke zu eröffnen, kam Frau Dr. JUNGER nach Düsseldorf an die hiesige Universität. Sie wurde Wiss. Mitarbeiterin am Institut für Biophysik und Elektronenmikroskopie unter der Leitung von Herrn Professor Dr. HELMUT RUSKA. Bei Professor RUSKA lernte Frau Dr. JUNGER die Grundlagen der elektronenmikroskopischen Methoden und ihre Anwendung kennen. Zunächst bearbeitete sie mit elektronenmikroskopischen Methoden flüssigkristalline Lipidphasen von Phospholipiden. Ich erinnere mich noch, daß sie zu ehrenvollen Vorträgen nach Paris und nach Birmingham zu den Tagungen der Physikalisch-Chemischen Gesellschaft geladen wurde, um ihre Forschungsarbeiten vorzutragen. Die morphologischen Untersuchungen an Lipiden stießen sehr bald an eine Grenze, und es gelang mir, Frau Dr. JUNGER für eine Strukturaufklärung des größten Enzymkomplexes des menschlichen Körpers, des Pyruvatdehydrogenasekomplexes, zu gewinnen. Nach Jahren intensiver Arbeit gelang es Frau Dr. JUNGER erstmalig mit einem neuen Fixationsverfahren, diesen Multienzymkomplex elektronenoptisch darzustellen, wie wir ihn aus Schweineherzen bis zur Homogenität gereinigt hatten. Ihre aufsehenerregenden elektronenmikroskopischen Bilder haben Eingang in Lehr- und Handbücher gefunden.

1972 wurde Frau Dr. JUNGER wissenschaftliche Mitarbeiterin des Diabetes-Forschungsinstituts der Universität Düsseldorf. Da unser Institut noch nicht bezugsfertig war, ging Frau Dr. JUNGER als Gastwissenschaftlerin in das Institut für Hirnforschung der Universität Düsseldorf zu Herrn Professor HOPF, wo in Kooperation mit Herrn Dr. MAI autoradiographische Verfahren im ZNS erarbeitet wurden. Als wir 1973 in das Diabetes-Forschungsinstitut einzogen, hatten wir weder geeignete Räume noch ein Elektronenmikroskop zur Verfügung. Es spricht für die effektive Antragstellung, für einen enormen Einsatz und das Durchhaltevermögen von Frau Dr. JUNGER (Eigenschaften, die ein erfolgreicher Forscher unbedingt in sich ver-

einen muß), daß es dann doch gelang, eine angemessene Ausrüstung mit Geräten von der Deutschen Forschungsgemeinschaft sowie vom Wissenschaftsministerium des Landes Nordrhein-Westfalen zu erhalten. Diese Investitionen haben Früchte getragen, wie die qualifizierten Arbeiten der elektronenmikroskopischen Arbeitsgruppe belegen.

Nachdem in meiner Abteilung der Insulinwirkungsmechanismus zu einem zentralen Thema unserer Forschung wurde, wandte sich Frau Dr. JUNGER der Darstellung des Insulinrezeptors auf Zelloberflächen zu. Mit diesem Thema habilitierte sich Frau Dr. JUNGER für Zytobiologie 1982. Das Bemerkenswerte an diesen neuen Darstellungsverfahren von Frau Dr. JUNGER ist, daß dieses Meß- und Nachweisprinzip von Insulin auf Zelloberflächen auf jedes andere Hormon und jedes andere Zellsystem übertragen werden kann. Sie hat somit eine Methode erarbeitet, die universell in der Zytobiologie anwendbar und als wesentlicher Beitrag zur Grundlagenforschung in der Endokrinologie zu verstehen ist.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, wie kommt eine *Pharmazeutin* aus Salzburg dazu, den Insulinrezeptor-Komplex auf Zelloberflächen im Diabetes-Forschungsinstitut in Düsseldorf nachzuweisen? Der Werdegang von Frau Dr. JUNGER beantwortet einen Teil der Frage. Der zweite Teil der Frage, inwieweit eine Wissenschaftlerin mit pharmazeutischer Ausbildung eingesetzt werden kann, um den Insulinrezeptor auf Zelloberflächen darzustellen, ist noch zu beantworten.

Im Bereich der biologischen Grundlagenforschung herrscht das Universalitätsprinzip der Methoden und Erkenntnisse. Dieses sogenannte „Universalitätsprinzip“ der Methoden besagt, daß die moderne Forschung in der Biologie, Botanik, Mikrobiologie, Biochemie und endokrinologischer Forschung überall mit den gleichen analytischen Verfahren arbeitet, oder einfacher ausgedrückt: Im Bereich der Grundlagenforschung ist es nicht mehr von Bedeutung, aus welcher Ausbildungsrichtung der Forscher kommt, sondern entscheidend ist, daß er die Grundprinzipien der forscherschen Tätigkeit begriffen hat und aufgrund seiner Persönlichkeitskonstellation und Sachkenntnis willens und fähig ist, diese Forschungstätigkeit konsequent durchzuführen. Wenn ich auf die letzten zehn Jahre zurückblicke, kann ich von Frau Dr. JUNGER sagen, daß sie diesen schweren Weg mit Begeisterung, Kreativität, ausgefeilter Methodik, konsequentem Arbeiten und sehr kritischer Bewertung der eigenen Befunde gegangen ist. Ich bin daher nicht überrascht, daß sie diesen ersten JÜHLING-Preis verliehen bekommt. Wieviel Selbstkritik, Zweifel, Rückschläge und Arbeitszeit hinter diesen Forschungsergebnissen stecken, will ich diesem Auditorium nicht schildern. Regelmäßige zwölf bis 14 Stunden Arbeit pro Tag, das war der zeitliche Einsatz, der für die Erbringung erforderlich war. Frau Dr. JUNGER hat diesen persönlichen Einsatz nicht gescheut, und dieser Einsatz, zusammen mit ihrer wissenschaftlichen Qualifikation, haben zu dem nunmehr gefeierten Erfolg geführt. Hätte Frau Dr. JUNGER sich strikt an den BAT gehalten, stünden wir nicht bei ihrer Preisverleihung heute hier.

Gerade weil Frau Dr. JUNGER aus Salzburg stammt, war und ist die Musik ihr steter Begleiter geblieben. Ich weiß, daß die klassische Musik, insbesondere der Wiener Schule, ihr Muße und Kraft gegeben haben, um diese Erfolge zu erringen.

Uns ist durch unsere verehrte Stifterin des JÜHLING-Preises aufgetragen, mit dem Nachlaß die Diabetesforschung zu fördern. Ich bin überzeugt davon, daß durch diese Preisverleihung der Zweck der Stiftung erfüllt worden ist. Unser Diabetes-Forschungsinstitut ist stolz darauf, daß die erste Preisträgerin aus seinen wissenschaftlichen Mitarbeitern hervorgegangen ist.

Zelloberflächen — Wirkungsort für Insulin

ERIKA JUNGER

Anläßlich der Verleihung des JÜHLING-Preises habe ich Gelegenheit, über einen Teil meiner Arbeiten zu berichten. Wissenschaftliche Arbeiten werden immer auch von dem Umfeld mitgeprägt, in dem sie entstehen. Hierzu zählen einmal sachliche Gegebenheiten. Diesbezüglich möchte ich dankend erwähnen, daß das Diabetes-Forschungsinstitut einen finanziellen Rah-

men bereitstellt, der einer experimentellen Forschung gerecht werden kann. Einen noch entscheidenderen Einfluß scheint mir das intellektuelle Umfeld, das sogenannte wissenschaftliche Arbeitsklima, zu haben. Deshalb ist es mir ein besonderes Anliegen, an dieser Stelle einen herzlichen Dank an meine Kollegen und an meine Mitarbeiter auszusprechen, die über Jahre hinweg durch Diskussionen, durch Ratschläge und vor allem durch eine engagierte Mitarbeit zu den Ergebnissen beigetragen haben, über die ich im folgenden berichten werde.

In meinem Referat gebe ich eine kurze Zusammenfassung der Kenntnisse, die wir heute von der Wechselwirkung von Insulin mit Zelloberflächen besitzen. Um einen Anknüpfungspunkt an die Thematik zu finden, skizziere ich kurz den bekannten Regelkreis, in dem Insulin seine Wirkung entfaltet.

Insulin wird neben anderen Peptidhormonen in den LANGERHANS'schen Inseln der Bauchspeicheldrüse produziert. Die Synthese von Insulin findet in einem spezialisierten Zelltyp statt, in der sogenannten Betazelle. Dort wird das Insulin auch, in Form von Granula, gespeichert. Von diesen Speichern aus kann es bei Bedarf in die Blutbahn ausgeschüttet werden. Ein Stimulus, der die Betazelle zur Sekretion anregt, ist die Glukose. Wenn beispielsweise nach einer kohlenhydratreichen Mahlzeit die Konzentration der Glukose im Blut ansteigt, wird die Betazelle angeregt, Insulin in die Blutbahn abzugeben. Das Hormon wird über die Blutbahn zu den Zellen der Zielorgane, z.B. Leber, Muskel oder Fettgewebe, transportiert, wo es auf spezifische Bindungsstellen, sogenannte Rezeptoren, trifft, mit denen es in eine Wechselwirkung tritt. Diese Wechselwirkung gibt den Auftakt zu einer Kette von Ereignissen, die sich — sehr allgemein formuliert — als eine Translokation und Transformation der vom Organismus nutzbaren Energieformen aus dem Blut in die Zellen bilanzieren lassen. Hierunter fallen ein gesteigerter Transport der Glukose aus dem Blut in die Zellen, die Verwertung der Glukose und die Speicherung als Glykogen und als Folge dieser Prozesse eine Verminderung der Blutglukosekonzentration.

Defekte Betazellen, Störungen im Transport des Hormons, Defekte auf der Ebene des Insulinrezeptors, führen unweigerlich zu Störungen im Glukosemetabolismus und ergeben das vielfältige Bild des Diabetes mellitus. Um die Störursachen zu erkennen, ist es notwendig, den Regelkreis im Detail zu kennen. Somit ist es verständlich, daß sich die Forschung dem Studium dieses Regelkreises von den verschiedensten Aspekten her zugewandt hat und zuwendet.

Ein Aspekt ist die Interaktion von Insulin mit spezifischen Rezeptoren. Wir stellen uns die Insulinwirkung auf zellulärer Ebene heute als eine Folge einander bedingender Prozesse vor. Der erste Schritt besteht darin, daß Insulin auf der Zelloberfläche seinen spezifischen Rezeptor erkennt und an ihn bindet. Die folgenden Schritte sind die Erzeugung eines oder auch mehrerer Signale und deren Übertragung, um letztlich die Effekte zu bewirken, die wir als Stoffwechselveränderungen experimentell gut messen können. Historisch gesehen waren als erstes die Insulinwirkungen bekannt, ehe der direkte Nachweis erbracht wurde, daß der erste Schritt der Insulinwirkung in einer Bindung an einen spezifischen Rezeptor in der Plasmamembran von Zielzellen besteht. Dieser Nachweis ist erst Anfang der 70er Jahre gelungen. Entscheidend dafür war, daß spezielle Techniken bereitgestanden haben. Hierbei handelt es sich einmal um Markierungstechniken für Proteine, die es ermöglichen, Insulin hochradioaktiv zu jodieren und uns auf diese Weise einen geeigneten Tracer in die Hand zu geben, mit dem man sinnvoll Bindungsstudien durchführen kann. Zum anderen handelt es sich um Zellisolierungstechniken, die erlauben, aus Geweben Zellen zu dissoziieren und im isolierten Zustand lebensfähig zu erhalten. Diese stellen das geeignete Substrat für Insulinbindungsstudien dar. Heute, Anfang der 80er Jahre, liegen umfangreiche Daten aus biochemischen und morphologischen Studien vor, die gestatten, ein konkretes, wenn auch noch lückenhaftes Bild von diesem ersten Schritt der Insulin-Rezeptor-Wechselwirkung zu zeichnen, während — und das sei hier nur nebenbei erwähnt — eine sehr große Wissenslücke noch bezüglich des zweiten Schrittes, der Erzeugung und Übertragung des bzw. der spezifischen Signale, besteht.

Was wissen wir über den Insulinrezeptor und von der Insulin-Rezeptor-Wechselwirkung?

Der Insulinrezeptor ist ein Glykoprotein mit einem Molekulargewicht von etwa 350 000 Dalton. Das gesamte Molekül besteht aus zwei α - und zwei β -Untereinheiten, die über Disulfidbrücken verbunden sind. Ein Teil des Moleküls ist in die Lipidmatrix der Plasmamembran eingebettet. Die Wechselwirkung von Insulin mit diesem Rezeptor ist eine sehr spezifische. Als Hauptbeweis ist hierfür anzuführen, daß Insulin aus seiner Bindung an den Rezeptor durch kein

anderes Peptidhormon zu verdrängen ist. Die Konzentration des Rezeptors in der Plasmamembran ist äußerst gering. Sie beträgt auf den Proteingehalt der Plasmamembran bezogen etwa 0,01%. Für unser Vorstellungsvermögen ist es jedoch anschaulicher, die Rezeptorkonzentration als Teilchendichte auszudrücken. Wir schätzen pro μm^2 Zelloberfläche 10 bis 50 Rezeptormoleküle, wovon unter physiologischen Bindungen, bei 37°C und einer Insulinkonzentration von $\sim 1 \times 10^{-10}$ mol/l, immer nur ein Teil durch Insulin besetzt ist. Die Bindung Insulin-Rezeptor ist außerdem reversibel, d.h. Insulin kann wieder abdissoziieren. Die mittlere Zeit, die Insulin an den Rezeptor gebunden bleibt, wird in der Größenordnung von einer Stunde geschätzt. Über diesen relativ langen Zeitraum hinweg bleibt der Insulin-Rezeptor-Komplex „aktiv“ und ist befähigt, Signale in irgendeiner Form, die wir noch nicht kennen, zu übermitteln.

Wo setzen nun die Fragestellungen der Morphologie an?

Die Biochemie mißt grundsätzlich integral in Zellpopulationen, die aber bezüglich der Zelltypen als auch der Zellfunktionen heterogen sein können. Von der morphologischen Forschung wird dagegen erwartet, daß sie differenziert.

Für unsere Untersuchungen haben wir im wesentlichen drei Fragen formuliert:

1. Läßt sich die Insulinbindung mit morphologischen Verfahren quantifizieren? Können damit morphologisch unterschiedliche Zelltypen charakterisiert werden?
2. Lassen sich bei einem morphologisch einheitlich erscheinenden Zelltypus hinsichtlich des Insulinbindungsverhaltens Subpopulationen unterscheiden?
3. Wie ist der Rezeptor in der Plasmamembran verteilt? Finden wir ihn zufällig über die gesamte Zelloberfläche verteilt oder in diskreten Arealen segregiert?

Wir haben versucht, diese Fragen mittels autoradiographischer Nachweisverfahren zu lösen. Ehe ich unsere Ergebnisse anhand von Beispielen vorstelle, zeige ich kurz das technische Prinzip der Autoradiographie. Wir führen unsere Untersuchungen an isolierten ganzen Zellen durch und verwenden als Tracer für den Insulinrezeptor, ebenso wie die Biochemie, ein ^{125}J -markiertes Insulin. Das jodierte Insulin wird zunächst an die Rezeptoren gebunden. Um eine Dissoziation des Insulins vom Rezeptor zu vermeiden, wird der Insulin-Rezeptor-Komplex mittels Glutaraldehyd vernetzt. In anderen Worten, wir produzieren einen Insulin-Rezeptor-Komplex von „unendlicher Lebensdauer“ — eine Voraussetzung für diese Art von morphologischen Untersuchungen. Für die Autoradiographie werden die markierten Zellen auf einem Objektträger ausgestrichen und mit einer sehr dünnen Photoschicht überzogen. Die Strahlungsquellen, die letztlich das Signal ergeben, sind in unserem Fall die mit ^{125}J markierten Rezeptoren. Sie senden neben einer γ -Strahlung eine β -Strahlung aus, die die Silberhalogenidkristalle der Photoschicht reduzieren. Nach Entwicklung sind die Orte dieser Wechselwirkung als Silberkörner im Lichtmikroskop einzeln erkennbar und können einer bestimmten Zellstruktur zugeordnet werden. Da die Zahl der Silberkörner proportional der Zahl der radioaktiven Zerfälle ist, läßt sich bei bekannter spezifischer Radioaktivität auf die Konzentration der Insulin-Rezeptor-Komplexe zurückschließen. Wir haben somit eine quantitative Methode in der Hand, die uns gleichzeitig eine morphologische Zuordnung erlaubt. Aus einer Reihe von Kontrollpräparaten können wir ableiten, daß uns das einzelne Silberkorn in guter Näherung über den Ort des Rezeptors Auskunft gibt, so daß wir nicht nur für einen beliebigen Zelloberflächenbereich die Rezeptorkonzentration angeben können, sondern auch entscheiden können, ob die Rezeptoren annähernd zufällig verteilt oder in Anhäufungen vorliegen.

Lassen Sie mich nun einige Beispiele zu den oben formulierten Fragen aufführen.

1. Zeigen unterschiedliche Zelltypen eines Zellsystems gegenüber Insulin ein unterschiedliches Bindungsverhalten?

Für Insulinrezeptorstudien beim Menschen stehen in der Praxis nur Blutzellen zur Verfügung. Nach Auftrennung in Erythrozyten, Thrombozyten, Granulozyten und mononukleäre Leukozyten zeigen die mononukleären Zellen, die aus etwa 15% Monozyten und 85% Lymphozyten bestehen, die relativ höchste Insulinbindung. Da die Gewinnung reiner Monozyten- und reiner Lymphozyten-Fractionen nicht einfach und einwandfrei durchführbar ist, haben wir morphologische Untersuchungen vorgezogen, um das Bindungsverhalten der beiden unterschiedlichen Zelltypen zu bestimmen. Zur morphologischen Unterscheidung der beiden Zelltypen dient ein Charakteristikum der Monozyten. Sie breiten sich auf Glasoberflächen fladenförmig aus und sind im Interferenzkontrast gut erkennbar und eindeutig von den kugelförmigen Lymphozyten

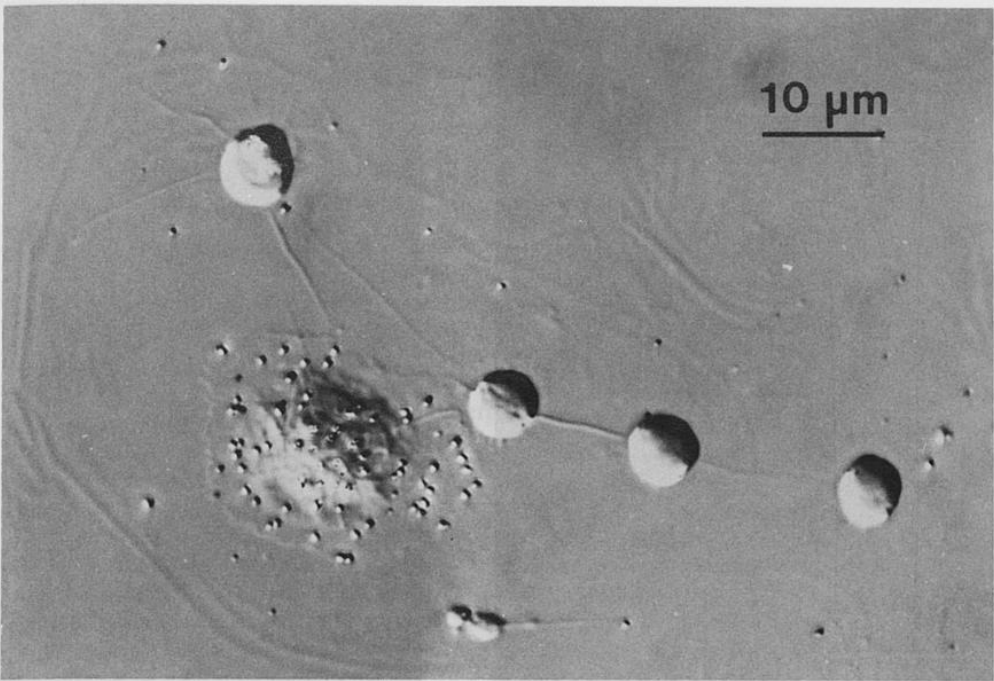


Abb. 1: Autoradiographische Darstellung von Insulin-Rezeptor-Komplexen in einer Population von Monozyten und Lymphozyten.

Im Interferenzkontrast ist ein auf dem Objektträger flach gespreiteter Monozyt eindeutig von mehreren kugelförmigen Lymphozyten zu unterscheiden. Anhand der Anzahl der entwickelten Silberkörner, die der Anzahl der Insulin-Rezeptor-Komplexe proportional ist, ist erkennbar, daß der Monozyt mit wesentlich mehr Insulinrezeptoren ausgestattet ist als der Lymphozyt (GIESEN, C., MEYER, H. E., JUNGER, E.: Akt. Endokr. 4, 80 (1983).

zu unterscheiden. Das Autoradiogramm (Abb. 1) zeigt ein sehr deutliches Signal über den Monozyten, während auf den Lymphozyten nur vereinzelt Silberkörner zu registrieren sind. Die quantitative Auswertung hat ergeben, daß die mittlere Rezeptorkonzentration pro Monozyt um etwas mehr als eine Zehnerpotenz größer ist als die der Lymphozyten. Aufgrund dieser Aussage können wir bei der Auswertung von biochemischen Meßdaten die Lymphozytenbindung vernachlässigen.

Ein weiteres Beispiel stammt aus einer Population von Hepatozyten, die mit etwa 10% Nichtparenchymzellen verunreinigt sind. Auch in diesem Fall weisen Hepatozyten und Nichtparenchymzellen ein unterschiedliches Insulinbindungsverhalten auf. Die wesentlich kleineren Nichtparenchymzellen können, bezogen auf ihre Zelloberfläche, etwa fünf- bis zehnmal mehr Insulin aufnehmen als Hepatozyten. Allerdings ist der größte Teil des Hormons unspezifisch adsorbiert, respektive bereits endozytiert (Abb. 2).

2. Lassen sich bei einem morphologisch einheitlichen Zelltyp hinsichtlich des Insulinbindungsverhaltens Subpopulationen unterscheiden?

Als Beispiel sollen wieder Hepatozyten dienen. Wir haben die Zellen mit einer Konzentration von 125J-Insulin inkubiert, die zu einer etwa halbmaximalen Sättigung der Rezeptoren führt. In den fertigen Autoradiogrammen wurden auf zufällig gewählten Teilflächen (= Kuppen der Hepatozyten) die Anzahl der Insulin-Rezeptor-Komplexe über die Anzahl der entwickelten Silberkörner pro Fläche bestimmt. Stellt man von 100 Zellen die Korndichten in einer Häufigkeitsverteilung dar, so läßt sich aus der Kurvenform auf die Einheitlichkeit der Zellpopulation schließen (Abb. 3). In dem hier dargestellten Beispiel läßt sich die empirische Häufigkeitsverteilung in guter Näherung an eine theoretische Poissonverteilung anpassen, so daß wir schließen können, daß die Korndichten und damit die Rezeptorkonzentrationen rein zufällig schwanken.

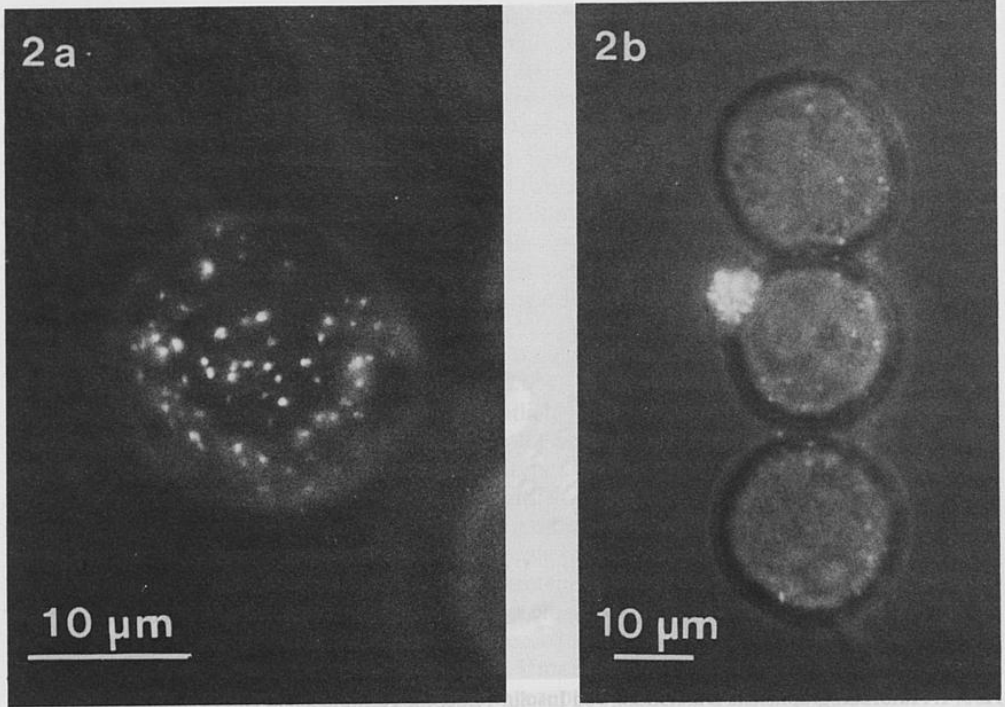


Abb. 2: Autoradiographische Darstellung von Insulin-Rezeptor-Komplexen auf Hepatozyten und Nichtparenchymzellen der Leber.

Im Auflicht reflektieren die entwickelten Silberkörner hell.

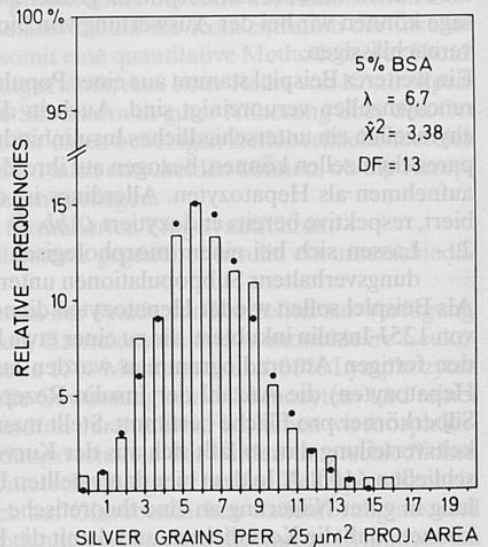
2a: Verteilung der Silberkörner auf der Zellkuppe eines Hepatozyten.

2b: Im Fokus befindet sich eine Nichtparenchymzelle, die seitlich an einem Hepatozyten anhaftet. Im Vergleich zu Hepatozyten ist die Korndichte auf der wesentlich kleineren Zelle höher.

(JUNGER, E., SEMMLER, M., BOJAR, H., REINAUER, H.: in Current views on insulin receptors. Sero Symposia, Vol. 41, 1981.)

Abb. 3: Häufigkeitsverteilung der Silberkorndichten in einer Hepatozytenpopulation.

An 100 Hepatozyten wurde in einer zufällig gewählten Teilfläche von $25 \mu\text{m}^2$ die Anzahl der Silberkörner bestimmt. Die Meßwerte wurden in Form eines Häufigkeitsdiagramms dargestellt. Mit dem empirisch bestimmten Mittelwert der Korndichten wurde eine Poissonverteilung berechnet. Die theoretische und die empirisch bestimmte Verteilung wurden im χ^2 -Anpassungstest verglichen ($\hat{\chi}^2 = 3.38 \ll \chi^2 = 22.36$)



Selten finden wir in einer Meßreihe etwas größere Abweichungen. Insgesamt aber können wir davon ausgehen, daß Hepatozyten hinsichtlich ihres Insulinbindungsverhaltens eine einheitliche Population darstellen. Zu ähnlichen Aussagen sind wir auch bei Monozyten gekommen.

3. Ist der Insulinrezeptor in der Plasmamembran zufällig verteilt oder segregiert?

Wenn Sie das Autoradiogramm eines Monozyten (*Abb. 1*) betrachten, so läßt der optische Eindruck eine zufällige Verteilung vermuten. Andere Autoradiogramme deuten eher auf eine inhomogene Verteilung hin. Um den subjektiven Eindruck zu objektivieren, haben wir verschiedene statistische Verfahren angewendet, die erlauben, zwischen einer annähernden Zufallsverteilung und der Bildung von Aggregaten zu unterscheiden. Wir haben mittlerweile zahlreiche Autoradiographien ausgewertet und die Verteilungsmuster der entwickelten Silberkörner analysiert. Sowohl bei Monozyten als auch bei Hepatozyten, die unter verschiedenen Bedingungen, vor allem bei unterschiedlichen Temperaturen (15–37°C) markiert wurden, dominiert bei der Mehrheit der Zellen eine Zufallsverteilung des Signals.

Soweit die Beispiele, die unsere Experimente umreißen sollen. Für den gesamten Fragenkomplex der Insulin-Rezeptor-Wechselwirkung ergeben sich aus den morphologischen Befunden neue Gesichtspunkte, die ich zum Abschluß zusammenfassen möchte.

1. Für die Messung an Zellsystemen, die unterschiedliche Zelltypen enthalten, fügt die Autoradiographie die ergänzende Information hinzu, die erlaubt, Bindungsdaten differenziert zu bewerten.

2. Wir können zumindest für die von uns untersuchten Zelltypen, Hepatozyten und Monozyten annehmen, daß sie bezüglich ihres Bindungsverhaltens als einheitliche Populationen anzusehen sind. Wir dürfen daraus schließen, daß auch die Stoffwechselantwort hinsichtlich ihrer Intensität einheitlich ausfallen wird.

3. Die Verteilung des autoradiographischen Signals, d.h. der entwickelten Silberkörner, ist bei der Mehrheit der Zellen durch eine Zufallsverteilung zu beschreiben. Das bedeutet, daß der Insulinrezeptor nicht segregiert, wie das zum Beispiel vom Acetylcholinrezeptor bekannt ist. Dieser Befund stimmt sehr gut mit den Diffusionskoeffizienten überein, die man aus Fluoreszenzmessungen für den Insulinrezeptor kennt und die ein Maß für die Beweglichkeit des Moleküls in einem Medium, in diesem Fall in der Lipidmatrix, darstellen. Für Insulin liegen die Diffusionskoeffizienten in der Größenordnung von $3 - 4 \times 10^{-10} \text{ cm}^2 \text{ sec}^{-1}$. Die Bewegung ist also relativ langsam. Vergleichen wir hierzu den Azetylcholinrezeptor, der in definierten Arealen der Membran in dichter Packung vorkommt: man mißt Partikeldichten von $1000 \mu\text{m}^2$ und Diffusionskoeffizienten, die um ein bis zwei Zehnerpotenzen kleiner sind.

Eine zufällige Verteilung des Insulinrezeptors bedeutet, daß jedem Rezeptormolekül im Mittel die gleiche Diffusionsfläche zur Verfügung steht. Dies ist unserer Meinung nach ein wichtiger Ausgangsparameter für jedes mathematische Modell, in dem eine Signalübertragung formuliert wird, die durch Kollision eines aktivierten Moleküls, in diesem Fall eines aktivierten Rezeptormoleküls, mit Mediatoren zustandekommt.

Ich habe Ihnen eine Reihe von teilweise recht akribischen Detailinformationen über den Insulinrezeptor und seine Wechselwirkung mit Insulin betreffend gegeben. Es drängt sich hier durchaus die Frage nach dem Nutzen derartiger Untersuchungen auf. Die Grundlagenforschung befaßt sich hier mit Membranphänomenen in einem molekularen Bereich. Eine Übersetzung in einen Anwendungsbereich ist nicht ohne weiteres einsichtig. Trotzdem können wir heute bereits feststellen, daß die Summe der Erkenntnisse über die Insulin-Rezeptor-Wechselwirkung uns den Weg erschlossen hat, eine Diagnostik für Rezeptordefekte zu betreiben. Ob weitere Kenntnisse über die ablaufenden Mechanismen in der Plasmamembran uns auch einmal Eingriffsmöglichkeiten im Sinne einer Therapie an die Hand geben, ist heute noch offen, aber es ist ein generell anvisiertes Ziel.

(Gekürzte Fassung)

EDENS-Preis 1981

Begrüßungsansprache anlässlich der EDENS-Preis-Verleihung am 9. Dezember 1981

EBERHARD IGLER

Seit geraumer Zeit beherrscht das Wort „Sparen“ die öffentliche Diskussion auf allen Ebenen. In Zeiten froh genossenen Wohlstands in den Hintergrund geraten, wird dem fast vergessenen Bild dieser Tugend wieder ein Ehrenplatz eingeräumt. Der Zwang, die anwachsende Staatsverschuldung auch nur einzudämmen, diktiert Maßnahmen, deren unabweisbare Folgen zunehmend zu spüren sein werden.

Um den Nutzen der Sparverordnungen stritten und streiten die davon Betroffenen oft mit Heftigkeit und Leidenschaft. Einig aber sind sie sich wie weiland im Gebet gegen die Feuersbrunst: „Heiliger Sankt Florian, verschon mein Haus, zünd andere an...“

Wenn das wirtschaftliche Gefüge in unserem Land nicht ins Wanken geraten soll, sind Einschränkungen finanzieller Mittel in allen Bereichen des öffentlichen und privaten Lebens unvermeidbar. Um so dringlicher stellt sich die Frage nach dem sinnvollen Einsatz der verfügbaren materiellen Substanz und ihrer möglichst wirkungsvollen Verwendung.

So steht denn sehr zu hoffen, daß — auch unter dem Druck fiskalischer Sparprogramme — der Wissenschaftsetat nicht beschnitten wird.

Der Minister für Bildung und Wissenschaft, ENGHOLM, ließ hören, die Bundesregierung räume der Grundlagenforschung hohe Priorität ein. Das ist, gerade in Zeiten knappen Geldes, Balsam auf eine ungeheilte Wunde.

Seit den Universitätsgründungen im verflossenen Jahrhundert blieb die Frage umstritten, ob der Wissenschaft der offene Horizont zweckfreier Forschung zugestanden oder durch das Gebot kurzfristiger Nützlichkeit eingegrenzt werden solle.

Ist sie nicht, um Schiller zu zitieren:

„dem einen die hohe himmlische Göttin,

dem andern eine tüchtige Kuh, die uns mit Butter versorgt?“

Jedenfalls wird sie — die Forschung — auf fetter Weide besser gedeihen, soll sie uns doch die Milch liefern, wenn wir schon — aber bitte mit Sahne — leben wollen. Das sei den Bilderstürmern, die aufbrechen wollen, „heilige Kühe“ zu schlachten, in Erinnerung gerufen.

Auch alle „grünen“ Erwartungen können nur darauf fußen, daß wir uns von den Früchten des Geistes ernähren müssen.

Dieses Feld gilt es zu beackern, um Ernte einzubringen.

Uns reift das Glück weder in unerschöpflichen Kornkammern noch sprudelt es uns aus öligem Erdentiefe, und den Nibelungenhort reicher Bodenschätze hüten wir auch nicht. Da bleibt nur übrig, andere Kräfte anzustrengen.

Für Forschung und Entwicklung werden hierzulande erhebliche Mittel aufgewendet. Sie stammen, etwa je zur Hälfte, aus Bereitstellungen der öffentlichen Hand und der Wirtschaft.

Mit diesem Einsatz — er betrug zum Beispiel in 1977 2,3% des Bruttosozialprodukts oder über 30 Milliarden Mark — liegt die Bundesrepublik Deutschland bei internationalem Vergleich an der Spitze oder in der Spitzengruppe der Industrie-Nationen.

Auch was die personelle Situation der wissenschaftlichen Einrichtungen betrifft, hält sie im Vergleich durchaus stand.

Wollte man aber so etwas wie eine „wissenschaftliche Ertragsrechnung“ anstellen, würden einige Negativsalden die Bilanz belasten.



Ehrensator EBERHARD IGLER (links) überreicht die Urkunden zum EDENS-Preis 1981 an die beiden Herz-Forscher Prof. Dr. HARTMUT FRENZEL (Mitte) und Privatdozent Dr. WOLFGANG LENZ (Foto: ULRICH HORN).

So ist beispielsweise die Universität nicht nur Forschungsstätte, sondern mit erheblichen Kapazitäten an ihren Lehrauftrag gebunden. Dabei stehen ihr die geburtenstarken Jahrgänge der Studienwilligen erst noch ins Haus.

Zum anderen stellt — teilweise reformbedingter — Verwaltungsaufwand einen Reibungskoeffizienten dar, der kreative Kräfte verschleißt. Das wirft die Frage nach bürokratischer Kopflastigkeit auf.

Es läßt aufhorchen, wenn Großaufträge für Grundlagenforschung von deutschen Industrieunternehmen im Ausland placiert werden, desgleichen, wenn Umfang und Resonanz deutschsprachiger Fachliteratur abschmelzen. Die Ursache dafür wird man nicht in mangelnder finanzieller oder personeller Ausstattung wissenschaftlicher Institute, sondern wahrscheinlich in schwerfälliger Disposition und zähflüssiger Verwaltungspraxis suchen müssen. Gerade unter dem Gesichtspunkt gebotener Sparsamkeit ist die Entbürokratisierung der Forschungseinrichtungen sehr zu wünschen, wenn man die verfügbaren Mittel wirksamer einsetzen will.

So wird angeregt, Forschungspools einzurichten, um finanzielle Schwerpunkte auf Zeit zu schaffen.

Durch Forschungsprofessuren könnte eine Entlastung im personellen Bereich bewirkt werden. Es darf, auch unter dem Zwang finanzieller Beschränkung, nicht dazu kommen, daß der Freiraum der Forschung im HUMBOLDTischen Verständnis eingengt und die wissenschaftliche Kreativität in der zunehmend verwalteten Welt, auch der Universitäten, ausgetrocknet wird.

Jenseits aller Gleichheitsprinzipien müssen Anreiz und Anerkennung des Hervorragenden gewährleistet werden, auch und gerade im Bereich von Wissenschaft und Forschung.

Einen kleinen Beitrag dazu soll der EDENS-Preis leisten, dessen Verleihung uns hier zusammengeführt hat.

Die JOHANN A. WÜLFING-Stiftung hat es sich zur Aufgabe gemacht, die traditionsreiche

Herz- und Kreislaufforschung der Medizinischen Akademie und späteren Fakultät der Universität Düsseldorf nach Maßgabe ihrer Mittel fördernd zu unterstützen.

Welche Bedeutung diesem Arbeitsbereich zukommt, bemißt sich beispielsweise an der hohen Todesrate bei Herzinfarkt. Sie hat sich innerhalb der letzten 30 Jahre versechsfacht.

Die zahlenmäßige Eindämmung der Herz- und Kreislaufleiden ist, letztlich auch unter dem Blickwinkel der Entlastung öffentlicher Kostenträger, ein gesundheitspolitisch wesentliches Anliegen. Bei dessen Verwirklichung könnten verschiedene Wege zum erhofften Ziel führen. Ich verweise hier auf die Entwicklung eines Modells zur kommunalen Prävention, basierend auf Feldstudien des Klinikums Heidelberg in den Städten Eberbach und Wiesloch. Es belegt die Breitenwirksamkeit konventioneller Methoden, nämlich den erfolgreichen Abbau klassischer Risikofaktoren im Rahmen eines medizinpädagogischen Experimentes.

Vor alle Praxis aber haben die Götter die Theorie gestellt.

Von den im Pathologischen Institut der Universität Düsseldorf tätigen Herren

Professor Dr. HARTMUT FRENZEL und

Privatdozent Dr. WOLFGANG LENZ

sind zum Thema Herz- und Kreislaufforschung hervorragende Arbeiten vorgelegt worden, die nach Auffassung des Preisrichterkollegiums für den EDENS-Preis von hoher wissenschaftlicher Bedeutung sind. Beide Autoren werden sich in den heute zu verleihenden Preis teilen.

Herr Professor FRENZEL publizierte quantitative morphologische und biochemische Untersuchungen bei der Entwicklung und Rückbildung einer experimentell erzeugten Herzhypertrophie.

Die von Herrn Dr. LENZ eingereichte Arbeit beschreibt histologische, raster- und transmissionselektronenmikroskopische Untersuchungen an Herzkranzarterien von Versuchstieren mit schwerer, experimentell erzeugter renaler Hypertonie.

Auch den nichtbedachten Bewerbern um den EDENS-Preis möchte ich für ihre aufgewandte Mühe herzlich danken, wie auch den Kuratoriumsmitgliedern der Stiftung und den Herren Professoren Dr. ARNOLD, Dr. GOSLAR und Dr. KUHN für ihre ehrenamtliche Mitwirkung.

Mit den besten Glückwünschen an die Herren Preisträger erhoffen wir ihnen eine erfolgreiche wissenschaftliche Zukunft.

Wir freuen uns über die festliche Ausrichtung des Abends durch die Firma BEECHAM-WÜLFING und danken Ihnen, meine sehr verehrten Gäste, für Ihre interessierte Anwesenheit.

Ich bitte nun Magnifizenz, die Preisverleihung vorzunehmen.

Einführungsworte

PETER HÜTTENBERGER

Im vergangenen Jahr versuchte ich an dieser Stelle, Preisverleihungen als einen heilsamen Zwang zur Selbstkontrolle von Forschergemeinschaften zu interpretieren. Ich wollte damit auf die internen Mechanismen von wissenschaftlichen Zirkeln hinweisen, die dazu neigen, auseinanderzudriften und deshalb in dialektischer Bewegung sich stets bei sich selbst wieder versammeln müssen.

Preise sind darüber hinaus auch symbolische Akte. Sie stehen so gesehen nicht in erster Linie für Leistungen, wie häufig fälschlich behauptet wird, sondern sie sind Verdinglichungen eines Ensembles vorangegangener geistiger, praktischer und geselliger Handlungen. In Preisen verdichtet sich Leben in einer besonderen und von einer bestimmten Sprachgemeinschaft anerkannten Form. Leistungen sind somit aus dem Gesamtleben nicht auszusondern, deshalb ist es aber auch notwendig, Züge des Lebens der Preisträger in die Verleihung mit einzubeziehen, Preisträger, die ihr Leben in konzentrischen, immer neuansetzenden Kreisen um medizinische Probleme bewegen ließen: Bei Herrn FRENZEL in seiner Dissertation über „Untersuchungen an Ratten mit experimentellem chronischem Infarkt der rechten Kammerwand“, in seiner Habilitation „Über die terminale Strombahn der Leber unter normalen und pathologischen Bedingungen“ sowie bei Herrn LENZ in seiner Dissertation „Über die pathologisch-anatomischen Veränderungen der Rattenlunge nach endotrachealer Injektion von Methylsilikonöl“ und in sei-

ner Habilitation über „Die hypertensive Coronarterienerkrankung im Tierexperiment — elektronenmikroskopische und lichtmikroskopische Befunde beim GOLDBLATT-Hochdruck der Ratte“. Diese Nennungen von einigen Überschriften signalisieren die normalen Stadien von Forscherleben. Die Preise wiederholen auf einer neuen Ebene, was von jener einfachen Sprache der Überschriften allgemein gilt. Sie sind nicht nur äußeres Zeichen für die Wirklichkeit, sondern sie erschließen, als Symbol gemeint, den besonders qualifizierten Zusammenhang eines ganzen individuellen Lebens in seinen spezifischen Tätigkeiten mit einer Kommunikationsgemeinschaft, in die es hineinwächst und in der es sich bewegt. Ein Symbol in diesem Sinne ist nicht schon einfach vorhanden, es kann nicht geschaffen und nicht abgeschafft werden, man muß es im Geschehen oder in einem Gegenstand erst entdecken.

Meine Damen und Herren, man sagt, unsere Welt heute entbehre der Symbole. Es ist nicht richtig, man muß vielmehr lernen, die Symbole im Prozeß und in den Gegenständen der Zeit zu deuten. Wenn ich also Ihnen, Herr FRENZEL und Herr LENZ, jetzt die Preise überreiche, so sehen Sie darin nicht nur einen simplen Akt der Höflichkeit und Repräsentation, sondern vielmehr die Verdinglichung Ihrer beider Leben.

Entwicklung und Rückbildung der experimentellen Herzhypertrophie. Quantitative, morphologische und biochemische Untersuchungen.

HARTMUT FRENZEL

Das Herz ist ein anpassungsfähiges Organ: Bei längerfristiger Mehrbelastung reagiert es mit einer Vermehrung der Myokardmasse, die wieder rückgebildet wird, wenn die Ursache der Mehrbelastung fortfällt. Unsere Kenntnisse über feinstrukturelle Veränderungen im Herzmuskel während der Rückbildung einer Herzhypertrophie sind bisher außerordentlich lückenhaft. Dieser Frage wurde daher in biochemischen und morphologischen tierexperimentellen Untersuchungen nachgegangen.

Bei Ratten wurde durch neunwöchiges Schwimmtraining eine Zunahme der Herzgewichtes um 65% erreicht. Dabei kam es zu einer Verdickung der Muskelfasern um 19%, die Volumendichte von Bindegewebe, Kapillaren und Bindegewebskernen reduzierte sich entsprechend um 17 bis 21%. Auch die DNS-Konzentration des Myokards hatte am Ende des Schwimmtrainings im Vergleich zu den Kontrolltieren um 27% abgenommen, während die Konzentrationen von RNS und Gesamtproteinen annähernd gleichgeblieben waren. In den Herzmuskelzellen entsprach der Anteil der energieliefernden Mitochondrien mit knapp 30% dem bei Kontrolltieren, der Volumenanteil der für den Kontraktionsvorgang notwendigen Myofibrillen hatte dagegen um 15% abgenommen, wobei die einzelne Myofibrille um durchschnittlich 15% schmaler geworden war. Mehr als verdoppelt fand sich der Volumenanteil der für die Proteinsynthese notwendigen Ribosomen und des Glykogens.

Nach 14tägiger Trainingspause hatten sich 80% der Gewichtsvermehrung des Herzens wieder zurückgebildet und die meisten der morphologischen und biochemischen Parameter wieder normalisiert.

Mit den Untersuchungen konnte gezeigt werden, daß bei physiologischer Hypertrophie des Herzens der Volumenanteil der Muskelzellen stärker zunimmt als der des Bindegewebes, und daß der Quotient aus Mitochondrien und Myofibrillen in den Herzmuskelzellen größer wird. Eine Versmälnerung der Myofibrillen ist offenbar ein weiterer Mechanismus, um eine optimale Energieversorgung des kontraktile Apparates zu gewährleisten. Die Rückbildung der Herzmuskelhypertrophie ist gekennzeichnet durch eine allmähliche Normalisierung der Relationen im Myokard und in der Herzmuskelzelle selbst. Lysosomale Abbauprozesse scheinen für die Reduktion der Myofibrillen nur von untergeordneter Bedeutung zu sein, vielmehr ist an eine Aufspaltung der Myofilamente in Bruchstücke molekularer Größenordnung zu denken. Möglicherweise ist bei der Rückbildung einer Herzmuskelhypertrophie eine gebremste Synthese bei gleichbleibender Abbaurate der Zellorganellen von Bedeutung. Herzmuskelzellnekrosen wurden niemals beobachtet.

Die hypertonische Coronararterienerkrankung im Tierexperiment

Elektronenmikroskopische und lichtmikroskopische Befunde beim GOLDBLATT-Hochdruck der Ratte

WOLFGANG LENZ

Die Arteriosklerose ist in zivilisierten Ländern die häufigste chronische Erkrankung des Menschen. Ihre tödlichen Komplikationen stehen in der Todesursachenstatistik der Bundesrepublik an erster Stelle. Von den sogenannten Risikofaktoren prädisponiert der chronische Bluthochdruck zur vorzeitigen und schweren Arteriosklerose, besonders der Herz- und Hirnarterien. Da der fortgeschrittenen Arteriosklerose des höheren Lebensalters ein multifaktorielles Ursachenspektrum zugrundeliegt, erlauben morphologische Untersuchungen in der Spätphase der Erkrankung keine sicheren Rückschlüsse auf die alleinige Auswirkung des Risikofaktors „Hypertonie“ auf die Arterienwandstruktur.

Zur Abklärung vieler offener Teilfragen wurde die hypertoniebedingte Arterienbeschädigung tierexperimentell untersucht. In Zusammenarbeit mit dem Pharmakologischen Institut der Bayer AG Wuppertal wurde bei Ratten über die Drosselung der Nierendurchblutung ein GOLDBLATT-Hochdruck erzeugt. Bei den sonst ziemlich arterioskleroseresistenten, zuvor gefäßgesunden Versuchstieren entwickelte sich nach bis zu einjähriger schwerer renaler Hypertonie eine ausschließlich hochdruckbedingte Arterienerkrankung, ähnlich der Schädigungen kleinkalibriger Arterien beim malignen Hochdruck des Menschen; sie entsteht in einem phasenhaften Ablauf, mit stürmischem Verlauf in der frühen Hochdruckphase.

Alle licht- und elektronenmikroskopischen Ergebnisse weisen auf eine ausgesprochen herdförmige Arterienerkrankung in allen Wandschichten und im gesamten Gefäßverlauf hin, ohne Prä-dilektionsstellen wie bei der multifaktoriellen Coronalsklerose des Menschen. Als eine Ursache für einen beträchtlichen hypertoniebedingten Plasmaeinstrom in die Gefäßwand fanden sich Dehissenzen zwischen den sonst das Gefäß lückenlos auskleidenden Endothelzellen. Sie entstehen mehrheitlich passiv über eine hypertoniebedingte Endothelverformung, begünstigt durch die flüssigkeitsreiche Auflockerung der unterliegenden Gefäßwand. Vereinzelt ergaben sich auch Hinweise auf eine hochdruckbedingte Endothelkontraktion mit konsekutiven Endotheldehissenzen. Die ortsständigen Muskelzellen wandern aus der Media in die Intima ein, so daß sich lumeneinengende Verdickungen der inneren Gefäßwand und eine Desintegration der Gefäßwandmuskulatur entwickeln. Von den Blutzellen nehmen die weißen Blutkörperchen am pathologischen Arterienwandprozeß teil und eliminieren die anfallenden Schlackenstoffe.

In der Spätphase des Versuchs tritt eine zunehmende reparative bindegewebige Verödung der Arterienwand ein: Somit kommt es zu einem irreversiblen Arterienwandumbau, der patho- und morphogenetisch von der Arteriosklerose des Menschen abweicht und als eigenständiges Krankheitsbild einer in den Spätstadien „fibro-elastischen Arteriopathie“ nach alleiniger Hochdruckeinwirkung an zuvor gesunden Gefäßen entstand. Die experimentelle Arterienerkrankung blieb nicht immer ohne Folgen: Bei einem Teil der Tiere entstanden Herzmuskelnekrosen und Herzinfarkte.

EDENS-Preis 1982

Begrüßungsansprache anläßlich der EDENS-Preis-Verleihung am 8. Dezember 1982

EBERHARD IGLER

Wie schon in den vorausgegangenen zwölf Jahren wird auch heute wieder der EDENS-Preis einem jungen Wissenschaftler, Herrn Privatdozent Dr. KAZUO INOUE, verliehen, dessen eingereichte Arbeit einstimmig vom Preisrichterkollegium für diese Auszeichnung vorgeschlagen wurde.

Ich danke den Gästen, die sich aus diesem Anlaß hier eingefunden haben, für ihre interessierte Anwesenheit.

Die Entwicklung der vergangenen Monate hat die Erkenntnis erzwungen, daß nach dem Zweiten Weltkrieg gewachsene ökonomische und soziale Verhältnisse, die einander Wechselseitigkeit ermöglichen, an systembedingte Grenzen gestoßen sind, die nur bei Strafe des Zusammenbruchs überschritten werden können.

Der weltweit kraftvolle wirtschaftliche Aufschwung der Nachkriegsjahre, der den modernen Sozialstaat erst möglich gemacht hat, war wesentlich durch die Entwicklung neuer Technologien bestimmt, die ganze Industrien zum Erlühen brachten und Wohlstand begründeten.

Nun sollte das erarbeitete Glück möglichst gerecht verteilt werden. Fortschrittsglaube, gestützt auf Erfolge in Wissenschaft und Technik, wirkte nur bestätigend auf diese gute Absicht. Die grundsätzliche Machbarkeit der Dinge wurde nicht bezweifelt und weckte die Erwartung, es werde alles so weiter gehen: gut wie gehabt.

Durch diese rosige Brille ist auch der „Bildungsbericht 70“ zu lesen, der die hoffnungsvollen Perspektiven der damaligen Regierung zum Ausdruck bringt. In eben diesem Papier sind aber leider verhängnisvolle Fehlentwicklungen schon angelegt, und der Pleitegeier tat ein Übriges, die frohen Erwartungen zu zerhacken. Das flächendeckende Bildungsangebot, möglichst zum Nulltarif, ist ausverkauft.

Die letzte Regierungserklärung des damaligen Bundeskanzlers SCHMIDT enthielt die Ankündigung, die Bundesmittel für den Hochschulbau müßten um 20% gekürzt werden.

Aus dem studentischen Wohnheimbau zog sich der Bund schon im Vorjahr zurück.

Auch für die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses, wichtiger Programmpunkt des Bildungsberichtes 70, standen keine Gelder mehr zur Verfügung.

Illusionen sind nicht mehr finanzierbar.

Geblichen sind die Probleme.

Gesellschaftsreform, Bildungsreform, Hochschulreform, Studienreform — zu diesen Themen möchte ich Sie anregen, die Ausführungen des Professors Dr. GERD ROLLECKE zu lesen:

„Wird das Falsche falsch studiert? Vom Hintersinn der Studienreform.“

Dort werden in brillanter Analyse die Wege der Bildungspolitik seit 1960, die nun in eine Sackgasse zu münden drohen, beschrieben. Die belastenden Folgen — keinesfalls nur die finanziellen — für die Gesamtgesellschaft, werden eindrücklich aufgezeigt, wenn man sich nicht jetzt daranmacht, die Reformen zu reformieren.

So alt wie das aus dem Jahre 1794 stammende „Landrecht für die preußischen Staaten“ ist schon die Forderung: „Schulen und Universitäten sind Veranstaltungen des Staates, welche den Unterricht der Jugend in nützlichen Kenntnissen und Wissenschaft zur Absicht haben.“

Diesem Schulprinzip stellte HUMBOLDT in einem Schreiben an seinen Regierungschef die Forderung nach Freiheit für die Wissenschaft entgegen:

„Der Staat muß von seinen Universitäten nichts fordern, was sich unmittelbar und geradezu auf ihn bezieht, sondern die innere Überzeugung hegen, daß, wenn sie (die Universitäten) ihren Endzweck erreichen, sie auch seine Zwecke (die des Staates), und zwar von einem viel höheren Gesichtspunkt aus, erfüllen. Mit anderen Worten hat HUMBOLDT gemeint: „Die Universitäten bringen viel mehr heraus, wenn man Ihnen die Freiheit läßt.“ Und eben diese Freistellung vom platten Nützlichkeitsprinzip hat die hervorragenden Leistungen der deutschen Wissenschaft im 19. und im beginnenden 20. Jahrhundert möglich gemacht und Ruf und Ruhm unserer Universitäten um die Welt getragen.

Man lerne Deutsch, um z.B. in Göttingen Naturwissenschaften studieren zu können! (auch MAO T.T.)

Der Bildungsbereich, dem auch die Universitäten zugeordnet sind, hat eine Schlüsselfunktion für die Zukunft. Die Welt von morgen wird durch Lehrinhalte und bildungspolitische Zielvorstellungen weitgehend bestimmt. Fehlentscheidungen auf diesen Gebieten sind nur mühsam zu korrigieren, weil der den Programmen innewohnende Zeitfaktor im Sinne eines langen Bremsweges wirkt, auch wenn die Steuerleute das Ruder nun herumwerfen. Die Betroffenen sind in erster Linie junge Menschen, deren enttäuschte Erwartungen bis hin zur Arbeitslosigkeit nur zu leicht politische Verwerfungen hervorrufen können.

Es soll nicht verkannt werden, wie schwierig gerade in Zeiten des Umbruchs, der sich in allen Lebensbereichen abzeichnet, Zielprojektionen aufzustellen sind.

Der geringe verbliebene Aktionsspielraum sollte aber nicht für ehrgeizige ideologische Pläne, sondern für die sinnvolle Ausschöpfung der noch vorhandenen Möglichkeiten genutzt werden. — Also eine Chance haben wir noch —.

So ist gerade an den Grenzen des Machbaren und besonders im Bildungsbereich der beratende Sachverstand gefordert, dessen sich jede Administration als Entscheidungshilfe bedienen muß. Nur dann können zukunftstragende Bildungsinhalte gewährleistet, ökonomische Funktion gesichert und soziale Relevanz ausgewogen bleiben.

Das trifft erst recht auf die Hochschulsituation zu. Hier nun hat die neue Regierung positive Signale gesetzt.

100 Millionen Mark sollen aus dem Etat des Wohnungsbauministeriums für die Beschaffung studentischen Wohnraums freigestellt werden. Der Bund steigert noch im laufenden Haushalt seine Aufwendungen für den Hochschulbau um 23%.

Für die Verbesserung der Infrastruktur im Forschungsbereich wird durch die Nachrüstung der Geräte, vor allem bei den Naturwissenschaften, Sorge getragen.

Zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses werden — von Bund und Ländern je zur Hälfte — 50 Millionen Mark aufgebracht, womit ab Wintersemester 83/84 ca. 2 000 Stipendien finanziert werden sollen. Die getroffenen Maßnahmen lassen erkennen, welche Bedeutung die Regierung der Ausbildung junger Menschen beimißt, die jetzt in geburtenstarken Jahrgängen auf die Universitäten drängen. Wissenschaft und am neuesten Stand der Forschung orientierte Lehre sind für die Wirtschaft, die qualifiziert ausgebildete Hochschulabsolventen braucht, von größter Wichtigkeit.

Die Wirtschaft ist auf die Ergebnisse besonders der Grundlagenforschung dringend angewiesen, um diese im Technologietransfer in Produktion umzusetzen. Das wiederum bedeutet, Arbeitsplätze bereitstellen und damit soziale Sicherheit schaffen.

Diese Zusammenhänge in der Öffentlichkeit immer wieder deutlich zu machen, scheint mir außerordentlich wichtig.

Eine präzise Darstellung von Auftrag und Funktion der Universität und die Verdeutlichung ihres Stellenwertes — z.B. mit Hilfe der öffentlichen Medien — könnte bestehende Informationslücken schließen und die Einrichtung Universität im Bewußtsein der Bevölkerung besser verankern.

Mit gesamthafter Erläuterung von Forschungsaufgaben oder wissenschaftlichen Fragestellungen ließe sich in breiten Kreisen besseres Verständnis für die Belange der Hochschulen wecken und förderliches Interesse anregen, mehr jedenfalls als mit kontrovers geführten Diskussionen über Teilergebnisse einzelner Fachdisziplinen, die den Bürger eher verunsichern.

Eine solche Eigendarstellung der Universität dürfte auch nicht auslassen, die Unverzichtbarkeit des Leistungsprinzips deutlich herauszustellen.



Anläßlich der EDENS-Preis-Verleihung 1982 (v.l.n.r.): Ehrensator EBERHARD IGLER, Preisträger Priv.-Doz. Dr. KAZUO INOUE, Rektor Professor Dr. PETER HÜTTENBERGER (Foto: JÜRGEN RETZLAFF)

Die große soziale Errungenschaft, daß heute 20% der Abiturienten studieren statt 3% in früheren Jahren, darf nicht mit sinkender Forschungsqualität bezahlt werden.

Es muß zu denken geben, daß unter den 300 in den Jahren 1961 bis 1976 international am häufigsten zitierten Forschern sich lediglich einer aus der Bundesrepublik Deutschland befindet (Professor HUISGENS, München, Chemie). Wenn aber, was sich z.B. an der Zahl der Patentanmeldungen ablesen läßt, die Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Forschung nachläßt, leidet auch die Technologie.

Die Universitäten brauchen ein möglichst forschungsfreundliches Klima. Sie sind nicht in erster Linie die geistige Futterkrippe der Nation, aus der man sich billig beköstigen kann, sondern ein von allen Staatsbürgern finanzierter, kostenintensiver Arbeitsplatz.

Hier möchte ich einflechten, daß in den USA berühmte Universitäten sich aus den materiellen Erträgen der dort erarbeiteten Forschung weitgehend zu finanzieren vermögen! Solche Verhältnisse sind hier, schon aus historischen Gründen, nicht zu fordern. Immerhin kann daran das Kosten-Nutzen-Prinzip, dem auch die Universität unterworfen ist, studiert werden.

Es muß im Interesse aller liegen, die dafür Steuern aufbringen, daß diese kostspielige Einrichtung ‚Universität‘ optimal funktioniert, wenn sie nicht zum unbezahlbaren Luxus werden soll.

Das heißt: Sie muß im eigenen Kreislauf wertschöpfend produzieren.

Das ist nur durch Forschung möglich, deren Ergebnisse an die Studierenden als Lehre vermittelt werden und entweder als Innovation in die Wirtschaft fließen oder aufs neue Forschung induzieren.

Hier wird die zentrale Bedeutung der Forschung im Bildungsgeschehen erkennbar und die Notwendigkeit, den wissenschaftlichen Nachwuchs bis hin zur Eröffnung zureichender Berufsaussichten zu fördern.

In diesem Zusammenhang freut es mich, daß die J. A. WÜLFING-Stiftung durch die Auszeichnung der Arbeit des Herrn Dozenten Dr. KAZUO INOUE mit dem EDENS-Preis im Rahmen ihrer Möglichkeiten einen kleinen Beitrag dazu leisten kann, wissenschaftliche Tätigkeit zu

unterstützen. Die Arbeit unter dem Titel „Vagaler Herztonus und Herzfrequenz unter dem Einfluß von Injektionsanästhetika“ hat nach dem Urteil des Prüfungskollegiums in sehr subtil durchgeführten und kritisch ausgewerteten Untersuchungen als wichtigstes Ergebnis zutage gefördert, daß die tachykarde Wirkung der geprüften Substanzen auf zentral nervös bedingte Änderungen des Vagotonus zurückzuführen ist, und nicht, wie bisher angenommen, auf periphere Kreislaufreflexe.

Das Kollegium hat diesem Befund grundsätzliche Bedeutung zugemessen und auf den Zuspruch des Preises einstimmig erkannt. Ich beglückwünsche den Preisträger.

Ich danke den Herren Professoren Dr. GRIES, Dr. JESDINSKY und Dr. PFITZER für ihre Mühe und den Mitbewerbern um den EDENS-Preis für die von ihnen konkurrierend eingereichten wissenschaftlichen Arbeiten, sowie der Firma BEECHAM-WÜLFING wie immer für die festliche Ausrichtung des Abends.

Referat des Preisträgers KAZUO INOUE

Daß die Herzfrequenz im starken Maße von der Aktivität des Gehirns, also der Vigilanz, abhängig ist, lehrt schon die Alltagserfahrung. Erinnert sei an die Herzfrequenzanstiege bei Angst, Zorn, aber auch Freude wie an die teils extremen Herzfrequenzverlangsamungen in entspannter Ruhe, besonders im Tiefschlaf.

Solche vigilanzabhängigen Herzwirkungen werden vom Gehirn her über bestimmte Nerven, nämlich über den Vagus, der die Herzfrequenz verlangsamt, bzw. über den Sympathikus, der die Herzfrequenz beschleunigt, vermittelt. Man sagt deshalb, die Herzfrequenz sei vom Vagus- oder Sympathikustonius abhängig.

Nun werden Narkosemittel als vigilanzdämpfende oder vigilanzausschaltende Pharmaka bekanntlich zum Auslösen einer reversiblen Bewußtlosigkeit angewendet. Dabei wird beachtenswerterweise trotz gleicher Hauptwirkung, nämlich Vigilanzdämpfung durch einige Pharmaka, wie die Barbiturate, die Herzfrequenz beschleunigt und durch andere, wie z.B. die Opiate, die Herzfrequenz verlangsamt.

Diese Unterschiede in der Herzfrequenzantwort auf die Narkose sind jedem Anästhesisten geläufig und Gegenstand von Überlegungen bei der Auswahl des geeignetsten Narkoseverfahrens. Trotz der praktischen Bedeutung des Herzfrequenzverhaltens in Narkose lagen über die zugrundeliegenden Mechanismen der Herzfrequenzwirkung bislang nur Vermutungen, aber keine schlüssigen experimentellen Fakten vor, und es war deshalb das Hauptziel meiner Arbeit, die Mechanismen der Herzfrequenzänderungen in Narkose aufzudecken.

Nach verbreiteter Ansicht sind die Herzfrequenzanstiege, die durch Injektionsanästhetika wie Barbiturate ausgelöst werden, Folge einer Reflexantwort auf den Blutdruckabfall, der bei fast allen Narkosen auftritt.

Dagegen spricht allerdings, daß die meisten Anästhetika in höherer Dosierung die Reflexe generell hemmen und daß trotzdem mit Dosiserhöhung die Herzfrequenz zunimmt. Ich bin deshalb in meiner Habilitationsschrift von der These ausgegangen, daß die Art der Herzfrequenzwirkung der Narkosemittel davon abhängt, in welcher Richtung und Ausmaß Narkosemittel direkt das Gleichgewicht des zentralen Vagus- und Sympathikustonius des Herzens beeinflussen. Dabei dürften Änderungen des Vagustonius die entscheidende Rolle spielen, weil physiologischerweise der Vagustonius gegenüber dem Sympathikustonius für die Steuerung der Herzfrequenz im Vordergrund steht.

Aus diesen Überlegungen heraus habe ich am Beispiel der verschiedenen Injektionsanästhetika die Wirkungen der Narkosemittel auf den kardialen Vagustonius und ihre Bedeutung für die Herzfrequenzreaktionen in Narkose an Katzen analysiert. Ich wendete dabei drei verschiedene Methoden an.

Im ersten Teil der Studie registrierte ich für die Analyse des Herzvagustonius die elektrischen Signale von Halsvagus u.z. besonders von den Vagusnervenfaseren, die die Herzfrequenz steuern, und untersuchte die Effekte der Anästhetika auf deren Entladung.

Bei diesen Versuchen lagen die besonderen Schwierigkeiten darin, aus Tausenden von Nervenfaseren im Halsvagus die relativ wenigen Nervenfaseren zum Herzen herauszufinden, denn die

Nervenfasern zur Lunge, zu den Bauchorganen und dem Kehlkopf stellen den größten Anteil des Halsvagusnerven. Die Aktivität dieser Herzvagusfasern wurde durch die Anästhetika, die Herzfrequenzanstieg verursachen, ausnahmslos gehemmt. Da diese Vagushemmung selbst dann auftrat, wenn die Reflexreaktion auf den Blutdruckabfall durch Konstanthaltung des Blutdrucks ausgeschaltet war, wurde bewiesen, daß die Hemmung der Vagusaktivität und die damit einhergehenden Tachykardien aus der direkten Wirkung der Anästhetika auf das Gehirn resultieren.

Daß die Vagushemmung und Tachykardien kausal verknüpft sind, wurde im zweiten Teil der Studie bestätigt. Hier habe ich die Herzfrequenzwirkung der Anästhetika einmal unter Ausschaltung der Vagusübertragung zum Herzen bei erhaltener Sympathikusübertragung bzw. zum anderen unter Ausschaltung der Sympathikusübertragung zum Herzen bei erhaltener Vagusübertragung untersucht.

Aus diesem Versuch wurde deutlich, daß für die Einstellung der Herzfrequenz unter den Anästhetika dem vagalen Herztoneus eine dominierende Rolle zuzuweisen ist, denn die für die Injektionsanästhetika charakteristischen Tachykardien traten überhaupt nur dann auf, wenn die Vagusübertragung intakt war.

Schließlich prüfte ich im dritten Teil der Studie die Möglichkeit einer Blockade der Vagusübertragung direkt am Herzen durch die untersuchte Pharmaka, weil die Analyse der elektrischen Signale der Vagusnerven im ersten Teil Pharmakawirkung an der letzten Schaltstelle der Vagusübertragungskette im Herzen nicht ausschließt.

Hier untersuchte ich die Wirkung der Pharmaka auf den Effekt des elektrischen Vagusreizes auf die Herzfrequenz. Der elektrische Reiz der Vagusnerven mit Reizelektroden führt zur Erniedrigung der Herzfrequenz und dieser Effekt wird abgeschwächt, falls Pharmaka periphere vagolytische Wirkungen besitzen. Eine periphere vagolytische Wirkung war von diesem Versuch im klinischen Dosisbereich nicht nachweisbar.

Insgesamt erlauben die Untersuchungen den Schluß, daß die Tachykardien auf Injektionsanästhetika durch ihre hemmende Wirkung auf Vagusneurone im Gehirn zustandekommen. Allerdings im Gegensatz zu den vagushemmenden Injektionsanästhetika gibt es aber auch Narkosemittel, die eine aktivierende Wirkung auf zentrale, kardiale Vagusneurone und damit Bradykardien auslösen. Nach unseren früheren Beobachtungen gehören zu dieser Gruppe das Inhalationsanästhetikum Halothan und Opiate.

Für die Herzfrequenzeinstellung in Narkose spielt also die Wirkung der Narkosemittel auf die kardialen Vagusneurone im Gehirn generell eine ausschlaggebende Rolle.

Das Gewicht und der Neuwert meiner Arbeit lagen also insbesondere auf dem Nachweis des zentralen, vagalen Ursprungs der Herzfrequenzeinstellung durch Narkosemittel.

HÖRLEIN-Preis 1981

Ansprache anlässlich der Verleihung des HÖRLEIN-Preises am 1. Dezember 1981 in Düsseldorf

GEORG STROHMEYER

Zu den wichtigsten Aufgaben der Hochschule zählt neben der Lehre und Forschung die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Es wird damit dem jungen, wissenschaftlich engagierten Nachwuchs die Möglichkeit gegeben, seinen Neigungen entsprechend in der Forschung tätig zu werden. Über die Vielfältigkeit der Forschung liefert der heutige Vortragsabend einen eindeutigen Beweis.

Die Forschungsarbeiten kulminieren in der Regel in der Habilitation, die einen entscheidenden Schritt in eine akademische Laufbahn bedeutet. Zweifelsohne wird die Motivation und der Ansporn zur Forschung durch eine Reihe von Umständen begünstigt, unter anderem auch dadurch, daß gute Forschungsarbeiten mit einem Preis ausgezeichnet werden können. Dabei spielt sicher nicht die mit einem Preis verbundene Dotierung eine Rolle, sondern allein die Tatsache, daß die eigenen Forschungsarbeiten durch ein unparteiisches Gremium für eine Auszeichnung würdig befunden wurden, erfüllt mit Recht den Stolz eines jeden Preisträgers.

Den Auftrag, Ihnen den wissenschaftlichen Werdegang des diesjährigen Preisträgers des HÖRLEIN-Preises, Herrn Privatdozent Dr. med. habil. ROLF GÜNTER TESCHKE von der Medizinischen Klinik und Poliklinik, Klinik D, vorstellen zu dürfen, ist mir eine gern übernommene Pflicht.

Der Forschungsschwerpunkt von Herrn Privatdozent Dr. TESCHKE umfaßt kurz umrissen biochemische und klinische Aspekte der Wirkung von Alkohol auf den Leberstoffwechsel.

Begonnen hatten diese Arbeiten im Grunde mit der Doktorarbeit, und in konsequenter Weise wurde von Herrn Privatdozent Dr. TESCHKE dieser Forschungsschwerpunkt weiter ausgebaut. Nach dem Studium der Humanmedizin in München und Marburg wurde Herr TESCHKE an der Universität Marburg mit einer Arbeit über das Thema „Halothan und andere Narkotika und ihre Wirkung auf den Cholesterinspiegel im Serum“ zum Dr. med. promoviert. Einer guten Tradition folgend, vor einer Facharztausbildung erst noch einmal die theoretischen Kenntnisse zu vertiefen, folgte nach der Medizinalassistentenzeit eine Tätigkeit am Pathologischen Institut der Universität Marburg unter Herrn Professor HORT, der heute das Pathologische Institut unserer Universität leitet.

Unter Herrn Professor HORT entstanden erste tierexperimentelle Studien über den Einfluß von Aludrin, einem Kreislaufhormon, auf die Entstehung von Zellveränderungen an Herzmuskelzellen, ferner Untersuchungen von Veränderungen der Leberzellen nach einem experimentell erzeugten hämorrhagischen Schock, sowie Studien zu feingeweblichen Veränderungen in der Leber nach Vergiftung mit Tetrachlorkohlenstoff.

Nach der Zeit am Pathologischen Institut weilte Herr Dr. TESCHKE von 1972 bis 1975 als Stipendiat der Deutschen Forschungsgemeinschaft in den Vereinigten Staaten, und zwar als Research Fellow und später als Intern am Mount Sinai Hospital in New York und am Veterans Administration Hospital in Bronx, New York. Während seines Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten wurden die begonnenen Arbeiten über Leberzellveränderungen weitergeführt, wobei jetzt im Mittelpunkt biochemische Studien über den Einfluß von chronischem Alkoholismus auf die Aktivität verschiedener mikrosomaler Enzyme in der Leber standen. Hierbei gelang es, die leberschädigende Wirkung von Stoffwechselzwischen- und -endprodukten des Alkohols nachzuweisen. Ausgehend von den Untersuchungen aus seiner Zeit am Pathologischen Institut

in Marburg über die Wirkung von Tetrachlorkohlenstoff auf die Leber konnten dann weitere interessante Studien über den potenzierenden Effekt dieses Stoffwechselgiftes auf die Leber nach chronischem Alkoholkonsum durchgeführt werden.

1975 kehrte Herr Dr. TESCHKE nach Deutschland zurück und wurde wissenschaftlicher Assistent an der hiesigen Medizinischen Klinik und Poliklinik, Klinik D. Der Forschungsschwerpunkt dieser Klinik ist die Gastroenterologie, und die von Herrn Dr. TESCHKE vertretene Arbeitsrichtung versprach eine wichtige Bereicherung und Erweiterung des Tätigkeitsspektrums der Klinik. Hier wurden auch sofort die Arbeiten über Alkohol und Leber unter besonderer Berücksichtigung der Früherkennung alkoholbedingter Leberschädigungen weitergeführt. Es folgten weitere Studien zu Fragen der Wechselwirkung von Alkohol und anderen Fremdstoffen, wie z.B. Arzneimittel oder krebserzeugende Substanzen, sowie Untersuchungen über Leberveränderungen nach akuten Vergiftungen mit halogenierten Kohlenwasserstoffen. Auf diesem Arbeitsgebiet entstand auch die 1979 eingereichte und von der Fakultät angenommene Habilitationsschrift mit dem Thema „Leberschäden durch Alkohol: Biochemische und klinische Studien zur Pathogenese und Früherkennung“.

Das wissenschaftliche Wirken von Herrn Privatdozent Dr. TESCHKE hat sich in über 85 wissenschaftlichen Veröffentlichungen niedergeschlagen, und unter anderem ist er Herausgeber eines Buches über „Alkohol- und Organschäden – Epidemiologische, klinische, biochemische und therapeutische Aspekte“.

Das Preisrichterkollegium für den HÖRLEIN-Preis hat die von Herrn Privatdozent Dr. TESCHKE vorgelegte Habilitationsschrift als einzige für würdig befunden.

Nach der Verleihung des Preises durch den Herrn Vorsitzenden wird Herr Privatdozent Dr. med. habil. TESCHKE in einem Kurzreferat seine preisgekrönte Arbeit vortragen. Ich garantiere Ihnen hierzu aufmerksame Zuhörer. Ich darf aber hoffen, daß die in dem Vortrag abzuhandelnden alkoholbedingten Leberschäden nicht zu dramatisch dargestellt werden. Andernfalls wäre zu befürchten, daß manch einer der hier Anwesenden bei dem im Anschluß an diese Veranstaltung gemeinsam einzunehmenden Abendessen auf das wohlverdiente Glas Wein verzichtet. Man könnte vielleicht bei jedem Schluck ein schlechtes Gewissen bekommen, da wir nun die alkoholbedingte Leberschädigung allzu plastisch vor Augen haben.

Rede von Privatdozent Dr. ROLF TESCHKE anläßlich der Verleihung des HÖRLEIN-Preises am 1. Dezember 1981 in Düsseldorf

Mein besonderer Dank am heutigen Abend gilt Ihnen, Herr Ehrensenator Dr. GLATZEL als Vorsitzender des Vereins der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Düsseldorf für die Verleihung des diesjährigen HÖRLEIN-Preises. Die Verleihung des Preises ist für mich eine ganz besondere Ehre und Freude, und ich empfinde diese Auszeichnung zugleich auch als Anerkennung für den Einsatz meiner Mitarbeiter, mit denen ich in den letzten Jahren an den verschiedenen wissenschaftlichen Problemen zusammengearbeitet habe. Und last not least möchte ich meinem verehrten Chef, Herrn Professor Dr. STROHMEYER, für seine stetige Unterstützung sehr herzlich danken.

Bereits vor mehr als zehn Jahren haben wir den schädigenden Einfluß von verschiedenen Substanzen auf die Leber untersucht, und dabei sind wir relativ frühzeitig auf die Bedeutung des Alkohols gekommen. In der Tat hat der Alkoholkonsum in zahlreichen Ländern innerhalb der letzten Jahre und Jahrzehnte ständig zugenommen und beläuft sich heute in der Bundesrepublik Deutschland auf mehr als 12 l reinen Alkohol pro Einwohner pro Jahr (Abb. 1), das entspricht einer Menge von etwa 145 l Bier plus 25 Liter Wein plus 3,5 l Branntwein. Für unsere Gesellschaft werden diese Alkoholmengen nur deshalb zum Problem, weil viel Alkohol von nur wenigen getrunken wird, nicht aber, weil viele nur wenig trinken. Ich glaube, wir sind uns alle darüber einig, daß gelegentlich ein guter Tropfen in Maßen genossen nur positiv zu bewerten ist und daß bleibende Schäden dadurch nicht zu erwarten sind, vorausgesetzt, daß die Leber nicht vorgeschädigt ist. Die gute Verträglichkeit kleinerer Alkoholmengen liegt daran, daß der vom

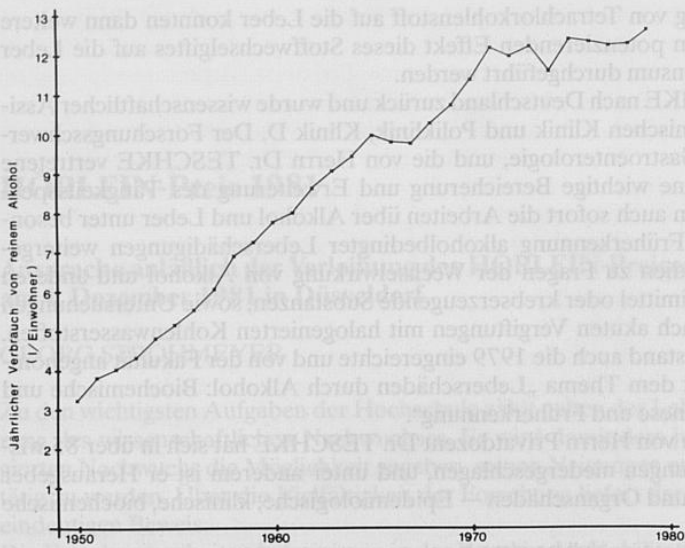


Abb. 1: Jährlicher Verbrauch von reinem Alkohol in Litern pro Einwohner der Bundesrepublik Deutschland in den Jahren 1950—1980.

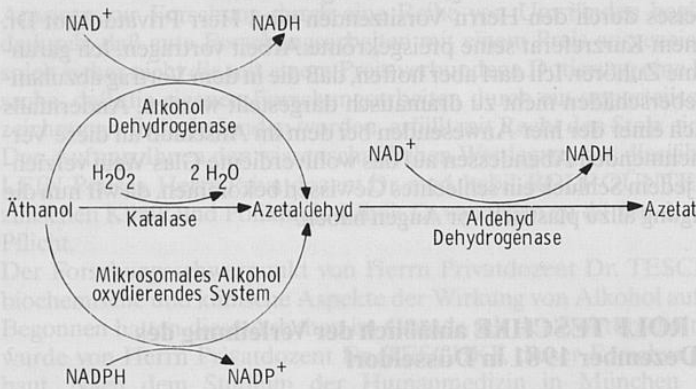


Abb. 2: Alkohol- und Azetaldehyd-abbauende Enzyme in der Leber.

Organismus aufgenommene Alkohol ohne wesentliche Schwierigkeiten durch verschiedene Enzyme abgebaut werden kann, die sich alle in der Leber befinden (Abb. 2 und 3).

Auch bei einem längerdauernden Konsum größerer Alkoholmengen steht die Leber zunächst nicht machtlos da. Sie kann sich darauf entsprechend einstellen und baut vermehrt Alkohol ab. Die gesteigerte Alkoholverbrennung wird in der Leber durch ein bestimmtes Enzymsystem katalysiert, das mikrosomale Alkohol-oxydierende System (Abb. 4). Dieses kann mit Hilfe der Ultrazentrifugation präpariert und in der Mikrosomenfraktion der Leberzelle nachgewiesen werden. Eine klare Trennung des mikrosomalen Systems von anderen Alkohol-abbauenden Leberenzymen gelang erstmals durch ein säulenchromatographisches Verfahren (Abb. 5), was eine weitere eingehende Beschreibung dieses Enzymsystems ermöglichte.

Die durch chronischen Alkoholkonsum hervorgerufene Aktivitätssteigerung des mikrosomalen Alkohol-oxydierenden Systems führt zwar zu einer Beschleunigung des Alkoholabbaus, dies aber bedeutet für den alkoholkranken Menschen, daß er immer mehr Alkohol zu sich nehmen muß, um die von ihm gewünschten Effekte zu erzielen. Mit Hilfe des mikrosomalen Alkohol-oxydierenden Systems wird aus Alkohol vermehrt Azetaldehyd gebildet, welches das erste Zwischenprodukt des Alkoholstoffwechsels in der Leber darstellt und selbst eine ausgeprägte leberschädigende Eigenschaft aufweist (Abb. 6). Infolge des gesteigerten Abbaus von Alkohol zu dem leberschädigenden Azetaldehyd können eine alkoholische Fettleber, eine Alkohol-

Eigenschaften	ADH	MEOS	Katalase
• intrazelluläre Lokalisation	Zellplasma	endoplasmatisches Retikulum	Peroxisomen
• pH Optimum	11	6,9-7,5	5,5
• Kofaktor	NAD ⁺	NADPH, molekularer Sauerstoff	H ₂ O ₂
• Kinetik -K _m (Äthanol) -K _m (Sauerstoff)	0,5-2,0 mM -	7-10 mM 8,3 µM	0,6-10 mM 50 µM
• Hemmeffekt -Pyrazol -Zyanid -Azid	++++ - ^a Ø	+ Ø Ø	(+) ++++ ++++
• Substratspezifität -Methanol -Äthanol -Propanol -Butanol -Pentanol	++ +++ ++++ ++++ ++++	++ ++++ +++ ++ +	++++ ++++ (+) Ø Ø
• Enzymanstieg nach chronischem Alkoholkonsum	Ø	++++	Ø

^a nicht bestimmt

Abb. 3: Unterschiedliche Eigenschaften der Alkohol-abbauenden Leberenzyme Alkohol-Dehydrogenase (ADH), des mikrosomalen Alkohol-oxydierenden Systems (MEOS = microsomal ethanol oxidizing system) und der Katalase.

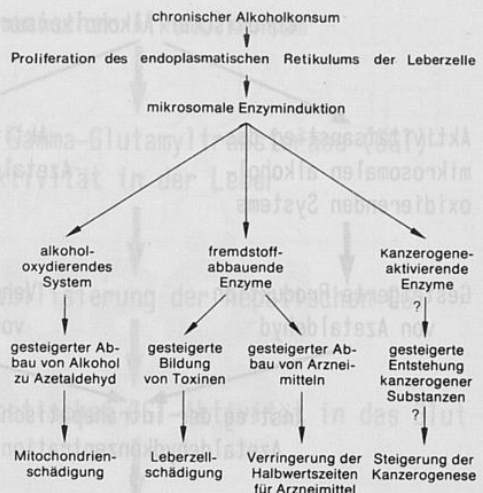
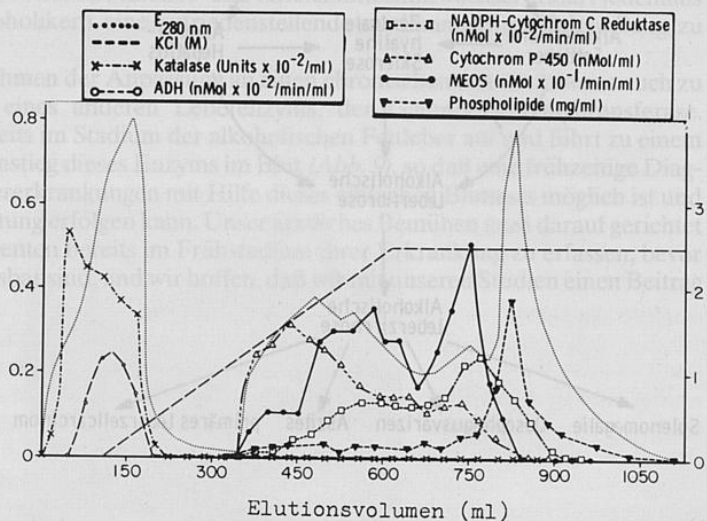


Abb. 4: Auswirkungen der mikrosomalen Enzyminduktion durch chronischen Alkoholkonsum auf den Stoffwechsel.

Abb. 5: Säulenchromatographische Trennung des mikrosomalen Alkohol-oxydierenden Systems (MEOS) von der Alkohol-Dehydrogenase (ADH) und Katalase.



Hepatitis und schließlich eine alkoholische Leberzirrhose als Endstadium der alkoholbedingten Lebererkrankungen entstehen (Abb. 7).

In weiteren biochemischen Untersuchungen konnte gezeigt werden, daß das mikrosomale System nicht nur Alkohol, sondern auch Arzneimittel und krebserzeugende Substanzen abbauen bzw. auch aktivieren kann (Abb. 4 und 8). Diese Befunde leisten einen wichtigen Beitrag zum Verständnis der Wechselwirkungen zwischen Alkohol- und Arzneimittelstoffwechsel. So läßt sich eine Hemmung des Arzneimittelstoffwechsels bei einer akuten Alkoholintoxikation beobachten, da sowohl Alkohol als auch Arzneimittel in den Lebermikrosomen abgebaut

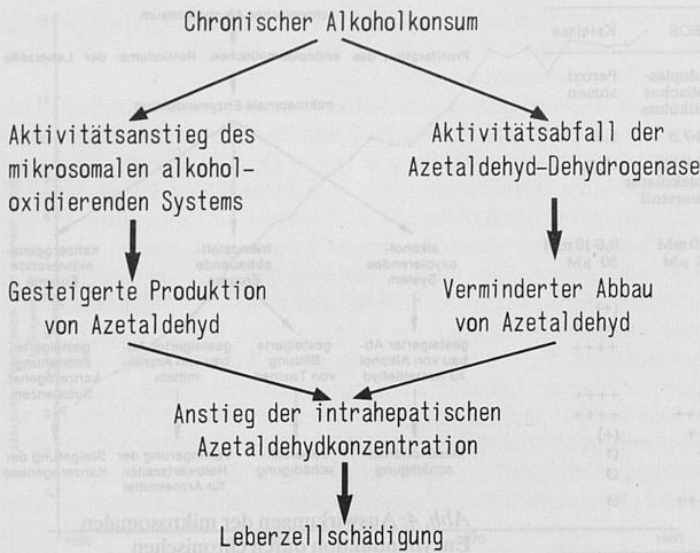


Abb. 6: Rolle des Azetaldehyds bei der Entstehung alkoholbedingter Leberschäden.

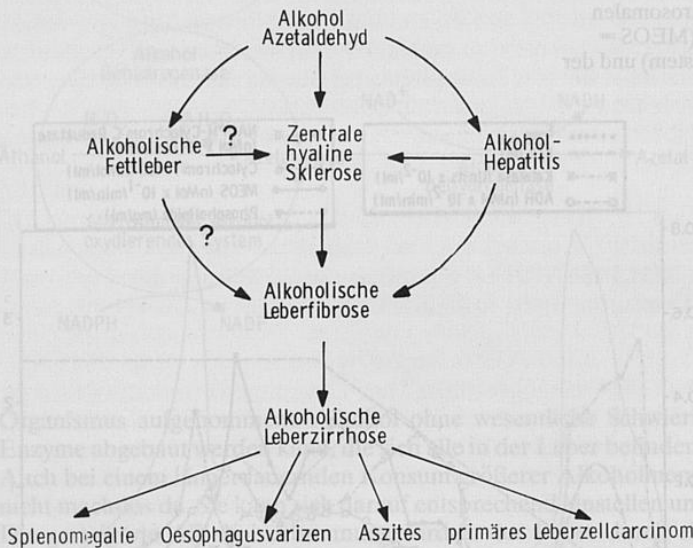


Abb. 7: Stadien der alkoholbedingten Lebererkrankung.

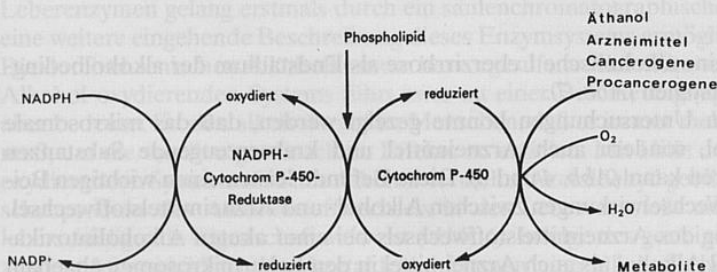
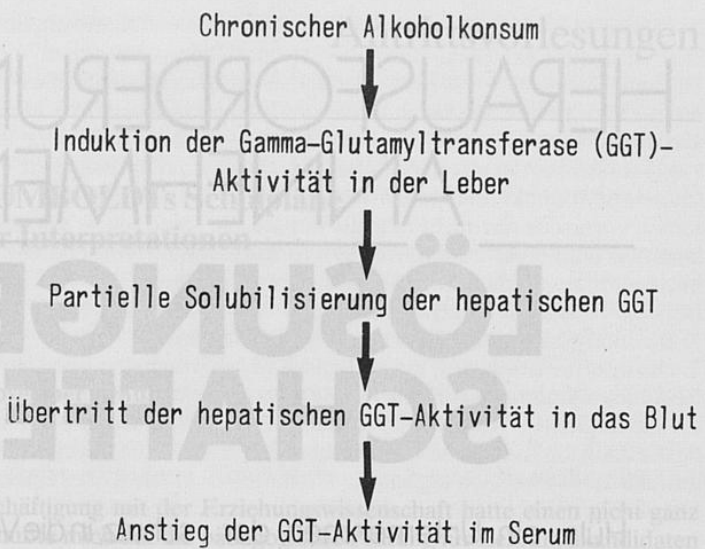


Abb. 8: Mikrosomaler Abbau von verschiedenen Fremdsubstanzen.

Abb. 9: Mechanismus der Gamma-Glutamyltransferase-Aktivitätserhöhung im Blut bei chronischem Alkoholkonsum.



werden (Abb. 8). Andererseits ist infolge der Aktivitätssteigerung in den Lebermikrosomen nach chronischem Alkoholkonsum der Arzneimittelstoffwechsel gesteigert, sofern zum Zeitpunkt der Untersuchung kein Alkohol mehr im Blut nachweisbar ist. Um unter diesen Bedingungen eine bestimmte Arzneimittelwirkung erzielen zu wollen, müssen Medikamente entsprechend höher dosiert werden, wodurch allerdings auch wiederum häufiger Nebenwirkungen auftreten. Die Wechselwirkung zwischen Alkohol- und Arzneimittelstoffwechsel erklärt jedenfalls die Schwierigkeit, bei Alkoholikern eine zufriedenstellende medikamentöse Behandlung zu erreichen.

Schließlich kommt es im Rahmen der Anpassung an einen chronischen Alkoholabusus auch zu einer Aktivitätssteigerung eines anderen Leberenzym, der Gamma-Glutamyltransferase. Diese Veränderung tritt bereits im Stadium der alkoholischen Fettleber auf und führt zu einem entsprechenden Aktivitätsanstieg dieses Enzyms im Blut (Abb. 9), so daß eine frühzeitige Diagnose alkoholbedingter Lebererkrankungen mit Hilfe dieses einfachen Bluttests möglich ist und eine rasche Therapie-Einleitung erfolgen kann. Unser ärztliches Bemühen muß darauf gerichtet sein, alkoholgefährdete Patienten bereits im Frühstadium ihrer Erkrankung zu erfassen, bevor bleibende Schäden nachweisbar sind, und wir hoffen, daß wir mit unseren Studien einen Beitrag dazu leisten konnten.

HERAUSFORDERUNGEN ANNEHMEN LÖSUNGEN SCHAFFEN

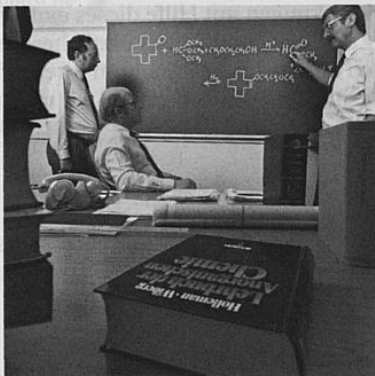
Hüls, ein Unternehmen der VEBA, zählt zu den bedeutendsten Anbietern von chemischen Grundstoffen, Waschmittelrohstoffen, Feinchemikalien, Lösemitteln, Lackrohstoffen, Kunststoffen, Weichmachern und Synthesekautschuken.

Hüls und seine Mitarbeiter forschen nach neuen und verbesserten Produkten und betreiben erfolgreich die Realisierung von Ergebnissen aus eigener Forschung und Entwicklung. Hierbei steht der Umwelt-

schutz, in die Verfahrensprozesse von Anfang an einbezogen, an vorderster Stelle.

Die Leistungs- und Wettbewerbsfähigkeit des Unternehmens wurde in den letzten Jahren durch Strukturveränderung und umsichtige Maßnahmen zum rationalen Einsatz von Energie und Rohstoffen gestärkt.

Hüls und seine Erzeugnisse helfen, die Gegenwart zu meistern und die Zukunft zu sichern – mit Know-how, Technik und Rohstoffen.



hüls

HÜLS AKTIENGESELLSCHAFT · D-4370 MARL

017222/4

WILHELM VON HUMBOLDT's Schulpläne im Licht kontroverser Interpretationen

CHRISTOPH LÜTH

Antrittsvorlesung am 25. November 1980*

I

Meine erste ernsthafte Beschäftigung mit der Erziehungswissenschaft hatte einen nicht ganz freiwilligen Charakter: Ich mußte mich auf die pädagogische Prüfung für Lehramtskandidaten vorbereiten — und wählte HUMBOLDT als eines meiner Themen. HUMBOLDT war für mich der Begründer des humanistischen Gymnasiums, und so wurde es mir in der Prüfung auch abgenommen. Nicht lange danach jedoch stritt man sich über das richtige Verständnis von HUMBOLDT. Davon zeugen die beiden folgenden Beispiele:

„Reduzieren Sie die Quote der Abiturienten auf vier Prozent, und Sie können umgehend HUMBOLDT's Gymnasium wiederhaben“ — heißt es in einem Leserbrief in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom Oktober letzten Jahres. „Die egalitäre These, Aristokratie en masse, für den Letzten im Kellerloch, wird durch die Schulpläne (sc. HUMBOLDT's) mit großem Ausblick erhellt“ — so faßt HEYDORN (1970) zehn Jahre zuvor seine Interpretation der Schulpläne HUMBOLDT's im Sinne einer egalitären, für alle Bevölkerungsschichten weit geöffneten *Gesamtschule* zusammen.

Nicht nur die politischen Parteien entzweien sich also in der Frage der *Schulorganisation: Gymnasium oder Gesamtschule?* Auch die Interpreten der Schulpläne HUMBOLDT's gelangen zu *konträren* Auslegungen hinsichtlich der dort vorgeschlagenen Schulorganisation. Ich knüpfe an der bemerkenswerten Tatsache an, daß die gegenwärtigen Interpretationen dieser Schulpläne ein *aktuelles Bedürfnis* nach einer Auseinandersetzung mit Gedanken eines Repräsentanten längst vergangener Zeiten dokumentieren. SCHEL'SKY (1969) sieht darin eine der wenigen konstanten Traditionen, die in der Bundesrepublik und in der DDR zu beobachten sind. Dieser Stellenwert, den HUMBOLDT's Bildungstheorie traditionell hat, *rechtfertigt* erst die Bemühungen um eine Prüfung der *kontroversen Interpretationen* seiner Schulpläne. Was bedeutet es für das *bildungshistorische Bewußtsein*, wenn diese Pläne nicht mehr als Vorbilder für das *Gymnasium*, sondern als ein frühes Modell für eine gestufte *Gesamtschule* verstanden werden? Kann man von einem grundlegenden Wechsel in der Analyse dieser Pläne sprechen? Wird sich ein solcher Wechsel dann auch *bildungspolitisch* auswirken, wenn er eine grundlegende Neuorientierung des bildungshistorischen Bewußtseins einleitet?

Auf der Legitimationsbasis eines solchen aktuellen Interesses wende ich mich der *Frage* zu, welche unterschiedlichen Interpretationen der Schulpläne HUMBOLDT's zu verzeichnen sind. Dabei wird zweierlei zu prüfen sein: 1. Kommt eine dieser Interpretationen der *Wahrheit* am nächsten? Oder 2. spiegelt die Differenz der Interpretationen eine *Widersprüchlichkeit* in den Plänen wider?

Ist — wie der Historiker FRIEDRICH MEINECKE (1927) sagte — HUMBOLDT jene „Sphinx, welche jeder Betrachter anders ansieht, und welche jeden Betrachter anders ansieht?“

* Antrittsvorlesung vom 25. November 1980 in der Universität Düsseldorf. In etwas erweiterter Fassung zuerst veröffentlicht in: Pädagogische Rundschau, Jg. 36 (1982), S. 259–276; dort werden die Quellen angegeben, auf die ich mich beziehe.

In diesem zweiten Falle würden die unterschiedlichen Interpretationen nur jeweils andere Teile der Schulpläne ins Licht rücken — wie der Betrachter der mythischen Sphinx diese je nach Blickwinkel entweder als Frau oder als Löwen oder als geflügeltes Tier sehen kann. Zur Ermutigung für einen solchen Gang durch die Interpretationsgeschichte sei an GADAMERs (1960) Grundsatz einer Theorie der Hermeneutik erinnert, daß jeder Interpret bereits in der Wirkungsgeschichte des auszulegenden Textes steht, daß er also nicht — die Sekundärliteratur weggewandert — direkt und ohne Vorurteil an den Text herangehen kann. Er würde sich bestenfalls seiner Vorurteile nur nicht bewußt werden. So stand ich — um noch einmal darauf zurückzukommen — in einer bestimmten Wirkungsgeschichte von HUMBOLDTs Schulplänen, als ich mich auf meine pädagogische Prüfung vorbereitete.

Bei der *Prüfung* der Interpretationen gehe ich von den folgenden zwei *Wahrheitskriterien* aus:

1. Die Interpretation muß mit dem Text vereinbar sein.
2. Die Interpretation muß in sich logisch widerspruchsfrei sein.

Bevor ich anhand dieser Kriterien die Interpretationen auf ihren Wahrheitsgehalt prüfe, möchte ich die fraglichen Pläne knapp in ihrem historischen Zusammenhang kennzeichnen. Als Chef der Sektion für Kultus und Unterricht im preußischen Innenministerium entwarf HUMBOLDT im Jahr 1809 zwei sich ergänzende Schulpläne. Diese in der Literatur kurz Königsberger und Litauischer Schulplan genannten Pläne wurden im Rahmen der damals eingeleiteten Neugestaltung des ganzen preußischen Bildungswesens — einschließlich der Universitäten — abgefaßt. Die gekennzeichneten Pläne stehen ihrerseits in engem Zusammenhang mit der damaligen Reform von Staat und Gesellschaft, die Preußen nach seiner Niederlage gegenüber Frankreich stärken sollte.

Für das Verständnis jener Interpretationen von HUMBOLDTs Schulkonzept, die bis zum ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts vorgelegt wurden, ist es wichtig zu wissen, daß die beiden Schulpläne erst hundert Jahre nach ihrer Niederschrift wiederentdeckt wurden. SPRANGER machte diesen überraschenden Fund, als er die Akten des Preußischen Kultusministeriums zur Vorbereitung seines 1910 erschienenen Buches „WILHELM VON HUMBOLDT und die Reform des Bildungswesens“ durchforschte. Die Pläne wurden erstmals in der Akademieausgabe der Schriften HUMBOLDTs im Jahr 1920 im ganzen Wortlaut zugänglich.

II

Betrachten wir zunächst jene Gruppe von Interpretationen, die HUMBOLDTs Schulpläne im *gymnasialen* Sinne auslegen. Lassen sie sich mit dem Text der Pläne vereinbaren? Anders formuliert: Liegen sie in jenem Spielraum, der durch die Pläne zugelassen wird? Es geht also — in Anlehnung an GADAMERs Theorie der Hermeneutik — darum, die in dieser Haupttrichtung von Interpretationen vertretenen Vormeinungen, HUMBOLDT habe das Gymnasium des 19. und 20. Jahrhunderts geprägt, „auf Herkunft und Geltung“ zu prüfen.

Zwei *Interpretationsthesen* werden vertreten:

1. HUMBOLDT ist der Gründer des *humanistischen* Gymnasiums.
2. HUMBOLDTs Konzept einer gestuften Gesamtschule wurde zwar nicht verwirklicht, der *Lehrplan des humanistischen* Gymnasiums geht aber auf seinen Einfluß zurück.

Wie verhält es sich mit den Argumenten für die *erste* These, HUMBOLDT habe das humanistische Gymnasium gegründet? Diese These wird seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart vertreten. Das Ziel des humanistischen Gymnasiums wird am Ende des 19. Jahrhunderts von PAULSEN — dem seinerzeit bedeutendsten Historiker des Gymnasiums — wie folgt charakterisiert:

„Menschen bilden, das ist die Aufgabe, nicht Sklaven einer Profession oder Marionetten einer Konfession, sondern volle, ganze, freie Menschen. ... Dabei wird auch die Eigentümlichkeit des einzelnen zu ihrem Recht kommen; denn Mannigfaltigkeit und Besonderheit der Bildung machen den Reichtum der Menschheit aus; Gleichförmigkeit ist Armut.“ Mit dieser Charakterisierung einer Bildung zu Freiheit, Ganzheit und Individualität des Menschen bezieht PAULSEN (1895) sich auf HUMBOLDTs berühmte Jugendschrift „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen“ (1792).

Gegen das „Regiment eines ... mystisch-muckerischen Pfaffentums“, wie PAULSEN die Ära WÖLLNER in der Schulpolitik des ausgehenden 18. Jahrhunderts kennzeichnet, bestimmt HUMBOLDT dort als Zweck des Menschen: „Der wahre Zweck des Menschen ... ist die höchste und proportionirlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen. Zu dieser Bildung ist Freiheit die erste, und unerlässliche Bedingung. Allein außer der Freiheit erfordert die Entwicklung der menschlichen Kräfte noch etwas andres, obgleich mit der Freiheit eng verbundenes, Manigfaltigkeit der Situationen. Auch der freieste und unabhängigste Mensch, in einförmige Lagen versetzt, bildet sich minder aus.“

Da die Griechen dem charakterisierten Ideal der Menschenbildung nach Auffassung der Neuhumanisten am nächsten gekommen seien, sei die griechische Sprache, die bis dahin in der Schule nur eine ganz nebengeordnete Rolle spielte, in den Kanon der Pflichtfächer aufgenommen worden. An dieser humanistischen Umgestaltung des Gymnasiums — so sagt PAULSEN — hat HUMBOLDT mitgewirkt.

Vor einer Prüfung dieser Behauptung ist aber nicht nur daran zu erinnern, daß neben PAULSEN auch andere um die Jahrhundertwende weithin bekannte Autoren HUMBOLDT eine aktive Rolle bei der bezeichneten Umgestaltung zuschreiben (SCHILLER, 1891; ZIEGLER, 1904). Es ist ebenfalls zu zeigen, daß diese These bis zur Gegenwart vertreten wird. Ich betrachte die neueren Interpretationen zunächst der Apologeten, sodann die der Kritiker des humanistischen Gymnasiums anhand markanter Beispiele.

Als repräsentativer Theoretiker des Philologenverbandes — der Interessenvertretung eines Großteils der Gymnasiallehrer — interpretiert MÜLLER die Bildungstheorie und das Schulkonzept HUMBOLDTs. Im Unterschied zu PAULSEN und zu den übrigen Historikern des Gymnasiums um die Jahrhundertwende bezieht er sich auf die Schulpläne selbst, die den früheren Interpreten noch nicht bekannt waren. MÜLLER (1968) spricht von einer „*humanistischen Idee gymnasialer Bildung*“ bei HUMBOLDT. Diese Bildungsidee und die Bildungsziele *anderer* Arten des Gymnasiums — zum Beispiel des naturwissenschaftlichen Gymnasiums — haben nach seiner Auffassung einige gemeinsame Merkmale. Immer gehe es nämlich um eine Vorbereitung auf die allgemeine Hochschulreife, die ihrerseits in die Menschenbildung eingebettet sei.

An dem Ergebnis dieses bildungstheoretischen Vergleichs interessieren hier nur die Folgen für die Interpretation der Schulpläne. HUMBOLDTs Theorie der allgemeinen Menschenbildung wird auf „*jede Art von allgemeinbildender Schule*“ bezogen. Nur so konnten vermeintliche Gemeinsamkeiten zwischen den *verschiedenen* Arten des Gymnasiums erkannt werden. Aber die Generalisierung wird noch weiter vorangetrieben: Die Theorie der allgemeinen Menschenbildung erstreckt sich auch auf die Volksschule und auf die Realschule (MÜLLER, 1973).

Dieser allgemeinen Bildungstheorie stellt MÜLLER sodann ihre spezielle *organisatorische Realisierung* in den Schulplänen gegenüber. Dabei gehe es um eine „*spezifisch gymnasiale Allgemeinbildung*“, genauer: um die „*eigentliche Gründungsurkunde des humanistischen Gymnasiums*“. Aber es handelt sich hier um eine Fehlinterpretation. Denn HUMBOLDT spricht nirgends von einer allgemeinen Menschenbildung, die in den genannten verschiedenen Arten der Schule verwirklicht werden soll. Vielmehr folgt MÜLLER mit seiner Interpretation einem traditionellen Schema der Gymnasialideologie. Die von ihm vorgetragene Theorie allgemeiner Menschenbildung soll der Verdeckung jener Unterschiede dienen, die zwischen den Arten der allgemeinbildenden Schule — den Gymnasien, den Real- und Volksschulen — bestehen. Diese sollen als Formen der im Prinzip identischen allgemeinen Menschenbildung verstanden werden.

Daß es sich hier um eine Fehlinterpretation handelt, wird auch unter dem Aspekt der *Schulform* deutlich, die HUMBOLDT im Auge hat. In den Schulplänen wird nicht vom Gymnasium in Abgrenzung von der Realschule und von der Volksschule gesprochen. Vielmehr wird dort eine Stufenschule konzipiert, die nur die beiden Stufen Elementarschule und ‚Schule‘ — wie HUMBOLDT die zweite Stufe in dem von ihm entworfenen Bildungssystem in der Regel nennt — umfaßt. Real- und Volksschulen soll es daneben nicht geben. Ich werde darauf später genauer eingehen.

Die Analyse von MÜLLERs Interpretation zeigt, wie fest das Vorurteil sitzt, HUMBOLDT habe das humanistische Gymnasium gegründet. Wie stark dieses Vorurteil ist, wird auch bei

einer Betrachtung von BLÄTTNERS Buch „Das Gymnasium“ (1960) — der lange Zeit einzigen neueren Monographie zu diesem Thema — deutlich. Trotz Darstellung des *Stufenschulgedankens* HUMBOLDTs lastet er diesem die nach seiner Einschätzung zu verzeichnenden Fehler des *Gymnasiums* an. Wie erklärt sich ein solcher *Widerspruch* in der Interpretation? Ich wende mich zunächst BLÄTTNERS gymnasialer Interpretation der Schulpläne zu.

Im Lichte der von ihm ausgelegten Bildungstheorie HUMBOLDTs stellt BLÄTTNER das humanistische Gymnasium dar. Wie nämlich HUMBOLDT nur in Abwendung von den beruflichen Anforderungen der Gegenwart und in der Versenkung in das griechische Altertum die — wie BLÄTTNER sagt — „Selbstverwirklichung (sc. des Menschen) in der Idee“ für möglich gehalten habe, so sei im humanistischen Gymnasium der „Geist der Kontemplation, der geistigen Selbstvollendung ‚nach dem Muster der Alten‘“ gepflegt worden. Zu diesem Zwecke habe HUMBOLDT sich für eine Dominanz der beiden alten Sprachen ausgesprochen. Ähnlich argumentierte bereits LITT (1955), ein weiterer Kritiker des humanistischen Gymnasiums und ein Befürworter der naturwissenschaftlich-technischen Bildung als einzig angemessener Antwort auf die Probleme des wirtschaftlichen Aufbaus der Bundesrepublik. Die nach seiner Meinung zu beobachtende elitäre Trennung *gymnasialer Bildung* von der *realen Arbeit* in der Industriegesellschaft sei eine Auswirkung der HUMBOLDTschen Humanitätsidee.

Gegen die Interpretation BLÄTTNERS — und damit zugleich gegen jene LITTS — lassen sich zwei Einwände erheben: 1. Bereits an der Gleichsetzung von HUMBOLDTs Bildungstheorie mit der *Realität* des humanistischen Gymnasiums fällt auf, daß sie auf einer Zurechtbiegung der skizzierten Theorie basiert. BLÄTTNER behauptet nämlich, HUMBOLDT habe es mit seiner Forderung nach einer gleichgewichtigen Repräsentation der drei Gebiete, der Sprache, der Mathematik und der Erfahrungskennntnisse, nicht ernst gemeint. Vielmehr seien „die beiden alten Sprachen... *die* Aufgaben des Gymnasiums humboldtischer Prägung, alles andere dien(e) dieser Aufgabe oder (sei) ausdrücklich Nebensache“. Im Königsberger Schulplan HUMBOLDTs heißt es hingegen unzweideutig: Man müsse bei der Reform der traditionellen Gymnasien dafür sorgen, „dass... die Lehrer erlauben und begünstigen, dass der Schüler, wie ihn seine Individualität treibt, sich des einen (sc. Hauptzweiges der Erkenntnis) hauptsächlich, des andern minder beflüssige, wofern er nur keinen ganz vernachlässigt. Eine Verschiedenheit der intellektuellen Richtung auf Sprachstudium, Mathematik und Erfahrungskennntnisse ist einmal unläugbar vorhanden, und es wäre ebenso wunderbar (d.h. sonderbar, Verf. d.A.) nur Eine begünstigen, als, sie in verschiedene Anstalten verweisend, sie noch mehr spalten zu wollen. Bloss die letztere (d.h. Richtung auf Erfahrungskennntnisse, Verf.) muß man nie dulden, ohne sie fest an eine der andern zu knüpfen, da sie sonst nach und nach die Möglichkeit wahrer Wissenschaft in einem Kopfe zerstört.“ Wenn HUMBOLDT auch aus seiner Skepsis gegenüber den Erfahrungskennntnissen — d.h. vor allem gegenüber den einzelnen Naturwissenschaften, diesen (wie er schreibt) „schrecklichen Chemie, Botanik cet.“ — keinen Hehl macht, so spricht er sich doch für eine fachliche Schwerpunktbildung aus. Nur Einseitigkeit müsse dabei vermieden werden. Demnach ist zum Beispiel eine Dominanz in Mathematik oder in den Naturwissenschaften möglich. Dies entspricht genau seiner Betonung einer Bildung zur *Individualität* bei Berücksichtigung der Bildung *aller* Kräfte des Menschen.

Noch gravierender ist aber eine *zweite* interpretatorische Verzerrung der Aussagen in HUMBOLDTs Schulplänen: BLÄTTNER setzt die dort unterschiedene zweite Stufe im Bildungssystem — die der sogenannten ‚Schule‘ — gleich mit dem späteren Gymnasium des 19. Jahrhunderts.

BLÄTTNER verfängt sich damit in einer terminologischen Unklarheit HUMBOLDTs, die die Hauptursache für eine Reihe von Fehlinterpretationen ist. Zwar vermeidet HUMBOLDT zumeist die traditionell festgelegten Termini ‚Gymnasium‘ und ‚gelehrte Schule‘ — was dasselbe wie ‚Gymnasium‘ meint. Er spricht stattdessen einfach von ‚Schule‘, wenn er die zweite Stufe in seinem Schulkonzept meint, demzufolge es neben dieser Stufe keine anderen Bildungseinrichtungen — wie die Realschule — geben soll. Aber bisweilen finden sich auch diese traditionell festgelegten Ausdrücke ‚Gymnasium‘ und ‚gelehrte Schule‘ in seinen Plänen. Die Fehlinterpretation BLÄTTNERS besteht darin, daß er diese vereinzelt in den Plänen begegnenden Termini in ihrer Bedeutung gleichsetzt mit der Bedeutung des bis heute geläufigen Wortes ‚Gymnasium‘. Jetzt wird auch klar, daß der vorhin vermutete Widerspruch in BLÄTTNERS Interpretation nur

scheinbar ist: ‚Stufenschule‘ meint dort gar nicht HUMBOLDTs Konzept einer Stufenschule, sondern die Stufung eines Bildungsganges in die beiden Stufen der Elementarschule (der heutigen Grundschule) und des heutigen Gymnasiums. BLÄTTNER hat also nur diesen Bildungsgang im Auge. Daneben setzt er die Bildungsgänge in der Volksschule und in der Realschule voraus. Der Widerspruch in seiner Interpretation ist damit zwar aufgehoben, aber auf Kosten einer Fehlinterpretation der Schulpläne.

Als *Zwischenresümee* kann also festgehalten werden, daß die neueren Interpreten — Apologeten wie Kritiker — ihre These, HUMBOLDT habe das humanistische Gymnasium gegründet, nicht belegen können. Sie folgen vielmehr einer *Vormeinung*, deren *Geltung* sie nicht nachweisen können.

Wie steht es um die *Herkunft* dieser Vormeinung oder genauer: dieses *Vorurteils*? Die neueren Interpreten verweisen zur Stützung ihrer These auf zwei zentrale Untersuchungen: auf das bereits erwähnte Buch von PAULSEN — insoweit schließt sich also ein Kreis — und auf SPRANGERS Monographie „WILHELM VON HUMBOLDT und die Reform des Bildungswesens“ (1910). Da PAULSEN die Schulpläne noch nicht kannte, interessiert hier nur die Interpretation, die SPRANGER den von ihm entdeckten Plänen widmet. Die Überraschung kann nicht größer sein: Denn SPRANGER interpretiert die Pläne einerseits im Sinne einer *Einheitsschule*, wie die Gesamtschule seinerzeit genannt wurde, andererseits im Sinne des humanistischen Gymnasiums. Auf diese zweite Richtung seiner Auslegung beziehen sich die erwähnten Interpreten. In einer neueren Untersuchung (JEISMANN 1974) wird ihm denn auch attestiert, er habe eine falsche HUMBOLDT-Interpretation inauguriert. SPRANGERS Buch wurde also mehr zitiert als *ganz* gelesen!

Handelt es sich hier um eine in sich *widersprüchliche* Interpretation oder liegt der Ursprung dieses Widerspruchs in HUMBOLDTs Schulplänen selbst? Zunächst zur Interpretation im Sinne des humanistischen Gymnasiums: „Sofern nun der Königsberger Schulplan“ — schreibt SPRANGER (1910) — „alle offiziellen Grundsätze der Sektion (für Kultus und Unterricht, Verf.) zusammenfaßt, kann er als die Stiftungsurkunde des humanistischen Gymnasiums angesehen werden.“ Dieser Satz, auf den sich die erwähnte Gruppe von Interpreten bezieht, sagt aber nicht, daß HUMBOLDTs gesamter Schulplan als die bewußte Stiftungsurkunde angesehen werden kann. Vielmehr beschränkt SPRANGER seine Aussage auf jenen Teil dieses Plans, der die „*offiziellen* Grundsätze der Sektion zusammenfaßt“ (Hervorh. v. Verf.). Bei diesen Grundsätzen für ein „allgemeines Schulreglement“ handelt es sich um Regelungen für die Aufnahme, Versetzung und Entlassung der Schüler, für den Unterrichtsplan und für das Stunden-deputat von Lehrern und Schülern — nicht also um die hier interessierenden Grundsätze für die *Gesamtstruktur* des Schulwesens.

Gleichwohl erweckt SPRANGER an anderen Stellen seines Buches den Eindruck, HUMBOLDT habe das humanistische Gymnasium gegründet. Der zunächst im Kontext seiner Aussage zum Einheitsschulkonzept HUMBOLDTs benutzte Terminus ‚neuhumanistisches Gymnasium‘ — „das neuhumanistische Gymnasium als Einheitsschule“ —, tritt an anderen Stellen seines Buches *außerhalb* dieses Kontextes auf. Man muß daher dort den Eindruck gewinnen, daß SPRANGER von der Gründung des humanistischen Gymnasiums des 19. Jahrhunderts spricht. Mag man dies noch als fahrlässigen Umgang mit einem zentralen Begriff der Schulgeschichte beurteilen, so sieht man sich doch vor eine neue Schwierigkeit gestellt: SPRANGER spricht davon, daß dieses Gymnasium *verwirklicht* wurde. Diese Behauptung gibt den Sachverhalt nicht richtig wieder. Denn das humanistische Gymnasium wurde nicht als Stufe einer Einheitsschule realisiert, da die von HUMBOLDT entworfene Einheitsschule auf dem Papier blieb. Denn ein humanistisches Gymnasium, das sich *neben* der Real- und Volksschule entwickelt, kann definitionsgemäß nicht Teil einer Einheitsschule sein, da diese Real- und Volksschule umschließen muß. Da HUMBOLDT sich — wie noch im einzelnen zu zeigen sein wird — eindeutig für die gestufte Einheitsschule aussprach, stammt der Widerspruch also aus SPRANGERS Interpretation und nicht aus HUMBOLDTs Schulplänen.

Was aber bewog SPRANGER, in HUMBOLDT einen der Gründer des humanistischen Gymnasiums zu sehen?

Ich habe hierauf eine doppelte Antwort: SPRANGER beruft sich auf eine lehrplangeschichtliche Übereinstimmung der Schulpläne HUMBOLDTs mit dem humanistischen Gymnasium.

Und zweitens: SPRANGER steht ebenfalls in einer Interpretationsgeschichte, von der er sich nicht ganz frei machen konnte. Eine lehrplangeschichtliche Übereinstimmung wird auch von den Vertretern der *zweiten* Interpretationsthese angenommen. In Kenntnis des weitgehenden Scheiterns der Schulpläne sehen sie in der humanistischen Umgestaltung des Gymnasiums eine Wirkung HUMBOLDTs. Hierfür spricht zunächst seine Liebe zur Antike. Der mit dem berühmten Altphilologen WOLF befreundete HUMBOLDT ist wegen seiner Schätzung vor allem der griechischen Antike als Mittel und Vorbild für die allgemeine, d.h. vielseitige und harmonische Bildung *aller* Kräfte des Menschen gewiß zu den Neuhumanisten zu zählen. Dafür zeugen mehrere seiner Abhandlungen. Bekannt ist sein Satz: „...im Moment des Todes einige Verse des Homer... (würden) mir mehr das Gefühl des Überschwankens der Menschheit in die Gottheit geben..., als irgend etwas von einem andern Volk“.

Welchen Einfluß hatte HUMBOLDT aber auf die Entscheidung über die Stellung der beiden für das humanistische Gymnasium typischen Sprachen Griechisch und Latein? Vergleicht man seine in den Schulplänen geäußerte Auffassung mit jenem Lehrplan, der aufgrund seines Auftrags für die zu reformierenden Gymnasien erarbeitet wurde, so fällt ein wichtiger Unterschied ins Auge: HUMBOLDT will Latein *und* Griechisch nur für die „unterste Klasse“ seiner ‚Schule‘ genannten zweiten Schulstufe — d.h. für zwei Jahre — vorschreiben und danach die Abwahl einer dieser Sprachen freigeben. Die Verfasser des genannten Lehrplanwerks — das lange nach seinem Ausscheiden aus dem Amt fertiggestellt wurde — setzen hingegen fest, daß der Unterricht in den *beiden* alten Sprachen bis zum Abitur obligatorisch ist. Da der Unterricht in diesen Sprachen das spezifische Merkmal des humanistischen Gymnasiums ist, kann der Unterschied nicht genug betont werden. Die von HUMBOLDT vorgesehene Möglichkeit, Griechisch *oder* Latein abzuwählen, entspricht seinem bereits erläuterten Ziel einer *individualisierenden* Schwerpunktbildung des Schülers im Rahmen des allgemeinbildenden Lehrplans. Um dies zu ermöglichen, muß eine der alten Sprachen abgewählt werden können. Diese amtliche Auffassung HUMBOLDTs wird durch ein Schreiben (1809) an seine Frau über die schulische Entwicklung ihres Sohnes bestätigt: „... im Lateinischen macht er nicht sehr schnelle Fortschritte, aber in Mathematik sehr gute... Man muß dem mathematischen Studium bei ihm den Vorzug geben. Aber man muß das Lateinische nicht verabsäumen. Nicht gerade, daß es so wichtig wäre, daß er darin große Fortschritte machte, ..., allein weil eine Bildung immer einseitig bleibt, wenn gerade die Sprachform darin nicht hauptsächlich mit aufgenommen wird. Noch mehr ist das bei entschiedener Anlage zur Mathematik notwendig. Geist und Gemüt gewinnen dabei unmittelbar zu wenig, und das ganze Feld der Gedanken, alles, was den Menschen zunächst und zuerst angeht, selbst das, worauf Schönheit und Kunst beruhen, kommt nur in die Seele durch das Studium der Sprache, aus der Quelle aller Gedanken und Empfindungen. Sie bleibt immer der Gegenstand, bei dem es am leichtesten wird, in sich selbst zurückzugehen, die Welt nur zu lieben, weil man das Gemüt daran erkennt, und Sehnsucht zu empfangen nach dem Höchsten, was nie als in der tiefen Einsamkeit des Geistes erscheint. Wem das fehlt, der bleibt doch immer nur halb würdig und nur halb glücklich.“ Von der griechischen Sprache also kein Wort!

Daß SPRANGER in HUMBOLDT gleichwohl den Theoretiker des humanistischen Gymnasiums sah, ist die Auswirkung einer vor ihm von PAULSEN und DILTHEY gegen Ende des 19. Jahrhunderts inaugurierten Interpretationsrichtung. Als einer der „deutschen Neuhellenen“ — so schreibt PAULSEN (1895) — habe er die „neue Bildung“ in die Schulen eingeführt. In durchaus nationalistischer Abgrenzung von Frankreich erhebt DILTHEY (1894) HUMBOLDTs Bildungstheorie mitsamt jener der deutschen Klassik zum Urheber des humanistischen Gymnasiums. Es wird von ihm als Teil eines organischen Schulsystems verstanden, das sich mit seinem „Prinzip selbsttätiger Kraft“ als „echter Ausdruck des germanischen Geistes“ von der „NAPOLIONischen Organisation in ihrem romanischen regimentalen Charakter“ unterscheidet.

Diese ältere Interpretationsrichtung konnte allein deswegen entstehen, weil HUMBOLDTs Schulpläne noch nicht bekannt waren. Sie überlagert SPRANGERS revolutionäre Entdeckung, daß HUMBOLDT in seinen erst nach 1900 aufgefundenen Plänen das Modell einer Einheitschule vertritt. Das Nebeneinanderherlaufen der älteren und der neueren Interpretationsrichtung in SPRANGERS Analyse belegt, daß ein grundlegender Umschwung sich im Medium der bis dahin herrschenden wissenschaftlichen Lehre nur schubweise vollzieht.

Während die gymnasialen Interpretationen von einer *Kontinuität* zwischen den Plänen und der Realität des Schulsystems ausgehen, setzen die Interpretationen im Sinne der *Gesamtschule* eine *Diskontinuität* zwischen Plan und Wirklichkeit voraus. Die Entstehung der Kontinuitäts- these erklärt sich daraus, daß die humanistische Bildungstheorie der *Legitimation* des humanistischen Gymnasiums dienen sollte. Es ist daher kein Zufall, daß HUMBOLDTs Bildungstheorie erst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts als Grundlage des humanistischen Gymnasiums in Anspruch genommen wurde. Denn in dieser Zeit wurde es als bis dahin einziger Weg zum Universitätsstudium durch neusprachliche und naturwissenschaftliche Formen der höheren Schule in seiner Monopolstellung bedrängt, die es dann 1900 infolge der rechtlichen Gleichstellung aller höheren Schulen verlor. Gegen einen so verstandenen HUMBOLDT wenden sich dann die betrachteten Kritiker des humanistischen Gymnasiums.

Wenn die Interpretation der Pläne im Sinne der Gesamtschule auch Vorläufer bei SPRANGER und in den fünfziger Jahren hat, so setzt sie sich doch erst ab Mitte der sechziger Jahre allmählich durch. Ganz offensichtlich wurde diese zweite Hauptrichtung der Interpretationen durch die gleichzeitige Intensivierung der Gesamtschuldiskussion aktualisiert. In beiden Fällen — im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts und in den sechziger und siebziger Jahren — dient der Rückgriff auf HUMBOLDTs Schultheorie also zugleich einer Legitimation der jeweiligen schulpolitischen Position. Konnte im ersten Fall gezeigt werden, daß die Berufung auf HUMBOLDT nicht gerechtfertigt ist, so ist nun — gleichsam als Gegenprobe — zu prüfen, wie die Interpretationen im Sinne einer Gesamtschule bzw. einer Einheitsschule zu beurteilen sind.

Diese Interpretationen sind nicht so einheitlich, wie es scheinen mochte, als ich von ihnen aus die gymnasiale Auslegung kritisierte. Vielmehr unterscheiden sie sich in der Beantwortung der Frage, ob HUMBOLDTs Schulkonzept *egalitär* ist.

Übereinstimmung besteht zunächst darin, daß diese Gruppe von Interpreten HUMBOLDTs Konzept als eine Abfolge der Stufen Elementarschule, Schule und Universität versteht. In diesen Institutionen werde die allgemeine Bildung vermittelt. Für die nicht-akademische Berufsbildung seien Spezialschulen vorgesehen. Das Ergebnis seiner Auslegung faßt SPRANGER (1914), der früheste Vertreter dieser These, wie folgt zusammen: „Es gibt nur drei Stufen der ersten und allgemeinen Bildung: Elementarschule, Gymnasium, Universität. Sie stehen untereinander organisch im Zusammenhang, und zwar derartig, daß jede Form der Standes- und Berufsbildung verschwindet, daß folglich keinerlei Parallelanstalten von verschiedener Güte nebeneinander bestehen, sondern nur der *eine* Weg jedem Angehörigen der Nation offensteht.“ Dieser Interpretation folgt eine Reihe von Autoren in den sechziger und siebziger Jahren — freilich ohne sich auf SPRANGERS Interpretation im Sinne der Einheitsschule zu berufen. Wie SPRANGER beziehen sie sich dabei auf den Litauischen Schulplan, aus dem ich die entscheidenden Stellen als Beleg zitieren möchte. HUMBOLDT begründet dort zunächst seine Unterscheidung zwischen einer allgemeinen und einer speziellen Bildung, die er in Abwehr jener Berufsausbildung einführt, die im 18. Jahrhundert in der Tradition der Aufklärungspädagogik früh, d.h. vor Abschluß der allgemeinen Bildung, einsetzte:

„Alle Schulen aber, deren sich nicht ein einzelner Stand, sondern die ganze Nation, oder der Staat für diese annimmt, müssen nur allgemeine Menschenbildung bezwecken. — Was das Bedürfniss des Lebens oder eines einzelnen seiner Gewerbe erheischt, muss abgesondert, und nach vollendetem allgemeinen Unterricht erworben werden. Wird beides vermischt, so wird die Bildung unrein, und man erhält weder vollständige Menschen, noch vollständige Bürger einzelner Klassen. Denn beide Bildungen — die allgemeine und die specielle — werden durch verschiedene Grundsätze geleitet. Durch die allgemeine sollen die Kräfte, d.h. der Mensch selbst gestärkt, geläutert und geregelt werden; durch die specielle soll er nur Fertigkeiten zur Anwendung erhalten. Für jene ist also jede Kenntniss, jede Fertigkeit, die nicht durch vollständige Einsicht der streng aufgezählten Gründe, oder durch Erhebung zu einer allgemeingültigen Anschauung (wie die mathematische und ästhetische) die Denk- und Einbildungskraft und durch beide das Gemüth erhöht, todt und unfruchtbar. Für diese (d.h. die specielle Bildung, Verf.) muß man sich sehr oft auf in ihren Gründen unverstandene Resultate beschränken, weil

die Fertigkeit da seyn muss, und Zeit oder Talent zur Einsicht fehlt. So bei unwissenschaftlichen Chirurgen ... usf.“

Den allgemeinbildenden Unterricht gliedert HUMBOLDT in drei Stufen: „Sind diese Grundsätze (d.h. der allgemeinen Bildung, Verf.) richtig und kommt man nun von ihnen auf die verschiedenen Gattungen der Schulen (Specialschulen immer ganz abgesondert), so ist wieder das erste und wichtigste Princip die Einheit und Continuität des Unterrichts in seinen natürlichen Stadien. Als natürliche Stadien aber kann ich nur anerkennen: den Elementarunterricht, den Schulunterricht“ — so bezeichnet HUMBOLDT die zweite Stufe, um alle Anklänge an die damaligen Schulformen wie Gymnasium, Realschule zu vermeiden — „(und) den Universitätsunterricht.“

Damit stellt sich die Frage: Sollen alle zunächst die beiden ersten Stadien durchlaufen, um nach „vollendetem allgemeinen Unterricht“ eine Berufsausbildung in einer Spezialschule oder ein Universitätsstudium anzuschließen? Oder ist die Ausbildung in einer Spezialschule als Alternative zu einer *abgeschlossenen* allgemeinen Bildung zu verstehen? Die zugleich *gesellschaftspolitische Frage*, wer diese allgemeinbildenden Schulen besuchen und welche Auswirkungen das für die Struktur von Staat und Gesellschaft haben soll, wird unterschiedlich beantwortet. Ich nehme damit die vorhin gestellte Frage auf, wie *egalitär* dieses Schulkonzept ist.

HUMBOLDT habe eine Öffnung des Zugangs zum allgemeinbildenden Schulwesen durch Aufhebung der Schranken von Stand und Besitz im Auge, so sagt SPRANGER (1910). Es gehe ihm um eine „Sozialaristokratie des reinen Menschentums“. In derselben Richtung, aber mit Betonung der politischen Seite dieses Ziels, sieht MENZE (1975) in HUMBOLDTs Schulkonzept ein Mittel zur Tilgung „jeder Untertanenmentalität“ und zur Vorbereitung des „Reichs der Freiheit“, d.h. der Demokratie. Einen stärkeren Akzent auf das Ziel der Egalität setzt BLANKERTZ (1969) — ein Repräsentant der Kritischen Theorie in der Erziehungswissenschaft. Er sieht darin eine kritische Qualität des HUMBOLDTschen Bildungsbegriffs, daß dieser der Sphäre von Beruf und Berufsausbildung deswegen entgegengesetzt worden sei, weil beide tragende Elemente der berufsständisch gegliederten Gesellschaft des 18. Jahrhunderts seien. Um dieser ihre Basis im Bildungssystem zu entziehen, habe HUMBOLDT sich für eine allgemeine Bildung *aller vor* einer Berufsausbildung eingesetzt. Es gehe HUMBOLDT um die „Idee der Menschheit ohne Status und Überverteilung“. In diesem Sinne interpretiert BLANKERTZ jene Forderung im Litauischen Schulplan, daß der — wie es dort heißt — „gemeinste Tagelöhner und der am feinsten Ausgebildete...in seinem Gemüth ursprünglich gleich gestimmt werden“ müsse. So versteht er HUMBOLDTs (1809) schulorganisatorischen Grundsatz, daß man „nirgend einzelne Theile der Nation, sondern ihre ganze ungetrennte Masse vor Augen“ haben müsse.

Eine Stufe *radikaler* als BLANKERTZ interpretiert HEYDORN (1968) — unter Aufnahme marxistischer Gedanken — den Grundsatz der allgemeinen Menschenbildung im Horizont einer von HUMBOLDT angestrebten Aufhebung der Klassengesellschaft: Die allgemeine Menschenbildung lasse keine Unterscheidung in eine volkstümliche und in eine höhere Bildung mehr zu. Um eine insofern *gleiche* Menschenbildung zu verwirklichen, habe HUMBOLDT nicht nur alle einschränkenden Determinationen der Klassengesellschaft vom Bildungsprozeß fernhalten wollen — darum seine Abwehr beruflicher Anforderungen der Gesellschaft an die allgemeine Menschenbildung. Durch eine solche Bildung habe er zugleich ein Widerstandspotential gegen die Klassengesellschaft schaffen wollen. Darin liege der „revolutionäre Charakter“ des HUMBOLDTschen Schulkonzepts. Die darin vorgesehene Organisationsform der Einheitsschule entspreche genau diesem Gleichheitspostulat.

Auf welche Belege stützt HEYDORN seine Interpretation, die er erstmals im Jubiläumsjahr zum 200. Geburtstag HUMBOLDTs (1967) in der Universität Frankfurt in der Zeit der Studentenbewegung vortrug? Er beruft sich auf die Forderung nach allgemeiner Menschenbildung. Durch eben diese Bildung werde die „Substanz der (Klassen)Gesellschaft“ in Frage gestellt, die auf der Herrschaft weniger und auf der Einschränkung der Bedürfnisse der meisten beruhe. Bei dieser Interpretation wird allerdings etwas vorausgesetzt, was HUMBOLDT nicht sagte: daß die Berufsstruktur, in die jeder nach den Stufen einer allgemeinen und einer beruflichen Bildung eintritt, so verändert wird, daß die auf ihr basierende Klassengesellschaft aufgehoben wird.

Vielmehr setzt HUMBOLDT die damals bestehende Berufsstruktur weiterhin als unverändert voraus.

Auch gelingt es HEYDORN nicht, von einer anderen Seite her seine Interpretationsthese zu begründen. Durch seine Auslegung von HUMBOLDTs Aufsatz „Über den Entwurf zu einer Konstitution für die Juden“ (1809) zeigt er zwar, daß HUMBOLDTs politisches Ideal die Gleichberechtigung von Juden und Christen ist. Er übersieht aber, daß es hier nur um eine bürgerliche Gleichberechtigung von Juden und christlichen Untertanen in der preußischen Monarchie, nicht also um eine politische Gleichberechtigung *aller* Bürger geht. HUMBOLDT war kein radikaler Demokrat. Trotz seines Engagements für eine Verbreitung der allgemeinen Bildung hat er das Bewußtsein nicht abgelegt, einer Bildungselite anzugehören: „...durch das viele Lesen und Hören auf der Bühne von SCHILLER und GOETHE — so HUMBOLDT in einem Brief an seine Frau — ist die Sprache gemein (d.h. allgemein verbreitet, Verf.) geworden, und man muß erleben und dulden, daß das Sprechen von Menschen, die mit einem nichts ähnliches haben, als daß sie auf zwei Beinen gehen, ebenso klingt, als wenn man selbst spricht. Es gibt aber nichts Schrecklicheres, als wenn ein Fremdartiger in den eigengeweihten Kreis tritt.“ HEYDORNs eingangs zitiertes Resümee — „Die egalitäre These, Aristokratie en masse — d.h. radikale Demokratie (Verf.) — für den Letzten im Kellerloch, wird durch die Schulpläne mit großem Ausblick erhellt“ — läßt sich also *nicht* aufrechterhalten.

Gegen HEYDORNs radikale Egalitätsthese — und damit zugleich gegen die gemäßigtere von SPRANGER und BLANKERTZ — ist ferner einzuwenden, daß HUMBOLDT die Abhängigkeit des Zugangs zu den allgemeinbildenden Schulen und zur Universität vom ökonomischen Status des Elternhauses anerkannte, ja das Schulgeld sogar zu erhöhen empfahl. Der für *alle* geforderte „vollendete allgemeine Unterricht“ soll also je nach finanziellen Möglichkeiten früher oder später enden. So werden Abgänge nach der Elementarschule oder — für Interessenten einer Berufsbildung in einer Spezialschule — nach der Mittelstufe der ‚Schule‘ — vorgesehen. Man könnte dies als Ausdruck einer realistischen Einschätzung der damaligen geringen Bildungsmöglichkeiten verstehen — noch 1828 legte nur 1,9% eines Jahrgangs der *männlichen* Stadtbevölkerung der relativ bildungsintensiven Stadt Berlin das Abitur ab. Dagegen sprechen aber andere Aussagen in den Schulplänen, die solche *finanzielle* Einschränkung der Bildungsmöglichkeit ignorieren. Daß HUMBOLDT dort diese Einschränkung nicht einfach vergißt, sondern eine *reale Utopie* für die Zukunft andeutet, wird durch den Litauischen Schulplan bestätigt:

„Übersieht man diese Laufbahn“ — so schreibt HUMBOLDT — „von den ersten Elementen bis zum Abgang von der Universität, so findet man, dass, von der intellectuellen Seite betrachtet — d.h. rein theoretisch (Verf.) —, der höchste Grundsatz der Schulbehörde... der ist: die tiefste und reinste Ansicht der Wissenschaft an sich hervorzubringen (d.h. durch ein Universitätsstudium, Verf.), indem man die ganze Nation möglichst, mit Beibehaltung aller individuellen Verschiedenheiten, auf den Weg bringt, der, weiter verfolgt, zu ihr (d.h. der reinen Wissenschaft, Verf.) führt, und zu dem Punkte, wo sie und ihre Resultate nach Verschiedenheit der Talente und Lagen, verschieden gehandelt, begriffen, angeschaut, und geübt werden können, und also den Einzelnen durch die Begeisterung, die durch reine Gesamtstimmung geweckt wird, zur Hülfe kommt.“

Von einer finanziellen Einschränkung der Bildung wird hier nicht gesprochen. Denn die „Verschiedenheit der...Lagen“ verweist nicht — wie HERRLITZ (1973) meint — auf eine Abhängigkeit von der ökonomischen Lage des einzelnen. Eine solche Annahme würde der Tatsache widersprechen, daß HUMBOLDT diese Verschiedenheit erst hinsichtlich eines Punktes des Bildungsganges einführt, an dem die Universität bereits erreicht ist. Es kann also kein ökonomisches Hindernis auf dem Weg zur Universität gemeint sein. Die Verschiedenheit der Lagen — d.h. der sozialen Herkunft — *und* der Talente wirkt sich nach HUMBOLDTs Auffassung vielmehr auf die *Art* aus, in der die Wissenschaft in der Universität aufgenommen wird. Meine Interpretation wird dadurch bestätigt, daß HUMBOLDT in der „reinen Gesamtstimmung“ *aller* Studierenden eine Kompensation für solche Verschiedenheit sieht. Auch hier interessiert ihn nur die Verschiedenheit der Aneignung von Wissenschaft. Im gleichen Sinne geht HUMBOLDT in seinem Organisationsplan für die Universität Berlin (1810) von einer unterschiedlichen Art der Auffassung der Wissenschaft aus, die durch das *Zusammenwirken* aller — nicht

also durch „Einsamkeit und Freiheit“ — kompensiert werde: „Da... auch das geistige Wirken in der Menschheit nur als Zusammenwirken gedeiht, und zwar nicht bloss, damit Einer ersetze, was dem Anderen mangelt, sondern damit die gelingende Thätigkeit des Einen den Anderen begeistere und Allen die allgemeine, ursprüngliche, in den Einzelnen nur einzeln oder abgeleitet hervorstrahlende Kraft sichtbar werde, so muss die innere Organisation dieser Anstalten (d.h. der Universitäten, Verf.) ein ununterbrochenes, sich immer selbst wieder belebendes, aber ungezwungenes und absichtsloses Zusammenwirken hervorbringen und unterhalten.“

Damit ist nicht gesagt, daß HUMBOLDT sich für ein Studium *aller* ausspricht — eine damals wie heute irrealer Utopie —, sondern nur, daß er hier — im Gegensatz zu anderen Aussagen in den Schulplänen — den Bildungsweg bis zur Universität nicht von der ökonomischen Lage abhängig macht. Dem entspricht seine gegenüber dem preussischen Finanzminister geäußerte Auffassung, daß für das Bildungswesen auch im reichsten Staat schwerlich je zuviel geschehen kann. Eine weitere Widersprüchlichkeit liegt in dem Gegensatz zwischen seinem Engagement für eine Bildung der *ganzen* Nation und seinem Festhalten am Ziel einer *Bildungselite*. Es handelt sich um eine Folge jenes Gegensatzes zwischen Individuum und Gesellschaft, der für den Individualitätstheoretiker HUMBOLDT nicht aufzulösen war, da er die Entwicklung der Individualität des Menschen an dessen Auseinandersetzung mit der Gesellschaft gebunden sah. Hierin hat man Beispiele für jene Widersprüchlichkeit HUMBOLDTs, die MEINECKE mit der erwähnten Metapher der Sphinx meinte.

IV

Hingegen ist — und damit ziehe ich das Resümee — eine Widersprüchlichkeit der Pläne in der entscheidenden Frage — Gymnasium und d.h. dreigliedriges Schulsystem *oder* Gesamtschule? — nicht zu entdecken. Vielmehr folgt HUMBOLDT eindeutig dem bereits vor ihm entwickelten Muster einer horizontalen Stufung im Sinne der Gesamtschule. Diese soll — läßt man die eine Seite der Aussagen HUMBOLDTs gelten — auch nach ökonomischen Kriterien auslesen. Da eine solche Selektion auch bei der *gymnasialen* Interpretation der Pläne vorausgesetzt wird, fällt von dieser insoweit Licht auf die Pläne. In ihrem Licht tritt auch HUMBOLDTs Zurückweisung der *beruflichen* Bildung aus dem allgemeinbildenden Schulwesen deutlicher hervor.

Mag HUMBOLDT wegen der bezeichneten Widersprüchlichkeit auch Ähnlichkeit mit der Sphinx haben, seinen Interpreten ergeht es anders als jenen, die das von der Sphinx gestellte Rätsel nicht lösen konnten. Die Sphinx tötete diese kurzerhand — die Interpreten setzen sich nur der wissenschaftlichen Kritik aus. Wer angesichts einer damit angedeuteten neuen Runde einer kritischen Prüfung der HUMBOLDT-Interpretationen einem Erkenntnisrelativismus zuneigen möchte — Abhängigkeit der Interpretationen vom jeweiligen schulpolitischen Standpunkt wie bei den Extremen MÜLLER und HEYDORN —, sei auf *einen* sicheren Fortschritt verwiesen: Mag der Spielraum der Interpretationen im Sinne der Gesamtschule auch noch nicht ausgeschöpft sein, eine Interpretation im Sinne des Gymnasiums kann als mit den Plänen unvereinbar und damit als widerlegt gelten. Der Weg bis zu dieser Erkenntnis ist allerdings lang. Aber hier sei an den Optimismus der frühgriechischen Philosophen XENOPHANES erinnert, der trotz skeptischer Grundeinstellung — „Es ist alles (sc. Wissen) durchweht von Vermutung“ — sagte: „Wahrlich nicht von Anfang an haben die Götter den Sterblichen alles enthüllt, sondern allmählich finden sie suchend das Bessere.“

Das Bild der Universität im zeitgenössischen englischen Roman

DIETER A. BERGER

Antrittsvorlesung am 22. Juni 1982

In einem beliebten englischen Universitätsroman der fünfziger Jahre kommt die innere Einstellung eines nur auf Zeit eingestellten Dozenten (lecturer) zu seinem Vorgesetzten, einem Ordinarius für Geschichte, durch folgendes Wunschdenken zum Ausdruck:

“He pretended to himself that he'd pick up his professor round the waist, squeeze the furry grey-blue waistcoat against him to expel the breath, run heavily with him up the steps, along the corridor to the Staff Cloakroom, and plunge the too-small feet in their capless shoes into a lavatory basin, pulling the plug once, twice, and again, stuffing the mouth with toilet paper.” (S. 9–10)¹

Ich übersetze:

„Er vertiefte sich in die Vorstellung, daß er seinen Professor um die Hüfte fassen und seine flauschige grau-blaue Jacke zusammendrücken würde, um den Atem ganz herauszupressen, daß er mit ihm die Treppen hochstapfen, den Gang zur Staff-Toilette entlanglaufen und die viel zu kleinen Füße in den nahtlosen Schuhen in eine Kloschüssel stopfen würde, um dann die Spülung einmal, zweimal und noch einmal zu ziehen, seinen Mund mit Toilettenpapier vollstopfend.“

Lagen uns gewalttätige Phantasien über Höherstehende während unserer Universitätsausbildung nicht auch schon einmal auf der Zunge? Wie dem auch sein mag, jedenfalls förderten die zitierten Zeilen die Sympathie mit dem unterdrückten Helden von KINGSLEY AMIS' Roman *Lucky Jim* — daraus stammen die Auszüge — ein Held, der unter Anglisten enorme Popularität besitzt.

Welches Bild wird in diesem Roman eigentlich von der Universität, von Professoren, Mitarbeitern und Studenten gezeichnet? Diese Frage drängt sich gerade zu einem Zeitpunkt auf, an dem man selbst — die Tatsache der Antrittsvorlesung untermauert das — den Rollenwechsel vom Dozenten zum Lehrstuhlinhaber abgeschlossen hat und somit Gefahr läuft, seinerseits von Abhängigen in Gedanken die Toilette hinuntergespült zu werden. Immerhin wurde das Romanbild der Universität ja von einem „insider“ gezeichnet. 1954, als sein Bestseller *Lucky Jim* erschien, war AMIS Dozent für englische Literatur an der Universität Swansea in Wales. Und sein Buch blieb kein Einzelfall in der neueren englischen Literatur: C.P. SNOW, fast 20 Jahre Lecturer für Physik, schildert in seinem Roman *The Masters* (1951) den professoralen Machtkampf in einem Cambridger College. ANGUS WILSON behandelt in *Anglo-Saxon Attitudes* (1956) einen fiktiven Fälschungsskandal in der historischen Forschung, SIMON GRAYs Theaterstück *Butley* (1971) hat einen zynischen Lecturer für Englisch als Titelhelden. ANTHONY BURGESS, ehemals Philologiedozent, bevor er sich mit *A Clockwork Orange* einen Namen machte, beschreibt in *The Clockwork Testament* (1974) die Erlebnisse eines britischen Gastprofessors in New York. 1975 erschienen als vorläufige Höhepunkte dieser Entwicklung gleich zwei Romane von Literaturprofessoren über das akademische Campusgeschehen: *Changing Places* von DAVID LODGE und *The History Man* von MALCOLM BRADBURY, letzter mit so großem Erfolg, daß er auch einer Fernsehserie als Vorlage diente.

Diese Liste könnte durch weitere Namen ergänzt werden.² Ich begnüge mich mit dem Hinweis, daß der Universitätsroman, d.h. der an der Hochschule spielende und akademische Figuren als Protagonisten verwendende Roman, in Großbritannien seit dem 18. Jahrhundert eine ungebrochene Tradition besitzt.³ Die besondere Note der Werke aus den letzten Jahrzehnten liegt darin,

daß die Universität nicht mehr nur als Romansujet dient, sondern daß die Autoren jetzt selbst Universitätsdozenten sind und über hohe fachliche und literarische Kompetenz verfügen und daß sie sowohl mit der Realität des Universitätslebens als auch mit literarischen Vermittlungsprozessen innig vertraut sind.

Neben der „insider“-Kompetenz ihrer Autoren hebt sich der zeitgenössische englische Universitätsroman durch die tendenziöse Weise ab, wie einer größeren Öffentlichkeit die innere Struktur der Hochschule vorgestellt wird. Allerdings, so speziell diese Romane auch auf die Hochschulsituation zugeschnitten sein mögen, sie weisen immer auch darüber hinaus. Die Universität dient nämlich als eine Art Mikrokosmos, an dem die für unsere Zeit typischen psychologisch-soziologischen Prozesse aufgegriffen und an fiktiven Ereignissen und Figuren erprobt, durchleuchtet und gewertet werden.

Um das zu zeigen, greife ich die Romane von AMIS, LODGE und BRADBURY als repräsentativ heraus; aber auch deshalb, weil sie verschiedene Stadien der Entwicklung der letzten Jahre festhalten: Einmal die strukturelle Weiterentwicklung innerhalb der obersten Bildungsinstitution; dann die formale Innovation des englischen Romans und seine Entwicklung vom kontemporären zum postmodernen Romantyp; schließlich das Wechselspiel zwischen Universität und Gesellschaft, wobei die akademischen Figuren wie besonders sensible Seismographen auf die Erschütterung gesellschaftlicher Vorstellungen und Werte reagieren.

I. Die Universität in den drei Romanen

a) Lucky Jim

Die Geschichte von *Lucky Jim*, des vorerst nur zur Probe angestellten „assistant lecturer“, ist zur Genüge bekannt. *Jim Dixon* hat die Universitätskarriere wegen seiner exzellenten Examensnote, nicht aber aus innerer Neigung gewählt. Allein durch äußere Anpassung und Unterordnung an eine Welt hohler Konventionalität, wovon er sich nur heimlich durch absurd komische Akte distanziert, glaubt er seinen Weg machen zu können. Doch wie sehr er auch dem verschrobene Professor Welch nach dem Munde redet, um eine Dauerstellung zu erhalten, seine wahre Überzeugung schlägt doch immer wieder durch, und er gerät von einer peinlichen Situation in die andere. So auf einer Wochenendparty bei den Welchs, als er stark angetrunken mit seiner Zigarette das halbe Bettuch versengt und den Schaden dilettantisch zu vertuschen versucht. Und am Ende nicht weniger alkoholisiert durch seinen provozierenden Vortrag über „Merry England“, in dem er Welch affektierten Redestil nachäfft. Damit erreicht Jims Universitätskarriere ein abruptes Ende, aber Fortuna läßt ihn nicht im Stich. Er erhält überraschend eine andere gute Stelle, kann sich von seiner neurotischen Kollegin lösen und gewinnt schließlich die Liebe der umworbenen Christine.

Urteilt man allein nach der Handlung, so scheint die Welt der Universität in erster Linie als Hintergrund, als Schauplatz und Rahmen zu dienen. Und der Personenkreis ist nicht nur universitätsspezifisch, sondern repräsentiert auch das reaktionäre Klima der englischen Nachkriegsgesellschaft der fünfziger Jahre. Deshalb ist *Lucky Jim* häufig als Protest verstanden und den Zornigen Jungen Männern wie JOHN WAIN, JOHN BRAINE oder JOHN OSBORNE zugerechnet worden.⁴ Eine umstrittene Zuordnung, denn Jim Dixon ist kein Jimmy Porter aus *Look Back in Anger*, der gegen traditionelle Wert- und Autoritätsvorstellungen öffentlich Sturm läuft. Wie BRAINEs Joe Lampton paßt er sich nach außen hin an, um zum akademischen „Room at the Top“ zu gelangen. Wie SILLITOE's jugendlicher Langstreckenläufer sucht auch er Haß und Verachtung für das professorale Establishment vorerst für sich zu behalten. Und wenn seine wahren Gefühle am Romanende schließlich doch an den Tag kommen, so nicht wie bei SILLITOE durch einen vorausgeplanten Demonstrationsakt, sondern weil Jim im angetrunkenen Zustand die Kontrolle über sich verliert.

Nach eigenem Bekenntnis wollte AMIS auch weniger einen Problemroman schreiben, sondern einfach „a funny book“. Seine Figuren bestätigen diese Aussage, denn alle, vom Protagonisten bis hin zu den Nebenfiguren sind nach komischen Prinzipien gestaltet worden. Das schließt eine soziale Aussage natürlich nicht aus. So ist insbesondere bei den Professoren die Kritik hinter der Ridikülisierung unüberhörbar. Sie trifft die Professorenschaft insgesamt, denn im ganzen

Roman existiert keiner, der die hohe Machtposition verantwortungsbewußt und uneigennützig ausfüllt. Bestimmt nicht Professor Welch, ein weltfremder, sprichwörtlich vergeßlicher Mensch voll pseudo-intellektueller Affektationen, der zwar Head of Department ist, aber — so befürchtet Jim — sich letztlich durch die Urteile von Gattin und Sohn beeinflussen läßt, wenn es darum geht, über seine Weiterbeschäftigung zu entscheiden.

AMIS' Angriff auf das professorale Prestige erfaßt aber auch Qualifikation und akademische Fachkompetenz der Professoren. Entweder — so suggeriert es der Roman — sie forschen über die ausgefallensten Spezialphänomene, und da paßt sich Jim kritiklos an mit seinem Artikel über "The Economic Influence of the Developments in Shipbuilding Techniques, 1450 to 1485" („Der ökonomische Einfluß der Entwicklungen in der Schiffbautechnik, 1450 bis 1485“). Oder sie plagiierten ungeniert fremdes Gedankengut, wie er anhand seines eigenen Aufsatzes erfahren muß. So kommt zum Bild des trottelligen Professors ein moralisch ausgesprochen verwerflicher Zug. Diese pauschale Standeskritik am traditionellen Lehrstuhlinhaber in England ist allerdings zu relativieren, ist sie doch aus literarischen Zielsetzungen erklärbar. Schließlich ist *Lucky Jim* ein neopikaresker Roman.⁵ Und je größer die Kluft zwischen picaro, dem verschlagenen Schelm, und korrupter Gesellschaft, hier zwischen Jim und Professor Welch, desto größer ist auch das komische Lesevergnügen am Sieg des gerissenen Anti-Helden über seine feindliche Umwelt. Wirklichkeitsschilderung ist nicht das Hauptziel von *Lucky Jim*, sondern Komik. Dadurch entsteht kein objektives, sondern ein einseitiges, polemisch verzerrtes Bild, wie es in den fünfziger Jahren selbst einer kleinen Provinzuniversität nur bedingt entsprach.

b) Changing Places

LODGEs *Changing Places* spielt im Jahr 1969, jenem internationalen hochschulpolitischen Krisenjahr, und dementsprechend ist das gezeigte Bild der Universität das eines Unruhe-zentrums der sich ausbreitenden gesellschaftlichen Erschütterungen. Die Handlung der "Tale of Two Campuses" beruht auf einem Dozenten austausch zwischen der englischen Universität Rummidge (Vorbild ist Birmingham) und der amerikanischen von Euphoria (= Berkeley). Die beiden Hauptakteure sind der in einer Ehekrise steckende, beruflich bereits arrivierte amerikanische Literaturprofessor Morris Zapp und der noch auf Beförderung hoffende britische Lecturer Philip Swallow, der froh ist, einmal aus familiärer Routine ausbrechen zu können. Die schon hier sichtbare Dopplung wird von LODGE konsequent zum künstlerischen Prinzip erhoben. Beide Hochschullehrer finden sich in einer Liaison mit der Gattin ihres jeweiligen Austauschpartners wieder — was dem Titel *Changing Places* pikante Übertöne verleiht — und beide erleben Zufälle ähnlicher Art. In Kalifornien etwa wird Swallow durch einen Erdbeben genötigt, sich eine neue Bleibe zu suchen. Im englischen Rummidge schlägt in Zapps Dachappartement unvermittelt ein Eisklumpen von gefrorenem Urin aus einer Flugzeugtoilette ein. (Übrigens, quasi als Bestätigung des Phänomens, daß Fiktion niemals so weit hergeholt sein kann, um nicht von der Wirklichkeit noch übertroffen zu werden, berichtete doch die *Süddeutsche Zeitung* im Juni 1980 von einem ähnlichen Vorfall.) Die beiden Hochschullehrer sehen sich auch unvermittelt in die aktuellen universitären Auseinandersetzungen hineingezogen. Die derart intensivierte Begegnung mit der Kultur und Lebensführung ihres Gastlandes gibt bei Swallow wie bei Zapp Anstoß zu einer Persönlichkeitsentwicklung, aus der sie reifer, verständnisvoller und aufgeschlossener hervorgehen.

Wenn auch in *Changing Places* das Private weiterhin im Vordergrund steht, so bildet die Universität doch — stärker als in *Lucky Jim* — einen immer präsenten Bezugsrahmen, der durch spezielle Hochschulvorgänge, etwa Zapps Tutorial oder Swallows Sprechstunde, betont wird. Scheinbar beiläufig, durch die Augen der beiden Protagonisten, wird der Leser konfrontiert mit zwei unterschiedlichen Universitätssystemen, Unterrichtsformen, Laufbahnen. So erhält er etwa Einblicke in das auch an Titel und anderen Äußerlichkeiten orientierte Prestigedenken der amerikanischen Eliteuniversität, andererseits in die fast familiäre Vertrautheit der englischen Dozenten mit ihren Studenten. Doch nicht das Zentrale und Charakteristische am Universitätsbetrieb wird herausgehoben, sondern das innerhalb der beiden Systeme Kontrastierende, das von Zapp und Swallow als kurios Empfundene. In Euphoria etwa bereitet das „Course Bulletin“, eine von Studenten herausgegebene Vorlesungskritik, dem auf Lehrautorität rechnenden Briten sichtliches Unbehagen. Andererseits nährt das Sammelsurium handgeschriebener Noti-

zen am Schwarzen Brett von Rummidge in dem amüsierten Zapp den Verdacht, in VOR-GUTENBERG'sche Zeiten zurückversetzt zu sein. Und derartige Beobachtungen gibt es in Fülle!

Die in den USA und England mit unterschiedlicher Heftigkeit ausbrechenden Studentenunruhen sind in den Roman aufgenommen und üben eine wichtige feedback-Wirkung auf die Privatmosphäre aus. Bei den Zusammenstößen zwischen Universitätsangehörigen und Polizei im "The People's Garden" — LODGE nahm hierfür die wirklichen Unruhen in Berkeley als Vorbild — geht es freilich weniger um einen inneruniversitären Mitbestimmungsstreit als um elementare demokratische und humanitäre Werte sowie um ein neues ökologisches Bewußtsein. Philip Swallow, anfänglich ganz auf Distanz bedacht, bleibt von den revolutionären Ideen der Jugend nicht unberührt. Nachdem er einmal von den Wirrnissen der Straßendemonstrationen erfaßt worden ist und sogar ins Gefängnis gerät, solidarisiert sich er, der Ausländer, mit den Protestgruppen und nimmt aktiv an ihren Sit-ins teil. Im Gegensatz zu den blutigen Auseinandersetzungen in den USA, die Verwundete, ja sogar Tote kosten, nehmen die Studentenproteste im englischen Rummidge wesentlich gemäßigtere Formen an. Und Morris Zapp, der die Forderungen nach mehr Mitbestimmung in Amerika schon längst erfüllt weiß, kann sich im Streit zwischen Professoren und Studenten erfolgreich als Vermittler betätigen. So ist der Bereich des Privaten in LODGE's Roman, der z.T. auf autobiographische Erlebnisse zurückgeht, letztendlich eng mit den gesellschaftspolitischen Vorgängen um die Universität verknüpft. Die relativ exakte Zeitbezogenheit der Fiktion und die Einbeziehung von existentiellen und ideologischen Fragestellungen weisen auf eine Vertiefung der Problematik des Universitätsromans hin. Bei aller Komik unterbleibt die einseitige Satire, und es entsteht ein wesentlich realistischeres, historisch exakteres, national differenziertes Bild der anglo-amerikanischen Hochschule.

c) **The History Man**

In MALCOLM BRADBURY's *History Man* rankt sich das Geschehen um den radikalen, jungen und erfolgreichen Soziologiedozenten Howard Kirk und seine emanzipierte Gattin Barbara. Die auf den ersten Blick ereignisarme Handlung spielt im Herbst 1972 an der neugegründeten University of Watermouth (vermutlich die University of Sussex in Brighton) und umfaßt eine Party zu Beginn und zu Ende des Semesters mit jeweils einem kleinen Unfall, eine Seminarveranstaltung, die Sitzung des Fachbereichs Soziologie und den sich eskalierenden Konflikt mit dem Studenten Carmody. Die Universität wird dabei zum normalen Alltag, ist bar jeglichen elitären Charakters. Und dennoch ist sie mehr, liefert sie doch die nötigen Theorien, welche die Widersprüchlichkeiten des Lebens zwar nicht vollends aufklären, aber doch wenigstens in verstehbare Kausalzusammenhänge einordnen.

Die Romanfiguren sind die Repräsentanten der soziologisch-psychologischen Theorien, und zwar häufig in so absoluter Weise, daß sie als typisierte Rollenträger erscheinen. Die anfangs kaum überschaubare Figurenfülle wirkt letztlich doch irgendwie geordnet, denn jeder gehört einem der zwei widerstreitenden ideologischen Lager linker oder rechter Prägung an. Und alle stehen in Konflikt mit dem neuen Zeitgeist, der keine individuellen Wertvorstellungen mehr duldet. Das Individuum wird, wie sehr es sich auch dagegen sträuben mag, von der Gruppe neutralisiert, von der Masse aufgesogen. BRADBURY zeigt, wie seine Figuren von innen her, in ihren psychischen Konstitutionen, aufgegeben und sich selbst entfremdet werden. Daran leiden sie, und eine der vielen Ironien des Romans besteht darin, daß die Gesellschaftswissenschaften dieses Leiden bestenfalls diagnostizieren können — heilen können sie es nicht.

Bei dem verschlagenen Kirk allerdings kommt existentielles Leiden gar nicht erst auf. Überzeugt davon, in dem Konflikt auf der richtigen Seite zu stehen, glaubt er sich von dem durch "a little FREUD, a little MARX, a little HEGEL" geprägten Zeitgeist zum History Man erkoren, auserwählt dazu, der erstarrten Bourgeoisie ihre letzten Stützpunkte zu entziehen. Seine Strategie ist die Manipulation hinter den Kulissen, sichtbar etwa an den beiden Hauptintrigen des Romans: Einmal ist es die Einladung des als Rassist verschrieenen Soziologen Professor Mangel, die zu einem Waterloo für die bourgeoisen Kräfte wird; zweitens die Kampagne, den Studenten Carmody, einen konservativen Individualisten, von der Universität zu treiben, wobei Kirk erst im letzten Augenblick reüssiert, nachdem Carmody ihn durch die Offenlegung seiner Bett-Affären an den Rand der Entlassung gebracht hat. Diese beiden zentralen Episoden sind

eingebettet in die autoritätslose Arbeitsatmosphäre der reformierten Universität, deren triste Fertigungsbau-Architektur marxistisches Kollektivdenken vermitteln soll. Doch zwischen planerischer Theorie und Universitätspraxis klafft ein Abgrund, wie an Kirks nur nach außen hin nach demokratischen Spielregeln ablaufendem Seminar oder an der chaotischen Sitzung des Fachbereiches Soziologie sichtbar wird.

An die Seite der gesteuerten Aktivitäten des *History Man* treten irrationale, scheinbar vom Zufall ausgelöste Ereignisse, wobei die Vermutung aufkommt, Kirk könnte auch ein "God of accidents" sein. War das Mißgeschick von Kirks linkischem und traditionsbewußtem Kollegen Henry Beamish Zufall, als er auf der Party seinen Unterarm an einer Fensterscheibe blutig aufriß? Der Vorgang selbst wird nicht geschildert, aber die Spekulationen darüber füllen die Mitte des Buchs aus. Der Erzähler läßt die widersprüchlichen Erklärungsansätze der Soziologen und Psychologen vorerst bewußt im Raum stehen. Aber der ironische Schluß, als Barbara Kirk dasselbe Mißgeschick passiert, macht die zentrale Aussage des Romans deutlich: daß nämlich die Kirksche Ideologie für seine Partner lebensfeindlich ist und daß Barbaras emanzipatorisches Rollenspiel genauso zu Isolation führt wie Beamishs konservative Unaufgeschlossenheit für gesellschaftliche Neuerungen. Das zerstörerische Potential der siebziger Jahre, mit seiner linkslastigen Ideologie, treibt vor allem die Studenten in existentielle Konfliktsituationen. Carmody konservative Public School-Tugenden — Individualität, Elitedenken, Traditionsbewußtsein, Manieren — haben keinen Platz in einer Massengesellschaft, die — so der Titel von Kirks Buch — auf "The Defeat of Privacy" ausgerichtet ist. Und auch die in Kirk verliebte Felicity Phee steht nur scheinbar auf der richtigen Seite der Geschichte, d.h. auf Kirks Seite. Denn die radikale Zurückweisung aller bisherigen Normen führt das ungefestigte Mädchen in eine tiefe Identitätskrise, treibt sie aus einer lesbischen Liebesaffäre nacheinander in die Betten Kirks und anderer Dozenten und schließlich in die HARE-KRISHNA-Sekte.

BRADBURYs Bild vom turbulenten Zeitgeist der siebziger Jahre in England ist geprägt von einem komischen Pessimismus. Der Erzähler enthält sich zwar eines offen wertenden Kommentars, aber seine durchgängige Ironie macht deutlich, daß der hochgepriesene gesellschaftliche Fortschritt um den Preis von humanitärem Mitgefühl und Menschlichkeit, und damit zu teuer erkauft wurde.

II. Charakteristika der formalen Darstellung

Der fortschreitenden Radikalisierung der Universität entsprechen in den drei Romanen zunehmend moderner werdende Darstellungsmittel, die einen auffälligen Wandel in der Einstellung zum Erzählen bekunden. In *Lucky Jim*, einem Roman, der durch zahllose Anspielungen für die fünfziger Jahre „kontemporär“⁶ war, diese Qualität aber für den heutigen Leser weitgehend verloren hat, streben alle Strukturelemente darauf hin, die gesellschaftlichen Spannungen in Komik umzusetzen. AMIS macht hier — wie in anderen Romanen — vielfältige Anleihen bei der Farce. Er verstärkt die farcenhafteffekte durch gezielt eingesetzte Situationskomik und durch Gags, die an die Stummfilmzeit erinnern — so etwa, wenn Professor Welch in verkehrter Richtung gegen die Drehtür läuft und sich dabei die Nase aufschlägt. AMIS' Charakterkomik verbindet FIELDINGsche Techniken — etwa die Dekuvrierung der Eitelkeit — mit der von BERGSON herausgestellten Mechanisierung und Automatisierung der Personen. In Professor Welchs Vergeßlichkeit und Zerstreutheit, seinem affektierten Titelbewußtsein und erbärmlichen Chauffierkünsten bestärkt AMIS die traditionelle Lesererwartung, weil er verbreitete Vorurteile über den Universitätsprofessor aufnimmt. Jim Dixon schließlich ist ein Archetypus literarischer Komik, ein zu maliziösen Streichen stets bereiter "trickster clown" und "lucky blunderer" in seinen pikaresken Kontroversen mit der Umwelt. Die eigentliche Originalität von AMIS liegt aber in seiner Sprachgebung. Nicht zuletzt mit Hilfe des Erzählers spinnt er ein Gewebe aus ironischer Verdrehung, drastischer Bildhaftigkeit, sarkastischer Kolloquialität und satirischer Schlagfertigkeit, das immer wieder zum Lachen reizt.⁷

Erst auf diesem Hintergrund wird die formale Weiterentwicklung des Romans durch LODGE und BRADBURY deutlich. Er ist postmodern, wenn man sich mit dieser Bezeichnung auf die

britische, nicht die wesentlich avantgardistischere US-amerikanische Spielart beschränkt. DAVID LODGE beschreibt — jetzt als Romantheoretiker — das Dilemma des heutigen Romanciers als das eines Reisenden an einem Scheideweg.⁸ Er könne wählen zwischen dem Pfad der Tatsachenerzählung, der “non-fiction novel”, die ganz auf historische Authentizität abhebt, wie etwa in TRUMAN CAPOTEs *In Cold Blood*, und der reinen Fabulierung, die auf Realismus verzichtet zugunsten einer uneingeschränkten Phantasiewelt, wie in Science Fiction, Pornographie und Thriller. Viele Romanciers könnten jedoch die Einseitigkeit der einen oder anderen Richtung nicht akzeptieren. Ihr Weg aus dem Dilemma sei der Versuch einer erneuten Verbindung von Fiktionalität und empirischer Wahrheit, nicht jedoch im Realismus der bisherigen Romantradition, sondern in einer problematisierten Weise, als Versuch, “to build their hesitation into the novel itself.”

“...the novel which exploits more than one of these modes without fully committing itself to any, the novel about itself, the trick-novel, the game-novel, the puzzle-novel... leaving (the reader) ultimately not with a simple or reassuring message or meaning but with a paradox about the relation of art to life.”⁹

Den neuen „problembewußten“ Romantyp charakterisiert LODGE als Roman, der mehr als einen traditionellen Erzählmodus verwendet und der dem Leser letztlich keine einfache, beruhigende Botschaft hinterläßt, sondern ein Paradoxon über das Verhältnis von Kunst zum wirklichen Leben.

Eben diese Leseerfahrung vermittelt *Changing Places*, so daß man darin nichtschwer LODGEs in die Praxis umgesetzte Romantheorie erkennt. Die Wirklichkeitsschilderung, die etwa bei der Beschreibung der Studentenunruhen in Berkeley durchaus authentisch ist, wird durch spezielle Darstellungstechniken fortwährend gebrochen. Vor allem das zentrale Bauprinzip des Romans, die zunehmend unwahrscheinlicher werdende Parallelisierung, verfremdet die Illusion der Tatsächlichkeit und enthüllt sie als Artefaktum eines phantasiereichen Autors. In dieselbe Richtung zielt die Variation des Vermittlungsgangs. LODGE hat in den sechs Romankapiteln nicht weniger als vier aufeinanderfolgende Erzählperspektiven realisiert, wobei der anfangs dramatisierte Erzähler immer mehr in den Hintergrund tritt und schließlich ganz verschwindet. Dazu wird das Kunstprinzip der Darstellung durch die Bewußtmachung des Schreibeprozesses in Erinnerung gebracht, was die Romantheorie im Anschluß an BOOTH als “self-consciousness” bezeichnet.¹⁰ Und seiner Theorie entsprechend, endet auch LODGEs Roman in einer paradoxen Verwischung der Grenzen von Kunst und Wirklichkeit, denn die Figuren bemühen sich nicht um eine Lösung ihrer existentiellen Probleme, sondern klingen — in Hilary Swallows Worten — “like a couple of script-writers discussing how to wind up a play” (245) („wie ein Autorenpaar, das die Möglichkeiten erörtert, ein Stück zum Abschluß zu bringen“). So wird der Leser bewußt immer wieder aus der imaginären Welt herausgerissen und auf eine bald komische, bald kritische Distanz gebracht. Daraus entsteht ein neuer, auf seine Art konsistenter Romantyp, “the problematic novel”, wobei die Problematik nicht nur die existentielle Sphäre, sondern auch die literarische Formgebung umfaßt.

BRADBURYs *The History Man* weist ebenfalls die Strukturen des neuen problematisierten Romans auf. Der Leser wird in eine fiktive Welt hineingezogen, die ihm zwar durch eine Unmenge zeitgenössischer Anspielungen, durch Produktnamen wie Datsun, Valium, Miele, vertraut und authentisch erscheint, die aber keine festen Orientierungspunkte bietet, keine Identifizierungsmöglichkeit mit Personen oder Werten. BRADBURY setzt dazu die Ironie in ihren verschiedenen Spielarten ein: am auffälligsten wohl bei der Figurengestaltung, wobei er Überlegungen aus ORTEGA Y GASSETs Sozial- und Kunstphilosophie mit den Verfremdungstechniken der russischen Formalisten verbindet.¹¹ Die Personen erscheinen als dehumanisiert, werden nur von außen gesehen, Einblicke in ihr Innenleben werden konsequent verweigert. Ein abgerundetes Urteil kann sich der verwirrte Leser weder durch einen Erzählerkommentar noch durch eindeutige und verlässliche Fremdcharakterisierung machen. Nur ein Beispiel: Als Kirk von seinem Head of Department zu hören bekommt, daß er von Carmody bei diversen Stelldicheins fotografiert worden ist — der Leser also weiß, daß in dieser Situation seine Entlassung wahrscheinlicher ist als die betriebene Relegation Carmodys — beschränkt sich BRADBURY auf die reine Dialogschilderung. Gedanken, Emotionen, Ängste werden unterschlagen, so daß Kirk wie eine hohle Puppe erscheint. BRADBURYs Ironie wirkt also

nicht — wie etwa bei THACKERAY — über den Kommentar auf den Leser ein, sondern über den Selektionsmodus.

Auch Situationen und Ereignisse werden nur in ihrer äußerlich erfahrbaren Faktizität aus Kirks Perspektive, und dadurch unvollständig und einseitig geschildert — eine Erzählsituation, die nicht zu verwechseln ist mit der des personalen Romans, weil kein geschlossenes Bewußtsein dahinter steht. Der gerissene Soziologiedozent besitzt dagegen Züge eines sich verstellenden “underdog” bzw. der “eiron”-Figur der griechischen Komödie, denn wie diese läßt er zwei scharf kontrastierende Weltansichten aufeinanderprallen und sucht in der Rolle eines “history man” den Klassenkonflikt zwischen bourgeoisen und radikalen Kräften erneut zu zünden.

Wie schon bei LODGE entpuppt sich auch bei BRADBURY der Zufall als ein vom Autor manipulierter Zufall, d.h. als bewußt sichtbar gemachte “fabulation”. Barbara Kirks “accident” bildet eine ironische Schlußpointe. Denn die zentrale Frage, ob Unfall d.h. Zufall — beides faßt das englische “accident” — oder Notwendigkeit, wird dadurch in keiner Weise geklärt. Der Roman hört am Schluß eben nicht auf, weil das existentielle Drama bei Barbara von neuem beginnt. Die aus vielen Quellen gespeiste Ironie von *The History Man* dient somit als Skalpell, womit die ideologisierte Universität und generell unsere Welt seziert, Frustration und Entfremdung offengelegt, die zeitgenössische Fortschrittsgläubigkeit auf ihre Werthaftigkeit hinterfragt werden. So erreicht BRADBURY Stimmigkeit zwischen dem Thema des dehumanisierten, vom Geist der Geschichte (bzw. dem “history man”) manipulierten Menschen und einer auf das Faktische beschränkten Erzählweise.

III. Die Politisierung der Universität

In den Romanen von AMIS, LODGE und BRADBURY erscheint die Hochschule nicht mehr als stabile Institution, die vorwiegend auf Bildung, Forschung und Persönlichkeitsschulung ausgerichtet ist. Sie macht einen entscheidenden Wandel durch, weniger in ihren Lehrinhalten und -formen als in den Personal- und Entscheidungskompetenzen. Ihre besondere Sensibilität für politische und soziale Vorgänge, die ja in den sechziger und siebziger Jahren Zündstoff für sich ausweitende Gesellschaftskonflikte lieferte, zeigt sich dabei auch in den Romanfiktionen. Vor allem wird der Erwartungshorizont bezüglich der Hochschullehrer erschüttert, weil von den Autoren, die ja selbst Professoren sind bzw. waren, an der Reputation ihres eigenen Berufsbildes gekratzt wird. Der Professor wird zum Allerweltsmenschen, ja manchmal wird ihm ein ausgesprochen negatives Verhalten zugeschrieben, das in krassem Widerspruch steht zu dem erstaunlicherweise (!) immer noch bestehenden Ansehen dieses Berufs. Diese Fallhöhe des Professors, die Reduzierung seines Berufsprestiges, ist ein Hauptmerkmal der Komik, die alle drei Romane — allerdings in unterschiedlicher Form — bestimmt.

AMIS, LODGE und BRADBURY zeigen drei Stadien einer fortlaufenden Entwicklung: Hintergrund von *Lucky Jim* ist nicht mehr Oxford oder Cambridge wie in vielen älteren trivialen Universitätsromanen, sondern eine der neugegründeten Provinzuniversitäten der fünfziger Jahre von nur mäßiger Reputation. Die Hierarchie von Professoren, Lecturers mit und ohne Dauerstellung und Studenten bestimmt Umgang und Verhalten der Figuren. Der von oben nach unten weitergegebene Druck, der durchaus nicht maliziös, sondern als selbstverständliches Privileg ausgeübt wird, führt zu frustrierender Subordination, die Jim durch aggressive Gedanken-spielereien wie die anfangs zitierte und durch viel Alkohol zu kompensieren sucht. Seine Abhängigkeit empfindet er deshalb als unerträglich, weil die professorale Machtposition nicht durch Kompetenz und Leistung gerechtfertigt wird, weil Korruption und Subjektivität bei der Vergabe von Lehrstühlen immer wieder ans Licht kommen. Diese Situation ist natürlich nur bedingt authentisch, aber bei aller Polemik auch wieder charakteristisch für das England der Nachkriegszeit. Man könnte es auf den Nenner bringen, daß das in *Lucky Jim* gezeigte Gesellschafts- und Universitätsbild das eines vorrevolutionären Stadiums ist. Zwar erscheinen die akademischen Autoritäten bereits als innerlich hohl, sie werden aber weiterhin toleriert.

Eineinhalb Jahrzehnte später, im England des Jahres 1969 von *Changing Places*, laufen die Universitätsstrukturen schon bei leichten Erschütterungen Gefahr zusammenzubrechen. Als die

Studenten ihre Forderungen nach maßvoller Mitbestimmung durch Sit-ins und die Besetzung der Assembly Hall untermauern, glaubt sich der Leiter des Englischen Seminars an HITLERS Blitzkriege erinnert. Dabei bleiben gewaltsame Aktionen aus, denn im Gegensatz zu ihren amerikanischen Kommilitonen sind die britischen Studenten recht verschüchtert und respektieren die traditionelle Universitätshierarchie. Das auch aus der britischen Universitätsgeschichte seit 1967 bekannte Phänomen der Studentenunruhen, der "student militancy"¹², wird also bewußt heruntergespielt. Ähnlich angepaßt erweist sich in LODGEs Roman auch der Mittelbau: Bestenfalls die Ehefrauen der Lecturers beschwerten sich darüber, daß die Beförderung weiterhin von oben manipuliert wird.

Im amerikanischen Euphoria, wo die Reform 1969 schon wesentlich weiter vorangeschritten ist, liegt die alleinige Entscheidungsgewalt weiterhin bei der professoralen Führung. LODGE schildert diese Machtkonzentration durchaus nicht kritiklos, er greift besonders das Problem der Daueranstellung, "tenure", heraus. Dafür sind an der Eliteuniversität Fachkompetenz, akademische Titel und Publikationen maßgebend. Swallow kann ohne Ph.D. ebensowenig auf "tenure" hoffen wie ein amerikanischer Dozent, der unvorsichtigerweise zugegeben hat, *Hamlet* niemals gelesen zu haben. Insgesamt ist der amerikanische Dozent innerhalb der perfekt durchorganisierten, computergerechten Erziehungsmaschinerie nur ein kleines Rädchen; er muß Konkurrenzdenken und Leistungsdruck auf sich nehmen, wenn er einigermaßen reüssieren will. Bei den z.T. blutigen Unruhen, die auf dem Campus von Plotinus (Berkeley) ausbrechen, handelt es sich nicht um einen inneruniversitären Gruppenkonflikt, vielmehr stehen prinzipielle demokratische Werte auf dem Spiel. Zu ihrer Erhaltung schließen sich Kräfte aus den verschiedensten politischen Lagern zusammen. Der akademische Lehrkörper, vor allem die mittleren Positionen, solidarisiert sich weitgehend mit den radikalen Studenten und unterstützt ihren Protest gegen eine verständnislose Universitätsleitung und gegen die brutal durchgreifenden Polizeikräfte. Die Sympathie der Darstellung liegt eindeutig bei der Studentenbewegung, denn der britische Erzähler kann seine nostalgische Sehnsucht nach dem brodelnden Ideenkessel des amerikanischen Campus nicht verleugnen. Es ist ein ideologischer Jahrmarkt, wo die Anhänger von Women's Lib and Black Power, Vietnamkriegsgegner und Scientologen, radikale Linke, Hippies und Indianer in einträchtigem Nebeneinander für ihre Ziele werben. Vieles, was hier gang und gäbe ist, ist für das damalige Europa noch völlig neu. Derartige Ideen wirken dann in England wie Bazillen, die einmal eingeführt, unaufhaltsam um sich greifen. Hilary Swallows Bewußtseinerweiterung als Folge der feministischen Indoktrination ihres amerikanischen Gastes Mary — ihre Abkehr von engstirnigen Erziehungsformen, größere sexuelle Toleranz, Rückbesinnung auf aufgegebenen Eigeninteressen — ist schlagkräftiges Beispiel hierfür.

Im England von 1972, der Zeit des *History Man*, gehört eine heile akademische Welt gänzlich der Vergangenheit an. Die neugegründete University of Watermouth erweist sich als eine einzige Konfliktstätte, die alle Einrichtungen, alle Gruppen, alle Ebenen umfaßt. Die Reform hat zur totalen Zersplitterung und Politisierung geführt, wobei die ehemaligen Machtbefugnisse des Head of Department außer Kraft gesetzt worden sind. BRADBURYs Protagonist Kirk, der Repräsentant der neuen Universität, ist kein Literaturwissenschaftler, kein Arts Don mehr wie früher, sondern Soziologe. Sicherlich hätte die Ideologisierung der Universität in den frühen siebziger Jahren, als der Wissenschaft immer wieder die Frage nach ihrer gesellschaftlichen Relevanz gestellt wurde, an keinem anderen Fachvertreter besser illustriert werden können.¹³ Kirk und seine radikalen Gesinnungsgenossen bringen die Werte einer vielfach nicht mehr zeitgemäßen Bourgeoisie zum Scheitern, weil sie in ihrem reformerischen Enthusiasmus skrupelloser sind und die Möglichkeiten der Manipulation besser beherrschen. Interessanterweise ist der von ihnen ausgeübte Anpassungsdruck ebenso stark wie in der einstigen Professorenuniversität von *Lucky Jim*. Wer sich den Zeittendenzen nicht anpassen kann, wird brutal zermalmt, seien es Dozenten wie Beamish oder Studenten wie Carmody. Der akademische Status spielt ohnehin nur eine untergeordnete Rolle, und so kommt es auch nicht mehr zur Konfrontation zwischen Professoren und Studenten, die Gruppenbildung erfolgt jetzt quer durch alle Reihen. Von pauschaler Inkompetenz der Lehrenden, wie bei AMIS, ist jetzt nicht mehr die Rede. Im Gegenteil, da wird der Leser auf Schritt und Tritt mit den Kapazitäten der neueren Psychologie und Soziologie konfrontiert, da werden PARSONS, DAHRENDORF und GOFFMAN ebensooft genannt wie JUNG, REICH und LAING. Und dennoch empfindet man Unbehagen, weil eine

unvoreingenommene Wissensvermittlung unterbleibt und alles auf ideologische Indoktrination abgestellt ist.

Die enge Verknüpfung zwischen akademischer und privater Welt in *The History Man* spiegelt sich an den mannigfachen sexuellen Verhältnissen zwischen Dozenten, Ehegattinnen und Studierenden. Kirks kaum überschaubare Zahl von Affären ist wichtiger Bestandteil seiner Philosophie, weil selbst die Intimität Öffentlichkeitscharakter zugesprochen erhält und die Befreiung von bürgerlicher Moral ausdrückt. Von den anderen Zeittendenzen hat sich vor allem die Frauenemanzipation zu einem allgegenwärtigen Phänomen entwickelt. Überall finden sich ihre Repräsentinnen, die den Feminismus durch extrovertierte Rollenspiel bis an die Grenzen des absurd Lächerlichen treiben. Die daran evidente Kehreseite der Progressivität bleibt hier wie bei anderen Reformvorstellungen noch komisch. Beunruhigender ist, daß die Romanfiguren mit den existentiellen Begleiterscheinungen nicht mehr zurechtkommen. Nicht nur Konservative, auch solche, die ihren Lebensstil der neuen Zeit angepaßt haben, finden sich urplötzlich beziehungslos, sich selbst und den Mitmenschen entfremdet, zu paradoxen Verzweiflungstaten getrieben. Was hat der neue Zeitgeist, seine mit viel radikaler Energie verwirklichte Freiheit, Toleranz, Aufgeklärtheit dem Menschen eigentlich gebracht, scheint BRADBURY fragen zu wollen. Positive Antworten sind nur schwer zu finden, und so bleibt nach der Romanlektüre beträchtliche Illusionslosigkeit zurück.

Inzwischen hat die Wirklichkeit, die akademische wie die gesellschaftliche, einen weiteren Schritt nach vorne getan, und man kann gespannt darauf sein, in welcher Form uns das Bild der Universität demnächst in der Literatur präsentiert wird. Die Tendenz ist schon vorhersehbar: Der von HORST ALBERT GLASER erst kürzlich herausgegebene Band mit dem bezeichnenden Titel *Hochschulreform — und was nun?*¹⁴ deutet auf eine radikale Ernüchterung hin, die von den gegenwärtigen finanziellen Engpässen und den sich daraus ergebenden Umstrukturierungen noch vertieft werden wird.

Dennoch möchte ich Sie, meine verehrten Zuhörer, am Schluß nur um eines bitten, nämlich um Himmels willen nicht der Versuchung nachzugeben und Analogien zur deutschen Universitätswirklichkeit aufzuspüren. Solche u.U. möglichen Übereinstimmungen wären — wie heißt es so schön — rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Anmerkungen

- ¹ KINGSLEY AMIS, *Lucky Jim*. Harmondsworth 1961 u.ö., S. 9—10 (Penguin).
- ² Etwa DAVID CAUTE, *The Occupation*. London 1971. TOM SHARPE, *Wilt*. London 1976.
- ³ Vgl. M.R. PROCTOR, *The English University Novel*. Berkeley und Los Angeles 1957.
- ⁴ Vgl. F.R. KARL, *A Reader's Guide to the Contemporary English Novel*. London ²1972, S. 220—227. R. RABINOWITZ, *The Reaction against Experiment in the English Novel 1950—1960*. New York/London 1967, S. 38f. K. ALLSOP, *The Angry Decade*. London ⁴1969. B. MORRISON, *The Movement. English Poetry and Fiction of the 1950s*. London 1980.
- ⁵ Vgl. B. SCHLEUSSNER; *Der Neopikareske Roman*. Bonn 1969, bes. S. 123 ff.
- ⁶ Vgl. zur Terminologie: D. LODGE, "The Modern, the Contemporary, and the Importance of Being Amis" in *Language of Fiction*. London 1966, S. 243—267.
- ⁷ Zur AMISschen Komik vgl. J. GINDIN, *Postwar British Fiction*. Berkeley 1963, Kap. 3. R.B. PARKER, "Farce and Society: the Range of Kingsley Amis" in *Wisconsin Studies*. Vol. 2 (1969), S. 27—38.
- ⁸ D. LODGE, *The Novelist at the Crossroads*. London 1971.
- ⁹ Id., S. 22.
- ¹⁰ W.C. BOOTH, *The Rhetoric of Fiction*. Chicago/London 1961 u.ö., bes. S. 155.
- ¹¹ ORTEGA Y GASSET, „Die Vertreibung des Menschen aus der Kunst“ (1925) in *Gesammelte Werke*. Stuttgart 1955. Bd. II, S. 229—264. M. BRADBURY, "Putting in the Person: Character and Abstraction in Current Writing and Painting" in *The Contemporary English Novel*. London 1979, S. 181—208. J. STRIEDER (Hrsg.), *Russischer Formalismus*. München 1971.
- ¹² Vgl. V.H.H. GREEN, *The Universities*. Harmondsworth 1969, S. 323 ff.
- ¹³ Dem entspricht der enorme Ausbau der Sozialwissenschaften an englischen Universitäten während der sechziger Jahre. Vgl. A.H. HALSEY & M.A. TROW, *The British Academics*. London 1970. A.H. HALSEY (ed.) *Trends in British Society since 1900*. Bes. Kap. 7 "Higher Education" (hier S. 203f.).
- ¹⁴ H.A. GLASER (Hrsg.), *Hochschulreform — und was nun?* Frankfurt/Main, Berlin, Wien 1982.

Stalin, die Geschichte und die Völker Osteuropas

HANS HECKER

Antrittsvorlesung am 23. November 1982

Zunächst möchte ich das Thema kurz erläutern: Auch wenn es sich in wenigen Wochen, am 5. März 1983, zum 30. Male jährt, daß das Leben des JOSIF VISARIONOVIČ DŽUGAŠVILI, genannt STALIN, endete, soll dieses Datum hier nicht zum Anlaß dienen, daß wir uns mit seiner persönlichen Biographie beschäftigen. Wir wollen vielmehr STALIN als historische Figur einzuordnen versuchen, die einem System und einem politischen Begriff, dem Stalinismus, Namen und Inhalt gab. In der zu Recht nach ihm benannten, da von ihm entscheidend geprägten Epoche von der Mitte der zwanziger Jahre bis 1953 schürzte sich die Geschichte Rußlands zu einem Knoten, der einen ihrer Höhepunkte darstellt, eine Phase starker historischer Verdichtung und der Entscheidung für lange Zeit. Diese kritische Zeit betraf nicht die Völker der Sowjetunion allein, sondern auch die Osteuropas, Europas und der ganzen Welt. Weltweite Wirkung, universale Geschichtsmächtigkeit dürften keine übertriebenen Attribute des Stalinismus sein.

Was die „Geschichte“ betrifft, so wird sie hier unter verschiedenen Aspekten betrachtet: erstens als der chronologisch-kausale Ereignisverlauf; zweitens als die Geschichtswissenschaft; drittens als die Historiker in ihrer wissenschaftlichen Aufgabenstellung, in ihrem Selbstverständnis und in ihren, an sie herangetragenen weltanschaulichen und politischen Bindungen.

Schließlich die Völker Osteuropas: gemeint sind hier die Völker der Sowjetunion, vornehmlich in ihrem westlichen, europäischen Teil, sowie die Völker Ostmittel- und Südosteuropas — die Völker und ihre Staaten.

Man braucht kein Historiker zu sein, um heute zu wissen, wohin die russischen Revolutionen des Jahres 1917 geführt haben: Sie haben Rußland revolutioniert. Jedoch, die im Oktober jenes Jahres letztlich obsiegenden Bolschewiki wollten die Welt revolutionieren — und sie haben auch das erreicht. Nur sieht die Revolutionierung der Welt in ihren bisherigen Ergebnissen anders aus, als die Revolutionäre von damals sie sich vorgestellt hatten, und anders, als viele uns heute glauben machen wollen. Die Weltrevolution zeigt sich heute nämlich in einer historisch einmaligen Situation: Die Welt ist prinzipiell bestimmt von ihrer Spaltung in zwei politische und militärische Lager. Und diese beiden Lager sind imstande, sich nicht nur gegenseitig, sondern die gesamte Erde und alles Leben auf ihr in Frage zu stellen. Wir erleben zur Zeit, wie die Erkenntnis dieser allgemeinen, existentiellen Bedrohung das Bewußtsein der Menschen und ihr Verhalten in politischer, ökonomischer, sozialer, philosophischer und religiöser Hinsicht zu verändern, zu revolutionieren beginnt. Es handelt sich um einen revolutionären Prozeß im Weltmaßstab, von dem wir nicht sagen können, wo und wie er enden wird. Und wir können nur vermuten, in welcher Phase dieses revolutionären Prozesses wir uns zur Zeit befinden.

Die historische Voraussetzung dazu war jedoch, daß Rußland zu einer Weltmacht wurde, d.h. zu der einzigen Macht, welcher es gelingen konnte, die USA als etwa gleich alte Weltmacht in Frage zu stellen. Dieses gegenseitige In-Frage-Stellen bestimmt unsere Situation in historischen Dimensionen. Daß Rußland zu einer solchen Weltmacht wurde, verdankt es der Revolution TROCKIJs und LENINs im Oktober 1917 nur in einem ersten Schritt. Die entscheidende Entwicklung vollzog sich in der neuen Entfaltung der gewaltigen russischen Staatlichkeit, in deren sozialer und ökonomischer Fundierung und in deren politischer und militärischer Ausstattung. Diese Entwicklung wurde von LENIN in Ansätzen eingeleitet, möglicherweise entgegen seinen revolutionären Überzeugungen. Aus Überzeugung vorangetrieben, bis auf den Gipfelpunkt gebracht und dauerhaft gemacht — mit ihren dialektischen Widersprüchen — hat sie STALIN.

Ich unternehme es hier, der gängigen Frage, inwieweit STALIN denn LENIN fortgesetzt oder sein Werk verfälscht habe — hierzu hat sich TROCKIJ ausgiebig geäußert und die Weltmeinung stark beeinflußt —, dieser Frage die These entgegenzusetzen: Die Frage ist falsch gestellt. Es geht nicht darum, ob STALIN fortsetzte oder verfälschte. Das ist vor allem die ideologische Argumentation vergangener innersowjetischer Machtkämpfe der zwanziger und dreißiger Jahre gewesen. In der heutigen *historischen* Bewertung müssen wir sehen, daß LENIN auf STALIN hinführte: Das historische Ziel der Oktoberrevolution heißt nicht LENIN, sondern STALIN. LENIN stabilisierte diesseits der Revolutionsschwelle die Macht der Revolutionäre und eröffnete viele Wege. Der Weg, den der Sowjetstaat dann tatsächlich zurücklegte, auf dem er seine historische Prägung erhielt, verbindet sich unzweideutig mit STALIN, und zwar an der mit Abstand ersten Stelle.

Diese Hervorhebung STALINs gegenüber LENIN mag verblüffen, gilt doch der letztere als die bedeutendere, begabtere Persönlichkeit. Diese Wertung will ich gar nicht bestreiten. Doch muß man sich auch als Historiker davor hüten, die Geringschätzung zu übernehmen, mit der TROCKIJ und andere Gegner STALINs von ihm gesprochen haben. Sie maßen ihn an sich selbst — er war kein brillanter Intellektueller. Wir müssen ihn am historischen Erfolg messen, und da erwies er sich allen anderen als überlegen. STALIN gelang es, die Machtfrage für sich zu entscheiden. Er konnte es, indem er den marxistisch-leninistischen Revolutionismus vom Entwurf eines großen Ziels auf ein theoretisches Grundmuster reduzierte, das einerseits verbindlich blieb, zum anderen in weiten Teilen zum Staatsritual verkam. Und er konnte die Machtfrage langfristig für sich entscheiden, weil er entschlossen den Weg seines politischen Realismus' ging, den des Machtstaates, des Etatismus.

Dies will ich noch etwas ausführen: In welchem Maße STALIN die allgemeine Einschätzung Rußlands bestimmt hat, zeigt sich an den Kategorien, mit denen die außerrussischen Beobachter bis heute ein Urteil über die sowjetische Phase der russischen Geschichte und über die aktuelle sowjetische Politik zu gewinnen versuchen. Man spricht von Stalinismus, Entstalinisierung, Re-Stalinisierung, Neostalinismus usf. Ähnliche Begriffsbildungen gibt es nur im Falle TROCKIJs, Trotzismus; dieser Begriff trägt — aus der politischen Biographie TROCKIJs ableitbare — revolutionär-illusionistische, verantwortungsfreie Züge und bietet sich daher als Vehikel für die politischen Hoffnungen derjenigen Revolutionäre in aller Welt an, die sich noch — und so lange sie sich noch — in der Opposition befinden.

Dann gibt es noch den Begriff des Leninismus, der allerdings fast nur in einer Bindestrich-Beziehung zum Marxismus — Marxismus-Leninismus — gebraucht wird. Gerade dies zeigt an, worin LENINs historische Leistung besteht: sie besteht darin, den theoretischen Marxismus zu einem Instrument umgeformt zu haben, mit dem das überdimensionierte Entwicklungsland Rußland zur Revolution gebracht werden konnte.

Was den Stalinismus betrifft: Bereits LENIN bemerkte, daß die revolutionsbedingte Schiefelage des russischen Staatswesens zugunsten des Staates korrigiert werden mußte, zumindest vorübergehend. Doch seine Möglichkeiten dazu waren durch äußere Bedingungen wie Intervention und Bürgerkrieg sowie durch seine Krankheit und seinen frühen Tod sehr beschränkt. Als er versuchte, der erwähnten Schiefelage durch die Zwischenphase der Neuen Ökonomischen Politik wenigstens im ökonomisch-gesellschaftlichen Bereich abzuwehren, griff er in seinen Mitteln wirtschafts- und sozialpolitisch hinter seinen revolutionären Ansatz zurück. Damit konnte er den Bolschewiki die Macht erhalten, aber die Revolution nicht vorantreiben, die tiefgreifende Umgestaltung Rußlands — und der Welt — nicht ins Werk setzen. STALIN hingegen gelang dies, indem er die Revolution etatistisch begriff und Rußland zunächst zur Beschäftigung mit sich selbst zwang. Diesen mit brutaler Gewalt erzwungenen Prozeß der inneren Entwicklung, des komprimierten historischen Nachholens in Staat und Gesellschaft, sicherte er durch eine Außenpolitik ab, die zwar — wie seine ganze Politik — revolutionsideologisch komponiert, aber etatistisch instrumentiert und realpolitisch dirigiert wurde.

Was heißt das nun eigentlich: STALIN begriff die Revolution etatistisch? STALIN war derjenige unter den führenden Bolschewiki, der sich von der Hoffnung auf die Weiterführung der Revolution, auf die Weltrevolution des alten marxistischen Stils, am entschiedensten abkehrte und der am konsequentesten und realsten die praktischen Folgerungen zog. Er sah, daß Sowjetrußland sich auf unbegrenzte Zeit werde sich auf sich selbst konzentrieren müssen, und er formulierte

das in seiner Theorie vom Aufbau des Sozialismus in einem Lande, Mitte der zwanziger Jahre. STALIN verfolgte sein Ziel auf drei Wegen: 1. Entwicklung der staatlichen Institutionen bis zum erwähnten Macht- und Zwangsstaat, mit seiner gewaltigen militärischen und politischen Ausstattung. 2. Aufbau einer industriell bestimmten Wirtschaft und Gesellschaft innerhalb des sowjetrussischen Staatsgehäuses. Und 3. Durchsetzung des Sowjetpatriotismus als staatsbezogener Integrationsideologie.

Die Aufgabe, die Staatsentwicklung intensiv und extensiv weiterzutreiben — viele meinen, bis zum totalen Staat —, entstand aus zwei Motiven. Zunächst handelte es sich um eine unausweichliche, historisch überlieferte Aufgabe: die ungeheure geographische Ausdehnung dieses größten Staates der Erde, die europäische und asiatische Anbindung, die Vielzahl der Völkerschaften, Nationen und Regionen — dies alles bedurfte der Organisation und Lenkung. Das zweite Motiv resultierte aus der Schwächung des Staates zunächst durch die Wirren des Ersten Weltkrieges, der Revolution, des Bürgerkrieges und durch alles, was damit zusammenhing. Es spielten natürlich auch die Folgen der bolschewistischen Politik, der Revolutionsparolen, hier eine wichtige Rolle. Hier wäre als Beispiel vor allem die Hauptparole der Nationalitätenpolitik zu nennen, die ja immerhin von STALIN entscheidend formuliert worden war: Recht aller Nationen des Zarenreiches auf Selbständigkeit bis zur Lostrennung! Daß die Polen, Finnen, Balten dieses Recht wahrnahmen, ließ man noch durchgehen, es war nicht zu verhindern. In anderen Fällen, erinnert sei nur an die Ukraine, an die kaukasischen Republiken etwa, nahmen die Bolschewiki es nicht mehr hin; hier begann man, dem Staatszerfall Einhalt zu gebieten.

Die Schwächung des russischen Staates reichte aber in ihren Wurzeln noch über die Revolution zurück, weit bis ins 18. Jahrhundert hinein. Die geringe Reformierbarkeit dieses Staates war eigentlich das deutlichste Zeichen seiner Schwäche, wenn sie auch weiterhin als Stärke verstanden wurde. Und beispielsweise im Desaster des Krimkrieges oder des russisch-japanischen Krieges wurde auch für die Umwelt diese Schwäche unübersehbar. Der unbewältigte Reformdruck, der das zaristische Rußland von innen her sprengte, war nicht nur ein politisches Problem, sondern auch ein gesellschaftliches und ökonomisches.

Damit kommen wir zum zweiten der genannten STALINschen Wege, zum Aufbau der industriell bestimmten Wirtschaft und Gesellschaft. Rußland brauchte nicht nur die Erneuerung und effizientere Ausrüstung seiner politischen und administrativen Institutionen, sondern auch eine Wirtschaft und Gesellschaft, die dies zu tragen geeignet waren. Der — von niemandem ernsthaft betrittene — Nachholbedarf Rußlands etwa auf dem ökonomischen Sektor betraf die Industrialisierung. Und ein Hemmnis war der Mangel an technischer und administrativer Intelligenz, also an Ingenieuren, Facharbeitern und Managern, gewesen. In dem Ziel, dies alles zu erreichen, gab es eigentlich wesentliche Meinungsunterschiede weder innerhalb der Bolschewiki noch bei den meisten anderen relevanten politischen Gruppen. Die Meinungsunterschiede betrafen das Wie und die erforderliche Zeitspanne für die Realisierung. Bekanntermaßen entschied STALIN diese Frage im Sinne der kürzesten Zeitspanne und der brutalsten Methoden. Die Gründe für diese Entscheidung lagen sicherlich nicht in dem Maße im äußeren Druck, wie er glauben zu machen versuchte, sondern zum erheblichen Teil in seiner charakterlichen Struktur und im Interesse der Stärkung seiner Machtposition. Aber wie auch immer, am Ende, d.h. bereits nach gut zehn Jahren seit Verkündung dieses Ziels, war dies Ziel erreicht, und es war, wie die Bewährungsprobe im Kriege dann erwies, erstaunlich elastisch und effizient. Dafür weiß man noch heute — ganz offiziell — in der Sowjetunion STALIN Dank, und über die gewaltigen Opfer, die das kostete, redet man nicht.

Auf jeden Fall stand die Sowjetunion im Kriege mit Deutschland fester, als alle Welt angenommen hatte. Das hatte STALIN durch die ungeheure Verdichtung der Staats-, Gesellschafts- und Wirtschaftsentwicklung erreicht. Dies setzte sich nach dem Kriege mit der Erweiterung des sozialistischen Lagers und mit der Auseinandersetzung mit dem Westen, dem Aufstieg zur Atommacht und zur Supermacht fort. Ich glaube, diese Phase kann man historisch nur mit wenigen anderen in der russischen Geschichte vergleichen, in denen ein politischer Neuanfang mit einer solchen Phase der staatlichen „Verdichtung“ begonnen wurde. Dabei denke ich an die Blütezeit der Kiever Rus', als mit der Christianisierung die erste russische Herrschaftsbildung ein dauerhaftes Fundament bekam und Rußland Eintritt in das christliche Universum fand. Diese Zeit läßt sich mit den Namen der Großfürsten VLADIMIR D. HL. und VLADIMIR MONO-

MACH umreißen, es handelt sich also um die Zeit vom ausgehenden 10. bis zum beginnenden 12. Jahrhundert. — Als zweite derartige Phase wäre das 15./16. Jahrhundert zu nennen, als die Sammlung des russischen Landes durch Moskau, die Einigung des zersplitterten Rußland, ihren wesentlichen Abschluß gefunden hatte. Unter IVAN III. tritt dann die innere Ausgestaltung des Moskauer Staates hervor, die seinem Enkel, IVAN IV., die Grundlage gibt, nach der Zarenwürde zu greifen und diese, mit allen ideologischen und politischen Ansprüchen, dauerhaft an das Moskauer Rußland zu binden. — Als dritte Phase müßte man die Herrschaftszeit PETERS D. GR. ansehen, der die Orientierung Rußlands nach Westen, die ja schon vor ihm eingesetzt hatte, mit allen seinen gewaltigen Kräften beförderte und unumkehrbar machte. — Danach käme in dieser Übersicht als nächste — und bislang letzte Phase die Herrschaft STALINs als die *sowjetische* Erneuerung und Verfestigung des russischen Staates.

Diese Gliederung der russischen Staatsgeschichte hoffe ich noch durch eigene Forschung eingehender begründen zu können. Zur Zeit möchte ich nur eine gewisse Verbindung zu FRANTIŠEK GRAUS herstellen, der entscheidende Phasen der Nationenbildung in Ostmitteleuropa auf das 9./10. und das 14./15. Jahrhundert datiert hat. Für den russischen Bereich mußte ich die erwähnten Änderungen und Erweiterungen vornehmen. GRAUS betont hier den ideologischen Aspekt, die Entwicklungsschübe im Selbstverständnis der Völker; aber das spielt sich ja für ihn auch nicht gewissermaßen in einem luftleeren Raum ab. Wenn wir den GRAUSschen Gedankengang umkehren, müssen wir für Rußland als ideologische Entsprechung zu den genannten staatlichen Entwicklungsschüben noch einmal deutlich hier nennen: zur Kiever Rus' das Christentum als neue, legitimierende Idee; zum Moskauer 15./16. Jahrhundert das Ideenfeld von Moskau als dem Dritten Rom und der zarischen Autokratie; unter PETER D. GR. die Idee der Verwestlichung Rußlands. Und unter STALIN: die Ideologie des Sowjetpatriotismus, d.h. die Berufung auf die eigene Geschichte und auf die eigenständige Leistung, Rußland zum industriellen Machtstaat gemacht zu haben.

Die ideologischen Bewegungen weisen in jeder dieser Phasen legitimatorischen Charakter auf. Es galt stets, den politischen Neuansatz, der ja im Grunde den Scheitelpunkt einer seit längerem eingeleiteten Entwicklung darstellte, der in jeder Beziehung evident wurde und unausweichliche innenpolitische Konsequenzen erforderte, ideell zu begründen und damit auch die für den erneuerten Staat relevanten Schichten, die neuen Eliten, an diesen zu binden. Jeder dieser Erneuerungsschübe in der Staatsentwicklung war untrennbar mit einer bestimmten Gesellschaftsumformung verbunden, mit der Protektion neuer sozialer Gruppen und Schichten, deren der neue Staat bedurfte. Damit war ebenso die Zurückdrängung der alten Eliten verbunden, *gegen* die eine legitimierende Argumentation gefunden werden mußte. Vielleicht kann man hier in aller Vorsicht von Modernisierungsschüben sprechen.

In der Stalinära läßt sich sehr gut das Dialektische — möglicherweise sogar das Paradoxe — dieser wie aller Geschichte erkennen: War der Marxismus entworfen worden als prononciert gesellschaftliche Bewegung, die den Tod allen Staates als letztes Ziel proklamierte, so geriet er in seiner ersten Realisierung, im revolutionären Rußland, in die Bahnen eines umfassenden Eatismus. Weil STALIN, der diese Umformung exekutierte, den international konkurrenzfähigen Machtstaat unter seiner Alleinherrschaft wollte, mußte er, um diesen Staat wirtschaftlich betreiben und durchgreifend regieren zu können, eine neue Gesellschaft, d.h. eine neue Klasse schaffen, eben die der technischen und administrativen Intelligenz. Den Industriestaat, wenn man ihn denn wollte, konnte man ohne diese neue, in sich differenzierte Elite eben nicht haben. Mit dieser Elitenbildung, die auf einem umfassenden Bildungssystem beruht, schafft sich jedoch seither die politische Führung, die auf den Machtstaat auch nach innen setzt, ihren eigenen, historisch-dialektischen Widerspruch, dessen Durchsetzung zwar noch nicht überall zu erkennen, aber so allmählich wie unaufhaltsam im Gange ist.

Der Sowjetpatriotismus stellte das ideelle Band dar, mit dem STALIN seinen Staat und seine Gesellschaft miteinander verknüpfte. Seine Betonung des Geschichtlichen, vor allem der russischen Geschichte, entsprach der historisch angelegten marxistischen Philosophie, in der sich ja auch STALIN bewegte. Mehr aber noch entsprach sie der Notwendigkeit, die Begrenzung der Revolution auf Rußland und ihre etatistische Umformung zu legitimieren. Von hier aus wird der radikale Schwenk in der sowjetischen Geschichtswissenschaft in der Mitte der dreißiger Jahre verständlich. Es mußte STALIN darauf ankommen, eine historische Kontinuität bis in die

Anfänge der russischen Geschichte herzustellen, um nach dem Versagen — oder zumindest dem Aussetzen — der revolutionären Legitimation für seine Herrschaft eine andere Legitimität zu gewinnen. Auf dieses Ziel verpflichtete man die sowjetische Geschichtswissenschaft, nachdem der noch ganz am marxistischen Internationalismus und Ökonomismus orientierte POKROVSKIJ in Grund und Boden verdammt worden war. Diese neue, patriotische Linie bedeutete jedoch nicht auch den Verzicht auf eine marxistisch inspirierte Methodologie und Terminologie, im Gegenteil, diese wurden verpflichtend weitergeführt. Die zweite Hälfte der dreißiger Jahre und vor allem die Kriegszeit brachten es mit sich, daß auch die weitgehend zum politischen Instrument gewordene Geschichtswissenschaft den zunächst auf das Ganze der Sowjetunion bezogenen Patriotismus, innerhalb dessen die Großrussen schon einen gewissen Vorsprung einnahmen, zum ungehemmten großrussischen Chauvinismus steigerte.

Dies war die Situation, als die siegreiche Sowjetunion am Ende des Zweiten Weltkrieges mit den Volksdemokratien in Osteuropa ihre unmittelbare Einflußsphäre erweiterte. Damit verlagerte sich der Rand des sozialistischen Territoriums weiter nach außen, und die Maßnahmen, mit denen nun dieser Rand gesichert wurde, ähnelten in mancher Beziehung denen, die der Stabilisierung der Randvölker der Sowjetunion gedient hatten: Mit der Anpassung des politischen Systems und der militärischen Absicherung ging die ökonomische und gesellschaftliche Umgestaltung einher, vor allem aber auch die Auswechslung der Eliten, zumindest und zunächst in den entscheidenden politischen Bereichen. Dem Versuch STALINs, das nunmehrige sozialistische Lager dem Sowjetsystem anzugleichen — eine Zeitlang dachte man wohl auch daran, die „Volksdemokratien“ als weitere Unionsrepubliken der Sowjetunion anzugliedern —, und seinem Anspruch, die sozialistischen Staaten verbindlich zu beherrschen und zu repräsentieren, kam man im Westen — eigentlich wider Willen — entgegen, und zwar durch die Bereitschaft, den übermächtigen STALIN als totum pro partibus zu akzeptieren und dies mit einem überbewerteten Totalitarismus-Modell zu begründen.

Auch dies muß kritisch gesagt werden: Liest man die Protokolle der Verhandlungen, die die Großmächte während des Krieges über das künftige Schicksal der Völker in Ostmittel- und Südosteuropa führten, dann gewinnt man nicht gerade den Eindruck, als habe sich schon damals auch nur einer der Verhandlungspartner vorrangig vom Respekt vor der nationalen Selbstständigkeit und der historischen Tradition dieser Völker leiten lassen. Als Beispiel möchte ich nur aus dem Protokoll der Konferenz von Jalta, 6. Februar 1945, zitieren, als über Polen gesprochen wurde:

„ROOSEVELT erklärt, die polnische Frage habe der Welt im Verlaufe von fünf Jahrhunderten Kopfschmerzen bereitet.

CHURCHILL sagt, man müsse sich bemühen, daß die polnische Frage der Menschheit nie wieder Kopfschmerzen bereite.

STALIN antwortet, das müsse man unbedingt.“

Wenn auch die Hintergedanken der drei Großmachtpolitiker in unterschiedliche Richtungen gegangen sein mögen — ist die Haltung den Polen selbst gegenüber nicht weitgehend identisch? Polen gilt hier nur als ein Störfaktor, und sonst nichts weiter. Wer sind und was wollen die Polen selber? Diese Frage hat minderen Rang, und die Kontinuität bis in die aktuelle Politik hinein, soweit ihr Polen nur als Vehikel antisowjetischer Politik des Westens und als Vehikel einer Ruhigstellung Moskaus dient, wird ebenso offensichtlich wie die Kontinuität des Irrtums, in dem sich die drei Gesprächspartner verfangen hatten. Beispiele für andere Länder und andere Gelegenheiten ließen sich zufrieden damit zu sein, wenn die Vorherrschaft der Sowjetunion in diesem Bereich funktioniert. Wie wäre sonst das Aufsehen zu erklären, das entsteht, wenn ein Volk im östlichen Europa Bewegungen in Gang setzt, die nicht mehr als die ganz normalen Menschenrechte zum Ziel haben, und die Aufregung, wenn die äußere Interessenharmonie mit Moskau wiederhergestellt wird? Ich meine das Aufsehen und die Aufregung, die nur aus einem Mangel an Neigung entstehen können, auch die vielen kleinen Völker Osteuropas, von wenigen Millionen, als gleichberechtigt zur Kenntnis zu nehmen, sie nicht nur in ihren Anliegen, sondern auch in ihrer Sprache, Geschichte, Kultur als der Mühe eines Studiums wert zu befinden.

Um es noch etwas deutlicher, plakativer zu formulieren: Daß die Polen zur Zeit ihre beachtlichen Schulden nicht bezahlen können, wissen, dessen bin ich mir sicher, mehr und überraschter weniger Menschen hiezulande, als die Tatsache, daß die Polen eine literarische Kultur und Tra-

dition besitzen, die vor kurzem erneut mit einem Nobelpreisträger, und nicht dem ersten, CZESŁAW MIŁOSZ, ausgezeichnet worden ist.

Die Ausdehnung des stalinischen Systems blockierte in vieler Hinsicht das nationale Leben in den betroffenen Staaten, besser gesagt: sie fixierte es sowohl auf den — meistens mit Hilfe der Sowjetunion siegreichen — im wiedererlangten Nationalstaat manifestierten Nationalismus als auch auf die Bindung an die Sowjetunion. Sie fixierte das nationale Leben, sie tötete es aber keineswegs ab. Davon zeugen die mannigfachen und vielfältigen Erneuerungs-, Reform- und Oppositionsbewegungen, die immer wieder durch ganz Osteuropa, einschließlich der Sowjetunion selbst, ziehen und auch jetzt wieder aktuell sind.

Dazu möchte ich einige Erläuterungen anbringen und als Demonstrationsobjekt die Geschichtswissenschaft in den sozialistischen Ländern Osteuropas heranziehen. Das hat weniger mit Fachimperialismus zu tun, als vielmehr damit, daß die Geschichte in diesen Ländern und bei diesen Völkern eine Popularität und Wirkung besitzt, wie wir sie zumindest für die Bundesrepublik nicht kennen.

Wir sagten, daß der Übergang der osteuropäischen Staaten in den kommunistischen Machtbereich zu der Zeit erfolgt sei, in der der großrussisch akzentuierte Sowjetpatriotismus seinen Höhepunkt erreicht hatte. In der Historiographie und in dem historischen Selbstverständnis dieser Völker wirkte sich das zunächst einmal positiv aus: die entnationalisierte und entnationalisierende Welle, wie sie die sowjetrussische Historiographie unter POKROVSKIJ erlebt hatte, blieb aus. Für sie trat der stalinische Marxismus-Leninismus als Ideologie der nationalen Vollenkung auf, als die machtvolle Bewegung, die die politischen Defizite der Nationen ausglich, die unter dem deutschen Krieg und der deutschen Besatzung gelitten hatten, und die die nationalen Sehnsüchte erfüllte, welche die Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts als Propheten der nationalen Risorgimenti formuliert hatten. Der Risorgimento-Nationalismus hatte sich in seinen immanenten Zielsetzungen erschöpft und führte nach seiner Erfüllung geschichtsphilosophisch nicht recht weiter, zumal es sich bei seinen Trägern um säkularisierte Denker und Bewegungen handelte. Eine Ausnahme bildete auch hier wieder Polen, wo die Kirche gerade diese Trägerschaft übernommen hatte und ohne größere Reibungen eine religiös-heilsgeschichtliche Sinngabe vermitteln konnte. In anderen Ländern, wie etwa der Tschechoslowakei, war dies nicht so möglich. Daher konnte der Marxismus-Leninismus in dieses Defizit mit seiner materialistisch fundierten, eschatologisch-universal gerichteten Geschichtsphilosophie eintreten. Damit war den aufs Nationale reduzierten Geschichtsbildern ein zunächst weiterführender Zusammenhang gegeben, ein Rahmen, der sie mit der universalgeschichtlichen Dimension verband.

Die nationalhistorische Kontinuität ging dabei keineswegs verloren. Wie STALIN das sowjetpatriotische Geschichtsbild prononciert nationalhistorisch begründet und sich und sein System ausdrücklich in die großrussische historische Kontinuität gestellt hatte, so setzte sich diese ausdrückliche Kontinuität des nationalen Geschichtsbildes auch in den marxistisch-leninistischen Formulierungen fort. Die — wenn man so will — stalinisierten nationalen Geschichtsbilder verharrten jedoch nicht in den Entwürfen, welche die Historiker des 19. und frühen 20. Jahrhunderts hinterlassen hatten. Die politische Bindung an die Sowjetunion bewirkte auch Umstellungen in den Reihen der nationalen Helden, neue Akzentsetzungen in der Interpretation und Darbietung der nationalen Geschichte seit den Anfängen. Im Falle etwa Bulgariens mit seiner langen Tradition der positiven Bindung an den russischen Befreier vom osmanischen Joch war dies nicht so problematisch. Für Polen wirkte sich die Umakzentuierung deutlicher aus: die unter PIŁSUDSKI noch protegierte sogenannte Jagiellonische Reichsidee, die vor allem die Verbindung Polens mit Litauen und das Hineinwirken in den russischen Bereich akzentuierte, hatte nun gegenüber der sogenannten piastischen Idee zurückzutreten, welche mit ihrer als antiwestlich interpretierten Tendenz eher der Lagermentalität des Stalinismus entsprach. Die Beispiele ließen sich noch beliebig vermehren.

Es charakterisiert die volksdemokratischen Nationalhistoriographien, daß sie das Begriffssystem des überlieferten bürgerlichen Geschichtsbildes mit dem des Marxismus-Leninismus verbanden. Dadurch wurde es möglich, die historiographischen Blockaden des tradierten romantischen Volksbegriffes, der Geschichtsmystik und des hochgetriebenen Persönlichkeitsbezuges zu überwinden. Diese Erweiterung des Kategoriensystems erlaubte es, entsprechende Lücken

und Defizite aufzuarbeiten. Umkehrt führte sie aber auch zu einer neuen Eklektik im nationalen Geschichtsbild, indem sie negativ bewertete Ereignisse und Epochen dem reaktionären Klassenverhalten der historischen Protagonisten zuschrieb, sie umschrieb oder auch verschwieg. Dies zog, auf die Dauer gesehen, für die Historiker eine neue und noch stärkere Verengung der Themen- und Methodenpalette nach sich.

Insgesamt kann man sagen, daß die Geschichtswissenschaft in den Ländern Osteuropas nach dem Kriege die neuen politischen Verhältnisse akzeptierte und von ihnen ausging. In der Tschechoslowakei etwa war der öffentliche Konsens in diesem Sinne ohnehin vergleichsweise groß — neue Forschungen lassen, nebenbei bemerkt, ohnehin die Machtergreifung der tschechoslowakischen Kommunisten nicht mehr in dem Maße als Umsturz erscheinen, wie bisher angenommen. In Polen überwog vor allem die nüchterne Erkenntnis, daß sich bis auf weiteres der neue Staat in seinem territorialen Zuschnitt und seiner nationalen Fundierung nur unter der sowjetischen Hegemonie würde sicherstellen lassen. Bemerkenswerterweise vollzog sich jedoch der personelle Wechsel in der jeweiligen Historikerschaft so, daß in der Tschechoslowakei am Ende der vierziger Jahre eine fast geschlossene neue, junge Garde vorrückte, während sich in Polen ein Nebeneinander von Historikern der bürgerlichen Vorkriegsära und neuer, marxistischer Historiker ergab, das bis heute erhalten geblieben ist.

Es läßt sich keineswegs übersehen, daß die Geschichtswissenschaft in den Volksdemokratien die Aufgabe zu übernehmen hatte, die die sowjetische Geschichtswissenschaft schon länger versehen mußte, nämlich Legitimationswissenschaft zu sein, d.h. die neuentstandenen politischen Verhältnisse historisch zu begründen. Es läßt sich aber auch nicht übersehen — und hier kommt die nationale Führungsstellung der Historiker wieder ins Spiel —, daß die Geschichtswissenschaftler in der nachstalinistischen Ära, vor allem seit dem Beginn der Chruschtschowschen Entstalinisierungskampagne 1956, als die Federführer der geistigen Pluralisierung und Befreiung wie auch als die prominentesten Opfer der politischen Gegenschläge hervorgetreten sind. In dem Maße, in dem die kommunistischen Führungen an Glaubwürdigkeiten verloren, in dem Maße wurde es für eine wachsende Zahl von Historikern unmöglich, ihrer Legitimationsaufgabe nachzukommen. Die Überprüfung der praktizierten Politik auf ihren Realitätsbezug, d.h. eben auch auf ihr Verhältnis zu den historischen Interessen der Nation, ließen diese Politik als fremdorientierte Interessenpolitik oder umgekehrt als nationalpolitische Fiktion offenbar werden. ntnis wurde eben vor allem in den historiographischen Werkstätten zuerst formuliert, dort zog man schon früh die wissenschaftlich-theoretischen Konsequenzen. So konnte es kein Zufall sein, daß zum Beispiel nach der Niederschlagung des „Prager Frühlings“ 1968 der größte Teil derjenigen Historiker ausgewechselt wurde, die nach der Errichtung der kommunistischen Macht zwanzig Jahre früher voll Elan angetreten waren. So ist es auch kein Zufall, daß in Polen es insbesondere Historiker sind, die — bei allen Absonderlichkeiten und Paradoxien der polnischen Politik — von den Zwangsmaßnahmen des Kriegsrechts betroffen worden sind.

Ich komme zum Schluß: STALIN hat die Sowjetunion in der eigentlich entscheidenden Weise geprägt und damit der sowjetischen Periode in der russischen Geschichte ihre Gestalt gegeben. Das zeigt sich schon allein daran, daß noch heute, drei Jahrzehnte nach seinem Tode, alle Veränderungen in der Sowjetunion am Maßstab des Stalinismus gemessen werden. Von Entstalinisierung, Restalinisierung und Neostalinismus ist die Rede. Die Frage, die immer wieder auftaucht, nämlich nach einer Neuauflage des Stalinismus, glaube ich entschieden verneinen zu können: STALIN war eine historische Epoche, und er war so einmalig wie jede historische Epoche. Die Aussicht, daß noch einmal in dieser Weise eine derartige Persönlichkeit und die Zeitumstände zusammentreffen, die den Aufstieg dieser Persönlichkeit zur gleichen unumschränkten Macht ermöglichen, halte ich für reine Spekulation. Diese Frage würde wohl auch nicht so gestellt werden, wenn man sich intensiver mit dem Ganzen der russischen Geschichte beschäftigte, die ja wie alle andere Geschichten ein ständiger Prozeß unaufhörlicher, wenn auch zeitweise stark beschleunigter oder „verdichteter“ Veränderung ist. Und dabei ist stets im Auge zu behalten, daß STALIN ohne die Kontinuität der russischen Geschichte, in die sich der georgische Diktator ausdrücklich stellte und auf die er sich berief, um seine Herrschaft, d.h. sein Verständnis des Oktobers 1917 zu legitimieren, nicht historisch bewertet werden kann.

Als es die Umstände am Ende des Zweiten Weltkrieges ermöglichten, ergriff STALIN seine Chance und orientierte die Staaten und Völker Ostmittel- und Südosteuropas um auf eine

exklusive Bindung an die Sowjetunion. Dieser Eingriff in die europäische Politik bedeutete sowohl einen Einschnitt in der Geschichte des Kontinents wie in der weiteren Entwicklung der Weltpolitik. Die übermächtige Wirkung des Stalinismus ließ zeitweise in der übrigen Welt, vor allem im Westen, den Eindruck aufkommen, bei den außersowjetischen Staaten und nicht russischen Völkern der Sowjetunion handle es sich lediglich um marginale Varianten des einen Sowjetsystems.

Dieses Vorurteil zu durchbrechen, konnte nur der wissenschaftlichen Erforschung Osteuropas gelingen, wozu die Geschichtswissenschaft einen unübersehbaren Beitrag lieferte. Aber — so scheint mir — es bleibt noch für lange Zeit eine ihrer wichtigsten Aufgaben. Es gilt jedoch nicht nur im Westen Unkenntnis zu beseitigen, Vorurteile zu durchbrechen. Stereotypen zu decouvrieren. Es geht auch darum, die historischen Verschleierungen, Fiktionen und Desinformationen aufzudecken, zu denen kommunistische Regierungen noch immer ihre Historiographie mißbrauchen, sofern sie sich damit legitimieren zu können glauben. Zugleich geht es aber auch darum, die wissenschaftlichen Leistungen der osteuropäischen Historiker zu erkennen, sie in das eigene Geschichtsbild einzubauen und im intensiven Austausch mit den westeuropäischen Historikern wissenschaftlich fruchtbar und politisch entkrampfend zu wirken. Hier gewinnen beispielsweise auch die Schulbuchgespräche ihre Bedeutung: Man spricht gemeinsam über — auf große Strecken gemeinsame — nationale Geschichte. Es geht schließlich darum, auch in diesem schwierigen und notwendigen Bereich der Aufgabe gerecht zu werden, nämlich das Gedächtnis der Menschheit zu sein. Doch das Gegenstück, ja die Ergänzung zum Gedächtnis bildet das Vergessen. Zur Wirksamkeit beider Elemente hat JORGE LUIS BORGES gesagt: „Das Gedächtnis und das Vergessen sind gleichermaßen erfinderisch.“ In diesem so lakonischen wie problematischen Satz finde ich ausgedrückt den Reiz, die Verantwortung und die Aufgabe der Geschichtswissenschaft.

„Das Tier, das es nicht gibt“ Zur Geschichte des Einhorn-Motivs und der Selbstdeutung von Dichtung

JOCHEN HÖRISCH

Antrittsvorlesung am 25. Mai 1982

„Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen“, heißt es im berühmten Schlußsatz von WITTGENSTEINs *Tractatus logico-philosophicus*. Das Einhorn gibt es nicht. Über etwas zu sprechen, was es weder gibt noch gab, ist wissenschaftlich nicht zu verantworten. Deshalb bleibt mir nur, zum unwissenschaftlichen Teil dieser Veranstaltung überzuleiten und Sie herzlich zu Brot und Wein und somit zu Dingen einzuladen, die es durchaus gibt.

Meine Damen und Herren, diese Pointe lag zu nahe, um sie ungenutzt zu lassen. Doch ich muß Sie enttäuschen und bitten, den Drang zu Dingen, die es gibt, für eine Dreiviertelstunde zu vergessen oder doch aufzuschieben. Denn erstens gehört eine Antrittsvorlesung zum Initiationsritual eines Habilitationsverfahrens. Und zweitens kann man Imperative — und der Satz: „darüber muß man schweigen“ ist ein Imperativ — auch durchbrechen. Dichtung ist das Medium, das Imperative immer wieder lustvoll übertreten hat; und Dichtung ist auch das Medium, das noch davon spricht, worüber andere Diskurse nur schweigen können. Das unterscheidet Poesie auch von der Rede, mit der sie — CURTIUS und andere haben das gezeigt — historisch gesehen am engsten verbunden ist: von der Philosophie. Während Dichtung daran arbeitet, den Bereich des Sagbaren zu erweitern; während der Dichter von sich sagen zu dürfen glaubt: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide“, tendiert Philosophie umgekehrt zunehmend dahin, als Verbotsdisziplin für bestimmte Aussagen zu fungieren. Ist es doch geradezu das Selbstverständnis avanciert sich dünkender analytischer und logischer Philosophie, als diskursive Polizei den Kosmos des Wissens und der Aussagen zu reglementieren, ja zu restringieren.

Dichtung teilt diese Lust am Restriktiven nicht. Sie spricht; sie spricht, weil sie Sprache nicht nur als Medium der Herrschaft (etwa in Erziehungs-, Ausbildungs- oder Verwaltungsprozessen), sondern auch als Medium befreiter und befreiender Aus-Sprache erfahren möchte; und sie spricht noch von dem, was es nicht gibt: etwa vom Einhorn. Nachdem ich mich derart freigesprochen habe, mache ich einen zweiten Anfang:

In seinem rätselhaftesten Werk läßt SHAKESPEARE eine verstörte Gruppe von Schiffbrüchigen durch Prosperos verwunschene Insel taumeln. Da ertönt plötzlich „wundersam liebliche Musik“; die Gestrandeten stehen gebannt und werden nun Zeugen eines unvergleichlich verzauberten Schauspiels. So unerwartet, wie sie gekommen sind, schwinden die Geister wieder; und nach einer Zeitspanne sprachlosen Erstaunens ruft Sebastian, der sachlichste unter den verschlagenen Reisenden aus: „Now I will believe, that there are unicorns!“¹

Daß SHAKESPEAREs aufgeklärte Figur aus dem 1611 erstmals aufgeführten Drama *The Tempest* überhaupt jemals an der Existenz des Einhorns zweifelte, ist so selbstverständlich nicht. Immerhin weiß noch der Brockhaus von 1827 zu berichten, daß die durch BUFFON in der Mitte des 18. Jahrhunderts erfolgte Vertreibung des Einhorns aus der *Allgemeinen Historie der Natur* in jüngster Zeit wieder umstritten sei. Diese vermeinte empirische Zählebigkeit des Fabeltiers ist weniger verwunderlich, als es heute den Anschein haben mag. Denn die Existenz des Einhorns ist von drei Büchern oder Textsammlungen beglaubigt, denen anderthalb Jahrtausende lang kanonische Autorität zukam: von der Bibel, von den Kirchenvätern und von dem

spätantiken Tierkundebuch *Der Physiologus*². Bei der im dritten vorchristlichen Jahrhundert begonnenen Arbeit an der Übersetzung der hebräischen Bibel ins Griechische fehlte den Septuaginta-Redakteuren offenbar der vertraute Umgang mit dem im Alten Testament gleich achtmal genannten³ *re'em* (hebr. für Wildstier, Auerochs). Dieses frühe Beispiel eines mangelhaften Realitätsverhältnisses bei Gelehrten hatte die entschiedensten Folgen: die Bücherwelt dominierte die Welt der sinnlichen Gewißheit. Zum Bibliotheksbestand der Septuaginta-Übersetzer aber zählten offensichtlich auch die um 398 v.Ch. erschienenen *Indica* des griechischen Arztes KTESIAS, der ausführlich ältere indische und chinesische Erzählungen vom Fang eines Einhorns durch eine jungfräuliche Königstochter paraphrasiert. Kein Geringerer als ARISTOTELES⁴ hat diese Beschreibung des wunderlichen Tieres übernommen; und so verbreitete Autoren wie PLINIUS und AELIAN haben es ihm nachgetan. Das dadurch kurrente griechische, später auch latinisierte Wort *μονοκερας* / *monoceros* / *unicornis* nun haben die Bibelübersetzer an jenen Stellen verwandt, wo sie das ihnen unvertraute *re'em* vorfanden: die Prominenz des Einhorns verdankt sich also einem „Übersetzungsfehler“⁵.

Einem Übersetzungsfehler freilich, der buchstäblich Sinn machte. Das zeigen die intensiven Kommentare der biblischen Einhorn-Stellen durch die Kirchenväter. Einer allegorischen Interpretation so berühmter Verse wie Psalm 91,11 („Aber mein Horn wird erhöht werden / wie (das) eines Einhorns“) oder des gegenläufigen Einhorn-Verses aus dem 22. Psalm, den JESUS am Kreuz betete: „Hilf mir aus dem Rachen des Löwen und errette mich vor dem Einhorn“ — einer allegorischen Interpretation solcher Verse ist das Fabeltier freilich auch freundlicher gesinnt als ein Auerochse. Überdies dürfte die Möglichkeit sinnreicher Spiele mit dem Buchstabenbestand von *monoceros* und *unicornis* später sich einstellende philologische Bedenken überbietet haben: *monoceros* ≈ *monos* 'o Kyrios (allein der Herr (hilft)) und *unicornis* ≈ *unigenitus* (eingeboren), mit welchen Beinahe-Homophonien schon AMBROSIVS spielt⁶. In der patristischen Literatur jedenfalls entfaltet sich jenes erstaunliche, vielfach kombinierbare System der allegorischen Einhorn-Deutung, das variantenreich bis ins Spätmittelalter hinein die zahllosen bildnerischen und poetischen Einhorn-Darstellungen prägt. Um nur die gängigsten dieser Deutungsschemata zu nennen: Das Einhorn fungiert als „a) Sinnzeichen des Kreuzes, b) Symbol Christi (der Eingeborene Sohn, der mit dem Vater eins ist und dessen ungeteilte Machtfülle in seinem einzigen Reiche Ausdruck findet), c) Bild für Patriarchen, Propheten und Christen als Anhänger des einen Gottes, d) Sinnbild der Einheit des Glaubens und e) Bild für Stolz..., Juden..... und böse Mächte“⁷.

Vollends popularisiert und um die nun wahrlich naheliegende, in der patristischen Literatur gleichwohl ausgesparte oder doch sublimierte erotische Komponente ergänzt, erscheint das Einhorn dann (drittens) in den spätantiken und bis ins späte Mittelalter überaus verbreiteten *Physiologus*-Schriften. Dort heißt es:

22. *Vom Einhorn* — Und wird erhöht werden, sagt der Psalmist, mein Horn wie das des Einhorns. / Der Physiologus sprach vom Einhorn, daß es eine solche Eigenart habe: Ist ein kleines Tier, ähnelt einem Zicklein, hat aber einen gar scharfen Mut. Nicht vermag der Jäger ihm zu nahen darum daß es große Kraft hat. / Ein einzig Horn hat es, mitten auf dem Haupte. Wie aber wird es gefangen? Man legt ihm eine reine Jungfrau, schön ausgestattet, in den Weg. Und da springt das Tier in den Schoß der Jungfrau, und sie hat Macht über es, und es folgt ihr, und sie bringt es ins Schloß zum König. Dies nun wird übertragen auf das Bildnis unseres Heilands. Denn es wurde auferweckt aus dem Hause David das Horn unseres Vaters, und wurde uns zum Horn des Heils. Nicht vermochten die Engelsingewalten ihn zu bewältigen, sondern er ging ein in den Leib der wahrhaftig und immerdar jungfräulichen Maria, und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns⁸.

Diese drei Traditionsstränge — die Bibel, die patristische Literatur und der *Physiologus* — haben den Glauben ans Einhorn fast unabweisbar gemacht. Die ungeheure ästhetische Produktivkraft dieses Glaubens bis ins Mittelalter hinein hat der Franziskaner mit dem schönen Namen JÜRGEN W. EINHORN in beeindruckender Gelehrsamkeit fast vollständig in seiner 1976 erschienenen Dissertation belegt. EINHORN zeichnet akribisch nach, zu welcher Bedeutungs-„Polyvalenz“⁹ der Motivkreis um seinen animalischen Namensgeber sich entfaltet: wie sich

etwa das Einhorn-Motiv mit dem der „Wilden Leute“ verschränkt, die dem Prozeß der Zivilisation entraten; wie es zum Symbol weiblicher Treuetugend sich entwickelt und also häufig im hortus conclusus anzutreffen ist; wie sein Horn zum teuersten mittelalterlichen Arzneimitteln avancierte; wie ihm — u.a. in WOLFRAMs *Parzival* — zusammen mit dem Karfunkel, das es verdeckt, die erlösende Kraft angemutet wird, Amfortas' Wunde zu heilen; wie es im Anschluß an Psalm 22,22 umgekehrt in der Parabel vom Mann im Abgrund zum Sinnzeichen unausweichlicher Todesbedrohung wird; wie es — etwa bei HILDEGARD VON BINGEN — als eines der beliebtesten Symbole mystischer Versenkung gepriesen wird; oder wie es schließlich zu einem der angesehensten Wappentiere gerät. Daß übrigens ein derartiges Zeugnis philologischer und kunsthistorischer Gelehrsamkeit in den Mauern der nachwuchsbesorgten Institution des Klosters und nicht auf dem überlaufenen Campus der Universität entstand, gibt zu denken: offenbar liegt die wie immer auch geartete Überkapazität jener altehrwürdigen Gottesdienst-Institution noch über den 25 Prozent, die der nordrhein-westfälische Wissenschaftsminister seinen am stärksten belegten Universitätsfächern vorrechnet.

In der Mitte des 16. Jahrhunderts nimmt die zuvor noch florierende Konjunktur des Einhorn-Motivs ein auffallend plötzliches Ende. Das geistreiche und doch eigentümlich lustvolle Tier erliegt gleichsam einem doppelten Angriff. Zum einen mehren sich die naturhistorischen Zweifel an seiner *realen* Existenz, und zum anderen erfährt das *ästhetische* Einhorn auf dem Konzil von Trient im Jahre 1563 wie alle „*imagines forma impudica et lasciva*“¹⁰ eine vernichtende Kritik, die sicherlich auch durch die protestantische Verwerfung glaubensferner Bildüberschwenglichkeit bedingt ist. Die Konzils-Bedenken gegen unzüchtige und laszive Bildformen werden demjenigen nicht ganz unverständlich sein, der auf den zwei Jahrzehnten zuvor erstellten Fresken der Privataudienzzimmer der päpstlichen Engelsburg gesehen hat, wie zärtlich in der Spätrenaissance schönste entkleidete Mädchen mit Einhörnern zu spielen vermögen¹¹ — wie buchstäblich dort das patristische Wort „*in uterum Virginis singulare deposuit omnipotentiae cornu*“ in Bilderfluchten transfiguriert wurde.

Diese doppelte Vertreibung aus seinen theologischen und naturhistorischen Kontexten unterwarf das Einhorn einem Funktionsschwund. Es mußte seine überdeterminierte und wohlrenommierte Position verlassen und sich fortan mit der Rolle eines manieristischen Symbols¹² oder einer galant erotischen Allegorie begnügen (letzteres folgenreich etwa im ab 1607 erschienenen *L'Astrée*-Roman von HONORÉ D'URFÉ). Dieser Funktionswandel geht deutlich einher mit der Funktionsänderung der Bücher, die dem Einhorn seine spezifische Semantik verliehen. Nach der Reformation verlor, wenn nicht die Bibel, so doch die patristische Bibel-Allegorese ihre kanonische Autorität; und mit der Entwicklung präziser naturwissenschaftlicher Tabellarien, spätestens also mit LINNÉ und BUFFON, wurde der *Physiologus* zum bald vergessenen Kuriosum¹³. Solche Prozesse eines neuzeitlichen Schwundes der Funktion tradierter Symbole hat der Literat BOTHO STRAUSS, einen ethnologisch verfremdeten Blick auf die eigene Kultur werfend, drastisch illustriert:

So ergeht es uns nicht anders als jenem abessinischen Eingeborenen, der einen wichtigen Mythos nicht mehr wußte und sich deshalb nicht erklären konnte, weshalb er zu so verschiedenartigen Anlässen ein Stück Butter auf dem Kopf trug. „Unsere Vorfahren kannten den Sinn der Dinge, aber wir haben ihn vergessen.“ Wir kennen den Sinn der unzähligen Überbleibsel, in denen wir uns ausdrücken, noch sehr viel weniger. Das allermeiste ist uns Butter auf dem Kopf. Und kein Mythos, kein Romanwerk wird es uns je wieder erklären. Dennoch liegt, nach wie vor, die Technologie der Wiederaufbereitung verbrauchten symbolischen Wissens, das recycling des Bedeutungsabfalls in den Händen einiger ungeschickter Leute, Dichter! Wenige Leute, sie werden es alleine kaum schaffen.¹⁴

FRIEDRICH SCHILLER muß unter dieser Perspektive zu den „ungeschicktesten“ der Dichter gezählt werden. Er hat hinsichtlich des Einhorns die Möglichkeit vertan, ein poetisches „recycling des Bedeutungsabfalls“ zu beginnen, als er 1802 geadelt wurde und sich ein Wappen wählen durfte. SCHILLERs Wahl fiel auf das Einhorn als Wappentier. Das lag beim Medicus SCHILLER nahe, zumal seine Familie schon zuvor ein Einhorn-Wappen verwandt hatte. Von der spezifisch poetischen Qualität des wundersamen Tieres aber — das zeigt ein Blick auf

SCHILLERs Werk — ist die konventionsbestimmte Wappen-Wahl des Dichters nicht affiziert. Es brauchte weitere 120 Jahre, bis ein für Probleme des semantischen recycling sensibilisierter Dichter dem gleichsam überlebten und müde gewordenen Tier¹⁵ zu neuem Leben verhalf.

RILKE hat im berühmten Einhorn-Gedicht seiner *Sonette an Orpheus* an die zu „Bedeutungsabfall“ gewordenen traditionellen Motive angeknüpft und sie gleichwohl gänzlich neu gedeutet. Schon die schöne Paradoxie der Eingangzeile — „O DIESES ist das Tier, das es nicht giebt“ — bricht mit der impliziten Voraussetzung der Motivtradition *und* mit der linguistischen Pragmatik alltäglicher Sprache zumal: ein Demonstrativpronomen kann nicht auf Nicht-Vorhandenes hinweisen. So ist bereits der Eingangsgestus des Sonetts eigentümlich ambivalent: nämlich zugleich von aufgeklärter Sachlichkeit *und* von auratischer Beschwörungslust getragen. Anders aber als RILKEs *Einhorn*-Gedicht von 1907 beschwört sein spätes Sonett nun nicht mit „verblüffendem Realismus“¹⁶ „das niegegläubte, das weiße Tier“¹⁷ selbst, sondern vielmehr die Strukturen, die seine scheinhafte Existenz ermöglichen.

O DIESES ist das Tier, das es nicht giebt.
Sie wußtens nicht und habens jeden Falls
— sein Wandeln, seine Haltung, seinen Hals,
bis in des stillen Blickes Licht — geliebt.

Zwar *war* es nicht. Doch weil sie's liebten, ward
ein reines Tier. Sie ließen immer Raum.
Und in dem Raume, klar und ausgespart,
erhob es leicht sein Haupt und brauchte kaum

zu sein. Sie nährten es mit keinem Korn,
nur immer mit der Möglichkeit, es sei.
Und die gab solche Stärke an das Tier,

daß es aus sich ein Stirnhorn trieb. Ein Horn.
Zu einer Jungfrau kam es weiß herbei —
und war im Silber-Spiegel und in ihr¹⁸.

Gleich zweifach unterläuft das Sonett, das auch deshalb zu den faszinierendsten unter den späten Texten RILKEs zählt, konventionelle Sprach-Muster. Es hat nämlich an der Peripherie der allein als sinnvoll geltenden Rede über das, was es giebt, und auf der Grenze zum grammatischen Regelverstoß seinen Ort. In der neueren Diskussion¹⁹ ist das Einhorn denn auch zusammen mit dem „gegenwärtigen kahlköpfigen König von Frankreich“ zur Illustration der Probleme einer Referenz-Semantik und der Existenz-Präsuppositionen mißbraucht worden. RILKEs Gedicht hat diese Probleme nicht.

Denn sein eigentliches Thema ist der schöne Schein, als dessen Symbol das Einhorn nunmehr — abweichend von der Motivtradition — figuriert. Schöner sprachlicher Schein aber bezieht sich auf nichts, denn auf sich selbst und kann deshalb auch kaum nach impliziten Voraussetzungen befragt werden. Das Gedicht *ist* selbst die Voraussetzung, die es *hat* oder *macht*. Vollzieht es doch, was es beschreibt, wenn nicht beschwört: nämlich eine Verkennung, die aber als Verkennung *ist*: „Sie wußtens nicht und habens jeden Falls ... geliebt.“

Die erste Strophe des Sonetts ist durch eine dreifache Opposition strukturiert. Zum Gegensatz von Wissen und Lieben gesellt sich der von Gegenwart und Vergangenheit: „O DIESES ist“ vs. „Sie wußtens nicht.“ Das Präsens reserviert das Gedicht allein seiner ersten Zeile, die den andauernden Effekt einer vergangenen Verkennung benennt. Diese beiden Gegensätze nun bilden gemeinsam den dritten, den von Sein und Nichtsein. Ihn hält die paradoxe Wendung der ersten Zeile derart aus, daß die zweite Strophe an diesen übergreifenden Gegensatz anknüpfen kann. Mit den Worten „Zwar *war* es nicht. Doch weil sie's liebten, ward / ein reines Tier“ stellt sie in nuce eine der umstrittensten philosophischen Argumentationen nach: den zu Beginn der HEGELschen Logik beschriebenen Übergang aus der Verschränkung von Sein und Nichts zum Werden. Die Sphäre des Werdens aber gilt auch HEGEL als Sphäre des Scheins: der Schein „ist

das Sein, das unmittelbar an ihm selbst ein Nichtsein ist²⁰ und sich selbst deshalb in Werden entlassen hat.

RILKE hat HEGELs Philosophie, sofern er sie überhaupt angemessen kannte, nicht eben geschätzt. So scheint es kaum eine philologische Abhängigkeit, sondern vielmehr ein Zwang in der Sache des Denkens zu sein, der die Affinität der poetischen Feier und der philosophischen Herleitung des Scheins bedingt. Für HEGELs begriffslogische Argumentation gehen reines Sein und reines Nichts ob ihrer „unbestimmten Unmittelbarkeit“ nicht ineinander über, sondern sind immer schon ineinander übergegangen, weil sie an sich selbst auch je das Andere ihrer selbst sind²¹. Dem entspricht die Logik von RILKEs poetischen Bildern. Auch für sie gilt, daß der klare und ausgesparte, also unbestimmte Raum der Verschränkung von Sein und Nichts das Werden des Scheins immer schon ermöglicht hat. Schein kann gegenwärtig sein, weil das Ineinanderübergegangensein von Sein und Nichts sein Werden freigesetzt hat.

Diese entscheidende Wende in RILKEs Sonett dürfte von MALLARMÉs Poetik inspiriert sein, die ihrerseits an Überlegungen HEGELs anknüpft. Den zentralen Satz dieser Poetik hat MALLARMÉ autobiographisch formuliert: „Après avoir trouvé le néant, j'ai trouvé le beau“²². RILKEs berühmte Wendung aus der ersten Elegie nimmt das Motiv auf, danach der schöne Schein das Nichts im Sein präsent hält: „Denn das Schöne ist nichts / als des Schrecklichen Anfang, den wir noch gerade ertragen, / und wir bewundern es so, weil es gelassen verschmäht, / uns zu zerstören“²³.

Das Einhorn-Sonett ist das geglückte Gegenstück zu den häufig angestrengt-ambitionierten Duineser Elegien, in denen es gleichfalls um eine poetische Verhältnisbestimmung von Sein, Nichts und Schein geht. Somit nimmt RILKEs Spätwerk die vielleicht prominenteste Thematik neuzeitlicher Dichtung auf — erinnert sei nur an HAMLETs Monolog „To be or not to be“ und an MIGNONs Verse „So laßt mich scheinen, bis ich werde“; die GOETHEs Rätselgestalt beziehungsreich in den Tod, ins Nicht-Sein geleiten. Auch die Subjekte, die RILKEs Sonett seltsam anonym stets nur mit dem Personalpronomen der dritten Person Plural bezeichnet, lassen das Einhorn so intensiv scheinen, bis es geworden ist. Die Schlußzeilen des Gedichts aber entziehen das gewordene Einhorn den Blicken und Anreden derer, die es haben werden lassen: „Zu einer Jungfrau kam es weiß herbei — und war im Silber-Spiegel und in ihr.“ Das Tier, das es nicht gibt, gibt es demnach doch: als buchstäblich imaginäres und symbiotisches Tier, das *als* Tier der menschlichen Ordnung des Wissens und Aussagens enträt. Das Einhorn präsentiert sich denn auch nicht den gleich vierfach genannten pluralen Subjekten, die in einer Ordnung des Symbolischen vereinigt sind, um vielmehr diesseits der Ordnung reglementierter Intersubjektivität in eine dyadisch-imaginäre Beziehung einzutreten. Wenn das Einhorn *im* Silber-Spiegel und *in* der Jungfrau *ist*, so setzt es an die Stelle der Kommunikation des Wissens die Kommunion einer Liebe, die alle Anzeichen einer freundlichen folie à deux aufweist.

RILKEs Einhorn hat mit diesem Motiv seine Herkunft aus den ontologischen Problemstellungen, die in den beiden Quartetten anklängen, leichtfüßig verlassen. So fließend wie das elegante Enjambement von der zweiten zur dritten Strophe („und brauchte kaum / zu sein“) ist der Übergang von ontologischen zu psychologischen Themen und Motiven. Ontologie aber hat ihren Schauplatz einzig in semio- und psycho-logischen Problemen. Und deshalb ist es auch von ästhetischer wie von sachlicher Konsequenz, wenn RILKE das ontologische Problem des Scheins so wendet, daß es nunmehr — um Begriffe der semiologischen Psychoanalyse JACQUES LACANs aufzunehmen — die Sphäre imaginärer Intersubjektivität kennzeichnet. Schein, schöner Schein ist danach, was zwei so miteinander verbindet, daß es der Sphäre der sprachlich-symbolischen Anerkennung durch Dritte sich entzieht, weil es ihrer nicht bedarf.

Eben dies ist auch das Motiv, das Malte Laurids Brigge zur beschwörenden Beschreibung der Teppiche der Dame à la Licorne im Pariser Cluny-Museum angehalten hat. Die berühmten um 1500 geknüpften sechs Teppiche sind vermutlich ein Brautgeschenk gewesen. Sie stellen, nach inzwischen allgemein übernommener Deutung, die fünf Sinne dar: der Spiegel, den die Dame dem Einhorn vorhält, allegorisiert demnach den Gesichtssinn; die Blumen den Geruchssinn; die Orgel das Gehör und die zärtliche Berührung des Einhorns den Tastsinn. Das letzte Bild, das die Dame vor einem prächtigen Zelt mit der Aufschrift „A mon seul désir“ ein Schatzkästlein öffnen läßt, während Löwe und Einhorn umgekehrt ihr den Zelteingang offenhalten, entzieht sich hingegen dieser sensualistischen Deutung. Ich möchte daher in einem kurzen Exkurs

vorschlagen, von diesem zweifellos zentralen Motiv ein Licht auf die übrigen fünf Teppiche fallen zu lassen. Das Einhorn, das sich öffnende Zelt und das sich gleichermaßen öffnende Schatzkästlein sind alte erotische Symbole. Sie sind unter dem kaum deutungsbedürftigen Titel „A mon seul désir“ versammelt und lassen es deshalb zu, dieses sechste Bild als erotisches Telos der liebevollen Annäherung zu verstehen, die in den übrigen Bildern verrätselt wird. Dann aber würde die nicht nur von RILKE so bewunderte Teppichfolge wie die fünf Sinne so auch das alte Schema der *quinque lineae*, der fünf Stufen erotischer Begegnung bebildern, nämlich: *visus* (den ersten gebannten Blickkontakt), *allocutio* (die gleichsam musikalisch-melodische Fesselung durch die Ansprache des Liebenden), *tactus* (die zärtliche Berührung), *basium* (den Tausch von Küssen) und schließlich *coitus*.

RILKEs faszinierende und faszinierte Beschwörung der Einhorn-Teppiche läßt deren erotische Atmosphäre ständig mit präsent sein. Ist die Beschreibung doch, wie Malte nachträglich erkennt, eigentlich ein „Liebesbrief“²⁴ an Abelone. Ein Liebesbrief freilich, der ähnlich paradox eingeleitet ist wie das Einhorn-Sonett: mit der Feststellung eines Sprachgebildes nämlich, daß „mit dem Sagen nur unrecht geschieht“²⁵. Die nun folgende Beschwörung der Einhorn-Bilder will das Unrecht der Sprache tilgen; das Unrecht, daß Sprache als das Medium regelgeleiteter Intersubjektivität noch die Wünsche der Subjekte nach ihrer Logik gestaltet. Deshalb endet die Evokation der Teppichfolge wie das Einhorn-Sonett mit der Beschreibung des Spiegel-Motivs, das in seiner Blickverlorenheit unrechtes Sagen erst gar nicht zuläßt. Wie den Sonett-Zeilen ist der Prosa des *Malte*-Romans daran gelegen, die Begegnung zwischen der Jungfrau und dem Einhorn als eine imaginär-symbiotische zu schildern, die sprachlos die Ordnung der Intersubjektivität ausblendet. „Es kommt noch ein Fest, niemand ist geladen dazu“ — so hebt die Beschreibung des Teppichs mit dem Spiegel an, um mit den Worten zu enden: „Der Löwe sieht sich fast drohend um: es darf niemand kommen. (...) (Die Dame) neigt den (andern) Arm gegen das Einhorn hin, und das Tier bäumt sich geschmeichelt auf und steigt und stützt sich auf ihren Schoß. Es ist ein Spiegel, was sie hält. Siehst du: sie zeigt dem Einhorn sein Bild“²⁶.

Im Spiegel und im Schoß der Jungfrau kann das Einhorn liebend-geliebt seiner selbst inne werden. Noch diese Bestimmung macht es als Symbol der Selbstdeutung von Dichtung verständlich. Weil poetische Sprache die Sprache des Wunsches sein kann und weil sie als die Sphäre des schönen Scheins vom Nichts nicht schweigen muß, ist sie das Medium, in dem man — nach WALTER BENJAMINs Wendung — „ohne Schrecken seiner selbst inne werden kann“²⁷. Poetische Sprache bildet die Sphäre einer Kommunikation, die bewußt keinerlei Ansprüche auf regelgeleitete Gültigkeit macht, die vielmehr im symbolischen Medium der Sprache selbst imaginäre Möglichkeiten des Sich-Verlierens an den Anderen oder des Im-Anderen-bei-sich-selbst-Seins bereithält. Daß RILKE im Einhorn-Symbol Dichtung selbst symbolisiert, zeigt ein letzter kurzer Blick auf das Sonett. In der ersten Zeile der letzten Strophe benennt es das erste und einzige Mal das Tier, das es nicht gibt, und verweigert doch zugleich diese Benennung. Die Wendung „... daß es aus sich ein Stirnhorn trieb. Ein Horn“ bezeichnet eben nicht das Einhorn, sondern das Einhornhorn, das Horn des Einhorns. Dadurch macht RILKE mit leiser Nachdrücklichkeit für den Umstand sensibel, daß das Tier, das es nicht gibt, auch formal einen poetischen Namen trägt. Die Bezeichnung „Einhorn“ ist, da sie nach dem *pars-pro-toto* Prinzip benennt, eine *Synekdoche* und also eine der Grundfiguren poetischer Bildlichkeit. Und als Bild der Dichtung selbst hat RILKE, dem die theologische und mystische Tradition des Einhorn-Motivs durchaus vertraut war²⁸, das Tier, das es nicht gibt, neu gedeutet. Das rätselhafte Tier aber symbolisiert die Möglichkeit scheinhafter poetischer Sprache, verdrängungsfrei über so abstrakte und rätselhafte Themen wie Sein und Nichts oder über so konkrete und rätselhafte Themen wie Wünsche und Liebe zu sprechen. „Kunst“ — so kann ADORNOs *Ästhetische Theorie* formulieren — „Kunst wird zum Rätsel, weil sie erscheint, als hätte sie gelöst, was am Dasein Rätsel ist“²⁹.

Aus dem neuzeitlichen Funktionsverlust des tradierten Einhorn-Symbols hat ein zeitgenössischer Dichter-Kollege RILKEs weniger deutungsbedürftige Konsequenzen gezogen. In CHRISTIAN MORGENSTERNs Einhorn-Gedicht ist die Vermutung ausgesprochen, daß der Mensch wie das Einhorn sein Sein dem Schein verdankt und also gleichermaßen mit fortschreitender Aufklärung schwinden wird.

Das Einhorn

Das Einhorn lebt von Ort zu Ort
nur noch als Wirtshaus fort.
Man geht hinein zur Abendstund
und sitzt den Stammtisch rund.
Wer weiß? Nach Jahr und Tag sind wir
auch ganz wie jenes Tier
Hotels nur noch, darin man speist —
(so völlig wurden wir zu Geist).
Im ‚Goldnen Menschen‘ sitzt man dann
und sagt sein Solo an...³⁰.

In dieses Wirtshaus zum Einhorn — es befindet sich im Raum 156 des Gebäudes 23.21, Ebene 1 — lade ich Sie, die Sie so lange ausgeharrt haben, nun herzlich ein.

Anmerkungen

- ¹ The Tempest III/3
- ² Zur Geschichte des Einhorn-Motivs liegt eine umfangreiche Literatur vor. Cf. u.a. L. WEHRHAHN-STAUCH: Artikel ‚Einhorn‘; in: Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte Bd. IV. Stuttgart 1958, Sp. 1504—1544/H. BRANDENBURG: Artikel ‚Einhorn‘; in: Reallexikon für Antike und Christentum Bd. 4 o.O. 1959, Sp. 840—862/R.R. BEER: Einhorn — Fabelwelt und Wirklichkeit. München 1977 (3.) / J.W. EINHORN: Unicornis Spiritualis — Das Einhorn als Bedeutungsträger in Literatur und Kunst des Mittelalters. München 1976
- ³ 4. MOSES, 23,22 / 5. MOSES 33,17 / HIOB 39,9—12 / Psalm 22,22 / Psalm 29,5—6 / Psalm 92,11 / JESAIAS 34, 6sq.
- ⁴ In seiner Schrift *De partibus animalium*.
- ⁵ R.R. BEER: l.c., p. 5, cf. p. 20 sq.
- ⁶ Cf. *ibid.*, p. 41
- ⁷ J.W. EINHORN: l.c., p. 48
- ⁸ Der Physiologus, ed. und übers. O. SEEL. Zürich/München 1976 (3.), p. 21 (§ 22)
- ⁹ J.W. EINHORN: l.c., p. 262
- ¹⁰ So die Formulierung der Sektion XXV dieses Konzils. Cf. dazu R.R. BEER: l.c., p. 109 und J.W. EINHORN: l.c., p. 267 sq.
- ¹¹ 11 Cf. den Bericht über die Ausstellung nach der Fresken-Restaurierung von UTE DIEHL in der FAZ vom 29. 1. 1982. Abbildung einiger Fresken bei C.R. HOCKE: Die Welt als Labyrinth — Manier und Manie in der europäischen Kunst. Reinbek 1973, Abb. 240 u. 241 und R.R. BEER: l.c., Abb. 98 u. 101
- ¹² G.R. HOCKE: l.c., 191 sqq.
- ¹³ Cf. dazu W. LEPENIES: Das Ende der Naturgeschichte — Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts. München 1976
- ¹⁴ B. STRAUSS: Die Widmung — Eine Erzählung. München 1977, p. 84 sq.
- ¹⁵ Von diesem Motiv geht der phantastische Roman von P.S. BEAGLE: Das letzte Einhorn, übers. J. SCHWEIER. Stuttgart 1980 (2.) aus.
- ¹⁶ H. MÖRCHEN: Rilkes Sonette an Orpheus. Stuttgart 1958 p. 234
- ¹⁷ RILKE: Das Einhorn — Neue Gedichte; in: Sämtliche Werke in 12 Bänden, ed. E. ZINN, Bd. 2 Ffm. 1975, p. 234
- ¹⁸ *Ibid.*, p. 753
- ¹⁹ Cf. u.a. die Kontroverse zwischen R. KELLER und D. WUNDERLICH in der Zeitschrift für Germanistische Linguistik 1976
- ²⁰ G.W.F. HEGEL: Phänomenologie des Geistes; WW, edd. MICHEL/MOLDENHAUER, Bd. 3, Ffm. 1970, p. 116
- ²¹ HEGEL: Wissenschaft der Logik I, WW Bd. 5, Ffm. 1969, p. 83
- ²² MALLARMÉ: Oeuvres complètes, ed. H. MONDOR / G. JEAN-AUBRY. Paris 1970 (Pléiade), p.
- ²³ Sämtliche Werke Bd. 2, p. 685
- ²⁴ Sämtliche Werke Bd. 11, p. 825
- ²⁵ *Ibid.*, p. 826
- ²⁶ *Ibid.*, p. 829
- ²⁷ W. BENJAMIN: Einbahnstraße; in: Gesammelte Werke, ed. T. REXROTH, Bd. IV/1. Ffm. 1972, p. 113

Künstler und Kritiker, mit Bezug auf einen besonderen Fall Über die Grenzen musikalischer Kritik

HELMUT KIRCHMEYER

Antrittsvorlesung am 2. November 1982

Die heutige Antrittsvorlesung verdankt ihr Thema „Künstler und Kritiker, mit Bezug auf einen besonderen Fall“ einem überdimensionalen Leserbrief, der als vermutlich bezahlte Insertion im Umfang von fast fünf Quartseiten am 14. August 1846 in der Nr. 226 des „Dresdner Anzeigers“ erschien. Verfasser, also Künstler, war der königlich sächsische Dresdner Hofkapellmeister RICHARD WAGNER, Adressat, also Kritiker, der Musikreferent des „Dresdner Tageblatts“ CARL BLANCK, Eingeweihten als Mitglied des Davidsbündlerkreises bekannt und auch als der Mann, der längere Zeit hingebungsvoll, aber glücklos versuchte, ROBERT SCHUMANN die Braut auszuspannen.

Über die Einzelheiten eines lokalen Theaterrepertoirestreits hinaus, um den es im anhängigen „besonderen Fall“ ging, sprach WAGNER Imponderabilien an, die das Verhältnis Künstler — Kritiker, genauer, denn darum ging es ja gerade, das Verhältnis zwischen einem bestimmten Kritiker und ihr gegenseitiges Urteil übereinander formen.

Denn da die Geschichte der Musikkritik ebenso sehr eine Geschichte zeitbedingter Methoden und Systeme wie eine solche von Neigungen und Abneigungen ist, die sich bloß auf Prinzipien berufen, um sich selber zu legalisieren, ist das Urteil über, für und gegen ein Kunstwerk oder einen Künstler immer auch gleichzeitig Aussage zur Sache, auf die das Urteil zielt, wie Aussage zur Person, die das Urteil abgibt und sich im Urteil offenbart. Ob der zu erstrebende Ausgleich zwischen Verstandeseinsicht und Irrationalem erreicht wurde, ist von Fall zu Fall zu klären, und was sich auf der gleitenden Schiene zwischen gefühllosem Sachverstand als dem einen und gefühlsüberladenen Unverstand als dem anderen Extrem abspielt, läßt sich an ausreichenden Einzelfällen in all seinen Strategien aufspüren und in generalisierende Erkenntnisleitsätze einbringen.

Einer dieser Leitsätze scheint die Verbindung kunstkritischer Einzelargumente zu übergeordneten Argumentfeldern zu sein, deren Zahl selber offensichtlich nicht eben sehr groß ist, was man bei der Vielfalt kritischer Einzelargumente zunächst vielleicht kaum erwarten wird, und ferner, daß Einzelargumente je nach ihren Aspekten, die sie im Argumentationsfeld im besonderen vertreten, mehreren Argumentationsfeldern gleichzeitig angehören können.

Dafür ein Beispiel. Man kann einem Komponisten vorwerfen — und ich spreche heute Nachmittag vorrangig das Verhältnis Kritiker — Komponist, nicht das Verhältnis Kritiker — reproduzierender Künstler an, weil sich hier Jahrhunderte zurückliegende Urteile besser auf ihren Wahrheitsgehalt überprüfen lassen — man kann also einem Komponisten vorwerfen, nicht ausreichend genug kontrapunktisches Handwerk zu beherrschen, um richtig komponieren zu können. Man kann ihm ebenso vorwerfen, nicht empfindsam genug zu sein, um sich für die Schönheiten von Liebhabermusiken, also die Musik von Dilettanten, wie man das damals nannte, aufzuschließen. Man kann ihm weiter vorwerfen, die Musik in einem Wust an äußerlichem Materialaufwand zu ersticken, und man kann ihm schließlich vorwerfen, beim Komponieren nur einem abstrakten Plan zu folgen und diesem zuliebe die Verbindung zum klingenden Objekt zu vernachlässigen.

Auf den ersten Blick hin mögen alle diese Argumente sehr verschieden erscheinen, und doch lassen sie sich einem Oberbegriff subsumieren, der als Streit um die Melodie einen Jahrtau-

sende alten künstlerischen Tatbestand anspricht. Flüssig, verständlich und der jeweils zeitgenössischen Ordnung entsprechend melodisch faßlich zu komponieren, verlangt die Erfüllung bestimmter von Stil zu Stil verschiedener Melodiebildungsvorstellungen, denen nicht zu entsprechen dem Eingeständnis melodischen Unvermögens gleichzukommen scheint. Und in allen vier Argumenten ging es um diesen Nachweis von korrumpierter Melodie.

Im ersten Argument wäre das die über die Jahrhunderte hin entwickelte und damit verbindliche Schreibweise des *punctum contra punctum*, im zweiten Argument die Beherrschung der Rokoko-Empfindsamkeit des galanten Stils, im dritten die Absage an den Bombast der französischen Grand opéra und Rückbesinnung auf seriösere Traditionen, im vierten der Verzicht auf einen antibürgerlichen Stil. Wie man den gerügten Mangel an Melodie sprachlich verkleidet, bleibt allein eine Frage der historischen Situation, in der sich der Kritiker bei Lebzeiten befindet. Die Sache dagegen — Mißfallen am Melodieverlauf einer frisch komponierten Musik — ist dieselbe geblieben, weil ja auch das Faktum Melodie seit tausenden von Jahren die Melodiediskussion nicht hat abreißen lassen. Im Grunde besteht zwischen einer melodisch, nicht liturgisch, orientierten Kritik an der Melodiesilbenverteilung und Trennpausentechnik des HOQUETUS des 13. bis 15. Jahrhunderts und der Klage eines sogenannten Belcantofreundes aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, — die in einer — wie es damals hieß — Übergangsperiode lebenden zeitgenössischen Komponisten vermöchten nicht eine einzige halbwegs singbare Melodie zu schreiben, — nur vom Historischen, Methodischen und Sprachlichen, nicht aber vom Argumentationshintergrund her ein Unterschied.

Natürlich gehört das Argument von der Verirrung in eine papiermusikalische Unwirklichkeit ebenso in den Bereich einer Intellektualismuspolemik, die dem Künstler vorwirft, seine Idee sei zwar intellektuell einsichtig, lasse sich aber in der Wirklichkeit des Werkes nicht wiederfinden und müsse deshalb als erklügelt gelten. Aber was wir heute mit dem Wortkürzel intellektualistisch begreifen und was selber wieder einen Argumentkomplex mit vielen Facetten bildet, das nannte etwa die *SCHUMANN-Zeit* reflexiv. Schreiben *wir* heute Aufsatzserien über den zeitgenössischen Intellektualismus, schrieb die *SCHUMANN-Zeit* sie über die verabscheute Reflexionsmusik. Beides meint Musik ohne inspiratorisches Genie auf der Basis eines quasimathe-matischen Kalküls. Reflexionsmusik: das ist die Musik von SCHUMANN, WAGNER, LISZT — Intellektuelle, das sind SCHÖNBERG, WEBERN und ihre Nachahmer und Nachfolger.

Der Zwang zum ständigen Terminuswechsel entspricht einmal dem Bedürfnis, abgeleierte Tatbestände durch andere Benennungen in der Diskussion zu erhalten, zum anderen spiegelt er die im geschichtlichen Wandel zwangsläufig eintretende Veränderung in der Gewichtung der wenigen Argumentfelder, die sich überhaupt bilden lassen, vor allem, wenn man anerkennt, daß nun einmal nicht das, was gesagt oder geschrieben, sondern das, was mit dem Gesagten oder Geschriebenem gemeint wurde, entscheidend ist, und dies noch viel mehr für jene Zeiten, in denen Sprache durchaus dazu dient, Sache, statt sie zu offenbaren, zu verdecken, und um so mehr nach Ausleuchtung dessen verlangt, was vom Inhalt her zur Disposition steht.

Nach der vorigen Jahrhundertmitte tauchte ganz allmählich als neues Wort die Bildung „kako-phon“ auf. Als polemisches Schlagwort gegen die Neue Musik der unmittelbaren WAGNER-Nachfolge gewinnt es zunehmend an Bedeutung und wird dann zwischen 1900 und 1914 zum polemischen Hauptschlagwort der damaligen negativen Musikjournalistik. Kakophonisch, also schlecht klingend, meinte die Musik von STRAUSS, PFITZNER, REGER, MAHLER, jenen MAHLER, der nach Meinung der überwiegenden Mehrheit der damaligen Musikreferenten nicht Maler, sondern Pinsel heißen sollte. Kakophonie bedeutete im Besonderen den Abwertungsbegriff für die Symphonischen Dichtungen von RICHARD STRAUSS. Aber um 1911 schiebt sich ein neues journalistisches Schlagwort in den Vordergrund, das dann die journalistische Szene bis in die ausklingenden fünfziger Jahre beherrscht und das sogar den Vorteil hatte, im musiktheoretischen Umfeld häufig zitiert zu werden: das Wort „atonal“, das wie kakophon zu keinem Zeitpunkt ein echter musiktheoretischer Begriff war, durch den man hätte am Objekt eine Klärung herbeiführen können, das aber genau so griffig, wenn auch weniger witzig wie kakophon, kakophonisch oder Kakophonie statt Symphonie gehandhabt werden konnte. Kakophon bezeichnet im Zeitraum bis 1919 eine scheußlich klingende Musik, atonal dasselbe, aber etwa ab 1911. Beide Ausdrücke umreißen Voreingenommenheit auf Grund eines undifferenzierten ersten Höreindrucks, und sie unterscheiden sich in der Weiterentwicklung des Atonali-

tätsbegriffs in Richtung Bewußtseinsanteil: kakophon besagt am Anfang das, was ungekonnt abscheulich klingt, am Ende das, was gewollt abscheulich klingt; atonal bezeichnet mehr und mehr ein auf Grund systematischer Prozesse erzeugtes, für den Laien aber nicht minder schwer zu ertragendes Klangbild und gewinnt damit zum ausschließlich negativen Charakter des Kakophonischen auch eine apologetische und sogar dogmatische Dimension. Das Argument wird also zunächst bloß sprachlich verkleidet, methodisch anders untergebracht, inhaltlich entsprechend den sich verändernden Zeitläuften weiterentwickelt, bleibt sich aber als Argument, in diesem Falle als Anklage gegen eine zwar künstlerische, aber eben doch nicht wohlklingende Musik, gleich. Heute wird vom Musikkritiker ein Wort wie atonal kaum noch benutzt, ein Ausdruck wie kakophon ist sogar gänzlich in Vergessenheit geraten.

Wenn das bislang Gesagte stimmt, dann müßte sich eine lückenlose Genealogie eines kritischen oder polemischen Argumentationsfeldes historisch über die Jahrhunderte verfolgen lassen. Bleiben wir beim Beispiel Melodie.

Im 17. Jahrhundert beschuldigten die Franzosen die Italiener — und ich beziehe mich jetzt für einen Augenblick auf die ironische Darstellung der Zusammenhänge in WANDA LANDOWKAs Brief aus dem Kaukasus „Warum ist die moderne Musik nicht melodios?“ vom Jahre 1913 — im 17. Jahrhundert also beschuldigten die Franzosen die Italiener, ihrer Musik entbehre jeglicher Melodie. Aber hundert Jahre später lief das Argument als Bumerang zurück. Jetzt wären es die Italiener, die den Franzosen ihre Melodielosigkeit vorwarfen. GLUCKs Musik nannte man Geheul und Geschrei, nur Melodie hatte sie angeblich nicht. Das Spiel hat sich dann von Generation zu Generation mit beinahe ermüdender Langweiligkeit wiederholt. Jede Zeit war davon überzeugt, sich im Mittelpunkt der melodiosen Wahrheit zu befinden, wenn sie der eigenen Musik und damit doch letztlich sich selber die Fähigkeit zur Melodiebildung absprach. Aber auch die Gegenprobe stimmt: eben jenes von den Franzosen so verlästerte italienische 17. Jahrhundert soll die Melodie von den polyphonen Fesseln der Vergangenheit befreit haben — und LULLY soll es gewesen sein, der dann seine Zeit von der Monotonie alter Musik erlöste, eben jener LULLY, dem man italienischerseits Melodielosigkeit vorwarf — RAMEAU dagegen, selbst als melodios verketzert, soll wiederum dem Geleiere des „lullystischen plain-chant“ ein Ende bereitet haben — die Italiener dann verdrängten die trockene, spröde Melodie RAMEAUs durch die Zartheit und Leichtigkeit ihres neueren Gesanges, und ihnen gegenüber wurde MOZART so lange der — wie man ihn nannte — Mann mit den eisernen Ohren, der klangliche Mißbildungen, unangenehme Fortschreitungen und unbegreifliche Dissonanzen häufte, bis man ihn im 19. Jahrhundert als die Inkarnation des Melodischen an sich begriff. Das Spiel um die Dame Melodie mit ihren immer wieder neu ermittelten Charaktereigenschaften geht unentwegt durch die Jahrhunderte weiter, gleichgültig, welche Zeit man heraufbeschwört. Das Spiel ist im Grunde nichts als ein didaktisches Kreiselspiel, bei dem jeder seine Position einnehmen kann, die ihn persönlich als die geeignetste dünkt, weil er aus der Perspektive seiner Zeit je nach Position gleichzeitig Recht und Unrecht behält.

BELLINI oder DONIZETTI — das ist je nach Kritikerperspektive klassischer italienischer Belcanto oder Klingling- und Tamtammusik; und was dem einen wie eine seltene Ausnahmebegabung erscheint, will dem anderen wie respektabler Durchschnitt vorkommen, weil er, zu Recht oder nicht zu Recht, sei dahingestellt, die Maßstäbe anders setzt.

Zeigt das Beispiel letztlich nur, daß das Argument als solches fast ohne Belang ist, weil die Entscheidung im Kritischen, Polemischen oder Apologetischen auf einer ganz anderen Ebene fällt, in diesem angesprochenen Komplex eben kein Objektivitätsverhältnis zwischen Werk und Kritiker voraussetzt, sondern ein mitunter schnell wechselndes Interessenverhältnis zwischen beiden, das sich zur eigenen Rechtfertigung auf eine nicht auf den Begriff zu beziehende Geschmacksästhetik berufen kann und damit, ausgenommen von der Interessenkomposition selber aus, praktisch unangreifbar wird? Enthüllt sich hierbei fachgerecht abgesicherte Urteilsfindung mitunter nicht als sichtbares Zeichen unterschwelliger Bewußtseinsvorgänge, die den kritischen Spruch weitgehend schon determiniert haben, bevor noch das Objekt, an dem sich die vorgebliche Kritik zu versuchen hat, überhaupt in Sicht gekommen ist? Nicht als ob nicht ein in dieser oder jener Weise voreingenommener Kritiker aus Verstandeseinsicht oder Verantwortungsbewußtsein ein mit seiner eigenen Voreingenommenheit nicht vereinbartes Urteil fällen könnte — darum geht es nicht. Es geht vielmehr ausschließlich um die Frage, wie ein vorder-

gründig logisch anmutendes Urteil in Wirklichkeit zustande gekommen ist, genauer, in welchem Verhältnis sachbetonte Motive zu den ausschließlich personal- und interessebezogenen stehen. Nicht, daß man einem Künstler dieses oder jenes vorwirft oder zuspricht, ist das Ausschlaggebende, sondern aus welchem Grunde man es tut. Und damit richtet sich das Augenmerk in zweifacher Hinsicht auf die vorkritische Positionen, auf mentale Komponenten, wie sie jetzt genannt werden sollen, die losgelöst vom Einzelkritiker begriffen und klassifiziert werden können, und auf die eigentliche Typologie des Kritikers selbst, der von den mentalen Komponenten zwar nicht ausschließlich gesteuert, aber doch in Form von vorkritischen Anschauungskategorien vorgelenkt wird. Das Einzelargument selber degradiert sich in solchem Zusammenhang zu einer Art von Wechsellrahmen, in den sich jeder Künstlerkopf je nach Situation stecken läßt: der Argumentinhalt bleibt beinahe unverändert stehen, nur der Komponist, auf den er bezogen werden soll, wechselt.

Das 19. Jahrhundert hat bereits in Umrissen von solchen vorkritischen Befangenheiten des Kunsturteils gewußt, wenn es die Untersuchung des Verhältnisses Künstler—Kritiker nicht bloß auf die Analyse der Logik und Schlüssigkeit einer Kritik beschränkte, wie es bis etwa 1824 üblich war. Für das Jahr 1846 allerdings, als WAGNER seine Insertion für den Dresdner Anzeiger machte, war die Problematik bereits sehr brennend. Die damals in Deutschland herrschende Methode der Standpunktkritik, die vom Kritiker verlangte, von einem sogenannten festen Standpunkt aus zu urteilen, der aber vor Beginn seiner Kritik in Form einer kurzen Erklärung bekanntzugeben sei, damit sein Urteil im Wahrheitsgehalt relativiert werden könne, ging nur wenige Jahre später in die von FRANZ BRENDEL propagierte Parteikritik über, die vom Kritiker nicht nur den festen Standpunkt, sondern darüber hinaus auch einen kämpferischen Impetus für oder gegen eine Sache forderte. Dieser neue Kritikertyp, der etwa ab 1852 die Szene zu beherrschen begann, sollte nicht mehr übergeordnet über die Erscheinungen der zeitgenössischen Produktion Urteile fällen und die Leser unterrichten, sondern er sollte seinem Favoriten den Weg freischießen, dessen Gegner mit allen Mitteln aufhalten und das lesende Publikum entsprechend dafür oder dagegen einstimmen. Damit wurde der Prozeß für eine informationsdemagogische Manipulationskritik geöffnet, die mehr und mehr ausschließlich vom personal-emotionalen, kunstideologischen, marktbeobachtenden oder gesellschaftspolitisch opportunen Kunstbetrachten ausging und zu deren Vollzug jedenfalls weder musikalische Sach- und Fachkompetenz noch intellektuelle Redlichkeit verlangt waren. In diesem Lebensraum blieb vom freien, selbstverantwortlichen Kunsturteil mitunter nur noch der Nimbus vergangener Tage übrig, verschüttet von einem Lesefutter, das nicht mehr sichten und klären, sondern vorgefaßte Meinungen möglichst angenehm fördern und befriedigen will und damit unter wissenschaftlichen Vorzeichen mit tendenzmäßig geprägten Heroenbiographien begleitet wird.

Was sich hier zwischen Kunstwerk und urteilender Person einschleibt, vermag einen Mechanismus hintergründiger persönlicher, wirtschaftlicher, ideologischer Kräfte in Gang zu setzen, die zum Kunstwerk selber nur noch eine nominelle Beziehung unterhalten. Erfährt Musik je nach der Voraussetzung, unter der sie gehört wird, und unabhängig von ihrer Struktur, auf den Ort des Hörens bezogen einen Bedeutungswandel, der sie zwar als Musik nicht versehrt, aber von dem abhängig macht, was sich außerhalb der Musik tut, so ist zwangsläufig das Urteil über sie ein Kompromiß aus emotionaler und intellektueller Befindlichkeit, gleich, wie diese zustande gekommen ist. Das nicht einmal einen kritischen Akt beschreibende banale Beispiel von Weihnachtsmusik auf Karneval oder Karnevalsmusik am offenen Grab veranschaulicht die Zusammenhänge von Fehlcombination tauglichen Objektes am untauglichen Ort.

Daß sich zu allen Zeiten Kritik im Rahmen ausdeutbarer Systeme vollzogen hat, denen die Kritiker auch dann verpflichtet waren, wenn sie sich scheinbar nur atmosphärisch davon berührt fühlten, so wie wir uns ganz selbstverständlich in der Sprache und im Denken unserer Zeit bewegen und dementsprechend äußern müssen, wenn wir uns überhaupt äußern wollen, dies darf nicht dazu führen, gängige und methodisch ausgewiesene Epochenvorstellungen als unverbrüchliche Urteilskategorien zu sehen, die bei richtiger Anwendung auch die historische Richtigkeit des künstlerischen Urteils im Einzelfall verbürgen müßten. Vielmehr sind es ja gerade die vorkritischen Positionen, von denen ein Teil mentale Komponenten genannt werden soll, die auf die Art der Methodenbenutzung in Vergangenheit und Gegenwart und damit sicher auch in der Zukunft einwirken und damit Gelegenheit bekommen, auch den besten methodischen

Ansatz als Hilfskonstruktion für bestehende Neigungen oder Abneigungen oder gewährte oder nicht gewährte Interessenvertretungen zu verfälschen.

Die Zahl der mentalen Komponenten ist jedenfalls ungleich höher als die Zahl der Argumentkomplexe. Es stellt sich allerdings die Frage, was wirklich diese Bezeichnung verdient. Sicherlich: geistige und technische Bildung, politische Vorstellungen, persönliches Temperament, Beziehungen und Verpflichtungen, augenblickliche Verstimmungen und Befindlichkeiten, Zwangslagen, Erfolge und Mißerfolge im eigenen künstlerischen oder journalistischen Berufsweg sind Dinge, die ein Kunstwerk im Urteil stimmiger oder unstimmiger erscheinen lassen können als es in Wirklichkeit ist. Da der Anfang mit WAGNER gemacht wurde, liegt es nahe, Beispiele dazu auch aus der WAGNER-Geschichte zu wählen, obwohl diese dafür beileibe kein Monopol besitzt. Da ist der Kapellmeister, der den Kollegen journalistisch attackiert, weil der die Stelle bekommen hat, um die er selber sich vergeblich bemühte: das wäre der Fall SCHINDELMEISSER 1842. Da ist der Kapellmeister, der die Stelle wirklich erhält, nachdem er seinen Vorgänger daraus verdrängte, und der nun aus schlechtem Gewissen und übersteigertem Selbstwertgefühl die nachträgliche moralische Bestätigung in der Verunglimpfung sucht: das wäre der Fall DORN. Da ist der Komponist WÜERST, der gegen den erfolgreicheren Kollegen antritt, der vom Schicksal in eine geringere soziale Stellung eingewiesene tagesschriftstellernde Musiker BANCK, der den höheren gesellschaftlichen Rang des ihm doch scheinbar unterlegenen Zeitgenossen WAGNER mit Mißgunst betrachtet, der menschlich enttäuschte HILLER, der den Künstler entgelten läßt, was ihn selber trifft, der fanatische Exmediziner Dr. SCHLADBACH, der Opern unter Männerchoraspekten beurteilt, da ist der wagnersüchtige THEODOR UHLIG, für den nur AISCHYLOS, SHAKESPEARE und WAGNER existieren, da gibt es die wagnerianischen Vegetariengruppen, die einen Komponisten danach beurteilen, ob er Fleisch ißt, der politische Funktionär, dessen Urteil von der Parteidisziplin vorgeformt ist, der Religiöse, der sich gegen die Äußerungen des Unglaubens wendet, der Atheist, der die Äußerungen des Glaubens verfolgt — quid est veritas? — Was ist Wahrheit!

Aber genau an dieser Stelle ist doch ein tiefer Schnitt zu ziehen, will man nicht jedes ästhetische Urteil aus personalbezogenen Willkürakten von Interesse und Desinteresse ableiten und das Prinzip ästhetischer Beurteilung von der Sache her generell in Frage stellen. Das mag theoretisch vielleicht schlüssig gemacht werden können, doch das Gefühl bleibt, daß hier etwas in der Sache nicht stimmt. Und es sind in der Tat die Bezüge, die nicht stimmen, die Bezüge auf eine Kritik, die jedes Urteil aufgreift, ohne danach zu fragen, wie es zustande gekommen ist. Aber wer aus Interesse oder Neid oder Freundschaft urteilt, urteilt eben aus Interesse, Neid oder Freundschaft und eben gerade nicht aus Kritik. Wer Kunst als Transportmittel für dieses oder jenes betrachtet, nähert sich doch dem Kunstwerk gar nicht mehr als Kritiker eines ästhetischen Objektes, für ihn geht es nur um Kunst als Anlaß für oder gegen etwas, und dabei sind zwei Wesensmomente des Kritischen nicht mehr gefragt, ohne die Kritik bei aller eventuellen Überschätzung ihrer moralischen Qualität niemals existieren kann, nämlich Sachkunde und Redlichkeit. Sobald man sich aber darauf einigt, daß Kritik als die Form jeder Art von sachlicher Auseinandersetzung mit einem Kunstwerk von der unsachlichen Auseinandersetzung prinzipiell zu trennen ist, die in der positiven Form zur Apologie, in der negativen zur Polemik weiterführt, wird der größte Bereich dessen, was sich kritisch nennt, als in Wirklichkeit unkritisch und damit indiskutabel beiseite gelegt, wird die interessengebundene Stellungnahme, die sich je nach Wechsel der Interessen kurzfristig verdrehen kann, als eine zwar kulturgeschichtlich und kulturpolitisch verselbständigte Entwicklung im Rahmen von Urteilsbildungen nicht geleugnet, wohl aber in ihrem Aussageteil relativiert, auf die eigene Interessenlage rückbezogen und im ästhetischen Sinne damit letztlich wertlos.

Es versteht sich von selbst, daß alle Fragen nach der Gültigkeit kunstkritischer Urteile früher oder später auf diese mentalen Komponenten des Kritischen abheben muß, vor allem auf diejenigen, die sich nicht vordergründig darstellen. Aber noch einmal sei festgehalten: die Elemente des Polemischen und des Apologetischen sind keine mentalen Komponenten, die sich auf Anschauungskategorien und damit auf besondere Dispositionen beschränken, die für oder gegen ein Kunstwerk empfindlich machen. Die Sumpflüthen der Kritik, die im Laufe der Geschichte so unendlich viel Bitterkeit freigesetzt haben, gediehen immer nur auf dem Morast interessengebundener Polemik oder Apologie.

In dieser Beziehung läßt sich die Fragestellung dann umdrehen: man setzt die mentalen Komponenten als gegeben voraus und versucht herauszufinden, wie ein Kritiker beschaffen sein und auf ein wie geartetes Kunstwerk er stoßen muß, um in einer bestimmten Situation dieses oder jenes Urteil abzugeben. Da geht es dann wie bei der Graphologie zu: jedes Merkmal läßt sich unter einem positiven und einem negativen Bezug bewerten, und der Zusammenhang entscheidet übers Detail.

Welche Bedingungen müssen zum Beispiel erfüllt sein, um einen Kritiker zu einer generell negativen oder generell positiven Beurteilung zeitgenössischer Musikproduktion zu veranlassen! Um eventuellen Mißverständnissen zu begegnen: es geht nicht darum, einem Kritiker, der mit diesem oder jenem einverstanden oder nicht einverstanden ist, irgendwelche lebenswürdigen oder unliebenswürdigen Eigenschaften nachzusagen, es geht nicht um den Mann, der moderne Kunstwerke nach guten oder schlechten Stücken absucht, sondern um einen Typ, der auf Grund einer bestimmten Verhaltensweise in einer bestimmten Sache grundsätzlich zustimmt oder ablehnt. Daß solche typologischen Untersuchungen ein weites Gebiet der Spekulation eröffnen, versteht sich am Rande, trotzdem müssen sie gemacht werden, und sie haben auch einige Ergebnisse insofern gezeitigt, als die Zahl der Kritikertypen augenscheinlich gleichfalls nicht groß ist und sich dem gleichbleibenden Argumentationsfeld zugesellt. Brennende Fragen der Kritikgeschichte lassen sich auf diese Weise neu beantworten. Daß nichts aus ihr gelernt zu haben, das einzige sei, das man aus der Geschichte lernen könne, ist zwar ein HEGEL zugeschriebenes philosophisches Witzwort, hat aber für die Kompositionsgeschichte eine traurige Aktualität, und ganze Generationen überstrapazierter Künstler haben sich mehr recht als schlecht mit dem kritisch-polemischen Nonsens der Vergangenheit getröstet, an dem alle beteiligt waren, Kritiker, Musikwissenschaftler, Verleger, reproduzierende Künstler und Komponisten: nicht angefangen mit HÄNDEL, dessen Koch angeblich mehr vom Kontrapunkt verstand als GLUCK, und nicht aufgehört mit STRAWINSKY und seinem WAGNER-Unfug.

Wäre damit also, um das Beispiel ganz extrem zu formulieren, unter typologischen Überlegungen der MOZART-Verächter des Jahres 1770 der BEETHOVEN-Gegner des Jahres 1830, der WAGNER-Feind von 1880, der SCHÖNBERG-Polemiker von 1920 und der STOCKHAUSEN-Kontrahent von 1960 — allein deshalb, weil er in voller Würdigung von Sachkunde und moralischer Integrität mental gar nicht anders kann? Das kritische Argument in der Versetzung durch mentale Komponenten, als da sind physiologische Voraussetzungen, Maßstäbe, Vergleichsmöglichkeiten, Bildung, Geschmack und vieles andere enthüllt sich doch als Verhältnisbestimmung zwischen urteilendem Subjekt und beurteiltem Objekt, ein Verhältnis, das entstehen oder auch nicht entstehen kann. Wie anders denn wollte man über die Jahrhundertwende hin praktizierte Auslegbarkeit von Meisterwerken und deren steigende oder schwindende Aktualität begründen, wenn nicht mit projizierten Befindlichkeiten von Einzelnen oder Epochen in das Kunstwerk hinein oder von diesem reflektiert. Darauf muß im Einzelfall abgehoben werden. Die Auflösung der Kritik als Ergebnis eines transzendentalen Erfüllungsprozesses von Selbstfindung stellt den in seinen Urteilsgründen zu verstehenden Kritiker in eine situationsgeschichtliche Zuordnung zum ästhetischen Objekt, bei dem das endgültige Urteil durch die Freigabe der mentalen Anschauungskategorien des Kritikers seine Schlüssigkeit erhält. Genau das aber hat eine Geschichte der Musikkritik zu leisten.

Jede Zeit, so meinte HERMANN ABERT, müsse sich ihr MOZART-Bild neu schaffen. Das meinte nichts anderes als die Resignation vor der Eindeutigkeit von Künstlerschaft und Werkfundus. Leistung kann noch so groß sein — sie wird dem imaginären Museum der Weltgeschichte als Kulturretat einverleibt, wenn sich der einzelne oder eine Gemeinschaft darin nicht mehr wiedererkennen. Selbstverständlich gibt es verbindliche Aussagen über ein Kunstwerk; aber die bewegen sich auf einer anderen Ebene. Es läßt sich feststellen, wann der dualistische symphonische Gedanken entwickelt oder die rein musikalisierte Oper überwunden wurde. Damit wird HAYDN zum Schöpfer der modernen Symphonie und GLUCK zu einem Opernreformer. Aber das sichert historische Leistung, nicht künstlerische Bedeutung für die Gegenwart. Nicht die Meisterschaft als solche zählt, sondern die Möglichkeit, sich im positiven Sinne darauf beziehen zu können. Niemand wäre beispielsweise Mitte des 19. Jahrhunderts auf den Gedanken gekommen, BACH-Werke kabbalistisch oder zahlenspekulativ zu analysieren; erst als die zeitgenössische musikalische Produktion von sich aus zu einer ars combinatoria hin-

drängte, erkannte man sich in verwandten Musiktheorien der Geschichte wieder, begann sie aufzusuchen und zu respektieren. Was sich hier im Einzelnen abspielt, ist längst nicht schlüssig erkannt. Feststeht nur, daß Richtigkeit im wissenschaftlichen Sinne keine Garantie für den Erfolg bietet und daß der Nachweis vom Mangel einer Sache keinen Einfluß auf die Auswirkungen zu haben braucht. WAGNER hat möglicherweise den mittelalterlichen Stabreim mißverstanden — für die Idee des mit dem Stabreim gestalteten Gesamtkunstwerks ist das belanglos. Man kann vielleicht KANT widersprechen, aber doch damit nicht die kantianische Bewegung aus der Welt bringen!

Je mehr man sich mit der Untersuchung mentaler Komponenten befaßt, um so planmäßiger kann man die Typologie des Kritisierenden und damit den Einzelkritiker bestimmen und ihn entsprechend einsetzen. Die eigentliche Entscheidung fällt dann im Vorkritischen, je nachdem welcher Kritiker welches Objekt zugetragen bekommt, um von dem, der hinter der Szene die Fäden zieht, wie eine ferngesteuerte Rakete ins Ziel gelenkt zu werden. Um diese Zusammenhänge hat man schon früh gewußt, und wenn das 19. Jahrhundert dem Kritiker aus gutem Grund die Benutzung von Pseudonymen zugestand, um persönlichen Repressalien zu entgehen, forderte man jedoch ebenso zwingend die Beibehaltung des einmal gewählten Decknamens oder Deckzeichens, um die Kritik mental einordnen zu können.

Tröstet man sich letzten Endes mit der Mutmaßung, die Musikkritik reinige sich wie ein intakter Fluß selber, so treibt man ihre Aporie ins Extrem. Denn Statistik, auf die historische Situation der Musikkritik übertragen, enthüllt zunächst seltsam scheinende Zusammenhänge. Denn selbst der einsamste und schwerblütigste Komponist wurde zu seiner Zeit doch irgendwo und irgendwann einmal als Genie gepriesen, wie der Bedeutendste als Scharlatan. Und wieder wäre die Gegenprobe nötig. Sicherlich, SCHUMANN äußerte sich enthusiastisch über BRAHMS, und die Zukunft gab ihm Recht, er schrieb vernichtend über MEYERBEER, und die Musikgeschichte bestätigte sein Urteil. Aber WAGNER nannte er einen Dilettanten und in seinem Freund HILLER erblickte er ein großes Operngenie, und in beiden Fällen versagte trotz eingebrachter fachlicher Autorität der kritische Spruch. Es liegt doch nahe, danach zu fragen, warum er bei BRAHMS und MEYERBEER Recht, bei WAGNER und HILLER Unrecht behielt — oder aber beweist nicht auch dieses wieder, daß es ja gar nicht um die objektive Richtigkeit, sondern um die Erkenntnis verwandter oder nichtverwandter Seelen geht. SCHUMANN hätte BRAHMS auch dann über die Maßen gelobt, wenn dieser weniger originell gewesen wäre, eben weil BRAHMS ein anderes Stück SCHUMANN war, WAGNER dagegen und MEYERBEER letztlich Fremdkörper bildeten, die der Organismus abstieß, ungeachtet der tatsächlichen Unterschiede in der musikdramatischen Qualität beider. Man ist beinahe schon versucht, die Richtigkeit oder Unrichtigkeit eines kritischen Urteils angesichts der Geschichte wie Zufall zu betrachten, weil Konstellationen einwirken, die offensichtlich unberechenbar sein wollen.

Beinahe möchte man meinen, die Größe eines Kritikers erfüllt sich im umgekehrten Verfahren: das Urteil wird ihm nachhinein richtig, weil das Objekt in der Nachfolgezeit einen Stellenwert angewiesen bekommt, der der kritischen Behauptung entspricht; es wird auf dieselbe Weise unrichtig, wenn das Objekt die Kritik nicht mehr trägt. Urteilt der Kritiker also primär nicht in klarer Erkenntnis einer Situation, zu deren Abschätzung ihm tatsächlich auch der historische Abstand fehlt, sondern in Vollzug seiner eigenen geistigen Vorstellungen, so mag er dann als vorausschauender Prophet gelten, wenn die sich mit der Zukunft decken, anderenfalls eben diese Zukunft kommentarlos über ihn hinwegschreitet. Somit ist es am Ende der Komponist selber, der seinen Kritiker mit in seinen Aufstieg oder seinen Sturz hineinzieht. Ist Qualität damit nicht mehr als eine Kombination von Quantitäten, die einer anderen Quantität erlaubt, Qualität zu sein, was in letzter Konsequenz zum Triumph der musikalischen Subkultur führen würde? Ist Kritik damit endgültig auf die Funktion mentaler Auflösung verwiesen? Natürlich nicht, denn es bedarf lediglich weiterer Überlegungen, um nach der Erkenntnis der Aporie einer Musikkritik und ihrer Grenzen mit veränderter Fragestellung die Möglichkeiten einer Musikkritik und ihren Bedeutungsspielraum zu erkennen.

Nach den Möglichkeiten der Musikkritik zu forschen, wäre dann ein neuer Abschnitt in dem vielfältig kapitelreichen Verhältnis zwischen Künstler und Kritiker.

Funktionen des Sports und die Aufgaben einer Sportwissenschaft in der Gesellschaft

HEINZ-EGON RÖSCH

Antrittsvorlesung am 26. Januar 1982

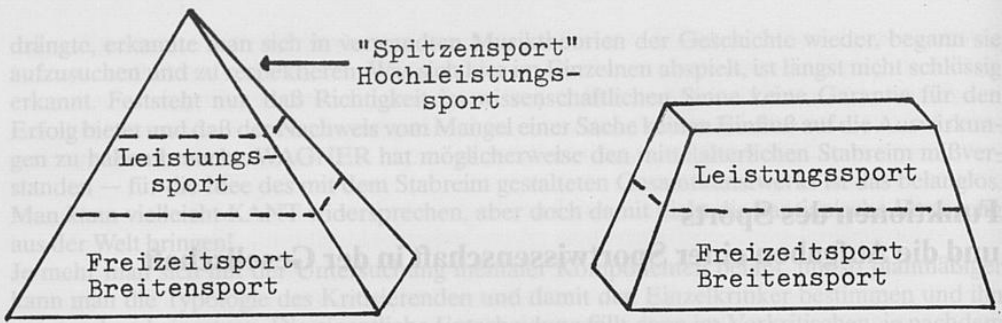
Bei den Vorüberlegungen zu meinem Vortrag stellte ich mir die Frage, ob ich ein spezielles oder ein generelles Thema wählen sollte. Ich entschied mich für letzteres, gilt es doch, eine programmatische Aussage zu treffen, nachdem das neue Institut für Sportwissenschaft der Universität Düsseldorf seit drei Semestern besteht. Es hat seinen Lehrbetrieb aufgenommen und es konnte sich inzwischen zweimal der Öffentlichkeit präsentieren, so bei der offiziellen Eröffnung am 18. November 1980 und am „Tag der offenen Tür“ der Universität Düsseldorf am 27. Juni 1981 mit einem „Uni-, Spiel- und Sportfest“. „Aller guten Dinge sind drei“ (ob „gut“ oder „schlecht“ sei dahingestellt), so folgt nun als dritte „Präsentation“ die Antrittsvorlesung. Dazu darf ich Sie, Magnifizienz und Spektabilis, sehr geehrter Herr Kanzler, werte Kolleginnen und Kollegen, liebe Studenten und ganz besonders die Gäste auch in meinem Namen herzlich willkommen heißen.

1. Zum Begriff „Sport“ – Was meint überhaupt „Sport“?

„Ist das noch Sport?“ [1], so lautete der kritische fragende Titel eines Buches, das ich anlässlich der Olympischen Spiele 1972 geschrieben habe. Natürlich war mir damals wie heute bewußt, daß mit dem Begriff „Sport“ ein weites Gebiet des Phänomens in unserer Zeit und in unserer Gesellschaft gemeint ist.

Wie in jeder Wissenschaft, ist auch hier nach Ursprung und Unterscheidung zu fragen. Sport, etymologisch, kommt vom Lateinischen „deportare“ = eigentlich „forttragen“, „fortbringen“, „fortbewegen“, das im Vulgärlateinischen eine Spezialbedeutung entwickelte, nämlich „zerstreuen“, „vergnügen“, d.h. die Gedanken, das Tun wegtragen von dem „Ernst des Lebens“, des Alltags in eine „andere Welt“, die der Zerstreung, die des Vergnügens. Im Altfranzösischen entwickelte sich daraus „(se) de(s)porter“ = „(sich) vergnügen“ und dessen Substantivbildung „desport“, die sich dann auch im Englischen „disport“ wiederfindet, das zu „Sport“ wird. Auch hier wird die Bedeutung von zunächst „Zerstreung“, „Vergnügen“, „Zeitvertreib“, „Spiel“ beibehalten, erfährt dann aber – vorwiegend im Zusammenhang mit der aufkommenden Industrialisierung im 19. Jahrhundert – eine Erweiterung des Bedeutungsinhaltes in Richtung Wettkampfsport, Leistungssport, also Sport als agonales Prinzip, als eine mit Bandmaß, Stoppuhr und in Punkten, Treffern, Tore meßbare Leistung [2]. Ähnlich wie die Verbreitung von Zivilisation und Technik, ist „Sport“ international geworden und übergreift in Bedeutung und Inhalt Völker, Sprachen und Kulturen.

Was meint „Sport“? Hier gilt es genauer zu unterscheiden. Wir sprechen heute vom „Leistungssport“, vom „Hochleistungssport“ oder gar vom „Spitzensport“ im Unterschied zum „Breitensport“ und vom „Freizeitsport“ – Begriffe und Strukturen eines differenzierten Sports, die deutlich ihr Verhältnis zur Gesellschaft charakterisieren, wenn von einer „Leistungsgesellschaft“, von einer „Freizeitgesellschaft“ die Rede ist. Die etwas skurrilen Begriffe „Spitzensport“ und „Breitensport“, personalisiert „Spitzensportler“, „Breitensportler“ resultieren aus der Vorstellung von einem Pyramidenmodell, wonach nur wenige Sportler durch ihre Konstitution und



Skizze 1: Modell „Spitzensport“ — Modell „Breitensport“

intensives Training zu „Spitzenleistungen“ befähigt sind. Sie heben sich ab von der „breiten Basis“ der Sportler, die ihren Sport mehr als Zeitvertreib, als Vergnügen verstehen. Doch ist der Breitensport auch unabhängig vom Spitzensport zu verstehen.

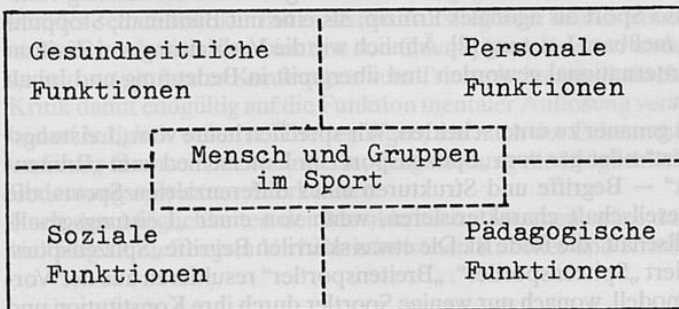
Weitere Unterscheidungen sollen hier ohne nähere Begründungen genannt werden, deren gesellschaftlicher Zusammenhang aber überall präsent ist: „Schulsport“, „Hochschulsport“, „Vereinssport“, „Behindertensport“, „Berufssport“, „Militärsport“, „Familiensport“, „Betriebs-sport“, also Sport im Zusammenhang mit Institutionen oder orientiert an Zielgruppen unserer Gesellschaft. Die unterschiedlichen Sportarten, die alle mit „-sport“ enden, also „Fußballsport“, „Handballsport“, „Skisport“, „Radsport“, „Rudersport“, „Boxsport“, „Tanzsport“, „Tennis-sport“, „Schwimmsport“ usw., lassen eine vielfältige Palette sportlicher Differenzierung erken-nen. Nimmt man noch die in einzelnen Völkern, Stämmen, Gruppen und Landschaften gepfleg-ten Sportarten und Bewegungsspiele und deren Variationen hinzu, so würde die Aufzählung Tausende erreichen, die Menschen — Individuen wie Gruppen — sportlich agieren lassen.

Die gesellschaftliche Funktion wird noch deutlicher, wenn die Relationen von Sport und Staat hervortreten: „Staatssport“, „Volkssport“, „Wehrsport“, Sport als Mittel der Politik, Sportpolitik, wie sie in allen Epochen der Geschichte und von den Mächtigen und herrschenden Staatsfor-men betrieben wurden und betrieben werden. Dazu habe ich mich ausführlich geäußert in mei-nem Buche „Politik und Sport in Geschichte und Gegenwart“ [3].

Es kommen noch hinzu die neueren Begriffe und Inhalte der „Sportwissenschaft“ und deren Schwerpunkte in Lehre und Forschung, wie „Sportpädagogik“, „Sportdidaktik“, „Sportge-schichte“, „Sportphilosophie“, „Sportmedizin“, „Sportsozoologie“, „Sportpsychologie“, „Sportpu-blizistik“ usw. Über die Genese dieser Begriffe und der dahinter verborgenen Inhalte, Struktu-ren und Probleme kann ich mich an dieser Stelle nicht näher einlassen, es gilt aber deren Stellen-wert sowohl in der Wissenschaft als auch in der Gesellschaft zunächst einmal festzuhalten.

2. Funktionen des Sports

Die Aufzählung und die kurze Beschreibung der Begriffe machte bereits Funktionen mit gesell-schaftlicher Relevanz deutlich. Unter diesem letztgenannten Gesichtspunkt und unter den



Skizze 2: Funktionen des Sports (Auswahl)

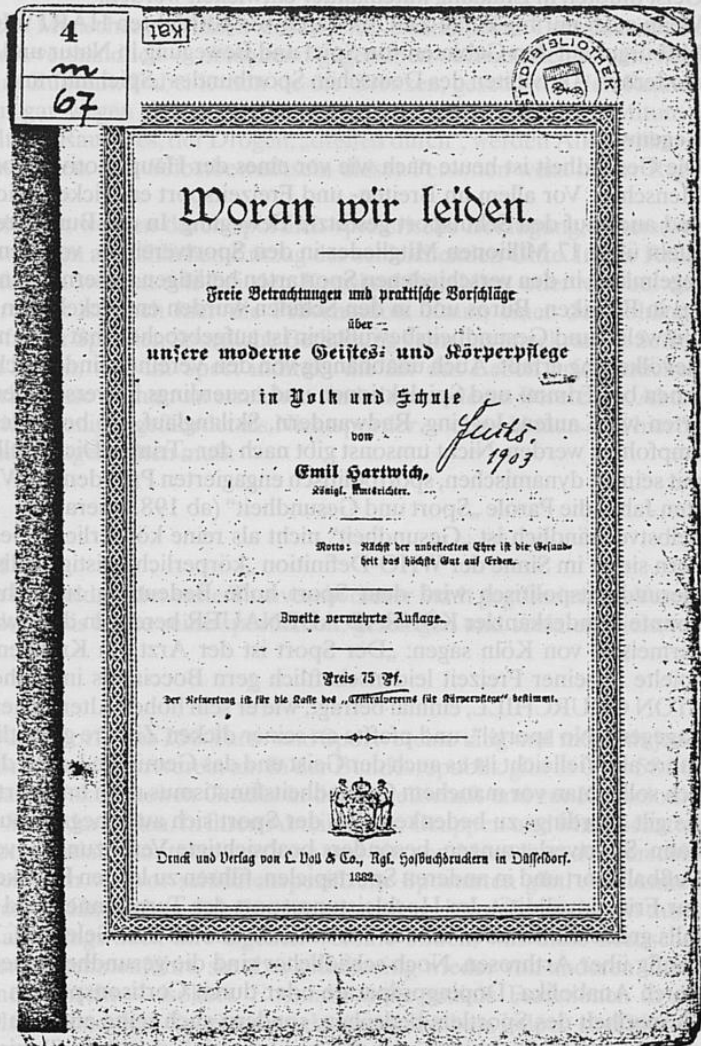
jeweils differenzierten Formen von Sport müssen seine gesundheitlichen personalen, sozialen und pädagogischen Funktionen und teilweise deren Probleme gesehen werden. Hierbei kann es sich ebenfalls nur um Andeutungen handeln.

Lassen Sie mich zu den folgenden vier Hauptfunktionsbereichen jeweils mit einem Beispiel aus der Geschichte des Sports in der Stadt Düsseldorf beginnen.

2.1. Die gesundheitliche Funktion

Sportgeschichte Düsseldorf

Vor genau 100 Jahren, 1881, mit zweiter Auflage 1882, erschien hier in Düsseldorf eine Schrift des Amtsrichters EMIL FERDINAND HARTWICH mit dem Titel „Woran wir leiden“ [4]. Dieses Buch erregte damals in weiten Kreisen der Bevölkerung und bei der damaligen preußischen Regierung Aufsehen. HARTWICH hatte die schnelle Entwicklung der Industriestädte an Rhein, Ruhr und Wupper miterlebt, die vor allem die Gesundheit des Menschen, die in diesen überbevölkerten Städten wohnten, ernstlich bedrohte. Als „Alternative“ entwickelte HARTWICH seine Ideen, die zum Anstoß der „Spielbewegung“ führten. Am 6. März 1882 wurde von



ihm in der Düsseldorfer Tonhalle der „Centralverein für Körperpflege in Volk und Schule“ gegründet. Er legte in Düsseldorf mit Unterstützung der Stadtverwaltung einen Spielplatz für Kinder, Jugendliche und Erwachsene an, auf dem sie sich in ihrer kargen Freizeit tummeln konnten. Auch Schwimmen, Rudern, Eislauf und Wandern standen auf dem Programm. Dieses Modell sollte beispielhaft werden für weitere Spielplätze in deutschen Landen. Die Regierung griff diesen Gedanken HARTWICHs und anderer aus dem Turnerlager kommenden Männer auf und war diesen Bestrebungen zur Verbesserung der gesundheitlichen Lage der Bevölkerung schon aus gesellschaftlichen und gesundheitspolitischen Gründen gewogen. So ordnete Minister GUSTAV VON GOSSLER — selbst ein Freund des Turnens — am 27. Oktober 1882 den sogenannten „Spielerlaß“ für die Schulen an. Darin heißt es: „Ein größeres Gewicht muß aber noch darauf gelegt werden, daß das Turnen im Freien den günstigen gesundheitlichen Einfluß der Übungen wesentlich erhöht, und daß mit dem Turnplatz eine Stätte gewonnen wird, wo sich die Jugend im Spiele ihrer Freizeit freuen kann, und wo sie dieselbe, zwar gehalten durch Gesetz und Regel des Spieles, auch gebrauchen lernt“ [5]. Gerade damals war die „Überbürdungsfrage“ in der gesundheitlichen Diskussion — sie wirkt sich bis zur Gegenwart aus — und namhafte Ärzte und Pädagogen wiesen auf die körperlichen und auch seelischen Schäden hin, die ein einseitig intellektualistisch ausgerichteter Unterricht in den Schulen mit sich brachte. Körper und Geist müßten in Einklang miteinander entwickelt werden.

Wenn auch nur für kurze Zeit, so waren vor 100 Jahren HARTWICH und seine Düsseldorfer Mitbürger auf den Gebieten von Spiel und Bewegung in Natur und freier Luft vorausgeeilt den modernen Aktivitäten des Deutschen Sportbundes „Spiel mit“ und „Sport und Gesundheit“.

Gegenwart

Die Gesundheit ist heute nach wie vor eines der Hauptmotive sportlicher Betätigung für viele Menschen. Vor allem im Breiten- und Freizeitsport entwickelte sich eine auf die Sportvereine und auch auf den Schulsport gestützte Bewegung. In der Bundesrepublik Deutschland gibt es allein über 17 Millionen Mitglieder in den Sportvereinen, von denen sich mehr als die Hälfte regelmäßig in den verschiedenen Sportarten betätigen. Alternativen gegen den Bewegungsmangel in Fabriken, Büros und in den Schulen wurden entwickelt. Ein neues Bewegungs-, Natur-, Umwelts- und Gesundheitsbewußtsein ist aufgebrochen, hat aber noch nicht alle Schichten der Bevölkerung erfaßt. Auch unabhängig von den Vereinen finden sich daher Millionen von Menschen bei Trimm- und Spielaktionen und neuerdings im verstärkten Maße bei Ausdauersportarten wie Laufen, Jogging, Radwandern, Skilanglauf, die besonders von unseren Sportärzten empfohlen werden. Nicht umsonst gibt nach der „Trimm-Dich-Welle“ der Deutsche Sportbund mit seinem dynamischen, sportpolitisch engagierten Präsidenten WILLI WEYER für die nächsten Jahre die Parole „Sport und Gesundheit“ (ab 1983) heraus.

Selbstverständlich ist „Gesundheit“ nicht als reine körperliche Gesundheit zu verstehen, sondern sie ist im Sinne der WHO-Definition „körperlich-geistig-seelisch-soziales Wohlbefinden“. Gesundheitspolitisch wird dem Sport hohe Bedeutung zugeschrieben, und nicht umsonst konnte Bundeskanzler KONRAD ADENAUER bereits in den zwanziger Jahren als Oberbürgermeister von Köln sagen: „Der Sport ist der Arzt am Krankenbett des Volkes“. Er selbst spielte in seiner Freizeit leidenschaftlich gern Boccia bis ins hohe Alter. Sein Kollege WINSTON CHURCHILL, einmal befragt, wie er sein hohes Alter so hervorragend meistere, meinte dagegen: „No sports!“, und pfaffte an seiner dicken Zigarre gemütlich weiter. Beide wurden 92 Jahre alt. Vielleicht ist es auch der Geist und das Gemüt im Leibe, die lebendig machen? Sicherlich sollte man vor manchem Gesundheitsfanatismus auch im Sport warnen.

Es gilt allerdings zu bedenken, daß der Sport sich auch negativ auf die Gesundheit auswirken kann. Sportverletzungen, besonders beabsichtigte Verletzungen, vornehmlich im harten Profifußballsport und in anderen Sportspielen, führen zu langen Krankenhausaufenthalten oder gar zur Früh-Invalidität. Im Hochleistungssport der Turnerinnen und Turner begegnen wir ebenfalls größeren Schäden an der Wirbelsäule und an den Gelenken. Bereits junge Turner klagen häufig über Arthrosen. Noch schädlicher sind die gesundheitlichen Folgen, die immer wieder durch Anabolika, Dopingpräparate oder durch Cortisonspritzen entstehen, die nicht nur die Gesundheit des Sportlers bedrohen, sondern auch seine ethische Grundhaltung zerstören. Es gibt aber auch Freizeitsportler, die sich untrainiert auf die Skipisten und die Langlaufpisten

stürzen und durch Brüche und Kreislaufkollapse ihrer Gesundheit erheblich schaden. Man kann sagen: Sport erhält gesund — Sport macht auch krank, letzteres erfreulicherweise seltener.

2.2. Die personale Funktion

Sportgeschichte Düsseldorf

1920 gründete Prälat CARL MOSTERTS mit einigen beherzten Männern den DJK Sportverband, der seinen Sitz hier in Düsseldorf nahm. Diesen Sportlern ging es in erster Linie um eine personale, ganzmenschliche Entfaltung in sportlicher, religiöser, kultureller Hinsicht. Trotz Verbot und Verfolgung in der nationalsozialistischen Zeit — gleiches erlitt die Arbeiter-Turn- und Sportbewegung — entwickelte sich der dem Deutschen Sportbund angeschlossene Sportverband in der Nachkriegszeit wieder und gibt nicht nur seinen 400 000 Mitgliedern, sondern auch vielen anderen Sportlerinnen und Sportlern für eine persönliche und soziale, christliche Lebensgestaltung wertvolle Impulse, wobei die sportliche Betätigung im Leistungs- und Breitensport nicht Mittel zum Zweck, auch nicht Selbstzweck, sondern integrierender Teil der personalen Entwicklung ist.

Gegenwart

Viele, vorwiegend jugendliche Menschen, befinden sich in einer existentiellen Lebenskrise. Sie stehen der Gesellschaft — oft verständlich — ablehnend gegenüber, suchen nach neuen, nach „alternativen“ Wegen für ihre Zukunft. Dabei lernen sie die Grenzen, gesetzt von den Realitäten, kennen, oder scheitern gar wegen der Aussichtslosigkeit ihres Unterfangens. Mitunter flüchten sie in die Scheinwelt des Rausches, der Drogen, „drehen durch“, werden Alkoholiker in bisher kaum bekannten Ausmaßen. Das Selbstbewußtsein dieser Personen weist in der Regel erhebliche Defizite auf.

Solchen Menschen kann geholfen werden durch sportlich-spielerische Betätigung, unterstützt durch das Gespräch und durch den allmählichen Entzug der schleichenden Gifte. In der Rehabilitation kann ähnlich verfahren werden wie bei den Kreislauf-Instabilen oder wie bei den Infarktgeschädigten. Besser aber ist auch hier die Prävention. Kaum einer der abhängig gewordenen Menschen war früher Sportler. Sportliche Betätigung kann das angekrankte Selbstbewußtsein wieder stärken helfen, weil im Sport indirekt die für das Leben erforderlichen, zumindest kleinen Erfolgserlebnisse leichter zu erreichen sind als in anderen Bereichen. Aktive Sportler sind in dieser Hinsicht weniger gefährdet als Nichtsportler — obwohl man sich hierbei — wie immer — vor Pauschalierungen hüten muß.

2.3. Die soziale Funktion

Sportgeschichte Düsseldorf

Im Jahre 1847 wurde hier in Düsseldorf der erste Turnverein dieser Stadt gegründet, ein Verein, der in ungebrochener Tradition bis heute seine sportlichen, geselligen und sozialen Ziele verwirklicht.

Gegenwart

Wie dieser Verein, sind in Düsseldorf über 250 Turn- und Sportvereine tätig und mehr als jeder fünfte Bürger der Stadt gehört einem Sportverein an. In der Bundesrepublik gibt es über 58 000 Sportvereine, die einen sozialen Faktor hohen Grades in der Gesellschaft und zur Konsolidierung einer Gemeinde, einer Stadt darstellen. In ihren Abteilungen, Gruppen und Mannschaften ermöglichen sie sportliche und soziale Kontakte von jung und alt, von Menschen aus verschiedenen Schichten, wiewohl es nach wie vor schichtenspezifische Sportarten gibt. Am Anfang steht noch die Integration von ausländischen Arbeitnehmern und auch von Behinderten durch sportliche Aktivitäten, die allerdings auch ihre eigenen Vereine bilden, was diese Menschen zwar zu gemeinsamen Zielen zusammenführt, sie aber gleichzeitig wieder von anderen Gruppen der Gesellschaft — unerwünscht — isoliert. Ebenfalls hohe soziale Funktionen in der Gesellschaft sind dem Schulsport und dem Sportunterricht zuzuschreiben, jedoch sind hier die Akzente anders gesetzt. Internationale Kontakte werden durch den Sport ermöglicht, allerdings

sind die Begegnungsmöglichkeiten von Mensch zu Mensch, beispielsweise bei den Olympischen Spielen, sehr begrenzt.

Umgekehrt verursachen die sozialen Interaktionen des Sports mitunter auch erhebliche Spannungen unter den Sportlern, wenn die sportlichen Leistungen allein zum Maßstab werden und nicht die menschliche Qualifikation gilt. Es gibt den zersetzenden Egoismus der einzelnen Sportler sowohl, als auch den von Vereinen und Verbänden, die der gemeinsamen Idee und der Aktivität im Sport entgegenstehen. Finanzielle und wirtschaftliche Probleme und Manipulationen schädigen den Zusammenhalt im Sport mehr und gerade im Berufssport sind aus diesen Gründen vielerlei Differenzen an der Tagesordnung.

2.4. Die pädagogische Funktion

Sportgeschichte Düsseldorf

Im Jahre 1815 — ein sehr frühes Datum für die neuere deutsche Turngeschichte — turnte der Student CHRISTIAN WILHELM ZERNIAL, Schüler von FRIEDRICH LUDWIG JAHN, an den freien Nachmittagen mit 70 bis 80 Schülern des Düsseldorfer Gymnasiums im Hofgarten. JAHN schrieb damals an ZERNIAL: „Grüße alle (Düsseldorfer) Turner und mahne sie, nicht auf dem Lotterbettlein der Sicherheit einzuschlafen.“ ZERNIALs und der damaligen Schulleitung Interessen waren vorwiegend pädagogischer Art. Die Schuljugend sollte nach JAHNs und GUTS MUTHS' Vorbild möglichst vielseitig erzogen werden. Dazu kam auch der Gedanke der „körperlichen Ertüchtigung“, der in der Zeit der Befreiungskriege und bei der beginnenden Restauration des Staatswesens eine Rolle spielte. ZERNIAL ging dann zum Studium nach Bonn, und 1816 waren Düsseldorfer Turner — zu denen sich auch HEINRICH HEINE gesellte — dann bei der Errichtung der Bonner Turnanstalt beteiligt.

Gegenwart

Wenn auch der Begriff „Erziehung“ in der wissenschaftlichen Fachsprache durch „Sozialisation“, „Personalisation“, „Enkulturation“ weitgehend ersetzt wurde, so sind deren Inhalte und Intentionen nahezu gleich geblieben. Der „mündige Mensch“ ist seit KANT Ziel jeglicher Erziehung, selbst wenn politische Ideologien (z.B. im Nationalsozialismus) dies zu verhindern suchten. Der Sport kann zum Mündigsein, zum Personsein wie zum Sein des sozialen Menschen wesentlich beitragen. Der Sportunterricht vermag solche Zielsetzungen einzubringen, jedoch sind in diesem Prozeß Leistungen und Erfolge nicht meßbar, denn Individuen wie Gruppen bilden sich im Sport weniger intentional als funktional. Der Sport selbst ist „wertneutral“. Man kann ihn „gebrauchen“ und ihn „mißbrauchen“. Die Entscheidung „dafür“ oder „dagegen“ fällt auf personaler Ebene beim Menschen selbst. Dazu kann er befähigt werden durch Aufklärung, durch Unterricht, durch die konkreten Situationen des Sports.

Junge Menschen, die sich in ihrer körperlichen und geistig-seelischen Entwicklung befinden, werden im Sport, vornehmlich im Spitzensport, oft fehlgeleitet. Turnerinnen, Eiskunstläufer, Tennisspieler werden schon im frühen Alter (mitunter ab dem 4./5. Lebensjahr) im wahrsten Sinne des Wortes „herangezüchtet“. Die in der Erziehung und Entwicklung befindliche Gesamtpersönlichkeit wird auf Kosten eines zwingenden Trainings- und Wettkampfprogramms von mehreren Stunden täglich eingeengt, was nicht nur gesundheitliche, sondern auch mancherlei psychische und soziale Folgen haben kann. Es handelt sich dabei vornehmlich um einen geringen Prozentsatz von Sportlerinnen und Sportlern, die teilweise von ehrgeizigen Eltern und verantwortungslosen Trainern oder im Interesse totalitärer Staaten oder aus Prestige Gründen angetrieben werden. „Leistungsaspekte, Erfolgsorientierungen und materielle Interessen dürfen sich nicht verselbständigen und die vielseitige Entwicklung der Kinder beeinträchtigen. Vielmehr müssen ebenso Freude am Spiel, Gemeinschaftserlebnis und Selbstwertgefühl gefördert werden“ heißt es in einer Empfehlung des Deutschen Sportbundes.

2.5. Weitere Funktionen des Sports

Es ließen sich sicherlich noch weitere Funktionen des Sports in der Gesellschaft erwähnen, so die Bedeutung des Sports für *Freizeit und Umwelt*, als Anreger von *Kunst, Musik, Sprache, Lite-*

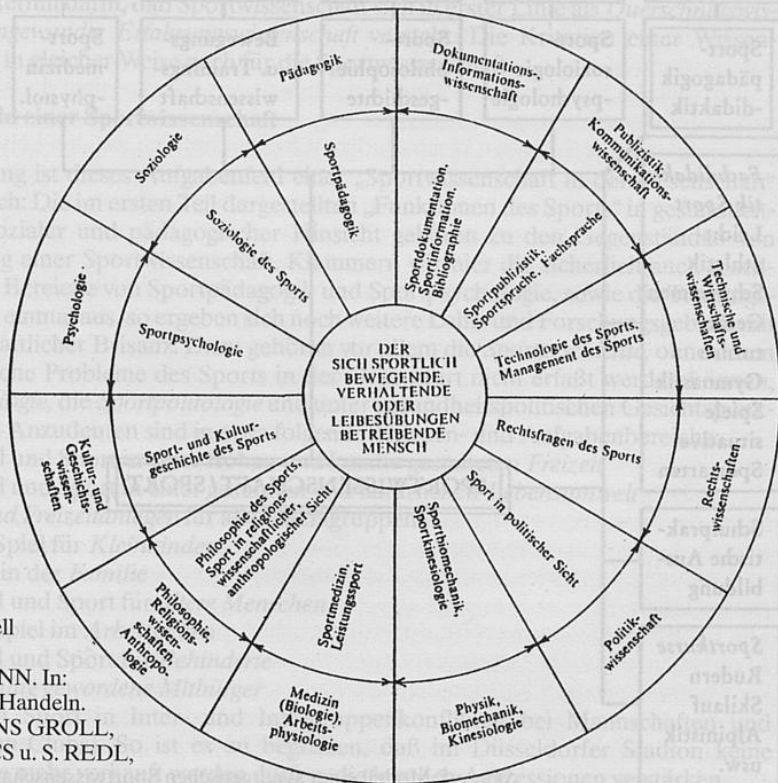
ratur, Recht und Kultur, für kommunale, nationale und internationale Politik (oft auch mißbraucht), für die Medien und für die Wirtschaft, letztlich auch im Dienste sozialer Entwicklungshilfe und des Friedens, alles Funktionen des Sports, die es sowohl positiv zu bestimmen und zu erleben, als auch kritisch zu hinterfragen gilt.

3. Aufgaben einer Sportwissenschaft in der Gesellschaft

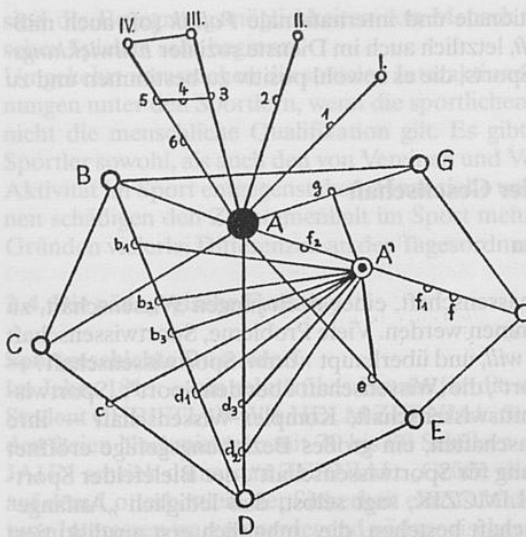
3.1. Ansätze, Sportwissenschaft zu bestimmen

Das gesamte Gebiet und Umfeld der Sportwissenschaft, einer noch jungen Wissenschaft, zu beschreiben, kann hier nicht in Angriff genommen werden. Viele Probleme, Sportwissenschaft zu bestimmen, tun sich hier auf: Was *ist*, was *will*, und überhaupt *warum* Sportwissenschaft? — Sportwissenschaft, die „Wissenschaft vom Sport“, die „Wissenschaft über den Sport“, „Sportwissenschaften“ — was ist gemeint? Querschnittswissenschaft, Komplex-Wissenschaft — ihre Basis-, Herkunfts-, Nachbar-, Quellenwissenschaften, ein großes Beziehungsgefüge eröffnet sich. Der Präsident der „Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft“, der Bielefelder Sportwissenschaftler Professor Dr. KLAUS WILLIMCZIK, sagt selbst, daß lediglich „Anfänge“ einer Wissenschaftstheorie der Sportwissenschaft bestehen, die „inhaltlich erst ausdiskutiert werden müssen“ [6].

Es geht — in groben Zügen — um die mehr „additive“ oder um die stärker „integrativ“ geprägte Sportwissenschaft, also um eine Wissenschaft, die sich aus „Teilgebieten“ zusammensetzt in der Relation zu ihren Herkunftswissenschaften (z.B. Sportpädagogik — Pädagogik, Sportsoziologie — Soziologie, Sportmedizin — Medizin) unter der jeweils spezifischen Fragestellung ihres Gegenstandes „Sport“, oder um eine Sportwissenschaft, die sich eigenständig als „Integrationswissenschaft“ gibt (es aber vielleicht auch nicht ist), die zum Beispiel „Bewegung“, „Leistung“,



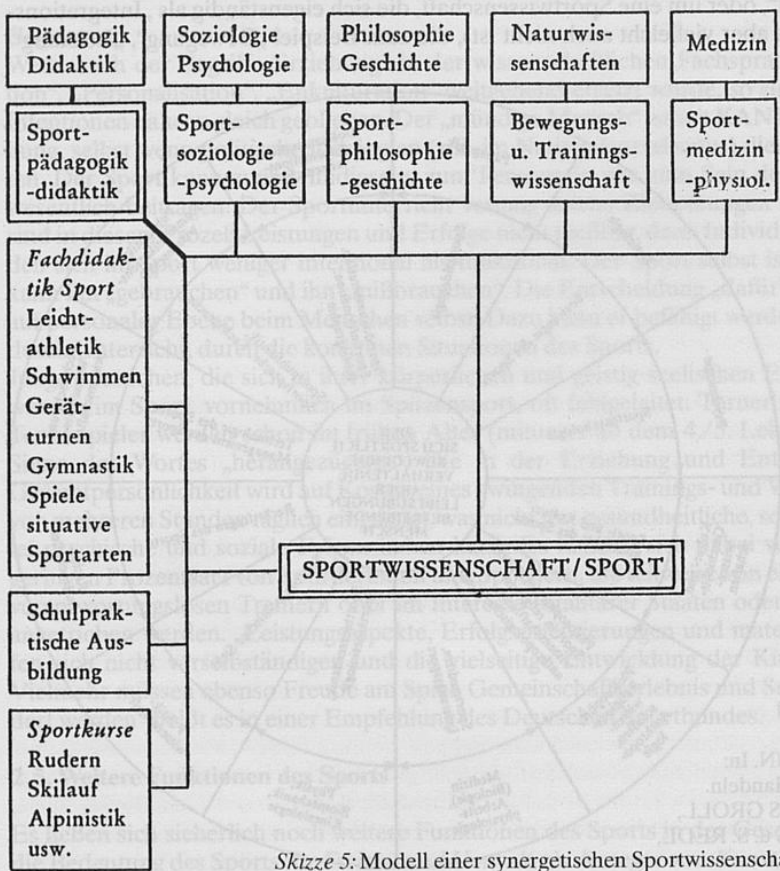
Skizze 3: Strukturmodell der Sportwissenschaft (nach E. NIEDERMANN. In: Forschen — Lehren — Handeln. Gedenkschrift für HANS GROLL, hrsg. von H. ANDRECS u. S. REDL, Wien 1976, S. 38).



- B = Physik
- C = Chemie
- D = Biologie
- E = Psychologie
- F = Pädagogik
- G = Soziologie
- I = Geschichtswissenschaft
- II = Philosophie
- III = Informationstheorie und Kybernetik
- IV = Mathematik
- 1 = Sportgeschichte
- 2 = Sportethik
- 3 = Regelungstechnik
- 4 = Modellierung der Sporttätigkeit
- 5 = Spieltheorie
- 6 = Mathematische Statistik
- b₁ = Anthropometrie
- b₂ = Biomechanik
- b₃ = Sportanatomie
- c = Biochemie
- d₁ = Sportmeteorphysiologie
- d₂ = Sportphysiologie
- d₃ = Sporthygiene
- e = Sportpsychologie
- f = Sportpädagogik
- f₁ = Körpererziehungstheorie
- f₂ = Trainingstheorie
- g = Sportsociologie

A Gegenstand der Sportwissenschaften
 A' Gegenstand der Körpererziehungswissenschaften

Skizze 4: Modell ROKUSFALVY (Budapest) (ROKUSFALVY, PAL, System der Sport- und Körpererziehungswissenschaften. In: Sportwissenschaft 2, 1972/4, S. 371).



Skizze 5: Modell einer synergetischen Sportwissenschaft (RÖSCH).

IFs-Arbeitsbereiche

- I. **Sportunterricht und Erziehung**
Sportpädagogik, Sportdidaktik, Sportpsychologie
- II. **Bewegung, Training, Gesundheit**
Bewegungslehre, Trainingslehre, Sportmedizin
- III. **Sport und Gesellschaft**
Sportgeschichte, Sportsoziologie
- IV. **Bewegung und Szene**
- V. **Theorie und Praxis der Sportarten,
Bewegungsbereiche**

„Interaktion“ im Sport komplex untersucht. KLAUS WILLIMCZIK ist für eine Art „Kompromiß“-Lösung, wenn er schreibt: „Sie (die Sportwissenschaft d. Verf.) lebt vielmehr in der Integration und Differentiation“ [7].

Die folgenden Skizzen sollen lediglich ein Bezugssystem von Sportwissenschaft als additiver oder integrierter Sportwissenschaft darstellen, in denen die angesprochenen Relationen erkennbar werden.

Ein erster, allgemeiner Konsens, Sportwissenschaften zu bestimmen, könnte sich folgendermaßen ausnehmen: *Objekt* einer Sportwissenschaft ist der Sport in seinen vielfältigen Ausprägungen in Zeit und Raum, als Lebens-, Gesellschafts- und Kulturphänomen, als Subsystem und Epiphänomen, *Subjekt* ist der Mensch, sind Gruppen von Menschen, die sich sportlich betätigen oder in einem Bezug zum Sport gebracht werden.

Konsens besteht weiterhin darin, daß Sportwissenschaft sich in erster Linie als *Querschnittswissenschaft* und als *angewandte Erfahrungswissenschaft* versteht. Die Kriterien einer Wissenschaftstheorie gelten in gleicher Weise auch für die Sportwissenschaft.

3.2. Das Aufgabenfeld einer Sportwissenschaft

Trotz der Eingrenzung ist dieses Aufgabenfeld einer „Sportwissenschaft in der Gesellschaft“ noch sehr umfangreich. Die im ersten Teil dargestellten „Funktionen des Sports“ in gesundheitlicher, personaler, sozialer und pädagogischer Hinsicht gehören zu den Gegenständen von Lehre und Forschung einer Sportwissenschaft. Klammern wir hier die sicherlich auch gesellschaftlich relevanten Bereiche von Sportpädagogik und Sportpsychologie, sowie die Trainings- und Bewegungslehre einmal aus, so ergeben sich noch weitere Lehr- und Forschungsgebiete mit besonderer gesellschaftlicher Brisanz. Dazu gehören vor allem die *Sportgeschichte*, ohne deren Beitrag gesellschaftliche Probleme des Sports in der Gegenwart nicht erfaßt werden können, weiter die *Sportsoziologie*, die *Sportpolitik* und unter gesundheitspolitischen Gesichtspunkten die *Sportmedizin*. Anzudeuten sind in etwa folgende Themen- und Aufgabenbereiche:

- Bewegung, Spiel und Sport in einer frohen und kreativ gestalteten *Freizeit*
- Bewegung, Spiel und Sport in einer gesunden und natürlichen *Lebensumwelt*
- *Spiel-, Sport- und Freizeitanlagen* für alle Altersgruppen
- Bewegung und Spiel für *Kleinkinder*
- Spiel und Sport in der *Familie*
- Bewegung, Spiel und Sport für *ältere Menschen*
- Bewegung und Spiel im *Arbeitsleben*
- Bewegung, Spiel und Sport für *Behinderte*
- Sport und *straffällig gewordene Mitbürger*
- *Aggressionen* im Sport in Inter- und Intragruppenkonflikten bei Mannschaften und Zuschauern (Fan-Clubs). So ist es zu begrüßen, daß im Düsseldorfer Stadion keine Alkoholgetränke mehr verkauft werden dürfen, die letztlich Aggressionen verstärken.

- Sport und Integration *ausländischer Mitbürger*
- Sport und *Politik*
- Sport in *Presse, Rundfunk und Fernsehen*
- Sport und Fragen des *Rechts*
- Sport und *Wirtschaft*
- *Werbung* im Sport
- *Institutionen* und Sport: Gesellschaften, Verbände, Vereine, Parteien, Kirchen, Gewerkschaften
- *Subsidiäre Partnerschaft* zwischen Staat und Sport
- Sport im *nationalen und internationalen Spannungsbereich und Begegnungsfeld*
- Der Beitrag des (internationalen) Sports zum *Frieden*
- *Ausgleich von Streß* durch Bewegung und Spiel
- *Gefahren und Risiken des Hochleistungssports*
- *Fairness* als human-soziales Verhalten und Handeln im Sport und im mitmenschlichen Leben
- *Humanisierung* im Sport — zur Frage einer Ethik im Sport

Dies sind nur einige von vielen Aufgabengebieten, die weiterhin der Erforschung und Bearbeitung durch die Sportwissenschaft unter humanen und sozialen Aspekten bedürfen. Es wäre sicherlich verfehlt, hier einer positivistischen Wissenschaftsauffassung zu huldigen. In der Komplexität dieser Themen und Aufgabenbereiche spiegelt sich eine analysierende und begründende, eine orientierende und lebendige Sportwissenschaft, deren Aussagen nicht nur dem Sport, sondern letztlich den Menschen zugute kommen.

4. Schlußbemerkung: Sport und Sportwissenschaft an der Universität Düsseldorf

Am Ende dieser Ausführungen wird man fragen: Und wie ist es mit dem Sport und der Sportwissenschaft an der Universität Düsseldorf bestellt? Ich komme damit wieder kurz auf die Bemerkungen am Eingang des Vortrags zurück.

Zunächst gilt es etwas zu sagen über den *Sport* und den *Hochschulsport* an der Düsseldorfer Universität. Er hat die längere Tradition und existiert seit Bestehen der Universität, vornehmlich in der Organisation und Verantwortung des AStA-Sportreferenten und seiner Mitarbeiter. Der Senatsausschuß für den Hochschulsport beschäftigt sich mit den Leitlinien und den Strukturen des Hochschulsports, befürwortet die Zulassung von Sportgruppen und Mannschaften in den einzelnen Sportarten, und in einem Dreierausschuß wird über die Vergabe finanzieller Mittel entschieden. (Die verwaltungstechnischen Abläufe liegen in den Händen eines Hochschulsport-Koordinators, der am Institut für Sportwissenschaft angestellt ist.) Der Hochschulsport hat sich in den Jahren seines Bestehens sehr viel Mühe gegeben, um die sportliche Betätigung der Studenten und Bediensteten der Universität zu fördern, sei es im Breitensport-Freizeitsport, sei es im Leistungssport-Wettkampfsport. Die Neubauten des Instituts für Sportwissenschaft und die neuen Universitäts-Sportanlagen haben sich auch für den Hochschulsport und den Universitätssportclub, dem viele Universitätsangehörige als Mitglieder angeschlossen sind, nutzbar gemacht, so daß sich hier abendlich größere und kleinere Gruppen spielerisch-sportlich betätigen. Weitere Sportstätten in Düsseldorf werden noch zusätzlich angemietet, um die große Nachfrage in den einzelnen Sportarten zu befriedigen. Sorgen bereiten die Tennisanlagen, die nicht im gewünschten Zustande sind, so daß sich — auch wegen der Höhe der Platzmieten — schon manche unerfreuliche Konflikte ergeben haben. Auch an den Wochenenden und während der vorlesungsfreien Zeit könnten die Sportstätten der Universität besser ausgenutzt werden.

Die Eröffnung des Instituts für Sportwissenschaft zum Wintersemester 1980/81 brachte dem Studienbetrieb an der Universität Düsseldorf eine Erweiterung. Der Lehrstuhl und das Institut für Sportwissenschaft wurden der Philosophischen Fakultät angeschlossen. Das *Studium von Sport und Sportwissenschaft* ist in erster Linie ein Ausbildungsstudium für Lehrer (mit einem weiteren Fach) für die Schulstufen Sekundarstufe I und Sekundarstufe II. Ein Promotionsstudium in Sportwissenschaft ist ebenfalls möglich (Dr. phil.). Zwölf hauptamtliche Mitarbeiter

und weitere Lehrbauaufträge sind in der Lehre (und Forschung) tätig. Die formale und inhaltliche Struktur des Instituts für Sportwissenschaft sieht (im Entwurf) für das Studium folgende „Arbeitsbereiche“ vor:

- I. Sportunterricht und Erziehung, in Verbindung mit schulpraktischen Studien (Sportpädagogik, Sportdidaktik, Sportpsychologie)
- II. Bewegung, Training, Gesundheit (Bewegungslehre, Trainingslehre, Sportmedizin)
- III. Sport und Gesellschaft (Sportgeschichte, Sportsoziologie)
- IV. Bewegung und Szene
- V. Theorie und Praxis der Sportarten, Bewegungsbereiche

(Eine ausführliche Darstellung dieser „Arbeitsbereiche“ finden sich in der demnächst zu verabschiedenden Studienordnung.) Auch in dieser Struktur wird deutlich, welche Bedeutung der Sportwissenschaft zukommt, die man als eine Art „Querschnittswissenschaft“ oder als eine Art „angewandte Erfahrungswissenschaft“ bezeichnen kann. Der Theorie-Praxis-Bezug wird im Sportstudium wie in kaum einem anderen Studium relevant. Der Hauptschwerpunkt des Studiums liegt im erziehungswissenschaftlichen Bereich, so daß sich auf diesem Sektor von vorneherein eine Kooperation anbietet. Im naturwissenschaftlichen und sozialwissenschaftlichen Bereich ergeben sich ebenfalls mancherlei Querverbindungen, die auch für die eigentliche Forschungsarbeit — eines der vornehmsten Aufgabengebiete der Universitätsinstitute — von Bedeutung sind. So finden sich am Institut für Sportwissenschaft der Universität Düsseldorf folgende typische Schwerpunkte, die im einzelnen hier nur kurz angedeutet werden sollen:

Geschichte des Sports in der Stadt Düsseldorf

Sport und Lebensumwelt (humane, biologische, geographische, ökologische, soziale und medizinische Aspekte)

Sport und szenische Bewegungsgestaltung

Prävention und Rehabilitation durch Fahrradfahren (in Verbindung mit der Sportmedizin)

Ein weites Arbeitsfeld der Sportwissenschaft in Lehre und Forschung tut sich hier auf.

Die Ausstattung des Instituts für Sportwissenschaft ist — bis auf die der Sportmedizin und die Bibliothek — durchaus zufriedenstellend. Dafür werden inclusive Sportstätten nahezu 19 Millionen DM (einschließlich Spenden) aufgewendet. *Wünsche* für eine optimale Sportlehrerausbildung bleiben aber noch offen. Sie werden uns in der gegenwärtigen Finanzkrise noch des öfteren beschäftigen. Dazu zählt in erster Linie die Einrichtung der Sportmedizin, die für ein Institut für Sportwissenschaft unerlässlich ist. Hier kann man sich nicht mit Übergangslösungen auf Dauer begnügen. Die C-3 Professur Sportmedizin hat alle akademischen Berufungsinstanzen passiert und kann jetzt eingerichtet werden, zumal auf den Gebieten der sportbezogenen Ersten Hilfe, der Anatomie und Orthopädie, der Sportphysiologie und Sportkardiologie die zukünftigen Sportlehrer ausgebildet werden müssen, um auch dem von gesundheitlicher Seite begründeten Sportunterricht gerecht zu werden. Sportwissenschaftliches Studium und Forschung kann zudem gerade auf den praxisnahen Gebieten der Sportmedizin zu besseren Einsichten für den Schulsport und darüber hinaus für die Bevölkerung führen. Eine Zusammenarbeit mit den Universitätskliniken und dem Fachbereich Medizinische Fakultät der Universität Düsseldorf bietet sich hier besonders an. — Weitere *Wünsche*: Ausbau der noch spärlichen Bibliotheksbestände für Sportwissenschaft und Sport, um auch gezielt wissenschaftlich arbeiten zu können. Auch werden die Sportstätten des Institutes nicht mehr ausreichen, wenn einmal der achtsemestrige Vollausbau erreicht sein wird. Ohnehin ergeben sich Engpässe in der Schwimmbildung durch das Fehlen eines Hallenbades (auch für den Hochschulsport an der Universität). Es wäre aber im Hinblick auf die gegenwärtige Krisensituation unrealistisch, nur Wunschvorstellungen zu huldigen, sie zu Konfliktfällen aufzureizen, sie zur Panikmache oder zur Polemik zu mißbrauchen. Wir müssen mit den spärlich vorhandenen Geldern auskommen, gegebenenfalls nach weiteren Finanzquellen suchen. Den Forderungen der Studenten im Hinblick auf eine noch bessere Ausbildung bringen die Lehrkräfte und die Leitung des Instituts großes Verständnis entgegen. Ob die Wahl der Mittel die richtige ist, um den Forderungen Nachdruck zu verleihen, darf bezweifelt werden. Es ist voll übereinzustimmen, was der Rektor der Univer-

sität, Professor Dr. PETER HÜTTENBERGER, unter der Überschrift „Sparmaßnahmen — Konflikte gemeinsam meistern“ in der Düsseldorfer Uni-Zeitung schreibt: „Regulierte Konflikte enden in der Regel im Konsens, und erst ein immer wieder erneut hergestellter Konsens stiftet Autonomie“ [8].

Diesen Weg des Konsens möchte ich, möchten eigentlich wir alle gehen zum Gedeihen des Sports und zur Förderung der Sportwissenschaft an der Universität Düsseldorf — auch in eine für alle Beteiligten schwierige Zukunft.

Anmerkungen

- ¹ HEINZ-EGON RÖSCH: Ist das noch Sport? Kritische Anmerkungen zum Sport und zu den Olympischen Spielen, 2 Auflagen, Freiburg-Basel, Wien 1972
- ² Nähere Ausführungen zu diesen Prozessen in Sport und Gesellschaft bei HENNING EICHBERG: Der Weg des Sports in die industrielle Zivilisation, Baden-Baden 1973
- ³ HEINZ-EGON RÖSCH: Politik und Sport in Geschichte und Gegenwart, Freiburg-Würzburg 1980
- ⁴ EMIL HARTWICH: Woran wir leiden, Freie Betrachtungen und praktische Vorschläge über unsere moderne Geistes- und Körperpflege in Volk und Schule, 2. vermehrte Auflage, Düsseldorf 1982. EMIL HARTWICH gründete am 6. März 1882 den „Centralverein für Körperpflege“ mit dem Sitz in Düsseldorf, bestehend aus sechs Abteilungen: Turnabteilung, Abteilung für Eislauf, Abteilung für Spiele und Feste, Abteilung für Baden, Schwimmen und Rudern, Literarische Abteilung, Medizinische Abteilung. Volksgesundheit, Bildung, Turnen, Spiele und Sport in der freien Natur lagen ihm am Herzen. Für eine Eisbahn stifteten die Stadtverordnetenversammlung von Düsseldorf auf einstimmigen Beschluß „ein sehr geeignetes Terrain“, die beiden Röhrenwalzwerke POENSGEN und PIED-BOUEF „für weit über Tausend Mark Eisenröhren zur Herstellung einer künstlichen Eisbahn, nach Wiener Vorbild“ und „durch Entgegenkommen der Firma PIEPER & VOHWINKEL ist es gelungen, für voraussichtlich lange Jahre eine circa vier Morgen große Wiese dicht an der Stadt zu höchst mäßigem Preise zu pachten“ (S. 33). Weitere Forschungen zur Geschichte des Sports in der Stadt Düsseldorf können sich hier in den Archiven anschließen.
- ⁵ Der Gosslerische Spielerlaß, in: HERMANN MOLDENHAUER (Bearb.), Die Leibbeserziehung, Weinheim 1954, S. 126 — 131. Der Spielerlaß datierte vom 27. Oktober 1882.
- ⁶ KLAUS WILLIMCZIK: Der Entwicklungsstand der sportwissenschaftlichen Wissenschaftstheorie — Eine international vergleichende Analyse, in: Sportwissenschaft, 10. Jg. 1980/4, S. 355 ders. S. 355
- ⁷ PETER HÜTTENBERGER: Sparmaßnahmen — Konflikte gemeinsam meistern, in: Düsseldorfer Uni-Zeitung, 10. Jg, Nr. 7 Dezember 1981, S. 2
- ⁸ dazu auch: „Manche glauben, es bedürfe lediglich eines nachdrücklichen Auftretens, einer eindeutigen Argumentation, vielleicht nur eines öffentlichen Kraftwortes, um die Gelder fließen zu lassen. Oder, andere Studenten unterstellen der Regierung angesichts der Sparmaßnahmen boshafte Unfähigkeit und sind der Meinung, man müsse nur gehörig demonstrieren, die Presse mobilisieren und die Lehrveranstaltungen boykottieren; kurz, aufsehenerregenden Druck ausüben. Sie glauben dann, sie würden ihre Wünsche rasch durchsetzen. Dem liegt eine naive, fast unpolitische Einstellung zugrunde, die nur von oberflächlicher Einsicht in nationalökonomische und finanzwirtschaftliche Zusammenhänge zeugt...“ (S. 2)

Neue Ansätze bei der Behandlung des akuten Herzinfarktes

JOACHIM JEHLE

Antrittsvorlesung am 20. Mai 1983

Nach einer Aufstellung des Bundesgesundheitsministeriums starben im Jahre 1978 etwa 670 000 Menschen in der Bundesrepublik, davon über 50% an Erkrankungen des Herz-/Kreislaufsystems. Nur bei 22% fand sich eine bösartige Erkrankung, also ein Krebs, als Todesursache. Von den Verstorbenen mit Herz-/Kreislaufkrankungen waren Patienten mit reinen Herzkrankungen mit 64% deutlich in der Überzahl, davon der akute Herzinfarkt mit 56% am häufigsten.

Damit stehen die Herzerkrankungen und besonders der Herzinfarkt an der Spitze der natürlichen, d.h. nicht unfallbedingten Todesursachen. In den letzten Jahren zeichnet sich insofern eine Trendwende an, daß die Zunahme an Herzerkrankungen rückläufig ist, besonders deutlich wird das in den USA. Die Senkung der Infarkt mortalität wird auf zwei Ursachen zurückgeführt:

1. Langfristig durch präventive Maßnahmen, d.h. Bekämpfung der Risikofaktoren, die zum Infarkt führen können, z.B. Rauchen, Hypertonie, Stoffwechselstörungen und Änderung der Lebensweise.
2. Verbesserung der Prognose des eingetretenen Infarktes durch Einsatz neuer therapeutischer Möglichkeiten.

Im folgenden soll auf diesen Punkt näher eingegangen werden. Die Aufnahme des Patienten mit akutem Infarkt auf eine Intensivstation hat durch bessere Überwachung, besonders in den ersten Stunden des Infarktes, zu einer Senkung der Akutletalität geführt, in erster Linie durch Erkennung und Behandlung von Rhythmusstörungen. Der Einsatz von Medikamenten wie Nitraten, Katecholaminen und β -Blockern sowie der intraaortalen Ballonpumpe führten zu einer weiteren Verbesserung der Akutprognose auch bei Patienten mit primärem Pumpversagen. In den letzten Jahren ist ein neues therapeutisches Prinzip der Behandlung des akuten Infarktes, man muß sagen wieder, aktuell geworden: die Lyse, d.h. Auflösung eines Koronarthrombus durch Gabe von Streptokinase. Obwohl diese Therapie bereits vor 20 Jahren eingeführt wurde, hat sie sich bisher nicht allgemein durchsetzen können. Das ist darauf zurückzuführen, daß zahlreiche frühere Studien mit Streptokinase keine eindeutige Klarheit über die Effizienz der Behandlung erbrachten. Die *Abbildung 1* zeigt die Ergebnisse der bisher veröffentlichten zwölf Studien mit randomisierten Patientengruppen hinsichtlich Akut- und Spätletalität. Bei unterschiedlicher Beobachtungsdauer fand sich bei fünf bzw. sechs Studien eine signifikante Abnahme der Letalität. Bei sechs bzw. sieben anderen Studien ließ sich kein signifikanter Unterschied nachweisen. Mehrere Ursachen erklären diese divergierenden Ergebnisse. Zum einen waren die Patienten, die für diese Studie herangezogen wurden, nicht vergleichbar, Therapiebeginn und -dauer waren nicht einheitlich, zum anderen war man sich nicht klar, wie die Streptokinase beim akuten Infarkt wirkt.

Erst angiographische Untersuchungen während des akuten Infarktes konnten in den letzten Jahren zeigen, daß bei 90% aller Patienten ein thrombotischer Verschuß der Koronararterie vorliegt. D.h. die Auflösung eines Gerinnsels während des akuten Infarktes stellt theoretisch ein sinnvolles therapeutisches Vorgehen dar.

Die Rekanalisation der Koronararterie durch Auflösung eines Thrombus bedeutet nicht, daß das Myokard, das durch diese Arterie versorgt wird, von der Nekrose gerettet werden kann.

	Patienten (n)		Letalität (%)		Überwachung Tage	Signifikanz
	Therapie	Kontrolle	Therapie	Kontrolle		
1. Deutsch.- Schweiz	297	261	14,1	21,7	40	p < 0,01
2. Deutsch.- Schweiz	138	131	14,5	26,0	40	p < 0,01
1. Europ. Arbeitsgruppe	83	84	24,1	17,9	Stat.	n.s.
2. Europ. Arbeitsgruppe	373	357	18,5	26,3	Stat.	p < 0,01
Finland	219	207	9,2	9,0	42	n.s.
Frankfurt	102	104	12,7	27,9	Stat.	p < 0,01
Italien	164	157	11,6	11,5	40	n.s.
Europ. Urokinase	159	158	17,0	13,9	21	n.s.
Australien	264	253	9,8	12,6	90	n.s.
Großbritannien	294	282	14,6	14,5	42	n.s.
Österreich	352	376	10,5	17,3	40	p < 0,01
Europ.Coop.Arbeitsgruppe	156	159	11,5/15,6	17,6/30,6	21/6 Mon.	n.s./p < 0,01

Abb. 1: Fibrinolyse bei Myokardinfarkt

Aus tierexperimentellen Untersuchungen mit akutem Verschuß einer Herzkranzarterie ist bekannt, daß eine signifikante Verminderung des Nekroseareals nach mehr als vier bis sechs Stunden dauerndem Verschuß nicht mehr zu erreichen ist. Die Übertragung dieser Ergebnisse auf den Menschen ist wegen der unterschiedlichen Koronaranatomie und der zugrundeliegenden Erkrankung allerdings nicht ohne weiteres möglich.

Aufgrund der eingangs erwähnten angiographischen Befunde bei akutem Infarkt und der tierexperimentellen Ergebnisse über die Ischämietoleranz hat die thrombolytische Therapie des akuten Myokardinfarktes heute wieder an Bedeutung gewonnen. Klinische Untersuchungen von CHASSOV 1976 und RENTROP 1978 haben gezeigt, daß intrakoronar infundierte Streptokinase Thromben beim akuten Myokardinfarkt lysiert.

Im folgenden soll versucht werden, einige noch offene Fragen bei der thrombolytischen Behandlung des akuten Infarktes zu beantworten:

1. Läßt sich durch die Thrombolyse des akuten Myokardinfarktes gefährdetes Myokard retten bzw. wird der Infarkt verkleinert?
2. Mit welchen Komplikationen ist bei dieser Therapie zu rechnen?
3. Wird die Prognose der so behandelten Patienten im Vergleich zu nicht lysierten Patienten verbessert?
4. Ist die nur in speziellen Zentren anwendbare intrakoronare Therapie durch eine in allen Krankenhäusern durchführbare intravenöse Therapie zu ersetzen oder zu ergänzen?

Zu 1. Läßt sich durch die Thrombolyse des akuten Myokardinfarktes gefährdetes Myokard retten?

Nach intrakoronarer Lyse gelingt es innerhalb der ersten sechs Stunden in etwa 80% der Patienten, den Thrombus zu lysieren. Bei Patienten mit einer vermuteten Verschußdauer von weniger als zwei Stunden steigt die Rate auf fast 90% an. In praktisch allen Fällen bleibt nach der Wiedereröffnung des Gefäßes eine hochgradige Einengung zurück. Derartige Stenosen haben zur Folge, daß die Reinfarktrate trotz der Antikoagulantientherapie mit bis zu 30% noch während der Hospitalphase sehr hoch ist. Von einigen Arbeitsgruppen werden deshalb zusätzliche Maßnahmen empfohlen:

1. Fortführung der Streptokinasetherapie über 30 min auch nach erfolgter Wiedereröffnung des Gefäßes.
2. Baldige operative Maßnahmen (aortokoronarer Bypass)
3. Im Anschluß an die Lyse eine Katheterdilatation.

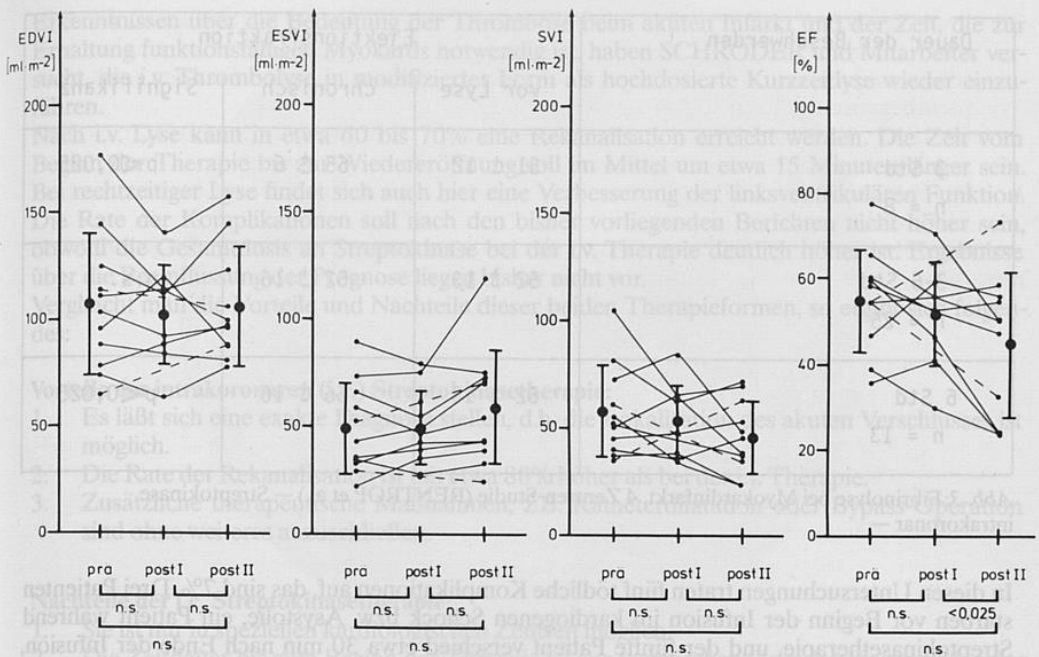


Abb. 2

Hierbei soll bei nicht wesentlich erhöhter Komplikationsrate die Reinfarktrate auf 4% während der Hospitalphase gesenkt werden können.

Die Wiedereröffnung des verschlossenen Gefäßes bedeutet jedoch nicht, daß das gefährdete Myokard gerettet wird. Als Parameter dafür wird in den meisten Studien die angiographisch bestimmte linksventrikuläre Funktion angesehen.

Die *Abbildung 2* zeigt als angiographische Funktionsparameter des linken Ventrikels enddiastolisches (EDVI) und endsystolisches (ESVI) sowie Schlagvolumen (SVI) und Ejektionsfraktion (EF) des linken Ventrikels von zehn Patienten aus unserer Klinik vor und direkt nach i.c. Lyse sowie bei einer Kontrolluntersuchung nach im Mittel vier Wochen. Die Thrombolyse erfolgte im Mittel vier Stunden nach Symptombeginn. Alle dargestellten Parameter zeigen im Mittel keine Änderung.

Betrachtet man die Ejektionsfraktion bei Patienten mit erfolgreicher Lyse unter Berücksichtigung des Zeitpunktes der Wiedereröffnung, so ergibt sich bei *Abbildung 3* aus einer Arbeit von RENTROP et al. Bei erfolgreicher Lyse innerhalb der ersten drei Stunden steigt die Ejektionsfraktion in der Kontrolluntersuchung deutlich an, bei einer Lyse innerhalb von drei bis sechs Stunden findet sich im Mittel keine Änderung. Auffallend ist die signifikante Besserung der linksventrikulären Funktion bei Patienten mit erfolgreicher Lyse nach mehr als sechs Stunden. Das wird von den Autoren mit der bei dieser Patientengruppe nachgewiesenen stärkeren Kollateralisation erklärt. Diese retrograde Perfusion während des akuten Verschlusses bewahrte das gefährdete Myokard trotz dieser langen Verschlusszeit.

Aus den bisher vorliegenden Untersuchungen läßt sich folgende, noch vorläufige Schlußfolgerung ziehen: Bei rechtzeitiger und erfolgreicher Lyse, d.h. innerhalb der ersten drei Stunden, spricht einiges dafür, daß nicht nur der Thrombus aufgelöst, sondern daß auch gefährdetes Myokard gerettet werden kann.

Zu 2. Mit welchen Komplikationen ist bei dieser Therapie zu rechnen?

Hinsichtlich der Komplikationen liegen unterschiedliche Ergebnisse in der Literatur vor. Eine sehr genaue Analyse findet sich in Berichten aus der Rotterdamer Arbeitsgruppe. Sie soll im folgenden vorgestellt werden.

Dauer der Beschwerden	Ejektionsfraktion		
	vor Lyse	chronisch	Signifikanz
3 Std n = 8	51 ± 12	65 ± 6	p < 0,025
3-6 Std n = 25	52 ± 13	52 ± 16	n.s.
6 Std n = 13	52 ± 13	56 ± 16	p < 0,025

Abb. 3: Fibrinolyse bei Myokardinfarkt, 4 Zentren-Studie (RENTROP et al.) — Streptokinase intrakoronar —

In diesen Untersuchungen traten fünf tödliche Komplikationen auf, das sind 7%. Drei Patienten starben vor Beginn der Infusion im kardiogenen Schock bzw. Asystolie, ein Patient während Streptokinasetherapie, und der fünfte Patient verschied etwa 30 min nach Ende der Infusion, wahrscheinlich an einer Herzruptur.

Folgende nicht tödlich verlaufende Komplikationen, die aber alle therapeutische Maßnahmen erforderlich machten, traten auf:

Am häufigsten waren ventrikuläre Extrasystolen mit 21%.

In 16% trat ein Blutdruckabfall auf.

In 15% Bradykardien mit Frequenzen unter 50/min.

In 13% Kammerflimmern.

Bei 11% der Patienten ein AV-Block.

In 9% Kammerflattern bzw. -tachykardien.

Bei 7% fand sich Vorhofflimmern mit schneller Überleitung.

Bei der Bewertung der Komplikationen im Rahmen der Streptokinasetherapie muß aber auch berücksichtigt werden, daß ein Teil unabhängig von der Lysetherapie auch im üblichen Verlauf bei einem Herzinfarkt auftreten können. Etwa 26% der hier genannten Komplikationen fanden sich während der eigentlichen Fibrinolyse.

Zu 3. Wird die Prognose der so behandelten Patienten im Vergleich zu nicht lysierten Patienten verbessert?

Die Letalität der Patienten mit erfolgreicher Lyse beträgt nach Untersuchungen einer multizentrischen Studie etwa 7%. Diese Rate liegt somit in einer Größenordnung von Patienten mit unkomplizierten Infarkten unter konservativer Therapie. Bei Patienten ohne erfolgreiche Lyse beträgt die Letalität fast 20%. Es ist allerdings offen, ob diese beiden Patientengruppen vergleichbar sind. Randomisierte Studien von Patienten mit und ohne Lysetherapie liegen bisher nicht vor, so daß kein endgültiges Urteil darüber abgegeben werden kann, ob die Akutletalität bei allen Patienten mit Myokardinfarkt gebessert werden kann. Auch hinsichtlich der Langzeitprognose liegen noch keine Ergebnisse vor. Das ist darauf zurückzuführen, daß auch hierzu abgeschlossene, randomisierte Studien noch nicht zur Verfügung stehen.

4. Ist die nur in speziellen Zentren anwendbare intrakoronare Therapie durch eine in allen Krankenhäusern durchführbare intravenöse Therapie zu ersetzen oder zu ergänzen?

Wie anfangs gezeigt, haben die zahlreichen früheren Untersuchungen mit der intravenösen (i.v.) Therapie nicht nachweisen können, daß diese Therapie wirksam ist. Ausgehend von den

Erkenntnissen über die Bedeutung der Thrombose beim akuten Infarkt und der Zeit, die zur Erhaltung funktionsfähigen Myokards notwendig ist, haben SCHRÖDER und Mitarbeiter versucht, die i.v. Thrombolyse in modifizierter Form als hochdosierte Kurzzeitlyse wieder einzuführen.

Nach i.v. Lyse kann in etwa 60 bis 70% eine Rekanalisation erreicht werden. Die Zeit vom Beginn der Therapie bis zur Wiedereröffnung soll im Mittel um etwa 15 Minuten länger sein. Bei rechtzeitiger Lyse findet sich auch hier eine Verbesserung der linksventrikulären Funktion. Die Rate der Komplikationen soll nach den bisher vorliegenden Berichten nicht höher sein, obwohl die Gesamtdosis an Streptokinase bei der i.v. Therapie deutlich höher ist. Ergebnisse über die Beeinflussung der Prognose liegen bisher nicht vor.

Vergleicht man die Vorteile und Nachteile dieser beiden Therapieformen, so ergibt sich folgendes:

Vorteile der intrakoronaren (i.c.) Streptokinasetherapie:

1. Es läßt sich eine exakte Diagnose stellen, d.h. die Lokalisation des akuten Verschlusses ist möglich.
2. Die Rate der Rekanalisation ist mit etwa 80% höher als bei der i.v. Therapie.
3. Zusätzliche therapeutische Maßnahmen, z.B. Katheterdilatation oder Bypass-Operation sind ohne weiteres anzuschließen.

Nachteile der i.c. Streptokinasetherapie:

1. Sie ist nur in speziellen kardiologischen Zentren möglich.
2. Die Zeitdauer bis zum Beginn der Therapie ist aus technischen Gründen länger als bei der i.v. Therapie.
3. Sie sollte möglichst in Zusammenarbeit mit einer kardio-chirurgischen Einheit erfolgen.

Vorteile der i.v. Therapie:

1. Diese Therapie kann sofort nach Diagnosestellung ohne wesentliche Zeitverzögerung beginnen.
2. Es ist kein spezielles kardiologisches Zentrum notwendig.
3. Diese Therapie ist in fast allen Krankenhäusern auch ohne kardio-chirurgische Einheit durchführbar.

Nachteile der i.v. Therapie:

1. Eine exakte Diagnose ist nicht möglich.
2. Die Rekanalisationsrate ist niedriger als nach i.c. Therapie.
3. Zusätzliche therapeutische Maßnahmen sind nicht ohne weiteres möglich.

Wägt man die Vor- und Nachteile beider Methoden ab, so müßte es möglich sein, die Vorteile beider Methoden ohne deren Nachteile zu kombinieren. Einige Kliniken versuchen dies bereits in folgender Weise: Bei der Aufnahme des Patienten im Krankenhaus wird nach Sicherung der Diagnose und Ausschluß von Kontraindikationen die i.v. Therapie begonnen, danach erfolgt die invasive Diagnostik und eine i.c. Thrombolyse wird angeschlossen, falls notwendig. Nach ersten Ergebnissen ergibt dieses Vorgehen nicht nur eine höhere Wiedereröffnungsrate, sondern bei den Patienten, bei denen bereits unter i.v. Lyse das Gefäß rekanalisiert wurde, ist auch eine deutliche Besserung der linksventrikulären Funktion nachzuweisen.

Die Möglichkeit, die Vorteile beider Methoden zu verbinden, scheint zur Zeit ein erfolgversprechender Weg bei der Behandlung des akuten Herzinfarktes zu sein. Man kann sich vorstellen, daß die i.v. Therapie in einem Akutkrankenhaus eingeleitet wird. Der Patient wird dann in ein spezielles kardiologisches Zentrum zur Weiterbehandlung gebracht.

Bisher sind aus den vorliegenden Untersuchungen folgende, vorläufige Schlußfolgerungen zu ziehen:

1. Es ist in einem hohen Prozentsatz möglich, innerhalb der ersten sechs Stunden den verschließenden Thrombus in der Koronararterie zu lysieren. Die Rate der Wiedereröffnung ist bei der i.c. Therapie etwas höher als bei der i.v. Therapie.

2. Inwieweit durch diese Therapie gefährdetes Myokard erhalten werden kann, ist noch offen. In den Befunden läßt sich jedoch dann eine Funktionsverbesserung des linken Ventrikels nachweisen, wenn die Reperfusion innerhalb der ersten drei Stunden nach Symptombeginn erfolgt ist.
3. Ob durch die thrombolytische Therapie bei allen Patienten mit akutem Infarkt die Prognose verbessert werden kann, ist noch nicht eindeutig geklärt.
4. Welche Therapieform — i.c. oder i.v. oder die Kombination aus beiden — sich durchsetzen wird, ist ebenfalls noch nicht entschieden.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die Streptokinasetherapie zur Zeit noch nicht als eine allgemeingültige Therapie für alle Krankenhäuser empfohlen werden sollte.



Junge Unternehmer ergreifen ihre Chancen. Wir unterstützen sie.

Die sinnvollste Investition ist die in die eigene Leistungskraft. Viele junge »Meister ihres Fachs« spüren und nutzen das. Sie wagen den Sprung in die Selbständigkeit und gründen ihren eigenen Betrieb. Die meisten brauchen schon bei der Planung einen starken Partner: die Stadt-Sparkasse mit ihrer Finanzkraft und ihrer Kenntnis des örtlichen Marktes. So wird gewähr-

leistet, daß alle kosten- und laufzeitgünstigen öffentlichen Fördermittel genutzt werden, daß eine finanzielle Gesamtplanung gesichert ist und daß der junge Unternehmer von Anfang an einen erfahrenen Berater zur Seite hat. Sprechen Sie mit Ihrem Geldberater über unseren Finanzierungs-Beratungs-Service. Denn auf die gute Beratung kommt es an.

Ihr Geldberater



STADT-SPARKASSE DÜSSELDORF

Start-Vorschlag:
Nutzen Sie diesen
Gutschein, und
holen Sie sich bei
Ihrer Sparkasse
die Broschüre
»Mit Erfolg selbst-
ständig« ab.



Name _____

Straße _____

PLZ _____

Ort _____

Das Glück gesund zu sein...

Gesundheit steht an der Spitze aller Wünsche nach Vollkommenheit menschlichen Glücks – sicher auch, weil wir noch immer weit davon entfernt sind und so vieles dafür tun müssen.

Krankheiten, insbesondere auf den Gebieten Herz – Kreislauf – Stoffwechsel, sind nach wie vor eine Her-

ausforderung für den gesunden Bürger, für den Patienten, für den Arzt. Und für über 9500 Mitarbeiter bei Boehringer Mannheim, einem der forschungintensivsten Unternehmen im Dienst der Gesundheit.

Boehringer Mannheim – das heißt Therapeutica, Diagnostica, medizinische

Geräte und Wirkstoffe. Zusätzlich bieten wir für Arzt und Patient umfassenden und aktuellen Informations- und Fortbildungsservice.

Pionierleistungen unserer Forschung helfen weltweit mit, Gesundheit zu erhalten, Krankheiten zu lindern und die Lebenserwartung zu erhöhen.



Das französische Gedankengut von 1945 bis heute*

MICHEL GUERIN

Das Vorhaben, einen Umriß des französischen Gedankengutes in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts zu zeichnen, grenzt an eine Herausforderung; ich will dies nicht verhehlen. Vielleicht wird mein Ansinnen die Fachleute enttäuschen, weil sie mir zurecht ein Übermaß an Schematisierung vorwerfen; es wird auch vielleicht die Laien enttäuschen, für die gewisse ungenügend entwickelte Andeutungen unklar bleiben. Dennoch möchte ich versuchen, Ihnen einen Überblick über die fruchtbare Vielfalt der theoretischen Werke geben, die seit 1945 dicht aufeinander folgten. Hierbei handelt es sich natürlich um Philosophie im traditionellen Sinn, aber auch um Geisteswissenschaften wie Anthropologie und Geschichte im besonderen.

Eingangs möchte ich gleich klarstellen, daß ich im Rahmen meines heutigen Vortrags nicht erschöpfend ausführlich werden kann und mich auf die großen gedanklichen Strömungen beschränken muß. Also werde ich nicht alle ihre Vertreter zitieren können; ich denke vielmehr auf einige ausgewählte Theoretiker einzugehen, was aber andererseits nicht bedeuten sollte, daß ich alle übrigen für unwichtige Mitläufer hielte. Anstatt mühselig Namen und Buchtitel aufzuzählen, ziehe ich es vor, bei einigen schöpferischen Autoren zu verweilen, die ich für beispielhaft halte und daher eine Denkrichtung verkörpern.

Man wird es mir auch nachsehen müssen, wegen Zeitmangels ganze Wissensgebiete im Dunkeln zu lassen. Ich werde Ihnen also einen Abriß dessen liefern, was meine eigenen Werturteile widerspiegelt. Ein anderer Vortragender würde an meiner Stelle sicherlich eine andere Synthese vorstellen. Meine einzige Entschuldigung, außer der großen Zeitknappheit für dieses weite Themenfeld, ist eine eher philosophische als historische Auffassung der Geschichte der Philosophie: Als Philosoph habe ich die mir spezifisch interessanten Werke ausgesucht, dabei wurde meine Wahl nicht von meiner Bemühung um die historische lückenlose Vollständigkeit gelenkt, es war vielmehr eine durchdachte Wertung der epochenmachenden Denkrichtungen der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts in Frankreich. Um gänzlich Farbe zu bekennen, so will ich mich, was die reine Philosophie betrifft, an drei wichtige Bücher halten, von denen jedes einzelne jeweils einen Zeitraum des Denkens tiefgehend beeinflusst.

- *Matière et mémoire* von HENRI BERGSON (1896) ist eine Analyse über die Beziehungen von Seele und Körper, die ich wie eine metaphysische Erläuterung der Intuition bei LEIBNIZ sehe: *omne enim corpus est mens momentanea, sive carens recordatione* (Jeder Körper ist tatsächlich Geist des Augenblicks, d.h. erinnerungsfreier Geist).
- *L'Être et le Néant* von J.P. SARTRE (1943) ist eine Art Beweis des sogenannten „Existenzialismus“
- und schließlich *Les mots et les choses* von MICHEL FOUCAULT (1960) ist ein Werk, in dem einige, zu Recht oder zu Unrecht, die philosophische Begründung des Strukturalismus sehen.

Matière et mémoire gehört nicht in diesen Zeitraum, der Thema dieser Ausführungen ist.

Vereinfachend zwar — aber wie könnte man auch anders verfahren — scheint es mir dennoch möglich, durch die Fülle der Schriften hindurch drei grundlegende Momente festzuhalten: Die unmittelbare Nachkriegszeit ist von der Alleinherrschaft SARTREs ohne Gewaltenteilung geprägt. In den 60er Jahren — und zwar mehr oder weniger als Reaktion gegen die SARTRE'sche Vorherrschaft — entdecken mehrere Theoretiker aus verschiedenen Richtungen

* Vortrag anlässlich der Eröffnung der Buchausstellung in der Universitätsbibliothek „La pensée française“ am 5. April 1984.

kommend wenigstens ein Gemeinsames: ihre Entschlossenheit, größere begriffliche Strenge in ihren eigenen Denkbereichen (Geschichte, Anthropologie, Linguistik) einzuführen. Der Strukturalismus ist mit der Förderung der Geisteswissenschaften eng verbunden; er ist zugleich Geisteshaltung und Methodik und vereint Psychoanalytiker wie LACAN, Anthropologen wie DUMÉZIL oder LÉVI-STRAUSS, Marxisten wie ALTHUSSER — ganz abgesehen von FOUCAULT, dessen fundamental philosophisches Schaffen sich abseits des Strukturalismus vollzieht. Die dritte Periode, begonnen um 1975, wird allzuleicht als von der „nouvelle philosophie“ geprägt bezeichnet, als echte Philosophen in den Medien mit geschickten Schaumschlägern in einen Topf geworfen wurden. Reden wir also nicht von der „nouvelle philosophie“, denn dieser Ausdruck will nicht viel besagen. Ich meine eher, daß diese Periode auch heute noch von den drei miteinander verwickelten Hauptmerkmalen gezeichnet ist: a) erstens vom Mißtrauen gegenüber den philosophischen Systemen und Weltanschauungen, die vorgeben, alles erklären zu können gemäß einiger einfacher Prinzipien: es ist also eine Anfechtung der Dogmatismen und insbesondere des Marxismus; b) zweitens von einer Wiederaufnahme des Themas der Menschenrechte; c) drittens von einer neuen Beachtung des Phänomens „Religion“. Ich komme darauf später eingehender zurück. Es zeichnen sich also drei Perioden ab, die hier kurz erläutert werden sollen:

- Der Existenzialismus ist eine Philosophie der Freiheit. Im Vordergrund steht das Subjekt, und SARTRE knüpft, indem er das Bewußtsein und das „für-sich“ identifiziert, gewissermaßen an eine cartesianische Denkweise an. Der Mensch als Bewußtsein und Entwurf wird zum „Prinzip der Philosophie“. Die Freiheit begründet das Sollen.
- Der Strukturalismus hingegen setzt den Menschen in Klammern. Der Mensch ist nichts Offenkundiges *a priori*, er ist eine problematische Gestalt. Es geht hier tatsächlich um die Ausstoßung des Subjekts (des Bewußtseins) aus dem theoretischen Denken, um ihm eine neue Rationalität zu substituieren. So gelangt man zum Beispiel von der Metaphysik SARTRES zu einem theoretischen Aufbau wie bei LÉVI-STRAUSS, der behauptet, Tatsachen zu berichten, aber jegliche metaphysische Voraussetzung ablehnt.
- Die neuen Geistesströmungen knüpfen einerseits, wie ich schon erwähnte, an die Metaphysik an, nach dem Exkurs des Strukturalismus, der circa 20 Jahre gedauert hat, und zwar an eine kritische nicht-dogmatische Metaphysik; sie berufen sich andererseits oft auf KANT, indem sie die Dringlichkeit des Rechtesproblems betonen.

Weiter zusammenfassend würde ich sagen: Nach der Pflicht folgt die Tatsache (erleuchtet von der Struktur); nach der Tatsache, das Recht. Und hierauf liegt der Akzent bei den philosophischen Richtungen innerhalb einer Zeitspanne von 50 Jahren. Und nun möchte ich auch auf die drei Schwerpunkte eingehen.

I. Der Existenzialismus

Der Existenzialismus — das ist nicht nur SARTRE, das ist auch M. MERLEAU-PONTY, Autor der *Phénoménologie de la perception* und in etwas geringerem Maße auch S. DE BEAUVOIR. Unbestreitbar aber dominiert SARTRE als Person und Werk dieser Periode.

Das erklärt sich durch den Reichtum und die Kraft seines Schaffens und durch die Tatsache, daß SARTRE, wie man sagt, „überall seine Hände im Spiel hatte“ (in der Literatur, der Politik, im Journalismus, Theater usw.), und er kein „Zimmerphilosoph“ war. Er hat es fertiggebracht, und einige Puristen lasten ihm das an, sein Werk der großen Leserschaft schmackhaft zu machen. Mit Schwung und Begeisterung stürzte er sich in die großen ideologischen und politischen Gefechte seiner Zeit, ganz besonders während des Algerienkrieges.

Aber sei die Philosophie SARTRES auch noch so originell in Entwicklung und Stil, so führt sie doch in mancher Hinsicht die große Tradition abendländischer Philosophie fort. Ohne weiteres richtet er sich nach der Art von DESCARTES im *cogito* — im Bewußtsein — ein, er findet in der Moral die KANT'sche Strenge wieder. Jedoch legt SARTRE das philosophische Problem in die Existenz, in das Da-sein selbst hinein. Es geht nicht mehr um bloße Figuren des Denkens, sondern im strengen Sinn des Wortes um Dramen, die das Dasein bewegen und ins Spiel setzen. So rechtfertigt sich die Vielfältigkeit seines Werkes: seine Literatur, die weit davon entfernt ist, eine



Dr. MICHEL GUERIN mit Professor Dr. phil. FRITZ NIES und dem Leitenden Bibliotheksdirektor Professor Dr. phil. GÜNTER GATTERMANN anlässlich der Eröffnung der Ausstellung.

angewandte, allgemeinverständliche Version der abstrakten Philosophie zu sein, ist von Philosophie durchzogen. Umgekehrt läßt sich *l'Être et le Néant*, das für seine Schwierigkeit bekannt ist, über Passagen wie ein Drama oder ein Roman lesen (schreibt SARTRE da nicht zum Beispiel, daß das metaphysische Streben des Menschen lautet, an-sich-für-sich zu sein, sich also zum Gott zu machen, und somit gleichzeitig Subjekt und Substanz und widersprüchlich Vollkommenheit und Wunsch zu sein?).

Hier liegt, glaube ich, der exemplarische Erfolg SARTREs: es ist ihm gelungen, eine ihm ureigene Sprache zu finden, geschmeidig und nervös, von mitreißend formulierten Aussagen, welche den Gedanken nach einer langen Analyse aufnehmen, wodurch plötzlich dieser Gedanke offenkundig wird. Von den bekanntesten Aussagen: „Der Mensch ist eine unnütze Leidenschaft“ — „der Mensch ist zur Freiheit verdammt“ oder die berühmte Antwort in *Huis clos*: „die Hölle, das sind die anderen“. So erklärt sich auch der riesige Erfolg seines großen philosophischen Romans *La Nausée* (der Ekel), diese absolut originelle Aufdeckung der Existenz in ihrer Nacktheit und Kontingenz.

Man hat immer wiederholt, SARTRE habe viel von der deutschen Philosophie (HEGEL, HUSSERL, HEIDEGGER) und KIERKEGAARD übernommen. Das stimmt: Seine Frühwerke schwimmen im Kielwasser der Phänomenologie von HUSSERL und HEIDEGGERs Hermeneutik. Auch HEGEL ist es, der eine immer bestimmendere Rolle in SARTREs Denken spielt. Doch vor allem anderen (und hierauf muß ich bestehen, denn das Obengesagte ist wohlbekannt, während der folgende Aspekt weitgehend unterschätzt wurde), vor allem also besteht eine enge Verwandtschaft zwischen SARTRE und DESCARTES, wobei zu betonen ist, daß diese weniger die Materie als die Art und Weise betrifft, an die Problematik heranzugehen. Gewiß, es ist etwas Cartesianisches um die Art und Weise, wie SARTRE das Prinzip der Philosophie im

Bewußtsein verankert, wenn auch das SARTRE'sche *cogito*, das man als „existentiell“ bezeichnen könnte, weder vom reinen Denken noch von der Identifikation meines Wesens mit dem Denken begriffen wird. Das SARTRE'sche *cogito* kommt einem Sichtbarwerden des Bewußtseins als Freiheit gleich. Das „für-sich“ begreift sich selbst als Freiheit, eine Freiheit, zu der es verdammt ist, da es mit ihr eins ist. Anders gesagt ist die Freiheit keine Fähigkeit oder Eigenschaft des Menschen — neben anderen Fähigkeiten, wie z.B. die Sprache oder die Vernunft; der Mensch ist Freiheit und es steht nicht in seiner Macht, dies zu verhindern. Gewiß kann er versuchen, diese Freiheit vor sich zu verbergen, da sie für ihn eine Quelle der Angst bedeutet — was SARTRE als „mauvaise foi“ (Unehrllichkeit oder Unredlichkeit?) bezeichnet. Er kann sie verweigern, aber diese Ablehnung beweist — widersprüchlich genug — eben diese Freiheit, die sich freiwillig anstrengt, vor sich selbst zu fliehen...

Und hier finden wir einen tief verwurzelten cartesianischen Einfluß wieder. Wie Sie wissen, gestaltete DESCARTES in den *Méditations* die Figur des Malin Génie (eine Hypothese, eine willkürliche Fiktion irgendeines Bösen Geistes, der sich bemüht zu betrügen, systematisch in die Irre zu führen). Es dreht sich hier um den Begriff des radikalen Zweifels. Methodisch gesehen geht DESCARTES auf diesen „mächtigen Betrüger“ als Verankerung des Zweifels zurück, um das Prinzip des Betrugs ins Metaphysische zu führen. Das Eingreifen des Malin Génie aber ermächtigt das Denken, sich auf einen festen Fels zu stützen: nämlich auf sich selbst. Denn selbst wenn alle meine Darstellungen von falschen Schlüssen befleckt sind, selbst wenn es keine Wahrheit gibt als *adaequatio rei et intellectus*, so gibt es aber doch eine Sicherheit, gegen die der Malin Génie nichts vermag: Ich, der ich zweifle, ich bin. Der Inhalt meiner Vorstellung mag der Realität nicht entsprechen; mein Denken jedenfalls — damit will ich sagen, die Tatsache, daß ich denke und das Bewußtsein, daß ich es bin, der denkt, und niemand anders an meiner Stelle — all dieses ist unanfechtbar. Das *cogito* ist absolut, auf ihm läßt sich alles andere festgefügt rekonstruieren. SARTRE verfährt in ähnlicher Weise, wenn er die Freiheit herauslöst (absondert) und ein Absolutes aus ihr macht. Freiheit ist das Absolute im Relativen. Die menschliche Existenz ist von keiner Notwendigkeit, sie könnte ebensogut nicht sein (SARTRE greift den mittelalterlichen Begriff der *contingentia*, der Kontingenz, wieder auf); besteht sie, so muß sie in Freiheit bestehen, sie kann nur in Freiheit bestehen. Um noch ein Weilchen in der cartesianischen Denkverwandtschaft zu verweilen, würde ich sagen, daß das SARTRE'sche Denken von jener Großmut (*générosité*) durchsetzt ist, die DESCARTES eben als Freiheitsdrang begreift.

Für SARTRE ist Freiheit identisch mit dem „für sich“ oder dem Bewußtsein, also selbst die abgründliche Grundlage der Philosophie. SARTREs Ontologie stellt, wie Sie wissen, zwei Bereiche des Seins gegenüber: *l'en-soi* et *le pour-soi*, das In-sich und das Für-sich. Das In-sich ist was es ist, es ist massiv, unermesslich in sich selbst gestürzt, ohne Abstand, wenn ich mich so ausdrücken darf, gegenüber seiner Seinsfülle; es *ist*. Das Für-sich dagegen ist das Sein, durch welches das Sein überhaupt — und mein eigenes Sein im besonderen — in Frage gestellt ist. Das Für-sich wird vom Nichts beherrscht, und zwar in dem Maße, als es hier und jetzt nicht mit sich selbst zusammentreffen kann. Es ist (laut SARTRE) Transzendenz. Das Für-sich erschöpft sich in der Negation des In-sich, es ist „Neantisation“, es geht über das Gegebene hinaus. SARTRE sagt weiter: Das Für-sich ist das Sein des *Möglichen*.

Das Mögliche ist *und* ist nicht. Es ist nur insofern als ich es als ein Kommendes darstelle. Aber deshalb ist das Mögliche (eine Art) Schwindel, denn es gründet sich ja auf die ursprüngliche Regung meiner eigenen Transzendenz. Das ist ein Etwas, das mein eigenes Nichts trägt. Um es nochmals zu wiederholen, Freiheit ist Grund ohne Grund und als solche gründend.

Daher rühren auch die beiden von SARTRE verfolgten Richtungen, ausgehend von seiner Metaphysik: die Moral und die Geschichte. In beiden wird man Zeuge einer Überbewertung des Subjekts. Diesen Aspekt kann ich hier nur andeuten. In der Moraltheorie ist das Subjekt nicht nur sich selbst, sondern auch der Menschheit gegenüber verantwortlich. Jede getroffene Wahl zeugt von Werten, denen die Freiheit zugrundeliegt; wie NIETZSCHE schon aufgezeigt hat, gibt es tatsächlich keinen Wert „an sich“. Wert ist Wert für... Wenn ich also einen Wert vertrete, so bestätige ich stillschweigend seine Gültigkeit für den Menschen schlechthin: Die Verantwortung ruht also auf einer Verallgemeinerung meiner Entscheidung. Ich kann ihr nicht entgehen, indem ich zum Beispiel folgendes behaupte: „Dies ist meine Meinung, aber handelt, wie ihr wollt“, denn da die Freiheit etwas Absolutes ist, so ergeben sich die Werte, die sie schafft, als

human-allgemeingültige Werte. Im Wechselverhältnis sind die höchsten Werte auch Freiheitswerte, weniger weil sie aus der Freiheit entspringen — ja, sie gründen sich auf sie — sondern vielmehr, weil sie die Freiheit selbst als höchsten Wert darstellen. Dies ist SARTREs Theorie des Engagements: In jeder Freiheit des Einzelnen wird die *Condition humaine* in Frage gestellt. Auch in bezug auf die Geschichte ist die Freiheit bestimmend. Zweifellos nähert sich SARTRE in der *Kritik der dialektischen Vernunft* (in den 60er Jahren) dem Marxismus; er hat MARX und viele Historiker studiert. Daraus gewinnt er eine Überzeugung, über deren Formulierung mancherlei Tinte fließen sollte, nämlich daß der Marxismus „die nicht zu übertreffende Philosophie unserer Zeit ist“. Aber SARTRE versucht, die Gesamtinterpretation der Geschichte durch den Marxismus mit der Philosophie des Subjekts in Einklang zu bringen. Freilich nehmen die Menschen die äußeren Lebensbedingungen, die sie nicht ausgesucht haben, auf sich (z.B. in einer bestimmten Epoche geboren zu werden, in einer bestimmten Familie eine bestimmte Erziehung zu genießen usw.). Sie können die Situation, in der sie leben und die ihre Existenz bedingt, nicht verweigern; es liegt aber an ihnen selbst, einerseits diese Situation zu verinnerlichen, je nach Veranlagung, und andererseits, ihr diese oder jene Änderung aufzuerlegen. SARTRE teilt weder den Fatalismus noch den Mechanismus gewisser Marxisten, für die Geschichte Wissenschaft und Schicksal zugleich bedeutet. Er glaubt im Gegenteil, daß das Individuum eine Rolle in der Geschichte spielen kann, die also nicht nur ein Machtspiel anonymer meta-individueller Kräfte ist. Für ihn ist das individuelle Handeln (er spricht von *praxis*), das heißt wiederum die Freiheit, als einzige in der Lage, die Situation zu erleuchten und sie auch als einzige im bescheidenen Maße zu ändern. SARTRE sieht in ihr das Prinzip des Geschichtsverständnisses und faßt sie als Grund jeder Veränderung, die stattfindet. In seinem bedeutenden Werk über FLAUBERT (*Der Idiot der Familie*) demonstriert SARTRE, wie jeder Mensch teils die ihm auferlegte Situation verinnerlicht, sie sich aneignet, sie in sich umformt und dabei ihre Grenzen akzeptiert, teils, wie er in ihr seine Wünsche äußert sowie seine Entscheidung und seine Persönlichkeit, um allem im Sinne eines schöpferischen Aktes eine Art Objektivität zu geben. Ich habe soeben mit Siebenmeilenstiefeln eine komplexe Gedankenwelt durchmessen. Ich glaube aber, daß es nicht übertrieben wäre, sie als Philosophie der Freiheit zu charakterisieren und in der Geschichte der modernen Philosophie sogar die Apotheose des Subjekts zu sehen. Und gerade gegen sie richtet sich im Bereich der Geisteswissenschaften das strukturelle Denken...

II. Der Strukturalismus

Es wäre sicher naiv, sich den Strukturalismus als einen Rückstoß, als eine einfache Gegenreaktion auf das herrschende Denken von SARTRE vorzustellen. Nichtsdestoweniger nimmt der Begriff der *Struktur* in gewisser Weise den gegensätzlichen Standpunkt zu SARTREs *Entwurf* ein: In der Tat erhellt bei SARTRE der Entwurf allein, der mit der Transzendenz identisch ist, die Welt und gibt ihr Sinn; die Struktur hingegen beruht auf der Idee einer *subjektlosen Rationalität* oder, wie man auch sagen könnte, einer Vernunft ohne Absicht. Während der Entwurf „umfassend“ ist, ist die Struktur „auslegend“. Ersterer spricht den global zu sehenden Sinn an; letztere beschäftigt sich mit den Gliederungen und Gefügen, die einer bestimmten Ganzheit innewohnen.

Ohne Zweifel waren in dieser Hinsicht die Linguisten die Vorläufer des Strukturalismus. Wie Sie wissen, haben die Geisteswissenschaften der Linguistik viele Modelle entliehen, und ein Autor wie LÉVI-STRAUSS zum Beispiel, dessen Denken der Sprache eine zentrale Bedeutung beimißt, hat sich immer dazu bekannt, in der Schuld eines Linguisten wie ROMAN JAKOBSON zu stehen. Aber der Erste, der die Struktur definiert hat, war FERDINAND DE SAUSSURE in seinen *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Die Sprache gibt sich wie eine Struktur: Was hat es zu bedeuten? SAUSSURE definiert sie als „ein System von Differenzierungen“; in der Sprache, erklärt er, gibt es keine „Elemente an sich“; anders gesagt, die Elemente gelten als solche und geben nur durch ihre Gegenüberstellung und ihren Gegensatz einen Sinn. Eine Struktur ist somit eine gegliederte Ganzheit. Sie läßt sich in eine bestimmte Zahl von Elementen verschiedener Art zerlegen, die gesetzmäßig zusammengefügt werden. Um von Struk-

tur sprechen zu können, muß man also: a) einerseits unstetige und schlüssige Elemente isolieren; b) andererseits aufzeigen, daß ihre Zusammensetzung nicht beliebig ist, sondern bestimmten Regeln der Gliederung und des Gefüges gehorcht.

Ich glaube, dies sind die beiden grundlegenden Züge der Struktur: Zunächst einmal, ich wiederhole es, ist es eine Rationalität, die das Subjekt ausschließt; dann — und infolgedessen — ist es ein System von Differenzierungen.

Zum ersten Punkt erlaube ich mir, kurz zwei Beispiele zu erwähnen:

- Man weiß, daß LACAN sich zur Aufgabe gemacht hat, das FREUDsche Denken zu rehabilitieren, das oft verflacht, banalisiert, verkannt, wenn nicht durch eine mechanische und einfältige Psychologisierung ersetzt wurde (was ein anderer französischer Psychoanalytiker abschätzig „Psychanalismus“ genannt hat). Die Originalität LACANs besteht gerade darin, daß er, unter anderem von den Schriften FREUDs über die Träume ausgehend, aufweist, daß das Unbewußte keine „schwarze Kammer“, keine Art substanzielles Ungeheuer ist, das sich „in unserem Innersten“ befände: Es ist zunächst eine Sprache, eine gewisse Art und Weise, sich dem Sinn anzunähern und ihn zu zerlegen. Man kennt seine Formulierung: „Das Unbewußte ist Struktur wie eine Sprache“. Indem er sich dem Unbewußten von dem Modell der Sprache ausgehend annähert, beabsichtigt LACAN gerade, es zu „entsubstantivieren“. Statt sich das Unbewußte, wie es zu oft geschieht, als das Gegenteil des Bewußten vorzustellen, bemüht LACAN sich vielmehr, seine Einzigartigkeit aufzuweisen: Diese besteht aus den komplexen Gliederungen der Wünsche und des Symbolischen. Der Sinn wird also nicht als verhinderte Absicht aufgefaßt, sondern noch einmal als Verflechtung der Wünsche und der Sprache. Das Unbewußte besteht schließlich darin, daß „es gesprochen wird“ ...
- LOUIS ALTHUSSER, in seinem Buch „Für MARX“, das die späteren „Maoisten“ stark beeinflußt hat, wollte mit MARX entsprechend vorgehen wie LACAN mit FREUD — das heißt, ein authentischeres Verständnis der Schriften wiederherstellen. Er hat sich unter anderem bemüht — als Strukturalist — den Unterschied zwischen HEGEL und MARX bezüglich der Interpretation des Verlaufs der Geschichte hervorzuheben. Bei HEGEL ist der Geist die „nicht-widersprüchliche Gesamtheit aller Widersprüche“; gewiß zerreißt er sich selber im Lauf der Geschichte, und trotzdem fängt er sich schließlich wieder, weil er Subjektivität, Synthese ist, Subjekt und Substanz zugleich. Im Gegensatz dazu kommt es bei MARX, denkt ALTHUSSER, zu keiner Gesamtheit; die Widersprüche verlagern sich; sie lösen sich nicht in einer subjektiven Synthese auf. Deshalb definiert ALTHUSSER die Geschichte als „Prozeß ohne Subjekt“. Die Geschichte ist verständlich, sie ist aber nicht völlig vernünftig, weil sie nicht die Vernunft selbst ist. Sie bleibt immer „offen“. Es ist eine Folge des MARXschen Materialismus — nach 1844 —, die Vereinheitlichung der Geschichte durch eine Rationalität des Subjekts abzulehnen und sie durch das unaufhörliche Spiel von meta-individuellen Kräften in ihren Widersprüchen zu ersetzen.

Zum zweiten Aspekt (ich meine die Definition der Struktur als System von Gegensätzen und Differenzierungen): er wird im Werk von CL. LÉVI-STRAUSS besonders deutlich. Seit dem Erscheinen seines ersten wichtigen Buches, „Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft“ (1949), bemüht sich der Autor zu zeigen, daß in den „primitiven“ Gesellschaften, die Heiraten, weit davon entfernt zufällig geschlossen zu werden, Regeln unterworfen sind. Er deckt somit ein regelrechtes „Heiratssystem“ auf, das einer Sprache sehr ähnlich ist. Der Ausgangspunkt ist die Hervorhebung des Bruchs zwischen Natur und Kultur, wobei die Abgrenzung das Inzestverbot ist. Dieses ist zugleich natur- und kulturgemäß; naturgemäß insoweit, als man ihm überall begegnet; kulturgemäß insoweit, als es als eine Regel erscheint. Das Inzestverbot ist die Grundlage für die Heirat. Es ist nicht nur negativ als Verbot definiert; positiv ist es die Grundlage des Heiratssystems und die Verpflichtung für einen Mann in einer gegebenen Gesellschaft eine Frau als Ehefrau *nur von einem anderen Mann* entgegenzunehmen, der sie ihm als seine Tochter oder Schwester überläßt. Der Austausch der Frauen funktioniert wie der sprachliche Austausch, und LEVI-STRAUSS untersucht sorgfältig die Regeln, die diesen Austausch von einer Sippe zur anderen innerhalb ein und desselben Stammes erlauben (es gibt also zugleich Endogamie in bezug auf den Stamm und Exogamie im Bezug auf die Sippe).

LEVI-STRAUSS weitet seine analytische Methode auf eine große Zahl Phänomene aus; damit

untersucht er die Wohn-, Ernährungs- und Kleidungssysteme; vor allem wendet er das gleiche Verfahren auf die Mythen an. Er macht deutlich, daß ein Mythos sich in kleinere Einheiten aufteilen läßt, sozusagen in Sequenzen, die er *Mytheme* tauft. Ein Beispiel von *Mythem*: der Kampf eines Helden und eines Ungeheuers. Die Zergliederung erlaubt dann den Vergleich, da man feststellt, daß von einem Kontinent zum anderen, von einer Epoche zur anderen, und ohne daß man Entlehnungen zu vermuten hat, gewisse „strukturelle Invarianten“ in der Vielfalt der Zusammenhänge bestehen.

Auf der Grundlage seiner verschiedenen Arbeiten verallgemeinert LEVI-STRAUSS und postuliert daher ein „strukturelles Unbewußtes“, das allen Menschen gemeinsam ist und die Regelmäßigkeit ihrer Verhaltensweisen erklären würde, die, obwohl meistens außerhalb des Bewußtseins, dennoch eine offensichtliche Rationalität aufweisen. Dieses Unbewußte läßt sich auf Elemente zurückführen: die „strukturellen Unvarianten“. Die Gefüge ändern sich von einer Gesellschaft zur anderen, — die Elemente bleiben, zwar anders gegliedert, immer die gleichen. Und dies erlaubt insgesamt dem Ethnologen, sowohl die Ähnlichkeit als auch die Verschiedenheit der Menschen darzustellen. Virtuell sind die Menschen gleichartig, aber sie aktualisieren ein gleiches geistiges Kapital auf verschiedene Weise. LEVI-STRAUSS veranschaulicht diesen Gedanken mit dem Bild des Schachspiels: Die Spieler verfügen zu Beginn über die gleichen Steine, Figuren und Regeln, aber sie spielen damit individuelle, originale Partien.

Ich bin mir dessen wohl bewußt, dies alles zu schnell zu überfliegen. Mir fehlt ebenfalls die Zeit, um über das Werk von GEORGES DUMÉZIL und das von ANDRÉ LEROI-GOURHAN zu sprechen. Ersterer hat die drei Funktionen bei den Indo-Europäern untersucht (die Anführer, die Krieger, die Erzeuger), der Zweite hat eine Anthropologie auf biologischen Grundlagen aufgebaut. Ich empfehle Ihnen jedenfalls sein schönes Buch „*Hand und Wort*. (Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst)“, das die menschliche Entwicklung auf den beiden verbundenen Strängen der Technik und der Sprache nachzeichnet.

Um dieses Kapitel abzuschließen, möchte ich einige Worte über MICHEL FOUCAULT sagen, wobei ich den entscheidenden Einfluß unterstreichen möchte, den er auf die Historiker der sogenannten „neuen Geschichtsschreibung“ (*nouvelle histoire*) ausgeübt hat. (Es sind die Erben der „Annales“, jener Zeitschrift, die 1929 von den beiden großen Historikern LUCIEN FÉBvre und MARC BLOCH gegründet wurde.) Es scheint mir, daß das Werk MICHEL FOUCAULTs unter dem Zeichen dieser Aussage von MARX steht: Die Menschheit stellt sich immer nur die Fragen, die sie lösen kann. Eine Frage aufwerfen, in welchem Bereich auch immer, bedeutet im Grunde schon, sie zu lösen — auf Zeit. Wenn ein „Hindernis“ (griechisch: *pro-blema*) in Sprache übersetzt ist, ist es auch bald überwunden. Der Titel des großen Werkes von FOUCAULT „die Worte und die Dinge“ weist deutlich darauf hin, worum es sich handelt. Die Dinge werden nur im Schein des Lichtes entdeckt, das das gesprochene Wort darauf wirft. Man kann nicht auf der einen Seite die Dinge, auf der anderen Seite die Worte getrennt sehen. Zwischen beiden besteht ein Kreislauf und gegenseitige Bestimmung. FOUCAULT untersucht somit die großen Epochen des Wissens, die seit dem 16. Jahrhundert aufeinander gefolgt sind: er nennt „Episteme“ eine Epoche des Wissens. Was ist eine Episteme? Sie ist zugleich ein Register und eine „Weltanschauung“. Sie nimmt nicht alles auf und ist dennoch ausreichend, sie ist in sich geschlossen. In Anbetracht ihrer materiellen Mittel und ihrer semantischen Codes erstellt sich jede Epoche eine Weltanschauung, in der die Worte und die Dinge sich gegenseitig herbeirufen. Man kann sich zum Beispiel im 17. Jahrhundert keine Metaphysik vorstellen, die schlüssig sein könnte, ohne sich auf Gott zu berufen. FOUCAULT zieht also dieses komplexe Ganze in Betracht, das eine Kultur ausmacht, in der alle Instanzen sich überschneiden (das Technische, das Soziale, das Wirtschaftliche, das Politische und das Religiöse) und sich gegenseitig verstärken. Das haben die Historiker (wie G. DUBY und P. VEYNE) von FOUCAULT gelernt — sie, die die „Mentalitäten“ untersuchen: nicht die „kollektiven Vorstellungen“ (nach DURKHEIM), sondern jenes Gefüge aus Haltungen, Sinnbildern, Codes, Ritualen usw..., die das, was man das besondere *Gesicht* einer Epoche nennen könnte, bilden. FOUCAULT hat den Historikern dazu verholfen, sich ihrer selbst bewußt zu werden und noch weiter von dem Positivismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts abzurücken.

III. Die aktuellen Tendenzen der Philosophie

Um gerecht zu sein, müßte ich von Philosophen wie G. DELEUZE oder J. DERRIDA sprechen, deren Werk in gewissen Kreisen in Frankreich, aber auch in den Vereinigten Staaten oder in Deutschland, einen bestimmten Bekanntheitsgrad erlangt hat. Sehr verschieden voneinander suchen sie beide einen Weg außerhalb der platonischen „Logoszentriertheit“; GILLES DELEUZE, indem er mit der traditionellen Interpretation des Wunsches als Mangel bricht — J. DERRIDA, indem er sich in das Kielwasser HEIDEGGERS eingordnet und in die Perspektive eines „dépassement de la métaphysique“... Ich bin jedoch gezwungen, eine Auswahl zu treffen, und daher begnüge ich mich damit, diese beiden Werke zu erwähnen, die einige als wichtig erachten. Im großen und ganzen gehören DELEUZE und DERRIDA der Generation FOUCAULTS und der der Strukturalisten an. Das wichtigste Buch von DELEUZE heißt *Anti-Oedipe* (dtsch.: *Anti-Ödipus*) und ist in Zusammenarbeit mit dem Psychiater (oder eher dem Anti-Psychiater) FÉLIX GUATTARI geschrieben; bemerkenswert in der Karriere von DERRIDA ist das Buch „De la grammatologie“. (Es sei daran erinnert, daß „La carte postale“ vor kurzem ins Deutsche übersetzt und von einem Berliner Verleger herausgegeben worden ist.) Um die Gesamtheit dieser Betrachtungen abzuschließen, möchte ich einerseits die absolut aktuellen Tendenzen der Philosophie vergegenwärtigen, und andererseits ein wenig ausführlicher von einem Denker erzählen, den ich für wichtig halte und der sein Werk der Interpretation des Religiösen widmet: RENÉ GIRARD.

Ich habe schon weiter oben erwähnt, daß FOUCAULT für eine Anzahl von Historikern aufschlußreich gewesen ist; in der Tat verschaffte er der Praxis derjenigen Historiker eine philosophische Legitimation, die schon, indem sie die Ereignisgeschichte in ihrer Linearität beließen, dahingehend ausgerichtet waren, das Soziale oder gar das Psychologische zu berücksichtigen, und mehr Interesse für die „Kultur“ und das alltägliche Leben bekundeten, als für das Ereignis, so wie es die traditionelle Geschichte definiert. Für sie geht es darum, sich in dem zu situieren, was sie „Longue durée“ („Langzeitentwicklung“?) nennen, wo Grundphänomene offenbar werden, die bislang wenig erforscht waren.

Jedoch hat FOUCAULT einen nicht weniger großen Einfluß auf die jungen Philosophen ausgeübt. Das, was er den einen oder den anderen in die Hand gegeben hat, ist ein moderner Nominalismus — ein sehr wohl gemäßigter Nominalismus, wenn ich so sagen darf — im Dienste einer kritischen und antidogmatischen Interpretation der Welt. Er hat uns gelehrt, die Wörter nicht wie Dinge zu behandeln und empfänglich zu sein für den „ordre du discours“ (die „Ordnung des Diskurses“ — Titel seiner Inaugural-Vorlesung am Collège de France), das heißt: empfänglich zu sein für seine Erfindungskraft, aber auch für seine Grenzen. Sogar der Entwurf seiner „Archeologie des Wissens“ ist ein kritisches Hilfsmittel — kritisch, weil stammesgeschichtlich und historisch im wahrsten Sinne des Wortes — gegen jene Form von Dogmatismus, die darin besteht, Probleme zu „verewiglichen“ und zu „verdinglichen“.

Es steht außer Zweifel, daß die „Demystifizierung“ des „realen Sozialismus“, mit der sich die französische Intelligenzija nach den niederschmetternden Enthüllungen des GOULAG entschlossen hatte zu befassen, eine ausschlaggebende Rolle für die Rückkehr der meisten Philosophen zu den großen Themen des politischen Liberalismus gespielt hat. Bei uns gibt es — wie Sie wissen — keine Philosophie ohne Politik...

Man kann noch nicht absehen, was die neue französische Philosophie ausmachen wird, die heute das Resultat von Autoren ist, die kaum vierzig Jahre alt sind. Viele sind meine Freunde und wir haben uns während einer fast täglichen Universitätsausbildung zusammengefunden. Man weiß zumindestens, was sie ablehnt. Wenn sie sich oft für das Religiöse interessiert, so geschieht das fast nie aus dem Grunde, daß sie etwa gläubig sei: Vielmehr ist es so, daß sie, nachdem sie eine Zeitlang von den eschatologischen Formen des Kommunismus angetan war (ich spreche hier zunächst vom Maoismus), das Religiöse dieses Phänomens bemerkt hat und sich dann, aus Reaktion oder Sorge, ebenfalls dahin orientierte, die Religionen in ihren authentischsten Formen zu entdecken, das religiöse Phänomen zu studieren.

Nun, in dieser Orientierung haben die jungen Philosophen auf ihrem Weg einen Älteren gefunden (man braucht immer Väter in der Philosophie genauso wie woanders!): RENÉ GIRARD. Das großartige Buch von RENÉ GIRARD: „Des choses cachées depuis la fondation du monde“

ist letztes Jahr beim Herder-Verlag unter dem Titel: „Das Ende der Gewalt“ erschienen. Während seines Erscheinens bei GRASSET, im Jahre 1978, hat das Buch viel Aufsehen erregt. Ganz Paris hat davon gesprochen, wohingegen nur wenige 1972 den ersten, aber schon klaren Entwurf der wichtigsten Thesen in: „La violence et le sacré“ (Die Gewalt und das Sakrale) (beim selben Verleger) gelesen hatten.

GIRARD hat über den Umweg der Literaturkritik die Anthropologie entdeckt. Ich möchte in einigen Sätzen das Wesentliche seiner Gedanken herausstellen.

GIRARD geht von einer einfachen Idee aus: Ebensoviele, und mehr als die Tiere, imitieren sich die Menschen einander. Die Nachahmung jedoch richtet sich weder nur, noch zuallererst auf Repräsentation: Sie ist „Aneignungsmimesis“. Die Menschen sind einander gleich. Sie wünschen nicht nur dieselben Objekte (oder dieselben Menschen), sondern sie wünschen um so mehr ein Objekt, je mehr dieses von jemand anderem oder von anderen gewünscht wird. Mit anderen Worten: das, was mir ein Objekt wünschenswert erscheinen läßt, ist weniger eine intrinsische Qualität dieses Objekts, als vielmehr die Rivalität, in der ich mich mit anderen um seinen Besitz befinde. Das Problem der Gesellschaften ist also, grob schematisiert, ein Problem von Rivalen. Der andere ist gleichzeitig derjenige, der in mir das Objekt meines Wunsches aufdeckt und derjenige, der sich diesem Wunsch entgegenstellt. Der Wunsch hat eine aggressive Komponente. Es gibt keinen friedlichen Wunsch. Wünschen bedeutet soviel wie sich auf Kriegsführung vorzubereiten. Wir befinden uns ein wenig in der von HOBBS in seinem *Léviathan* beschriebenen Situation, das heißt dem *bellum omnium contra omnes*, dem Krieg aller gegen alle. Bevor die *Institutionen* in Erscheinung treten (deren Rolle zunächst darin besteht, den Menschen die Hierarchie beizubringen, das heißt die Unterschiede), befindet sich die Gesellschaft in ihrem Anfangsstadium in höchster Gefahr, denn, bedingt dadurch, daß die Menschen einander alle gleich sind — und infolgedessen Rivalen —, droht die Gewalt, die die einen in anarchistischer Weise gegen die anderen hetzt, die Gruppe zu zerstören. GIRARD nennt das die „mimetische Krise“. Die Gewalt verlangt nach Gewalt. Es ist ein Ineinanderübergreifen (Kettenreaktion?), denn wer wird als erster aufhören? Die Menschen sind einander zu sehr ähnlich und zu sehr vom Wünschen geleitet, als daß sie dem anderen den Besitz oder das Kommando abträten. Dies bedeutet, wenn Sie so wollen, das höchste Stadium der Gewalt, ihr Krisenstadium, denn der Gruppe droht hier als ganzer der Untergang.

Jedoch — um GIRARD Glauben zu schenken — haben die Gesellschaften gegen das Böse ein Gegengift gefunden, und zwar: die Umkehrung dieser diffusen Gewalt aller gegen alle (bei der alle Verlierer sind) in eine organisierte Gewalt aller *gegen einen*. Man muß einen Sündenbock finden. Allgemeiner gesagt bezeichnet GIRARD dies als den „Opfermechanismus“. Sie werden mich fragen: Was hat mit all dem die Religion zu tun? Genau dazu kommen wir jetzt.

Die Gruppe findet ihren Zusammenhalt, indem sie ihre Gewalt auf einen einzelnen überträgt, der nicht genauso ist wie die anderen, den sie als schuldig erachtet und den sie zum Opfer stempelt. Jedoch sind die Gefühle der Menschen diesem Opfer gegenüber, das zwar als schuldig angesehen wird, doppeldeutig. In der Tat müssen sie einerseits von seiner Schuldhaftigkeit überzeugt sein, ansonsten würde der Mechanismus nicht funktionieren; andererseits schreiben sie diesem Opfer nach seiner Tötung die Wiederherstellung des Friedens zu; sie verleihen ihm also eine magische Kraft: diejenige, die die Eintracht innerhalb der Gruppe wiederhergestellt hat. Wir finden übrigens in der Geschichte diese Zweideutigkeit des „sacer“ (der „Opferhandlung“). So entsteht ein vergöttertes Opfer. FREUD berichtet — wie sie wissen — von sehr ähnlichen Dingen in *Totem und Tabou* folgendes: Nach dem Mord an dem Vater versöhnen sich die Söhne in posthumer und symbolischer Weise mit ihm, weil sie Angst vor seiner Macht haben. Worin besteht also die Opferhandlung? Sie besteht in einer Symbolik umgewandelten, abgelenkten, investierten Gewalt, so als ob die Gewalt kein anderes Gegenmittel als in anderer Gewalt finden könnte.

Die Originalität GIRARDS (im Vergleich zu seinen großen Vorgängern, FREUD und DURKHEIM, denen GIRARD die ausschlaggebende Anschauung von der Gleichheit des Sozialen und des Sakralen zuschreibt) besteht zuallererst in der allgemeinen Theorie der „Aneignungsmimesis“; sodann besteht sie, wie wir gleich schnell sehen werden, in der Zuordnung eines besonderen Platzes, den er der jüdisch-christlichen Religion einräumt. In der Tat lautet GIRARDS These so, daß das Jüdisch-Christliche seit eh und je die Gewalt bestritten habe.

Während die Römer es völlig normal finden, daß ROMULUS REMUS getötet hat (und darüber glücklich sind), verurteilt im Gegensatz hierzu die Schrift explizit KAIN für den Mord an ABEL. Kurzum: Das Alte und das Neue Testament stehen im Widerspruch zu jeder opferhuldigen Interpretation der Religion. Sie bestätigen klar die Unschuld des Opfers, den nicht zu rechtfertigenden Charakter der Gewalt und letztlich, daß die „civitas terrae“, auf ihre einzigen Kräfte reduziert, zum Tode verurteilt ist. Was demnach in GIRARDs Werk problematisch erscheint (aber man muß die hervorragenden Passagen lesen, die er der Bibel widmet), ist die Gelenkstelle zwischen Wissenschaft und Glauben. Einerseits präsentiert er sich wie ein Schüler von DURKHEIM, kritisiert die „Mythologie“ von FREUD (obwohl er von ihm das Wesentliche übernimmt), gibt vor, den Wahrnehmungen eine strenge Interpretation zu geben; auf der anderen Seite lehrt er uns, daß das Christentum immer schon weitaus scharfsichtiger war, was die Gewalt angeht, als unsere Geisteswissenschaften. Wenn man ein wenig (aber nicht viel) vereinfacht, meint GIRARD folgendes: Alles läuft so ab, als ob die Religion (die Jüdisch-Christliche natürlich) letzten Endes „wissenschaftlicher“ sei als die Wissenschaften. Warum? Weil sie keine Religion des Sakralen ist, das heißt: keine gewalttätige. GIRARD geht noch weiter: Er behauptet, daß, wenn wir weiter taub gegenüber den „versteckten Dingen seit der Entstehung der Welt“ seien, die durch das Jüdisch-Christliche aufgedeckt worden sind, aber für die wir weiterhin weder Augen noch Ohren haben, die Welt unweigerlich, ihrem ihr eigenen Gesetz gehorchend, dem Niedergang der „civitas terrae“ zugehen wird, ihrer eigenen Zerstörung. An dieser Stelle kann ich Ihnen nicht mehr darüber erzählen; es wäre mein Wunsch, wenn das Wenige, das ich angeführt habe, in Ihnen die Lust weckte, sich etwas eingehender damit zu befassen.

Der Totentanz von Rosslyn (Schottland)* Ein Beitrag zu einem neuen Forschungsvorhaben

HUBERTUS SCHULTE HERBRÜGGEN

Der „Totentanz“, eine bildliche, meist von kurzen Dialogversen begleitete Darstellung eines von Lebenden und Toten getanzten Reigens, ist eine gemeineuropäische Erscheinung. Die Reihe seiner Beispiele reicht vom Balkan bis zum Baltikum und von Spanien bis nach Skandinavien. Während der kontinentaleuropäische Totentanz durch eine Fülle hervorragender Studien weit- hin als erforscht gelten darf¹, herrscht gegenüber dem britischen Totentanz selbst in Fachkreisen verbreitet Unkenntnis. Dies ist um so erstaunlicher, als es gerade der englische Altertumsfor- scher FRANCIS DOUCE (1757–1834) war, der 1833 als einer der ersten mit seiner gelehrten Arbeit, *The Dance of Death*, als Mitbegründer der wissenschaftlichen Erforschung des Toten- tanzes hervortrat.² Auf dem europäischen Kontinent wurde das Thema sogleich aufgegriffen und in bahnbrechenden Arbeiten behandelt³, auf der Insel blieb die Totentanzforschung hinge- gen in den Anfängen stecken und hat nur vereinzelt Nachfolger gefunden⁴, die für den heimi- schen Bereich aber kaum nennenswert über DOUCE hinausgekommen sind. So nimmt es nicht wunder, daß der britische Totentanz weitgehend unbekannt geblieben ist — ein faktisches Phä- nomen, das sich etwa auch darin widerspiegelt, daß die in Europa einzigartige Düsseldorfer Totentanz-Sammlung⁵ nur wenige Beispiele von der Insel besitzt. Um diese Lücken auf der kul- turgeschichtlichen Landkarte Europas zu schließen, wurde 1983 am Lehrstuhl Anglistik III (Abteilung für Englische Renaissance) der Universität Düsseldorf nach sorgfältiger Vorberei- tung ein von der Akademie der Wissenschaften gefördertes neues Forschungsvorhaben „Zum englischen Totentanz“ begonnen, das zugleich der Ergänzung und wissenschaftlichen Beglei- tung der Düsseldorfer Sammlung dient.⁶

Aus den laufenden Forschungsarbeiten wird hier ein Teilgebiet vorgestellt, das insofern am Anfang der jahrhundertealten Geschichte des britischen Totentanzes steht, als es das älteste *erhaltene* Beispiel auf der Insel darstellt: die 25 Totentanzpaare aus der Kapelle des Earl of Rosslyn im Dorf Roslin bei Edinburgh. Da der um 1426 geschaffene „Tanz von St Pauls“ in Lon- don mit JOHN LYDGATES Begleitversen⁷ (einer mittellenglischen Übertragung der französi- schen Verse eines unbekannt gebliebenen Autors vom Kirchhof SS Innocents in Paris) bereits 1549 wieder abgerissen wurde, und die zahlreichen in seiner Nachfolge entstandenen Toten- tänze in vielen Kirchen Englands bis auf geringe Spuren dem Eifer nachreformatorischer Bil- derstürmer und späteren politischen und sozialen Unruhen zum Opfer fielen, muß der um 1460 datierende Totentanz von Rosslyn als das älteste erhaltene Beispiel gelten.

CLARK erwähnt zwar diesen Totentanz namentlich⁸, doch ist er in der Literatur bisher nicht abgebildet worden und blieb damit praktisch unbekannt und unausgewertet, ähnlich wie die Kapelle von Rosslyn wegen des Reichtums der Steinskulpturen seit der Romantik weithin berühmt ist, alljährlich von Tausenden besucht und fotografiert wird, doch gibt es bis auf den heutigen Tag keine veröffentlichten Aufnahmen des dortigen Totentanzes.⁹ Diese auf den ersten Blick erstaunliche Tatsache findet ihre plausible Erklärung darin, daß die Totentanzszen- en von Rosslyn an den Gewölberippen des Hinterchors in vier bis fünf Metern Höhe ohne Hilfsmittel unzugänglich, im Halbdunkel oder Schlagschatten der Gewölbe mit bloßem Auge

* Für die freundliche Genehmigung zum Veröffentlichen der in seiner Privatkapelle zu Rosslyn gemachten Aufnahmen gilt mein verbindlichster Dank dem Ehrenwerten Sir PETER ST CLAIR-ERSKINE, Earl of Rosslyn.

nur sehr schlecht zu sehen und ohne erheblichen technischen Aufwand praktisch nicht zu photographieren sind. So führte ein erster Besuch im September 1983 photographisch zu keinen befriedigenden Ergebnissen. Die hier erstmals veröffentlichten Aufnahmen wurden bei einem erneuten Besuch unter jahreszeitlich besseren Bedingungen im Juli 1984 mit zusätzlicher Beleuchtung und mit Teleobjektiven gemacht.¹⁰ Um die einzelnen Szenen optimal ausleuchten und photographieren zu können, bedürfte es des Aufbaus variabler Gerüste, die aber nicht zur Verfügung standen.

Das Dorf Roslin¹¹ liegt etwa elf Kilometer südlich von Edinburg, nahe der auf drei Seiten vom Fließchen North Esk umschlossenen romantischen Ruine der Burg Rosslyn¹², die unter der Herrschaft JAKOBs I. bis JAKOBs III. zu den mächtigsten und begütertesten Familien Schottlands emporgestiegen waren.¹³ 1446¹⁴ begann Sir WILLIAM SAINT CLAIR (?1404 –1480), dritter und letzter Prince of Orkney, Duke of Oldenburg, erster Earl of Caithness, Baron of Rosslyn, Chancellor of Scotland, Lord High Admiral, Lord Chief Justice etc., in Anlehnung an kein geringeres Vorbild als das des St Mungo-Doms von Glasgow, hier eine große, dreischiffige, nach kreuzförmigem Grundriß geplante und dem hl. MATTHÄUS geweihte Kollegiatskirche für einen Probst, sechs Kanoniker und zwei Chorknaben zu errichten, „eine Kapelle inmitten der Wälder“ (HAY). Zwar legte man die Fundamente für den gesamten Kirchenbau, ausgeführt wurde jedoch nur die Unterkapelle, das Hochchor und die Ostwand des Querschiffs, die heute den westlichen Abschluß der Kapelle bildet.¹⁵ Erbauseinandersetzungen nach dem Tode seiner ersten Gattin¹⁶, tiefgreifende Besitzänderungen¹⁷ und lange Auslandsaufenthalte des Bauherrn¹⁸ verhinderten eine zügige Vollendung des geplanten Großbaus, der, so scheint es, nach Sir WILLIAMs Tod (um 1480) innerhalb weniger Jahre vollends zum Erliegen kam.¹⁹ Wäre die geplante kreuzförmige Kirche vollendet worden, so hätte deren Gesamtlänge 55 Meter betragen. Die einzige andere Privatkirche dieser Größenordnung ist die königliche Stiftung der Trinity College Chapel in Edinburg. Sir WILLIAM hatte mit der Errichtung seiner Kollegiatskirche somit nicht nur ein frommes Werk zu seinem Seelenheil vollbringen wollen, es sollte zugleich ein Gotteshaus werden, das („exceeding magnificent“) an Großartigkeit sämtliche Sakralbauten seiner Zeit übertraf:

His age creeping on him made him consider how he had spent his time past, and how to spend that which was to come. Therefor to the end that he might not seem altogethir unthankful to God for the benefices he received from him, it came to his mind to build a house for God's service, of the most curious worke, the which, that it might be done with greater glory and splendor, he caused artificers to be brought from other regions and foraigne kingdomes, and caused dayly to be abundance of all kindes of workemen present, as masons²⁰, carpenters, smiths, barrowmen, and quarriers, with others; for it is remembered, that for the space of thirty-four years before, he never wanted great numbers of such workmen. The foundation of this rare work he caused to be laid in the year of our Lord 1446, and to the end the work might be the more rare, first he caused the draughts to be drawn upon Eastland (i.e. Hanseatic) boards, and made the carpenters to carve them according to the draughts thereon, and then gave them for patterns to the masons, that they might therby cut the like in stone...²¹

In der Tat, Rosslyn Chapel ist vor allem wegen der Fülle und Eleganz ihrer überwältigenden steinernen Ausschmückung als eine der großartigsten Kirchen des sonst so streng erscheinenden Schottland berühmt. Hierbei wird eine Rolle gespielt haben, daß die ST CLAIRs als Patrone der Maurer- und Steinmetzengilde seit alters in dieser Zunft besondere Prärogative und Privilegien besaßen.²² Über die Herkunft der Steinmetzkünstler und die kulturgeschichtliche Zuordnung ihrer Schöpfungen besteht kein Einvernehmen.²³ Vieles von den steinernen Schätzen der Kapelle (so beispielsweise Hunderte von Heiligenfiguren) ging in den anhaltenden religiösen²⁴ und politischen²⁵ Unruhen des 16. und 17. Jahrhunderts verloren, und über lange Zeit lag die Kapelle verwahrlost und teilweise ausgeplündert den Unbilden der Witterung preisgegeben da²⁶, wie uns 1803 DOROTHY²⁷ und 1831 ihr Bruder WILLIAM WORDSWORTH berichten.²⁸ 1861 schließlich ließ der dritte Earl of Rosslyn die Kapelle durch DAVID BRYCE restaurieren und übergab sie im Jahr darauf wieder gottesdienstlicher Nutzung. Die immer noch überreiche bildhauerische Ausstattung mag dem modernen Besucher auf den

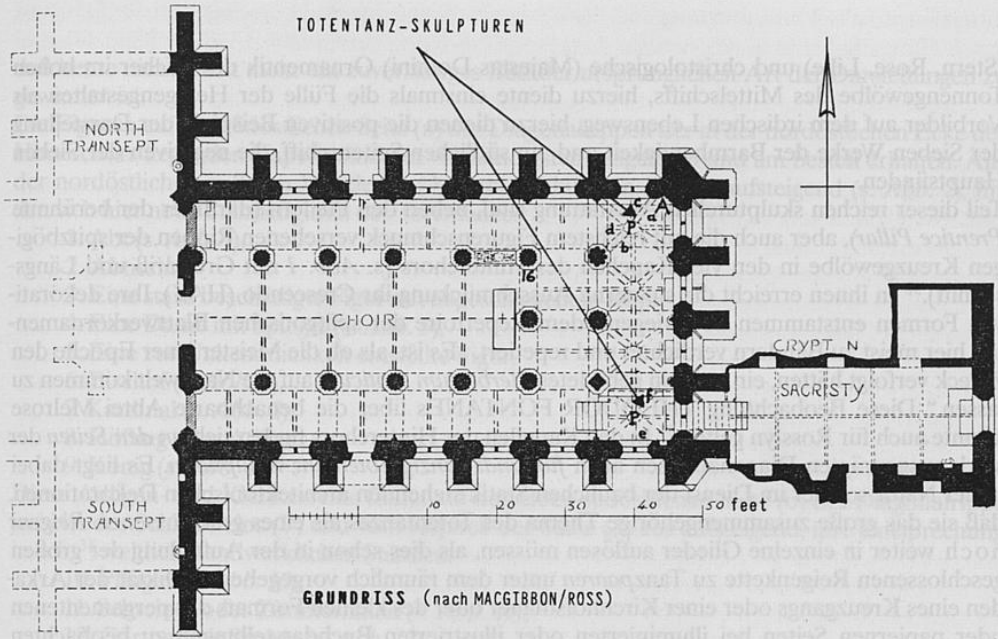
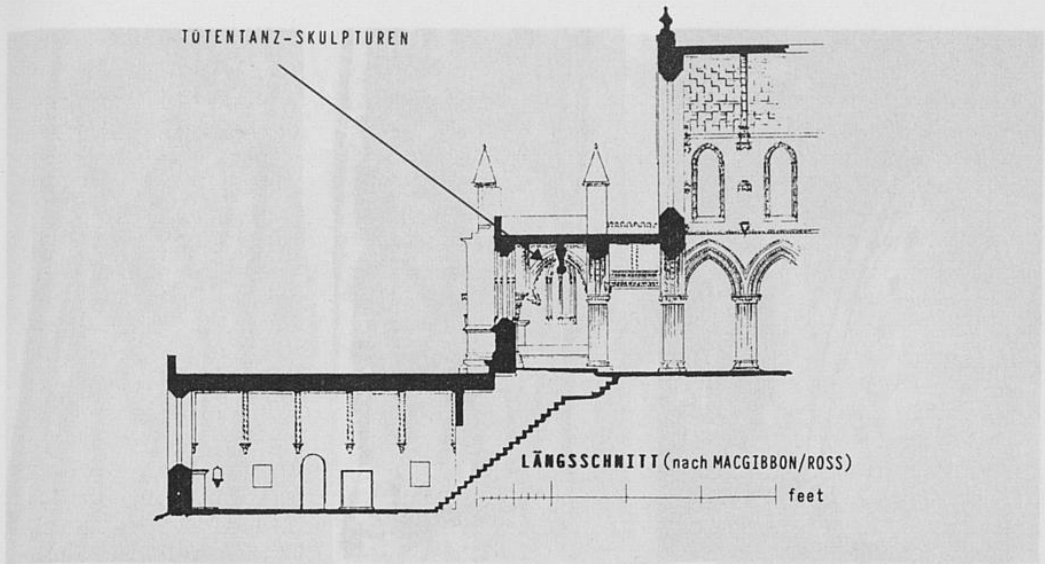


Abb. 1: Rosslyn Chapel, Längsschnitt und Grundriß

ersten Blick verwirrend erscheinen.²⁹ Bei näherer Betrachtung jedoch verfolgt sie aber eine klare pastorale Zielsetzung. Rosslyn Chapel ist eine „Bibel in Stein“ (IAN C. HANNAH). Und so steht auch der (ursprünglich farbig gefaßte?) Steinmetzschmuck ganz im Dienste der Verkündigung der Heilsbotschaft von der Erlösung der Menschheit durch Christus sowie (von Westen aus nach Osten fortschreitend) der Hinführung des Besuchers des Gotteshauses zur göttlichen Wahrheit (im Allerheiligsten). Diesem Verkündigungszweck dienen die Engel als Türhüter im Westen (dem Reich der Finsternis) und im Gewände der Fenster, hierzu dient die mariologische



Abb. 2: Gewölberippe a, aus Ecke A aufsteigend



Abb. 3: Tod und Kardinal (?)



Abb. 4: Tod und König

(Stern, Rose, Lilie) und christologische (Majestas Domini) Ornamentik der Fächer im hohen Tonnengewölbe des Mittelschiffs, hierzu diente einstmals die Fülle der Heiligengestalten als Vorbilder auf dem irdischen Lebensweg, hierzu dienen die positiven Beispiele der Darstellung der Sieben Werke der Barmherzigkeit und, im südlichen Seitenschiff, die negativen der Sieben Hauptsünden.

Teil dieser reichen skulpturellen Ausstattung sind, neben den Pfeilern (darunter der berühmte *Prentice Pillar*), aber auch die mit reichstem Figureschmuck versehenen Rippen der spitzböigen Kreuzgewölbe in den vier Kapellen des Hinterchors (s. *Abb. 1* mit Grundriß und Längsschnitt).³⁰ In ihnen erreicht die steinerne Ausschmückung ihr Crescendo (HAY). Ihre dekorativen Formen entstammen überwiegend dem Repertoire der spätgotischen Blattwerkornamentik, hier meist zu Bändern verdichtet und repetiert. „Es ist, als ob die Meister jener Epoche den Zweck verfolgt hätten, ein in Stein gebildetes *Herbarium scoticum* auf die Nachwelt kommen zu lassen.“ Diese Beobachtung THEODOR FONTANES über die benachbarte Abtei Melrose könnte auch für Rosslyn gelten.³¹ In den Kapellen des Hinterchors finden sich *an den Seiten* der stark ausgeprägten Diagonalrippen auch *fünfundzwanzig Totentanz-Skulpturen*. Es liegt dabei in der Natur solcher im Dienst der baulichen Statik stehenden architektonischen Dekorationen, daß sie das große zusammengehörige Thema des Totentanzes als eines geschlossenen *Reigen*s noch weiter in einzelne Glieder auflösen müssen, als dies schon in der Aufteilung der großen geschlossenen Reigenkette zu *Tanzpaaren* unter dem räumlich vorgegebenen Diktat der Arkaden eines Kreuzgangs oder einer Kirchhofsmauer oder des kleinen Formats der pergamentenen oder papiernen Seiten bei illuminierten oder illustrierten Buchdarstellungen zu beobachten war. Dennoch kann kein Zweifel daran bestehen, daß es sich in Rosslyn um Paare aus dem Totentanz handelt und daß die Paare — im Unterschied zu der von CLARK vertretenen Meinung³² — nicht als Einzelszenen gesehen sein wollen, sondern als Glieder einer zusammengehörigen Totentanzkette.

Die einzelnen Figurenpaare sind etwa 22 cm hoch und jeweils paarweise in Hochrelief aus dem weichen Naturstein herausgehauen. Ihre versteckte Lage an den Seiten der kräftig hervortretenden Diagonalrippen des spätgotischen Kreuzgewölbes im Halbdunkel des Hinterchors erschwert das Erkennen von Einzelheiten außerordentlich. Zerstörungen durch nachreformatorischen Eifer (Kopfab schlagen, Unkenntlichmachen, Totalentfernung), durch Vandalismus des Mobs (1688), durch Vernachlässigung und Verwitterung im ruinösen Zustand der Kapelle wie durch unsachgemäße Restaurierung im 19. Jahrhundert³³ haben das ihre dazu beigetragen,



Abb. 5: Tod und Königin



Abb. 6: Tod und Bischof



Abb. 7: Tod und Abt

daß heute nicht leicht mehr ein zuverlässiges Bild der ursprünglichen Art der Darstellungen zu gewinnen ist.

Die Figuren auf der südöstlichen Seite (a) der Diagonalrippen der in der nordöstlichen Ecke des Hinterchors liegenden Kapelle sind am vollständigsten ausgeführt und am besten erhalten. Aus der nordöstlichen äußeren Wandecke (A) zum Schlußstein (P) hin aufsteigend (s. Abb. 2), finden sich hier neun Ständefiguren des Totentanzes:

1. Abt (s. Abb. 7),
2. Äbtissin,
3. Eine stark beschädigte Figur mit abgeschlagenem Kopf,
4. Eine Dame mit Spiegel (s. Abb. 9),
5. Eine zur Unkenntlichkeit entstellte Figur,
6. Bischof (s. Abb. 6),
7. Kardinal (s. Abb. 3),
8. Höfling oder Adliger,
9. König (s. Abb. 4).³⁴

Diese Adligen- und Klerikerreihe findet auf derselben südöstlichen Seite (b) der Diagonalrippe jenseits des Schlußsteins (P) und vom Kapitell der Säule (2) aus aufsteigend, ihre Entsprechung in acht³⁵ weltlich-handwerklichen Ständen:

10. Pflüger (s. Abb. 10),
11. Schreiner oder Zimmermann (s. Abb. 11),
12. Gärtner mit Spaten (s. Abb. 12),
13. Jäger,
14. Kind,
15. Lehrer mit Buch und ?Rute,
16. Tod, der Mann und Frau trennt,
17. Bauer.

Alle Figuren werden vom Tod begleitet. Auf der gegenüberliegenden Seite der Gewölberippe sieht man Tauben mit Olivzweigen im Schnabel.

Der zugrundeliegende Sinn dieser Anordnung scheint eindeutig: *Medio in vita morte sumus*. Das Ausgeliefertsein aller Menschen, ungeachtet ihres Standes, an den Tod (nach Römer 5.12)³⁶ findet aber bezeichnenderweise hier seine tröstliche Entsprechung in der göttlichen Heilsbotschaft: die Errettung der Menschen nach der Sündflut (Friedenstaube, Genesis 8) als

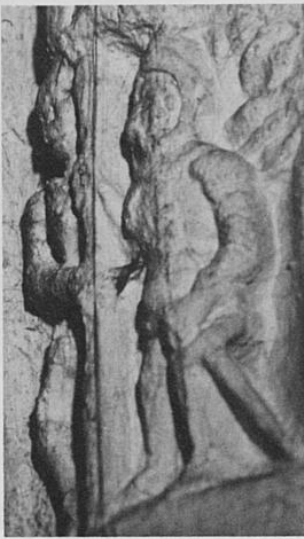


Abb. 8: Tod und Ritter



Abb. 9: Tod und Dame mit Spiegel



Abb. 10: Tod und Pflüger

alttestamentliche Vorausdeutung und die Urverkündigung der Frohbotschaft von der Erlösung durch Gottes Sohn an die Hirten auf dem Felde („Frieden auf Erden“, LUKAS 2.14). Hierbei wird der betrachtende Erkenntnis aufgeschlossene Mensch des ausgehenden Mittelalters sehr wohl verstanden haben, daß die Totentanzszenen und die in der Nachbarschaft dargestellten Szenen des Sündenfalls und der Vertreibung aus dem Paradies (beides Folgen des Sündenfalls) in den nord- und südöstlichen Ecken der Chorkapelle jeweils in den *äußeren* Kapellen, im Heilsraum der Kirche also *am Rande* stehen, wohingegen die Embleme der Erlösung (Stern von Bethlehem, Madonna mit Jesuskind, Krippe, Anbetung der Weisen, Engel...) ³⁷ sich am herabhängenden Schlußstein der nächstbenachbarten mittleren Kapelle finden und so auch im architektonischen Figureschmuck die *zentrale Mitte* beanspruchen.

Acht weitere Totentanzpaare finden sich an der Seite der Diagonalrippen der südöstlichen Kapelle des Hinterchors, oberhalb der zur Unterkapelle hinabführenden Treppe. Auf der südwestlichen Seite (e) der Diagonalrippe, die aus der südöstlichen Ecke (B) des Hinterchores (in Richtung Schlußstein ‚P‘ hin) aufsteigt, gibt es vier weitere Figurenpaare:

18. Ritter in Rüstung mit Helm, Schwert und Speer (s. Abb. 8),
19. Trinkender Mönch,
20. Zusammengekauerter Tod,

und auf der nordwestliche Seite (f) der nördlich benachbarten, zum gleichen Schlußstein (P) hin von der Ostwand aufsteigenden Diagonalrippe abermals vier Figuren:

21. Königin (s. Abb. 5),
22. Dame auf Stuhl sitzend,
23. Betende Dame, vom Tod umfangen,
24. Höfling mit Schwert.

Auch die letztgenannten acht Figuren sind vom Tod in Skelettgestalt begleitet. Der restliche Teil der Gewölberippen trägt ornamentales Blattwerk zum Schmuck.

Die Datierung wird glücklicherweise durch die Baugeschichte recht genau fixiert. Da ornamentale Schilde oberhalb des Lichtgadens der Nordwand in einer Buchstabenfolge die Jahreszahl 1450 für die Begründung (*fundit*) der Kollegiatskirche angeben ³⁸, gegen 1484 aber die Bautätigkeit mit der Eindachung durch Sir OLIVER ST CLAIR beendet wurde, gewinnen wir für die Entstehung des Totentanzes zunächst eine definitive Zeitspanne von etwa 34 Jahren. Diese Spanne läßt sich sodann durch die Eigenart der hier baulich geforderten und architektonisch gewählten Gewölbekonstruktion etwa auf das erste Drittel dieser Zeit hin einengen. Baulich gefordert war hier, und zwar noch bevor die etwa doppelt so hohen Wände des Kir-



Abb. 11: Tod und Zimmermann



Abb. 12: Tod und Gärtner

chenschiffs hochgezogen werden konnten, die im Grundriß rechteckigen Kapellen des Hinterchors so niedrig einzuwölben, daß das über ihnen zu errichtende Dach nicht das großflächige Mittelfenster der Ostwand verdeckte, das Altarraum und Kirchenschiff mit morgendlichem Licht überfluten sollte. Der rechteckige Grundriß dieser Kapellen (siehe Abb. 1) hätte eigentlich auch ein längliches Gewölbe erfordert, dessen Scheitelpunkt dann jedoch weder mit der Querachse des ersten der beiden Joche des Hinterchors übereinstimmte und überdies so hoch lag, daß er aus den erwähnten Lichtgründen eine unerwünschte hohe Dachkonstruktion bedingt hätte. Die Bauleute griffen daher zu dem Trick, die Kapitelle über den alten und jungen Dienern vor der Kapellen-Ostwand kelchförmig in drei Stufen immer mehr zu erweitern, bis sie einen riesigen Kragstein (*tas-de-charge*) unterstützen konnten, der nach vorn und jeweils im Winkel von etwa 45 Grad in drei gewaltigen, schräg abwärtsgezogenen „Hörnern“ endet und auf dem dann die Last der Quer- und Längsurte und der Diagonalrippen ruht. Hierdurch ist das Auflager des Kreuzgewölbes um etwa einen Meter vor die Ostwand verlegt und die rechteckige Grundfläche des Gewölbes damit erheblich verkürzt.

Als Gewölbekonstruktion wurde dabei architektonisch kein Kreuzgrat-, sondern ein Kreuzrippengewölbe gewählt. Während bei ersterem die vier ‚Kappenstücke‘ der sich schneidenden Tonnen zur Aufnahme der Baulast voll ausgebaut sind, löst das hier gewählte Kreuzrippengewölbe das Problem von Stütze und Last dadurch, daß an den Schnittlinien anstelle bloßer Grate Rippen zu den Stützpunkten in den vier Ecken gespannt werden; die Zwischenräume (‚Kappen‘) können dann mit leichtem Mauerwerk ausgefüllt werden. Weil bei dieser Konstruktion die Rippen die statische Baulast aufnehmen, müssen sie daher *gleichzeitig* mit dem Bau der Wände des etwa dreimal so hohen Kirchenschiffs, die sie stützen sollen, aufgeführt werden und aus massivem Baumaterial bestehen. Aus den in Rosslyn ganz besonders kräftig ausgebildeten Einzelsteinen der Rippen sind dann hier (unter anderem) die Totentanzszenen herausgehauen worden. Da die Gewölberippen des Hinterchors etwa auf einem Drittel der Gesamthöhe des Kirchenbaus liegen, ergibt sich als wahrscheinlichste Datierung die Zeit um 1460.³⁹

Wenn diese Datierung aufgrund der Logik des vermuteten Baufortschritts stimmt, dann ist der Totentanz von Rosslyn nicht allein das früheste *erhaltene* Beispiel für die Konzeption dieses Themas im hohen Norden der britischen Inseln, er ist das früheste bekanntgewordene Beispiel für die Behandlung des Themas in der Steinplastik überhaupt.⁴⁰ Dies gilt selbst dann, wenn man der hier vorgetragenen Argumentation nicht folgt und einen späteren Termin, auf 1484 zu (dem Abschluß der Bauarbeiten), ansetzte. Dann allerdings würden Einflüsse durch die Buchgraphik (beispielsweise Blockbuch) oder durch die erwähnten London-Aufenthalte (1461 und 1471 bis 1473) des Bauherrn (gewiß mit Gefolge) möglich, während derer er LYDGATES englische Ver-

sion und die Wandgemälde des ST PAULS-Kirchhofs kennengelernt haben dürfte.

Es bleibt die Frage nach der kulturgeschichtlichen Einordnung. Zunächst kann man die von Bischof FORBES vertretene Interpretation der Figurengruppe als „Repräsentation der Auferstehung“, bei der die als Skelette ihre Gräber verlassenden Toten die jeweils dargestellten menschlichen Formen annehmen⁴¹, verwerfen. Die Figurenpaare gehören eindeutig zur Totentanzgruppe.

Für französische Einflüsse sprechen eine Reihe baulicher Details der Kapelle, so die Konstruktion des tief herabreichenden Schlußsteins, der die Totentanzfiguren tragenden Kreuzrippen vereint⁴², die Aufteilung der Ostwand des Kirchenschiffes in zwei Joche mit Mittelpfeiler⁴³ oder auch das die Kapelle von Rosslyn generell kennzeichnende Übersäen der Gewände und Decken mit Skulpturenschmuck aller Art.

Bei der Frage nach Herkunft und Weg des kontinentaleuropäischen Themas hinauf nach Schottland kommen mehrere Möglichkeiten in Betracht. Einmal könnte man an eine auswärtige, vielleicht französische Herkunft der Steinmetzen denken⁴⁴, denen das Totentanz-Thema aus der Heimat vertraut war oder, falls heimisch, die, wie die Geschichte des Meisters vom ‚Lehrlingspfeiler‘ dieser Kapelle zeigt⁴⁵, auf eigens zum Zwecke des Studiums ausländischer Vorbilder für die Steinmetzarbeiten von Rosslyn unternommener Auslandsreisen entsprechende Anregungen mit heimbrachten. Zeitlich in Betracht kämen etwa die Totentänze von SS Innocents in Paris (1424), vom Kloster Sainte-Chapelle in Dijon (1436) oder auch von Notre-Dame in Kermaria (1440).

Die Behandlung des Totentanzthemas möchte sehr wohl aber auch auf Anregungen der Bauherrenfamilie zurückgehen. Neben dem Bauherrn selbst nahm offenbar auch die Bauherrin (ELIZABETH, geb. DOUGLAS) an den Arbeiten persönlich Anteil.⁴⁶ In ihrer ersten Ehe war sie mit Sir JOHN STEWART, Earl of Buchan und Connetable von Frankreich verheiratet gewesen, nach dessen Tod (1424) sie nach Schottland zurückkehrte. Mit dem Tod in Frankreich auf diese Weise selbst in Berührung gekommen, dürften ihr vermutlich auch Darstellungen des französischen *Danse macabre* (beispielsweise dem im gleichen Jahre 1424 in SS. Innocents zu Paris entstandenen) nicht unbekannt geblieben sein. Erinnerungen daran mögen erneut aufgefrischt worden sein, als ihr dritter Mann, Sir WILLIAM DT CLAIR, der Bauherr, 1436 als persönlicher Vertreter JAKOBS I. und High Admiral of Scotland Prinzessin MARGARETE von Schottland zu ihrer Hochzeit mit dem Dauphin in großem Aufzug nach Frankreich geleitete. Sir WILLIAMs spätere London-Aufenthalte, 1461 als einer der Regenten und als Botschafter und von 1471 bis 1473 als Gesandter mögen hingegen, wie oben dargelegt, vermutlich zu spät gelegen haben, um mit eigenen Anregungen aus dem „Tanz von ST PAULS“ für die Ausführungen der Gewölberippen in Rosslyn noch in Betracht zu kommen.

Ikonographisch dürften wohl mit Sicherheit Vorbilder aus der (Buch-?)Malerei (oder der frühen Druckgraphik) für den steinplastischen Totentanz von Rosslyn Pate gestanden haben. Hierbei ist ebenso charakteristisch, daß unter den verschiedenen Gattungen bildhauerischen Gestaltens in Rosslyn das *Relief* als Ausdrucksmittel gewählt wurde, das bekanntlich formal zwischen Malerei und Plastik steht, wie es zugleich bezeichnend ist, daß durch die Aufnahme von Veratzstücken (beispielsweise stilisierter Bäume), welche die Totentanzpaare mit dem Hintergrund verbinden, erneut das malerische Element unterstrichen wird. Ebenso bezeichnend ist die Tatsache des Auftretens des Themas in der dienenden Funktion der *Bauplastik*, hier sogar als statisch tragender Teil des Bauwerks, gleichsam aus der Architektur heraus geboren und einen unablässigen Teil von ihr darstellend, Teil nämlich des gotischen Spitzbogens, der, dem Todesthema gerecht, den Übergang von der himmelaufstrebenden Vertikale in die lasttragende Beugung unterstreicht: der Weg in den Himmel führt durch den Tod: *mors porta vitae*. Die Totentanzpaare sind hier nicht steingewordene menschliche Leiblichkeit, sondern körpergewordene Symbole der Idee der Vergänglichkeit des irdischen Lebens und der Allgegenwart des Todes als der Eingangspforte zur ewigen Bestimmtheit des Menschen in der Anschauung Gottes. Geistesgeschichtlich kann man die Totentanzfiguren von Rosslyn in Zusammenhang mit mehreren etwas später liegenden Beispielen aus der schottischen Dichtung sehen: etwa mit ROBERT HENRYSONs „The Thre Deid Pollis“ (ca. 1495–1500)⁴⁷ und mit WILLIAM DUNBARs „The Lament of the Makaris“ (ca. 1503–1508).⁴⁸ Auf diese Frage können wir hier nicht näher eingehen.

Anmerkungen

- ¹ Von neueren Arbeiten seien einige hier genannt: STEPHAN COSACCHI (KOSAKY), *Makabertanz: Der Totentanz in Kunst, Poesie und Brauchtum des Mittelalters und der Renaissance*, Meisenheim 1969; DIETER BRIESEMEISTER, *Bilder des Todes*, Unterschneidheim 1970; KATHI MEYER-BAER, *Music of the Spheres and the Dance of Death: Studies in Musical Iconography*, Princeton N.J. 1970; REINHOLD HAMMERSTEIN, *Tanz und Musik des Todes, Die mittelalterlichen Totentänze und ihr Nachleben*, Bern 1980; *Imago mortis: Simboli e rituali della morte nella cultura popolare dell'Italia meridionale*, Roma 1980; GERT KAISER, *Der tanzende Tod, Mittelalterliche Totentänze*, Frankfurt 1983; *Tod und Sterben*, hgg. von ROLF WINAU und HANS PETER ROSEMEIER, Berlin/New York 1984.
- ² *The Dance of Death: Exhibited in elegant engravings on wood with a dissertation on the several representations of that subject but more particularly on those ascribed to MACABER and HANS HOLBEIN*, London 1833.
- ³ Beispielsweise H. F. MASSMANN, „Über die Literatur der Totentänze“, *Serapeum*, I–XI (1840–50), repr. Hildesheim 1963; N. C. KIST, *De Kerkelijke Architectuur en de Doodendansen als proeve van het Humoristisch Karakter der Christelijke Kunst in het Tijdvak, betwèl de Hervorming heeft voorbereid*, Leiden, 1844; FERDINAND NAUMANN, *Der Tod in allen seinen Beziehungen, ein Warner, Tröster und Lustigmacher. Als Beitrag zur Literaturgeschichte der Totentänze*, Dresden 1844; E. H. LANGLOIS, A. POTTIER, ALFRED BAUDRY, *Essai historique, philosophique, et pittoresque sur les danses des morts*, Paris 1852; GIUSEPPE VALLARDI, *Trionfo e Danza della Morte o Danza Macabra a Clusone Dogma della Morte a Pisogne nella provincia di Bergamo*, Milano 1859.
- ⁴ So etwa LEONARD KURTZ, *The Dance of Death and the Macabre Spirit in English Literature*, 1934, repr. Genève 1975; J. M. CLARK, *The Dance of Death in the Middle Ages and the Renaissance*, Glasgow 1950.
- ⁵ Aus der Sammlung Dr. WERNER BLOCK hervorgegangen und 1976 mit dankenswerter Hilfe privater Stifter und öffentlicher Mittel des Landes Nordrhein-Westfalen für die Universität Düsseldorf angeschafft, von Herrn Kollegen HANS SCHADEWALDT mit großer Hingabe betreut und seither laufend ergänzt, konnte die Düsseldorfer Totentanz-Sammlung auf Ausstellungen in verschiedenen europäischen Ländern vorgestellt werden. Sie fand allenthalben weite Beachtung und hohe Anerkennung. Ein *Gesamtkatalog* der Düsseldorfer Sammlung wird von Frau M.A. EVA SCHUSTER vorbereitet.
- ⁶ Für die Förderung des Forschungsvorhabens „Zum englischen Totentanz“ danke ich dem Minister für Forschung und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen.
- ⁷ LYDGATEs Text wurde von FLORENCE WARREN und BEATRICE WHITE für die *Early English Text Society* herausgegeben, Band 181, London 1931.
- ⁸ *Op. cit.*, 17 ff.
- ⁹ Die einzige mir bekannte Ausnahme bildet der in der Kapelle verkaufte Führer, *Rossllyn*, Glasgow o.J., der gegenüber S. 49 eine Abbildung bringt.
- ¹⁰ Für freundliches Ermöglichen des Photographierens in der Kapelle während der Besuchszeit und für große Geduld beim aufwendigen und sich über einen ganzen Tag hin erstreckenden Aufnahme-prozeß schulde ich dem Kurator von Rossllyn Chapel und seinen hilfsbereiten Assistentinnen aufrichtigsten Dank.
- ¹¹ Earldom, Burg und Kapelle schreiben sich *Rossllyn* (aus *Roskelyn*, gäl. „[Fels-]Hügel in einem Tal“, eine exakte Beschreibung der geographischen Lage), das Dorf hingegen *Roslin*. Über Rossllyn Chapel informieren seit der vor allem durch Sir WALTER SCOTT (der im 6. Canto, XXIII, seines *Lay of the Last Minstrel*, 1805, Rossllyn Chapel erwähnt: „...that chapel proud,/ Where Roslin's chiefs uncoffin'd lie./ Each Baron, for a sable shroud,/ Sheathed in his iron panoply.“) machtvoll geförderten romantischen Begeisterung eine Reihe von Führern, darunter *An Historical and Descriptive Account of Rossllyn Chapel*, Edinburgh 1825; Rev. JOHN THOMPSON, *A Guide to Rossllyn*, Edinburgh 1914, 1922; WILL GRANT, *Rossllyn*, Edinburgh 1954; neuerlich The Earl of Rossllyn (Sir ANTHONY H.F.H. ST CLAIR-ERSKINE), *Rossllyn*, Glasgow o.J. (ca. 1973), cp. auch *The Royal Commission of Ancient and Historical Monuments of Scotland: Midlothian*, Edinburgh 1929, 98–114.
- ¹² Hauptquelle für die Familiengeschichte ist Pater RICHARD AUGUSTIN HAY (Prior von St Piement, dessen Mutter in zweiter Ehe mit Sir JAMES ST CLAIR von Rossllyn verheiratet war). Seine dreibändige handschriftliche „Genealogie of the SAINTECLAIRES of Rossllyn...“, 1700, in der Advocates' Library, Edinburgh, geht auf extensive Studien seither verlorengangener Familienpapiere zurück, kann aber nicht in allen Punkten als zuverlässig gelten; Privatdruck (ed. JAMES MAIDMENT), Edinburgh 1835; cp. ferner *The Complete Peerage*, XI, ed. GEOFFREY H. WHITE, London 1949, 737–48, s.v. „SINCLAIR“ und 172–9, s.v. „Rossllyn“; II, ed. Vicary GIBBS, London 1912, 477 f., s.v. „CAITHNESS“; *The Scots Peerage*, ed. Sir JAMES BALFOUR PAUL, II, Edinburgh 1905, 332–359, s.v. „SINCLAIR“.

- ¹³ "In his house he (Sir WILLIAM SINCLAIR, der Erbauer der Kapelle) was royally served in gold and silver vessels in most princely manner... He had his halls and chambers richly hung with embroidered hangings..." HAY, op. cit. (1835), 26.
- ¹⁴ So HAY, op. cit., 27; 1440 laut JOHN SLEZER, *Theatrum Scotiae*, London 1693, 63; „circa 1447“ laut dem Fortsetzer des *Scotichronicon*: „Dominus WILLELMUS de Sancto Claro Comes Orcadiae est in fabricando sumptuosam structuram apud Roslyn.“ Cp. *The Collegiate Churches of Mid-Lothian* (Bannatyne Club), xciv.
- ¹⁵ Cf. hierzu DAVID MACGIBBON und THOMAS ROSS, *The Ecclesiastical Architecture of Scotland*, III, Edinburgh 1897, 159.
- ¹⁶ Sir WILLIAM war in erster Ehe verheiratet mit ELIZABETH (einer Tochter ARCHIBALDs, des vierten Earl of DOUGLAS und ersten Herzogs von Touraine, aus dessen Ehe mit Lady MARGRET STEWART, einer Tochter König ROBERTs III.), der Witwe Sir JOHN STEWARTs, Earl of Buchan, Connetable de France. Sie starb um 1452 und wurde in der von ihr errichteten Unterkapelle zu Rosslyn beigesetzt. Der aus dieser Ehe hervorgegangene Sohn, WILLIAM SINCLAIR, *prodigus* oder *the Waster*, „WILHELM der Verschwender“, genannt, wurde vom Vater zugunsten der Söhne aus seiner zweiten Ehe (1554) mit MAJORY SUTHERLAND praktisch enterbt, später für *incompus mentis et fatuus* erklärt.
- ¹⁷ 1469 kamen die Orkney-Inseln aus norwegisch-dänischer unter schottische Oberhoheit; 1471 mußte Sir WILLIAM zugunsten der schottischen Krone auf sein Earldom of Orkney verzichten und erhielt dafür u.a. den nur wenig einträglichen Burgbesitz von Ravenscraigh. 1476 trat er von seinem Earldom of Caithness zugunsten seines Sohnes WILLIAM aus zweiter Ehe zurück.
- ¹⁸ Als Fürst von Orkney war seine Anwesenheit häufig dort erfordert, so 1460, als er sich am norwegischen Hofe wegen der Verteidigung der Inseln gegen den Earl of Ross entschuldigen ließ. 1471–73 war er schottischer Gesandter in London.
- ¹⁹ Sein ältester Sohn aus zweiter Ehe, OLIVER, hatte das Earldom of Rosslyn erhalten, der jüngere Sohn aus zweiter Ehe, der genannte WILLIAM, das Earldom of Caithness. Nach dem Tode des Vaters kam es jedoch zu vertraglichen Besitzänderungen zugunsten des enterbten Sohnes WILLIAM aus erster Ehe. Alles dies dürfte den Baufortgang in Rosslyn erheblich behindert haben. Sir OLIVER brachte dann lediglich das Kapellenchor unter ein provisorisches Dach und den Bau damit zu einem hastigen Abschluß. Cf. ANDREW KERR, „The Collegiate Church or Chapel of Rosslyn, Its Builders, Architect, and Constructor“, *Proceedings of the Society of Antiquaries of Scotland*, XII (1878), 218–44, hier p. 231.
- ²⁰ 22 verschiedene Steinmetzzeichen aus Rosslyn Chapel verzeichnet Sir DANIEL WILSON, *Archaeological and Prehistorical Annals of Scotland*, 1851, 640; Abbildungen von 53 Zeichen finden sich im „Führer“ des Earl of Rosslyn, op. cit., 26.
- ²¹ HAY, op. cit., 2 f.
- ²² Cf. HAY, MS, II, 253, zitiert in BILLINGS, op. cit., 4.
- ²³ KERR, op. cit., 221 ff. und FERGUSSON, *Handbook of Architecture*, London II, 906 („Burgos oder Oviedo“) vertreten eine kontinentaleuropäische (französisch-spanische) Herkunft, wohingegen MACGIBBON/ROSS und WILSON (opp. cit.) davon abrücken, und die moderne britische Forschung heimische Vorbilder aufzeigt. Cp. COLIN MCWILLIAM in NICOLAUS PEVSNERs *Buildings of Scotland*, Bd. *Lothian*, London 1978, repr. 1980, 409–17, hier 411 f., der die spanischen Vorbilder (Belém, Batulka oder San Juan de los Reyes in Toledo) für zu spät hält, um von Einfluß gewesen zu sein.
- ²⁴ Unter Androhung der Exkommunikation mußten 1592 die Altäre abgebrochen werden; der Gottesdienst in der Kapelle wurde eingestellt.
- ²⁵ Nach der Schlacht von Dunbar (1650) benutzten CROMWELLS Truppen unter General MONK bei der Belagerung und Beschießung der Burg Rosslyn Chapel als Pferdestall, und im Dezember 1688 verwüstete der Mob die Kapelle.
- ²⁶ Um 1736 ließ General SAINT CLAIRE die Kirche mit einem neuen Dach und neuen Fenstern versehen.
- ²⁷ "The stone both on the roof and walls is sculptured both with leaves and flowers, so delicately wrought that I could have admired them for hours, and the whole of their groundwork is stained by time with the softest colours. Some of those leaves and flowers were tinged perfectly green, and at one part the effect was most exquisite — three of four leaves of a small fern resembling that which we call Adder's Tongue grew round a cluster of them at the top of a pillar, and the natural product and the artificial were so intermingled that at first it was not easy to distinguish the living plant from the other, they being of an equally determined green, tough the fern was of a deeper shade." DOROTHY WORDSWORTH, *Diary*, II (17. IX. 1803).
- ²⁸ Cp. sein Sonett „Composed in Rosslyn Chapel, during a storm“: "The wind is now the organist." *The Poetical Works of WILLIAM WORDSWORTH*, ed. ERNEST DE SELINCOURT and HELEN DARBISHIRE, second edition, Oxford 1968, 266 f.

- 29 “And endless, eccentric, and almost bewildering variety predominates throughout this structure — in the window traceries — in the flying buttresses — the crockets, pinnacles, and mouldings of all kinds. ‘It is remarkable’, says SLEZER, in his prosaic way, ‘that in all this work, there are not two cuts of one sort.’ Yet, by cunning adaption and gradual divergencies, people are led to imagine identities, which, on minute comparison, utterly disappear, and make the investigator feel as if the restless spirit that predominated over the work, were laughing at his baffled efforts. Among the eccentric devices, the *plurima mortis imago* predominates, — sometimes with scornfully ludicrous juxtaposition, at other times with gentler symbols, as when flowers are seen sporting from the empty sockets of a skull. Whithin the mouldings of two of the arches are strings of clustered figures in a slight relief, which, on investigation, are found to be the ancient allegories of the seven deadly sins, and the dance of death — ‘Lessons for every heart — a Bible for all eyes.’” ROBERT WILLIAM BILLINGS, „Rosslyn Chapel“, *Baronial and Ecclesiastical Antiquities of Scotland*, IV, Edinburgh 1852, 2.
- 30 Es ist an dieser Stelle unnötig, auf die ungewöhnliche architektonische Konstruktion der Unterstützung der weit vor der Ostwand auslaufenden Kreuzrippen einzugehen. Cf. hierzu MACGIBBON/ROSS und WATSON, *opp. cit.*, 165 bzw. 111.
- 31 „Melrose Abbey“, *Gesammelte Werke*, Bd. IV, *Aus England und Schottland*, Berlin 1900, 502.
- 32 *Op. cit.*, 18: “...they can scarcely be regarded as a series...”
- 33 “*The Builder* reported that all badly decayed stones were replaced and almost the whole of the carving was retooled and sharpened. *The Building News* gave a more emotive account: parts of the stone cleaned with acids, others rechiselled — flayed — destroying the original proportions of the mouldings, and altering entirely the character of the ornament, a third of the cusps on the nave vault restored in cement. The interior was thoroughly cleaned by the former Ministry of Works in 1957 without recourse to any of the methods.” COLIN MCWILLIAM, *op. cit.*, 416, n*.
- 34 KERR, *op. cit.*, 34.
- 35 KERR (*loc. cit.*) und, ihm folgend, die verschiedenen *Führer* durch die Kapelle verzeichnen auf dieser Rippenseite lediglich *sieben* Figurenpaare; sie alle erwähnen zwischen ‚Kind‘ und ‚Mann und Frau‘ den ‚Lehrer‘ *nicht*, so als hätten sie mehr von einander abgeschrieben, als die bildhauerischen Details beobachtet.
- 36 „Durch einen Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen und durch die Sünde der Tod, und so ist der Tod auf alle Menschen übergegangen, weil alle gesündigt haben.“
- 37 Auf dem Schlußstein der benachbart zur Mitte hin gelegenen Kapelle, die der Jungfrau Maria gewidmet war.
- 38 Dr. THOMAS DICKSON vom Central Register House in Edinburgh entschlüsselte die Buchstabenfolge als „Wilzame · Lord · Sinclair · Fundit · Yis · College · Ye · æir · Of · God · M · CCC · L“, cf. Rev. JOHN THOMPSON, *A Guide to Rosslyn Chapel and Castle*, Edinburgh⁸1914, 39.
- 39 Diese Datierung (um 1460) findet eine zusätzliche Stütze in dem steinernen Wappenschild an den Diensten der Nordwand gegenüber dem unserer Kapelle benachbart liegenden Pfeiler 16 (s. *Abb. 1*). Das Schild zeigt im 1. und 3. Viertel ein Schiff und ein ausgezacktes Kreuz für Orkney und Rosslyn, im 2. Viertel einen Löwen schreitend und im 4. Viertel ein Herz mit Tränen: das Wappen des verwitweten Sir WILLIAM ST CLAIR und seiner ersten Gattin, Lady MARGARET DOUGLAS, woraus sich eine Datierung vor seiner zweiten Ehe (1476) mit Lady MARJORY SUTHERLAND ergibt.
- 40 Die steinernen Totentanzreliefs am herzoglichen Schloß zu Dresden datieren von 1534, liegen somit fast 75 Jahre später als die von Rosslyn. Cf. STEPHAN KOSAKY, *Die Geschichte der Totentänze* (Bibliotheca humanitatis historica, 7), III, Budapest 1944, Tafel 26, Nr. 1—4.
- 41 *An Account of the Chapel of Rosslyn*, Edinburgh 1774, 16.
- 42 Cp. JOHN WATSON in *Edinburgh Architectural Association, Transactions*, IX (1928), 111.
- 43 *Ibid.*, 109.
- 44 HAY, 2 (cf. *supra* n. 8).
- 45 Nach der Legende wollte der Meistersteinmetz im Ausland sich das Vorbild einer besonders prachtvollen Säule ansehen. Als er bei seiner Rückkehr die Säule durch seinen Lehrling bereits vollendet sah, wurde er so von Neid ergriffen, daß er den Lehrling mit seinem Fäustel erschlug. Die Köpfe des Lehrlings mit Stirnwunde, des Meisters und der trauernden Mutter sind als Bossen zu sehen. Cp. FORBES, *op. cit.*, 28 ff.
- 46 Es heißt, die Errichtung der ihr als Grabstätte dienenden Unterkapelle gehe auf sie zurück. Cf. KERR, *op. cit.*, 227.
- 47 Text: *The Poems of ROBERT HENRYSON*, ed. G. GREGORY SMITH, Bd. III, Edinburgh/London 1908, 155—60; cp. CLARK, *op. cit.*, 20.
- 48 Text: *The Poems of WILLIAM DUNBAR*, ed. JAMES KINSLEY, Oxford 1979, 178—81.

Bericht über den Aufbau des Audiovisuellen Zentrums (AVZ) der Universität Düsseldorf

WOLFGANG MANZ

1. Medienzentren an den Hochschulen in Nordrhein-Westfalen

In Nordrhein-Westfalen sind Medienzentren als zentrale Einrichtungen lediglich an den Gesamthochschulen Duisburg, Essen, Hagen, Paderborn, Siegen und Wuppertal eingerichtet worden. Diese sehr großzügig ausgestatteten Medienzentren stehen als zentrale Einrichtungen gleichrangig neben den Gesamthochschul-Bibliotheken. Gemäß der Konzeption der Gesamthochschulen sind sie verantwortlich für Produktion und Ausleihe aller audiovisuellen Medien von Filmen über Dia-Reihen, Video-Material, Ton-Kassetten, Schallplatten bis hin zu Sprachlehranlagen, Sprachlabors und den entsprechenden Lehrbüchern, Tonbändern und Kassetten. An den Universitäten ist ein solches Konzept nicht mehr verwirklicht worden. Für Düsseldorf war zwar ein ebenso großzügiges Medienzentrum geplant, das aber noch während der Bauausführung gestrichen wurde. Auch die Aufgabenverteilung zwischen Medienzentrum und Hochschulbibliothek ist an den Universitäten anders organisiert: Die Universitätsbibliotheken sind für Ankauf, Verwaltung und Ausleihe von audiovisuellen Medien zuständig, soweit sie im Handel befindlich sind. Medienzentren, die über die Ausleihe hinausgehend die eigene Produktion, die Aufzeichnung vom öffentlich-rechtlichen Rundfunk und Fernsehen und ähnliche Aufgaben wahrnehmen, sind nur an der Universität Bielefeld, an der Universität Dortmund und an der Universität Düsseldorf verwirklicht. Sie sind zumeist aus den Unterrichtsmitschauanlagen der in diese Hochschulen integrierten Abteilungen der Pädagogischen Hochschulen entstanden.

2. Entwicklung des AVZ in Düsseldorf

Das AVZ Düsseldorf ist nach der Integration der Abteilung Neuss der Pädagogischen Hochschule Rheinland in die Universität Düsseldorf ins Leben gerufen worden.

An der Universität Düsseldorf waren alle Videogeräte im Besitz der verschiedenen Institute, wobei die verschiedensten Systeme vorhanden waren. Die Philosophische Fakultät verfügte außerdem über eine Unterrichtsmitschauanlage, bestehend aus drei Räumen (Studio mit drei Kamera-Umgängen, Regieraum mit Mischpult und Aufzeichnungseinheiten, Seminarraum mit Wiedergabemöglichkeiten). Insgesamt fünf Schwarzweiß-Kameras und entsprechende Ein-Zoll-Recorder für Parallelaufzeichnung sowie ein Schnittrecorder und ein Mischpult standen dort zur Verfügung. Der parallelen Aufzeichnung entsprechend konnte die Wiedergabe im Seminarraum ebenfalls parallel über fünf Monitore abgerufen werden. Die organisatorische Verwaltung dieser Räume wurde später einer Abteilung des Dezernats 5 (Haushaltsangelegenheiten, zentrale Beschaffung) übertragen; die technische Betreuung lag beim Dezernat 6 (Betriebstechnik).

In der Abteilung Neuss bestand eine Unterrichtsmitschauanlage als zentrale Einrichtung der Abteilung (AVZ Neuss), die personell mit einer Technikerstelle und zwei studentischen Hilfskraftstellen ausgestattet war. Die wissenschaftliche und organisatorische Leitung wurde dem Seminar für Psychologie übertragen. Der Gerätebestand der Abteilung Neuss umfaßte eine im Hause bewegliche Aufzeichnungseinheit, bestehend aus Schwarzweiß-Kameras, einem Misch-

pult, drei Recordern zur Parallelaufzeichnung und einem Schnittrecorder für die Aufzeichnung der Mischung in Ein-Zoll-Technik. Ein Hörsaal wurde mit sechs Farbmonitoren ausgestattet, verschiedene mobile Wiedergabeeinheiten, bestehend aus Kassettenrecorder plus Farbmonitor, waren vorhanden. Bei einzelnen Fächern vorhandene, veraltete Videoeinrichtungen wurden eingezogen und vom AVZ Neuss verwaltet.

Im Sommersemester 1980 wurde auf Anregung der Senatskommission für audiovisuelle Medien vom Rektor und Kanzler der Universität Düsseldorf ein „Beauftragter für audiovisuelle Einrichtungen“ ernannt. Er sollte bei der Anschaffung von audiovisuellen Geräten die Verwaltung beraten, Studenten und Mitarbeiter im Umgang mit den vorhandenen Videoeinrichtungen unterweisen und aus der Zusammenlegung der Düsseldorfer und Neusser Einrichtungen ein ‚Audiovisuelles Zentrum‘ (AVZ) als zentrale Einrichtung aufbauen.

Zur Abwicklung dieser Aufgaben wurde dem Beauftragten neben der Neusser Technikerstelle eine zweite Technikerstelle sowie eine Stelle einer wissenschaftlichen Hilfskraft zur Verfügung gestellt. Für die organisatorische Abwicklung blieb weiterhin Dezernat 5.1 zuständig. Die beiden Technikerstellen wurden nicht beim Dezernat 6, sondern beim Dezernat 5 geführt, damit ihre ausschließliche Zuständigkeit für das AVZ auch stellenplanmäßig festgeschrieben war.

3. Tätigkeitsbericht (SS 1980 bis SS 1982)

In dem genannten Zeitraum wurde die Zusammenführung der Neusser und Düsseldorfer Einrichtungen und die notwendige technische Neueinrichtung vollzogen. Nach der Zuweisung von Räumen (Gebäude 23.02, Ebene 02, Raum 41/42) im Sommersemester 1981 wurde in den Semesterferien der Umzug der Neusser Einrichtungen durchgeführt, im Februar 1982 eine neue Antennenanlage auf dem Gebäude 23.02 errichtet und im Sommersemester 1982 der dann freiwerdende Seminarraum (Gebäude 23.02, Ebene 02, Raum 22) als Vorführraum durch den Einbau von Farbfernsehmonitoren aus dem Hörsaal 802 der PH Neuss eingerichtet. Da das Staatshochbauamt keine Mittel zur Verfügung stellen konnte und das Dezernat 6 überlastet war, wurden diese Arbeiten in Eigenleistung unter Verwendung der in Neuss abgebauten alten Leitungen durchgeführt.

Der Stand des Ausbaus ist im Vergleich mit den audiovisuellen Einrichtungen der Gesamthochschulen als noch sehr provisorisch zu bezeichnen. Immerhin können aber mit diesem Provisorium schon wesentliche Dienstleistungen erbracht werden, die von den zentralen Einrichtungen der Gesamthochschulen auch wahrgenommen werden.

Zu diesen Einrichtungen besteht ein enger Kontakt durch die regelmäßige Teilnahme des Medienbeauftragten der Universität Düsseldorf an den eintägigen Dienstbesprechungen der Leiter der Medienzentren an Hochschulen in Nordrhein-Westfalen, die in turnusmäßigem Abstand in den Semesterferien stattfinden (bisher in Wuppertal, Essen, Dortmund, Hagen, Paderborn). Die Zusammenarbeit mit den genannten Medienzentren (Erfahrungsaustausch, Kassettenaustausch u.ä.) ist erfreulich gut.

Im genannten Zeitraum wurde in jedem Semester eine vierstündige Lehrveranstaltung zur Einführung in die Benutzung der audiovisuellen Einrichtungen durchgeführt. Zu diesen fünf Semesterkursen trat eine einwöchige Blockveranstaltung im März 1981 für wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche Mitarbeiter der Universität, die sich in ihrem Aufgabenbereich mit Videoarbeit befassen.

4. Organisation und Aufgabe des AVZ

Das in Düsseldorf realisierte Konzept des AVZ geht im Unterschied zu den an den Gesamthochschulen durchgeführten Konzepten davon aus, daß vom AVZ im wesentlichen nur die Sachvoraussetzungen, nicht aber die personellen Voraussetzungen für Videoproduktion beigebracht werden. Anschaffung, Bereitstellung und Wartung der technischen Einrichtungen für interessierte Nutzer, die ihr eigenes Personal nach kurzer Einführung oder Schulung durch das AVZ in die Produktion einbringen, so ungefähr könnte man das hier verwirklichte Konzept

schlagwortartig umreißen. Diese, aus der Personalnot geborene Lösung, hat gewisse Vorteile gegenüber einer Lösung, die auf einen Stab von Medienfachleuten zurückgreift: Die inhaltlichen Gesichtspunkte des Faches, das für seinen Bedarf produziert, gewinnen so zwangsläufig das Übergewicht gegenüber den formalen Aspekten der Medienexperten. Der Nachteil mangelnder Professionalisierung ist für den Zweck — Herstellung von Medien für die eigene Forschungs- oder Lehrtätigkeit — nicht so entscheidend, da ja keine marktgerechte Produktion in Konkurrenz mit der Medienindustrie beabsichtigt ist. Wer einen Lehrfilm für diesen Markt herstellen will, ist sicher besser beraten, wenn er sich mit dem FWU oder ähnlichen Einrichtungen in Verbindung setzt. Aber die Vorbereitungen dazu, die Umsetzung einer Idee in das Medium, das Ausprobieren verschiedener Fassungen, das Gewinnen von Erfahrungen im Hinblick auf die Möglichkeiten des Mediums Video, sie lassen sich weitaus kostengünstiger und schneller im AVZ durchführen.

Aufgabe des AVZ ist es, die Verwendung von Videogeräten bei der Universität Düsseldorf durch Beratungs- und Ausbildungsleistungen zu fördern, die vorhandenen Studioanlagen zu betreuen, den Verleih von beweglichen Videoeinheiten zu organisieren und die dazu notwendigen Dienstleistungen zu erbringen. Dazu gehört:

1. die Ausbildung von interessierten Mitarbeitern und Studenten in der Bedienung von Videogeräten;
2. der Betrieb der fest eingebundenen Mitschauanlage und des Produktionsstudios;
3. die Ausleihe der tragbaren Aufnahmeeinheiten und der beweglichen Wiedergabeanlagen;
4. die Einweisung der Benutzer in die Einrichtungen zur Nachbearbeitung (Schnittsteuereinrichtung, Titelgenerator u.ä.);
5. die Duplizierung vorhandener Kassetten bzw. Wandlung von Aufzeichnungen zwischen verschiedenen Recordersystemen;
6. die Aufzeichnung von öffentlich-rechtlichen Fernsehsendungen für Forschungszwecke auf Antrag der Institute;
7. die Wartung und Reparatur aller Videoeinrichtungen, soweit sie der Verwaltung des zentralen Videostudios unterliegen;
8. die Beratung der Bedarfsstellen bei der Anschaffung dezentral einzusetzender Videoanlagen sowie bei der Verwendung der gemeinsam genutzten Einrichtungen.

Nicht zum Aufgabenbereich des AVZ gehören:

1. der Betrieb, die Unterhaltung und die Reparatur von Videoeinrichtungen, die in den Hörsälen betrieben werden;
2. der Betrieb, die Unterhaltung und die Reparatur von Fernsehanlagen, die in Instituten, Seminaren oder Kliniken eingesetzt sind;
3. die Verwaltung und Bereitstellung der im Handel erhältlichen AV-Medien (Videobänder bzw. Videokassetten). Diese Aufgaben einer Videothek fallen unter den Aufgabenbereich der Universitätsbibliothek.

Über grundsätzliche Fragen des Einsatzes von Videogeräten bei der Universität Düsseldorf entscheidet die Senatskommission für audiovisuelle Medien. Aufgabe des Beauftragten für audiovisuelle Einrichtungen ist es, über grundsätzliche wissenschaftlich-technische Fragen die Bedarfsstellen zu beraten, Videobeschaffungsvorhaben zu begutachten und die Unterweisung von Studenten und Mitarbeitern im Umgang mit Videogeräten durchzuführen. Mit der Organisation ist ein Mitarbeiter des Dezernates 5 beauftragt, der die dem AVZ bereitgestellten Haushaltsmittel verwaltet und die eingehenden Nutzungs-, Leih- und Dienstleistungsanträge bearbeitet. Aufgabe der Techniker ist die Bedienung, Wartung und die Reparatur der gemeinsam genutzten Videogeräte sowie die Abwicklung des Studiobetriebs.

5. Räumliche Ausstattung

Das AVZ verfügt über die bereits beschriebene Unterrichtsmitschauanlage, die sich im Hörsaal 3G befindet. Diese Einrichtung kann aufgrund der baulichen und technischen Ausstattung nur für die engeren Zwecke der Unterrichtsmitschau, des Diskussionstrainings, Lehrertrainings sowie zur Ausbildung von Therapeuten benutzt werden. Für die Geräteausleihe (bewegliche

Anlagen) und für die Produktion und Nachproduktion steht seit kurzem ein Raumkomplex zur Verfügung, der noch ausgebaut werden muß. Er umfaßt die Räume 41 und 42 im Gebäude 23.02, Ebene 02, die nebeneinanderliegen und eine Geschoßfläche ausfüllen. Hier ist in dem einen Raum provisorisch ein zentrales Studio (noch ohne Regieraum) eingerichtet worden; der andere Raum ist unterteilt in Abspielplätze sowie Arbeitsplätze für die Nachproduktion (zwei Schnittsteuereinrichtungen) und enthält ein Geschäftszimmer für die Abwicklung des Publikumsverkehrs. Ein anschließender Seminarraum (Raum 22) ist mit vier Farbmonitoren zur Wiedergabe ausgestattet und dient Seminargruppen zur Vorführung von Videoaufzeichnungen. Er kann nach Voranmeldung für solche Zwecke von allen Interessenten benutzt werden einschließlich entsprechender Beratung der Nutzer.

6. Technische Ausrüstung

Die Unterrichtsmitschauanlage (Hörsaal 3G) arbeitet in Schwarzweiß-Technik mit Ein-Zoll-Videorecordern älterer Bauart. Im Produktionsbereich (Gebäude 23.02, Raum 41/42) ist die Einrichtung der ehemaligen PH Neuss (Mischpult, drei Schwarzweiß-Kameras, Ein-Zoll-Recorder) eingesetzt. Angestrebt ist hier der Ersatz der Schwarzweiß-Kameras durch Studio-Farbkameras. Das Mischpult ist inzwischen in Eigenleistung provisorisch auf Farbe umgerüstet worden, so daß jetzt provisorisch mit den vorhandenen Farbkameras der tragbaren Anlagen in Farbe produziert werden kann. Die veralteten Ein-Zoll-Bandgeräte sollen nach und nach durch U-matic-Kassettengeräte ersetzt werden. Für die Nachproduktion stehen zwei Schnittsteuereinrichtungen mit U-matic-Geräten sowie ein Schriftengenerator zur Verfügung. Mit der Schnittsteuereinrichtung können auch VHS-Maschinen als Zuspielmaschinen gesteuert werden. Für die Überspielung von Filmen und Dias steht eine entsprechende Überspieleinrichtung zur Verfügung, die mit einer hochwertigen Studiofarbkamera (KY 2000) ausgerüstet ist. 8-mm-Film und 16-mm-Film sowie Dias können hier überspielt werden. Für den Ausleihbetrieb stehen mehrere Einheiten (Farbkamera, tragbarer Recorder, Farbmonitor) im System VHS sowie eine Einheit im System U-matic zur Verfügung. Für die Wiedergabe älterer Kassetten sind VCR Recorder, Betamax sowie Video 2000 vorhanden. Auch Aufzeichnungen in Fernsehsystemen anderer Länder (Secam und NTSC) lassen sich über ein vorhandenes Mehrnormengerät abspielen.

Für die Produktion und Nachproduktion hat sich das AVZ auf das System U-matic standardisiert. Dieses System ist bei den Hochschul-Medienzentren eingeführt worden und ist besonders dann geeignet, wenn die Aufzeichnungen weiter bearbeitet werden sollen. Für die Wiedergaben im Hörsaal, für die Ausleihe sowie für Aufzeichnungen vom öffentlich-rechtlichen Fernsehen sind wir aus Kostengründen auf das weitverbreitete Kassettensystem VHS übergegangen.

7. Aufzeichnung von Fernsehsendungen

Die Aufzeichnung von Fernsehsendungen erfolgt inzwischen in der Regel auf VHS-System, sofern nicht ausdrücklich eine spätere Bearbeitung der Aufzeichnungen gewünscht ist. Dann wird die Aufzeichnung auf U-Matic durchgeführt. Die Beauftragung zur Aufzeichnung kann relativ kurzfristig erfolgen. Das Band wird vom AVZ gestellt und dem Auftraggeber leihweise überlassen. Sollte eine eigene Archivierung auf Dauer gewünscht sein, wird das Band dann nachträglich dem Auftraggeber in Rechnung gestellt. Es existiert ein kleines Archiv von Aufzeichnungen dieser Art, das auch karteimäßig erschlossen ist. Die Fortführung dieser Aufgabe, einer inhaltlichen Erfassung aller vom AVZ gemachten Aufzeichnungen ist problematisch, teils aus urheberrechtlichen Gründen, teils aus Gründen der Zweckbestimmung des AVZ, in dem die Unterhaltung einer Videothek nicht vorgesehen war. So begrüßenswert diese Funktions-trennung (Produktion und Nachproduktion im AVZ; Mediothek im Bibliotheksbereich) unter dem Gesichtspunkt der Personalsituation des AVZ ist, so ist doch aus sachlichen Gründen diese Trennung problematisch. Beratung der Nutzer und Gewinnung neuer Nutzer lassen sich nach meiner Erfahrung nicht ohne den schnellen Zugriff auf eine Videothek leisten. Viele potentielle

Benutzer begrüßen die Möglichkeit der Nachbearbeitung (Kürzung) vorhandener Aufzeichnungen, schrecken aber vor dem umfangreichen Vor- und Nacharbeiten einer eigenen Produktion zurück.

Völlig im Niemandsland ist der Bereich der sonstigen AV-Medien, für die jeder Hochschullehrer zunächst selbst sorgen muß. Unter diesem Gesichtspunkt ist die Düsseldorfer Konstruktion nicht als ideal zu bezeichnen. Aus den geschilderten Entstehungsbedingungen und unter Berücksichtigung der personellen Ausstattung ist die Konzentration auf den Videobereich als dem beweglichsten und nachfrageintensivsten verständlich.

Aufgaben im Zusammenhang mit dem Sprachlabor werden vom AVZ Düsseldorf nicht wahrgenommen. Hier wäre eine Zusammenarbeit sicherlich wünschenswert, um noch einen weiteren Benutzerkreis zu erschließen und die Sprachlehranlagen um die Möglichkeiten des videounterstützten Unterrichts zu erweitern.

8. Ausblick

Mit dem Ausbau der neu zugewiesenen Räume und mit der Komplettierung der technischen Einrichtungen kann die gegenwärtige Nachfrage nach Dienstleistungen im Videobereich erfüllt werden. Neben der Benutzung der Einrichtungen zum Verhaltenstraining und zur Rhetorikschulung, ist die Nachfrage nach Aufzeichnungen des öffentlichen Fernsehens, nach Wandlungen von Film auf Video und nach Eigenproduktion und Nachbearbeitung gestiegen. Nutzer, die sich in dieser Weise mit dem Einsatz von Videoinformationen in Lehre und Forschung angefreundet haben, kommen erfahrungsgemäß dann später mit Produktionswünschen. Hier wäre für den sachgemäßen Einsatz eine über das Technische hinausgehende, inhaltliche (methodisch/didaktische) Beratung erforderlich. Eine solche Beratung könnte aber nur erfolgen, wenn es gelänge, interessierte Kollegen aus den verschiedenen Fachbereichen für die Mitarbeit an diesen Aufgaben zu gewinnen. Dann könnte die technische Einrichtung des AVZ den Angelpunkt und materiellen Ort für diese Aktivitäten abgeben. Damit stellt sich dann aber auch die Frage nach einer Videothek, auf die man für solche Zusammenarbeit zurückgreifen können müßte. Hier ist eine Zusammenarbeit mit der Universitätsbibliothek anzustreben, die den Aufbau einer Videothek in ihren Zukunftsplan eingebaut hat. Allerdings kann die Bibliothek nicht „den grauen Markt“ der Aufzeichnungen für die Forschung nutzbar machen. Urheberrechtliche Bedenken stehen dem entgegen. Als mögliche Lösung bietet sich der Ausweg an, eine aus interessierten Kollegen zusammengesetzte „Forschungsgruppe Video-Einsatz im Hochschulbereich“ zu gründen, die dann urheberrechtlich geschützte Sendungen für Forschungszwecke erfassen und verwalten könnte. Bei der Durchsicht der Aufträge für die Aufzeichnung von Sendungen zeigt sich nämlich schon jetzt, daß für einige Sendereihen (z.B. Holocaust, Blut und Ehre u.ä.) Interesse von seiten verschiedenster Fächer besteht. Der Gedanke liegt nahe, solche Aufzeichnungen nicht mehrfach für jedes einzelne Fach zu kopieren und im Seminarraum einzeln zu verwahren, sondern sie in einer gemeinsamen Videothek zu erfassen und auch inhaltlich zu erschließen. Das ist nicht nur kostengünstiger, sondern auch effektiver, weil eine so erschlossene Dokumentation auch anderen Nutzern als den ursprünglichen Auftraggebern zugute kommen könnte. An den anderen Medizinzentren bestehen solche Dokumentationen zum Teil schon, und es ist beabsichtigt, sie nach einheitlichen Gesichtspunkten zu organisieren, so daß ein Austausch leichter möglich ist. Es wäre meiner Ansicht nach der Überlegung wert, ob wir uns nicht daran beteiligen sollten.

Die Insignien der Universität Düsseldorf

ROLF NAGEL

Spricht jemand von Insignien, so denkt man zuerst an Glanz und Gloria vergangener Zeiten. Wenn früher der Rektor einer Universität feierliche Handlungen vollzog, trugen ihm die Pedelle das Zepter der Universität als Zeichen des Amtes und der Würde voran. Er selbst und die anderen Professoren, Doktoren und Studenten konnten an Gewandung und Farben erkannt werden. All dies war normal und galt *mutatis mutandis* auch für Bürgermeister und Stadtrat, kirchliche und militärische Amtsträger. Die heutige Zeit ist da etwas nüchterner.

Deutlichstes Zeichen und auffälliger Schmuck des Amtes ist heute die Kette des Rektors.¹ Sie ist eine hervorragende Quelle zur Universitätsgeschichte und zeigt gleichermaßen rechtliche und kulturelle Verhältnisse auf.

Der Staat Preußen und die Stadt Düsseldorf schlossen am 24. Februar und 25. April 1923 einen Vertrag, der die im Jahre 1907 gegründete Akademie für praktische Medizin in eine Medizinische Akademie umwandelte, die eine Rektoratsverfassung erhielt. Diesen Vorgang drückt die im Jahre 1929 gestiftete Kette bildhaft aus. Die Halspartie zeigt die Rechtssymbole der Vertragspartner, nämlich die jeweiligen Wappen: das Düsseldorfer Stadtwappen auf dem als Platte gefertigten Mittelglied oder Bruststück der Kette, der preußische Adler auf den beiden, das Kettenrund beginnenden Hauptgliedern. Das Nackenstück oder rückseitige Mittelglied trägt das Wappen der Rheinprovinz und weist damit auf die geographische Lage der Akademie hin. Wichtigstes Stück der Kette — schon die Größe weist darauf hin — und Kennzeichen der Akademie selbst ist eine an vier Kettchen der Kette abhängende Medaille oder Münze, die eine sitzende Frauengestalt (= *hygieia*) mit den göttlichen und weltlichen Attributen des antiken Heilheros ASKLEPIOS (lat. AESCULAPIUS) darstellt: heilige Schlange — die verhüllte Gestalt des Gottes — an einem Stab in der rechten Hand, eine Schale in der linken, die als Opferschale oder Arzneigefäß gesehen werden kann. Unterhalb des Äskulapstabes liegt als Symbol des Todes ein Schädel; die Heilkunst soll vor dem Tode bewahren. Unterhalb der Schale sieht man eine Eule als Symbol der Wissenschaft, die die Herstellung des Heiltrankes ermöglicht. Zu Füßen der ganzen Komposition eine Schriftrolle, die in Bezug auf die Hochschule nur als Doktor- oder Approbationsurkunde verstanden werden kann.

Eine Kette mit einer Kopie dieser Medaille (kleine Amtskette) trägt der Rektor außerhalb der Universität. Die Rückseite der Medaille trägt folgende Stifterinschrift:

FÜR DIE / MEDIZINISCHE / AKADEMIE / IN / DÜSSELDORF / GESTIFTET VON / DR. RUDOLF MANN / LEVERKUSEN.

Fällt die Amtskette als Würdezeichen in den Bereich der Repräsentationsinsignien, so ist das für die schriftlich zu fertigenden Rechtsgeschäfte und Urkunden der Akademie notwendige Instrument das Siegel. Hier stellt sich nun ein Unterschied zu vielen, besonders den alten Universitäten heraus. Trotz ihrer Rektoratsverfassung führt die Akademie kein selbständiges Siegel. Als städtische Einrichtung besitzt sie ein Siegel mit dem Düsseldorfer Stadtwappen, für den Dienstverkehr gab es zusätzlich ein Siegel mit dem Preußenadler. Für beide war die Umschrift gleich: Medizinische Akademie in Düsseldorf. Dieser Zustand änderte sich auch nicht, als aus der Medizinischen Akademie die Universität mit Medizinischer, Mathematisch-Naturwissenschaftlicher und Philosophischer Fakultät entstand. Zwar gestattet die Verordnung über die Führung des Landeswappens² vom 16. Mai 1956 den Hochschulen, das kleine Landessiegel zu führen, wenn sie keine eigenen (historischen) Siegel führen, was für die Düsseldorfer Universität nicht der Fall ist. Der Rektor teilte auf Anfrage ausdrücklich mit, daß bei der Universität und den Medizinischen Einrichtungen Dienstsiegel mit dem Landeswappen in Gebrauch sind. Die



Nr. 1
Petschaft und Siegelabdruck „Medizinische Akademie in Düsseldorf“



Nr. 2
Amtskette des Rektors von 1929: Mittelstück mit dem Düsseldorfer Stadtwappen und Medaille mit der Hygieia

einzelne siegelführende Stelle ist entweder durch eine Nummer gekennzeichnet oder/und ihren Namen (Bezeichnung) wie Institut für Arbeitsmedizin; auch existieren reine Schriftsiegel, wie sie die zitierte Verordnung vorsieht. Jedoch ist auch die darin für Körperschaften oder Anstalten und Stiftungen des öffentlichen Rechts angesprochene Möglichkeit eines Siegels mit einem nicht dem Lande vorbehaltenen Symbol an der Düsseldorfer Alma Mater anfangs nur von der Medizinischen Fakultät angenommen worden. Sie führte im Jahre 1966 das die medizinische Symbolik der Rektorkette aufnehmende Siegel ein, das im Siegelrund oben die Legende MEDIZINISCHE FAKULTÄT DER UNIVERSITÄT, unten DÜSSELDORF, und als Bild die heilige Schlange des ÄSKULAP zeigt. MARIANNE KIESSELBACH entwarf das schöne, gut durchdachte und vollendet geschnittene Siegel.

Es mußten jedoch rechtliche Bedenken des Kultusministers ausgeräumt werden, so daß die ministerielle Genehmigung erst ein Jahr später erfolgte. Der knappe Wortlaut beschränkt sich auf das Wesentliche: „Hiermit genehmige ich der Medizinischen Fakultät im Rahmen der akademischen Selbstverwaltung die Führung des mir im Abdruck vorgelegten Siegels.“ (Erlaß vom 8. Juni 1967 an den Rektor)

Kurz darauf folgt die kombinierte Naturwissenschaftlich-Philosophische Fakultät dem Beispiel der Mediziner und berät die Annahme eines Siegels. Es entsteht das Eulensiegel, das am 9. Februar 1968 ministeriell genehmigt wurde.

Dieses Bildsiegel wollten nach der Auflösung der kombinierten Fakultät und Konstituierung zweier eigenständiger Fakultäten, nämlich der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen und der Philosophischen Fakultät zum 1. Januar 1969 die Naturwissenschaftler beibehalten, nicht jedoch die Philosophen, die „auf jeden Fall bei einem eulenlosen Dienstsiegel“³ beharren. Offensichtlich in Erwartung der Fakultätsauflösung und Neugliederung in Fachbereiche, andererseits unter der Notwendigkeit des Bedarfs eines eigenen Siegels stehend beschließt die Philosophische Fakultät ein Schriftsiegel: im Siegelrund oben PHILOSOPHISCHE, unten FAKULTÄT, in der Mitte UNIVERSITÄT / DÜSSELDORF. Dieses reine Schriftsiegel, zwar weniger gebräuchlich in der deutschen Universitätsgeschichte, aber korrekt und rechtsgültig, genehmigt der Minister für Wissenschaft und Forschung am 16. September 1970. Dem in dem



Nr. 3
Heutiges Siegel der Universität



Nr. 4
Siegel der Medizinischen Fakultät



Nr. 5
Siegel der Naturwissenschaftlich-
Philosophischen Fakultät



Nr. 6
Siegel der Philosophischen Fakultät



Nr. 7
Siegel der Mathematisch-
Naturwissenschaftlichen Fakultät



Nr. 8
Universitätssignet

Erlaß geäußerten Zweifel wegen der Form des Siegels kann man nicht zustimmen. Der Verbesserungswunsch des Ministers nach einem Bildsiegel ist nicht zwingend, wenngleich das Siegel der Philosophischen Fakultät im Vergleich mit den anderen Fakultäten eine ungewöhnliche und zugegebenermaßen weniger ästhetische Form besitzt. Ein neues Siegel ist bis heute nicht angeschafft worden.

Bei der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät können wir feststellen, daß die notwendig gewordene Änderung der Umschrift des Eulensiegels nicht eintritt, ja das Siegel gerät gänzlich außer Gebrauch. Die Fakultät beschafft ein Siegel mit dem kleinen Landeswappen. Die Gründe konnten aus den Fakultätsakten nicht erforscht werden.

Charakter und Selbstverständnis einer Universität machen eigenständige Siegel auf jeden Fall wünschenswert. Hüten sollte man sich jedoch vor allzu modischem Design und schnellebiger Graphik. Daß die Universität Düsseldorf kein Wappen führt, wie es viele europäische und alle angelsächsischen Universitäten tun, sei am Rande vermerkt; die allerorten vertriebenen Aufkleber und Signete lassen vermuten, daß Wunsch und Bedarf vorhanden sind.

Vielleicht kann der Mangel eines Wappens bewußt oder unbewußt Ursache für die Schaffung eines dritten Insigniums gewesen sein; wir meinen die von MARIANNE KIESELBACH gestaltete Medaille der Universität (1973). Sie zeigt innerhalb einer Rahmenleiste den Text UNIVERSITÄT * DÜSSELDORF *. Das Bild ist die allgemein als Symbol für die Wissenschaft bekannte Eule mit ausgebreiteten Flügeln, in denen (heraldisch) rechts ein ovaler Schild mit dem Landeswappen steht — Träger der Universität ist seit 1962/65 das Land Nordrhein-Westfalen —, links das Düsseldorfer Stadtwappen. Im Verhältnis zu der historischen Amtskette von 1929 bedeutet die Medaille von 1973 eine notwendige Korrektur gemäß der verfassungsrechtlichen Situation der Universität seit 1965. Sie übernimmt in steigendem Maße die Funktion eines Universitätswappens und ziert die Vorderseite der Ehrenplakette, mit der die Universität besondere Verdienste belohnt.

Quellen und Literatur

1. Universität Düsseldorf, hrsg. im Auftrage der Universität von HANS SCHADEWALDT, Berlin-Basel 1966, S. 7. Siehe auch Berichterstattung über die feierliche Rektoratsübergabe am 19. Oktober 1983 in der Rheinischen Post vom 20. Oktober 1983.
2. GV. NW S. 219.
3. Beschluß vom 14. Januar 1969.

Ferner: Universität Düsseldorf — Personen- und Vorlesungsverzeichnis, HERMES Handlexikon Universitäten und Hochschulen in Deutschland, Österreich und der Schweiz, hrsg. von LAETITIA BOEHM und RAINER A. MÜLLER (Düsseldorf 1983), Archivalien des Stadtarchivs Düsseldorf, Auskünfte der Verwaltung und der Dekanate der Universität sowie von Herrn Prof. Dr. HANS SCHADEWALDT.

Quellen und Literatur

1. Universität Düsseldorf, hrsg. im Auftrage der Universität von HANS SCHADEWALDT, Berlin-Basel 1966, S. 7. Siehe auch Berichterstattung über die feierliche Rektoratsübergabe am 19. Oktober 1983 in der Rheinischen Post vom 20. Oktober 1983.
2. GV. NW S. 219.
3. Beschluß vom 14. Januar 1969.

Ferner: Universität Düsseldorf — Personen- und Vorlesungsverzeichnis, HERMES Handlexikon Universitäten und Hochschulen in Deutschland, Österreich und der Schweiz, hrsg. von LAETITIA BOEHM und RAINER A. MÜLLER (Düsseldorf 1983), Archivalien des Stadtarchivs Düsseldorf, Auskünfte der Verwaltung und der Dekanate der Universität sowie von Herrn Prof. Dr. HANS SCHADEWALDT.

75 Jahre Städtische Krankenanstalten Düsseldorf

Begrüßungsansprache des Rektors Professor Dr. HÜTTENBERGER zur Feierstunde anlässlich des 75jährigen Bestehens der Universitätskliniken am 1. Juli 1982

Über die Entstehung der Klinik

Die Klinik im modernen Sinn bildete sich im Zusammenspiel mit der Durchsetzung des philosophischen Positivismus heraus. „Durchsetzung“ bedeutet hier nicht nur eine wachsende Bereitschaft unter den Fachgelehrten, sich mit einer neuen Lehre auseinanderzusetzen, sondern die Durchdringung der intellektuellen Eliten mit Versatzstücken des neuen Denkens als Grundlage ihrer kollektiven Mentalität.

Die Medizin übernahm positivistische Gedankengänge jedoch nicht unmittelbar, sondern von außen gesehen in merkwürdigen Modifikationen.

1. Man entdeckte, daß die Wissenschaft vom Menschen — zwischem dem Menschen als gesellig-geistigem Wesen und als Objekt der Naturwissenschaft wurde noch nicht deutlich unterschieden — sich mit „allzu vielen und subtilen Elementen beschäftigt, als daß sie...jene Einheitlichkeit, Evidenz und Gewißheit geben könnte, welche die physikalischen und mathematischen Wissenschaften abstrahieren“. D.h., man hegte nicht die Hoffnung, man könne zu einem widerspruchsfreien, geschlossen definierten Modell vom gesunden bzw. kranken Menschen gelangen. Man glaubte vielmehr, die fundamentale, unübersteigbare Ungewißheit könne nur gemildert werden, wenn man sie als eine Summe einer bestimmten Anzahl von isolierten, im einzelnen berechenbaren Gewißheitsgraden behandeln würde. Man strebte eine Art Kalkültechnik an, die man in die hermeneutischen Sprachspiele einfügen kann, und schuf so einen spezifischen Sprachraum zwischen Patient und Arzt, ein Sprachraum, der von der alltäglichen Welt sich allmählich absonderte.
2. Dabei erhob sich die Frage, wie an die isolierten Einzelheiten des Gegenstandes heranzukommen sei. Ein Weg öffnete sich, als man das Verhältnis im Begriff des Endlichen bzw. Unendlichen in neuer Weise interpretierte. Man kam von der Vorstellung ab, jenes Verhältnis als Übergang der Seele vom Diesseits zum Jenseits zu verstehen, und man gewöhnte sich daran, den Tod als Endstufe des Endlichen zu sehen. So lernte man den Tod neu zu handhaben, indem man durch einen Einblick in das Innere des Toten die Krankheit sehbar zu machen suchte. Die Krankheit löste sich somit aus der Metaphysik des Übels und wurde erschließbar in der Sichtbarkeit des Todes.

Das Positivistische entfaltete sich dann in der Korrelation von Sichtbarem und Aussagbarem sowie der Korrelation zwischen dem schon Ausgesagten und dem noch nicht Sichtbaren. Hier tritt ein faszinierender Prozeß im modernen europäischen Denken ans Licht: die Entdeckung der Innenwelt des Lebens durch dessen eigene Negation, den Tod; dieser Vorgang wiederholte sich später noch einmal, als man die Psyche des Normalen über die Krankheit der Psyche zu erkennen begann oder auch die Kontinuität des Geschichtlichen über die Krise von Kulturen und Systemen entdeckte. Ein vordergründiger Positivismus, wie er immer wieder der Medizin vorgeworfen wird, ist dadurch aufgehoben. Das triviale Wort mancher Naturwissenschaftler, wir haben es nicht mit dem Tod, sondern mit dem Leben zu tun, ist eine positivistische Banalität, gegen die Kliniker von vornherein gefeit sein sollten.

3. Kalkül und Verhältnis von Sichtbarem und Aussagbarem implizierten im Blick auf die Gesamtheit des Menschen ein abstrahierendes Verfahren bei der Ermittlung von Krankheiten: das Verfahren der Klassifikation. Diese Art der Abstraktion war nur denkbar, wenn

man den Patienten aus seiner Alltäglichkeit herausnahm und ihn in einen neuen, der Methode angepaßten Raum verbrachte. Somit stimmten Sprachspiel, Neuinterpretation des Todes und Methode überein und erforderten eine neue Organisation: die Klinik.

Vieles hat sich in den vergangenen 200 Jahren verändert. Die positivistischen Elemente im kollektiven Denken scheinen verschwunden; aber es mag immerhin sein, daß sie auch nur in die Zonen des unbewußten Selbstverständlichen abgesunken sind, die es erlauben, gewohnte Abstraktionen auch zugleich als praktikierbare anzusehen. Die modernen Klinikbauten, die wir heute in unserem Lande betrachten können, scheinen noch von diesen Zusammenhängen zu zeugen.

75 Jahre Städtische Krankenanstalten Düsseldorf

HANS SCHADEWALDT

In der nunmehr ein dreiviertel Säkulum umfassenden Geschichte der Städtischen Krankenanstalten in Düsseldorf hat es nur ein einziges Mal ein richtiges großes, rundes Fest gegeben, nämlich anlässlich der Einweihung dieses seither ununterbrochen der leidenden Bevölkerung in unserer Stadt und der weiteren Umgebung zur Verfügung stehenden, damals als besonders modern gepriesenen *Krankenhauskomplexes* am 27. Juli 1907. Der damalige Oberbürgermeister WILHELM MARX (1856—1924) — er ist bis heute in unserer Stadt durch das nach ihm benannte WILHELM-MARX-Haus unvergessen — hatte im pompösen Stil der wilhelminischen Ära zu einem Festbankett eingeladen, und viele *Honoratioren* aus Stadt, Rheinprovinz und sogar aus Berlin waren dieser Einladung gefolgt, an ihrer Spitze der gerade erst neuernannte Kultusminister Dr. LUDWIG HOLLE (1855—1909), der bei dieser Gelegenheit seine mit Spannung im ganzen Deutschen Reich erwartete Jungfernrede hielt. Wir besitzen von diesem Tage noch eine Reihe von Fotos, die voluminöse *Speisenkarte*, die allen heutigen Vorstellungen über eine gesunde Ernährung hohnspricht, und natürlich auch den Text jener Reden, die aus diesem Anlaß gehalten wurden. In seitenlangen Ausführungen berichtete der damalige „Düsseldorfer Generalanzeiger“, die heutige WZ, von dem bedeutsamen Ereignis, und es hieß dort zu Anfang:

„Der heutige Tag, der der Eröffnungsfeier der Allgemeinen Krankenanstalten der Stadt Düsseldorf und der Akademie für praktische Medizin gewidmet war, wird unter den vielen denkwürdigen Tagen, welche die Geschichte der Entwicklung Düsseldorfs zu einer Großstadt in den letzten zwei Dezennien aufweist, mit in der ersten Linie stehen. Handelt es sich hierbei doch nicht nur um ein Unternehmen von lokaler Bedeutung, sondern um ein solches, das weit über die Grenzen unserer Westprovinzen hinaus für die medizinische Fachwelt und für die leidende Menschheit von höchstem Interesse und größter Bedeutung sein wird.“

Weiter hieß es:

„Automobile, Equipagen und von der Stadt zur Verfügung gestellte *Straßenbahnwagen* mit den Spitzen der Regierung, den provinzialen und den kommunalen Behörden, den Vertretern deutscher und ausländischer Hochschulen und anderen geladenen Gästen fanden sich ein. Alles war prächtig mit Blumen geschmückt. In den Korridoren und Empfangszimmern drängte sich eine zahlreiche Menge in schwarzen Leibrocken und schwarzen Zylindern, von denen sich die weiße Berufskleidung der Herren Assistenzärzte, Krankenschwestern und sonstigen Angestellten wohlthuend abhob, so daß es nicht ganz und gar den Anschein hatte, als sei man zu einem Begräbnis, statt zu einem Aus-der-Taufe-Heben gekommen.“

Freilich, inzwischen waren die Anstalten, die offiziell am 1. Juli 1907, also heute vor 75 Jahren, ihre Pforten öffnen sollten, längst mit Patienten belegt worden. Denn nachdem in größter Eile die letzten Bauarbeiten im Juni abgeschlossen werden konnten, begannen nach Erhalt eines Allerhöchsten *Erlasses* vom 4. Juni 1907 nicht nur vom 14. Juni an die ersten Kranken in die Dermatologische Abteilung einzuziehen, es wurde auch auf der Basis einer neuen Prüfungsordnung für Ärzte vom Jahre 1901 eine Medizinische Akademie zur Fortbildung der jungen Medizinalpraktikanten eingerichtet, die die Bezeichnung „Düsseldorfer Akademie für praktische Medizin“ erhielt. Die erste, von der Regierung angeforderte Satzung ist übrigens in dem knappen Zeitraum von zehn Tagen erstellt worden, denn am 17. Juni wurde von der Regierung an die Stadtverwaltung diese Forderung gestellt, und am 27. Juni sind die *Satzungen* bereits eingereicht

worden, so daß sie am 15. Juli 1907 bereits in Kraft treten konnten. Ich versage es mir aus diesem Anlaß, auf die langwierigen Satzungsverhandlungen im ersten gescheiterten und im jetzt tagenden zweiten Konvent hinzuweisen und wage erst recht nicht, eine Prognose bezüglich der Inkraftsetzung zu stellen. Auf jeden Fall hat sich die von Anfang an erstrebte und erreichte Verbindung zwischen Krankenversorgung und medizinischer Lehre und Forschung in Düsseldorf ganz ausgezeichnet bewährt, auch wenn dem rauschenden Fest in den folgenden Jahrzehnten auf manche Hoch- auch eine Reihe von Tiefpunkten folgten.

Aber kehren wir noch einmal zu der Einweihungsfeier zurück und hören wir noch einmal die uns vielleicht etwas hochtrabend vorkommenden Eröffnungsworte von Oberbürgermeister MARX:

„Krankenanstalt und Akademie seien für alle Zeiten ein unzertrennliches Zwillingsspaar. Die eine sei ein gesunder Born, der den Schwachen und Kranken als Freund mit helfender Liebe aufnimmt, die andere ein der Hilfe sich weihender Forscher und Wirker. Wir sind gewiß, daß alle, die berufen sind, darin zu wirken, die neue Schöpfung zur Ehre und zum Ruhme Düsseldorfs hegen und heben werden.“

Nach ihm sprach der für das Gesundheitswesen zuständige Beigeordnete Dr. MAX GREVE (1856—1917), der besonders auf die Tatsache hinwies, daß Düsseldorf damals eine Stadt der Akademien und Akademiker war. Mit Stolz hat er auch die Düsseldorfer Landesbibliothek erwähnt, die ja heute den kostbaren Grundstock unserer Universitätsbibliothek bildet. Auf ein Novum, das inzwischen der Vergessenheit anheim gefallen ist, machte er nachdrücklich aufmerksam, den *Privatpavillon*, der, ich zitiere:

„Einrichtungen bietet, die selbst den verwöhntesten Ansprüchen, natürlich gegen entsprechende Gegenleistung, in vollem Maße gerecht werden. Denn der Standpunkt des Armenkrankenhauses ist mit Recht verlassen, und es wurden Einrichtungen geschaffen, daß zahlende Kranken aller Formen und aller Klassen Aufnahme finden können.“

Dieser Privatpavillon war die heutige Frauenklinik, damals Bau XX, hinter dem Verwaltungstrakt, und er sollte sich trotz seiner Originalität bald als die einzige unzweckmäßige Einrichtung erweisen. Hier sollten nur die Patienten der 1. Klasse aufgenommen werden, denen 64 besonders komfortabel ausgestattete Krankenzimmer zur Verfügung standen. Die jeweiligen Direktoren der Chirurgischen, Medizinischen, Frauen-, Augen-, Hals-, Nasen-, Ohren- und Kinderklinik hatten dort eigene Sprechzimmer und gemeinsame Warteräume. Für die Chirurgen waren sogar zwei kleine Operationsräume für septische und aseptische Operationen eingeplant. Vergessen, und ich betone ausdrücklich leider vergessen, wurde die Devise, die der Beigeordnete GREVE den jungen Städtischen Krankenanstalten und der neuen Akademie mitgab:

„In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas.“

Dieses Motto wurde dann jedoch nicht von der Düsseldorfer Akademie für praktische Medizin übernommen, und wie gut täte es uns gerade in den jetzigen Auseinandersetzungen über die neuen Strukturen, wenn wir diese Mahnworte aus dem Jahre 1907 beherzigen könnten.

Der erste Direktor der Städtischen Krankenanstalten, der früher in Bonn wirkende Geheime Medizinalrat Professor Dr. med. FRIEDRICH OSKAR WITZEL (1856—1925), der bereits bei den Planungsarbeiten der Düsseldorfer Stadtverwaltung beratend zur Seite stand und an den die Bürger unserer Stadt durch die WITZELstraße, die Mediziner aber auch durch die sprichwörtliche WITZEL-Fistel erinnert werden, schloß seine Ausführungen mit dem Wunsch:

„Möge alle Zeit ein guter Stern walten über den Krankenanstalten und über der Akademie.“, ein Wunsch, der nichts von seiner Aktualität verloren hat.

Im Verlaufe des Festbanketts wurden, wie damals üblich, Telegramme an Kaiser WILHELM II. (1859—1941), den Reichskanzler Fürst VON BÜLOW (1849—1929), den Staats- und Finanzminister GEORG Freiherr VON RHEINBABEN (1855—1921) — man wußte damals vielleicht besser als heute, wen man günstig stimmen mußte —, den ehemaligen Kultusminister KONRAD HEINRICH GUSTAV VON STUDT (1838—1921) und an den damals allmächtigen Ministerialdirektor FRIEDRICH ALTHOFF (1839—1908), der als Graue Eminenz des deutschen Universitätslebens 1903 nach Düsseldorf gekommen war, um hier wesentliche Anstöße zur Erweiterung der geplanten Städtischen Krankenanstalten im *Rahmen* der Lehraufgaben als Akademie für praktische Medizin zu vermitteln, gesandt. Es war im übrigen der Oberbürgermeister, der seinen Toast mit einer Apotheose auf ALTHOFF beendete:

„In ALTHOFF ist der Gedanke der Gründung von Akademien zuerst entstanden, jenem Manne, der unermüdlich das Zusammenwirken aller Kräfte zur Hebung der Wissenschaften eingeleitet und gefördert hat, ein mächtiger Kämpfer im Streit gegen ererbte Vorurteile, ein Meister in der Beseitigung beengender Hindernisse, der mit emsiger Wünschelrute stets neue Quellen zu finden wußte, an denen die Wissenschaften sich erquicken zur Wahrung ihres Wertes und Ruhmes, Exzellenz ALTHOFF.“

Er huldigte damit dem Mann, der keinen Geringeren als EMIL VON BEHRING (1854–1917) und PAUL EHRLICH (1854–1915) auf unkonventionelle Weise neuartige Forschungseinrichtungen zur Verfügung gestellt hatte, und der ROBERT KOCH (1843–1910) so entscheidend förderte, daß er unbehindert von allen bürokratischen Hindernissen seiner reinen Forschungstätigkeit nachgehen konnte.

Der schnell wachsende Ruf der Düsseldorfer Krankenanstalten als Stätte von Krankenversorgung, Lehre und Forschung hat seinen damaligen Optimismus bezüglich Düsseldorf voll bestätigt. Nie wieder hat es seither ein solches Fest voll hochgespannter Erwartungen, aber auch von damals für bedeutungsvoll gehaltenen Äußerlichkeiten gegeben.

Als 1932 das 25jährige Bestehen der Krankenanstalten gefeiert werden sollte und mein Vorgänger im Amt, Professor WILHELM HABERLING (1871–1940), eine Festschrift vorbereitete, deren Manuskript zum Teil erst vor kurzem in einem zur Auswertung im Institut für Geschichte der Medizin zur Verfügung gestellten Aktenkeller wieder aufgefunden wurde, da mußte der Ärztliche Direktor Geheimrat Professor Dr. ARTHUR SCHLOSSMANN (1867–1932), der weltberühmte Pädiater und Leiter der Kinderklinik, feststellen:

„Die Schwere der Zeit macht es durchaus unmöglich, ein irgendwie nach außen hin in Erscheinung tretendes Fest zu feiern. Der Oberbürgermeister wird um 11 Uhr vormittags den Krankenanstalten einen Besuch abstatten und hierbei diejenigen Beamten und Angestellten, die abkömmlich, und insbesondere die, welche schon 25 Jahre im Dienste der Krankenanstalten sind oder in kurzer Zeit sein werden, begrüßen. Zu diesem Besuch sollen die Mitglieder des Krankenhausausschusses zur Teilnahme aufgefordert werden, ebenso die Direktoren der Kliniken und Institute, der Rektor der Medizinischen Akademie, die Vorstände der Assistenten und der Klinikerschaft und die Frau Oberin. Im Anschluß an die Begrüßung soll um 12.30 Uhr ein einfacher Imbiß stattfinden. Von irgendwelchen Einladungen an nicht zu diesem engsten Kreis gehörigen Personen soll abgesehen werden.“

Dennoch kam es am 29. Juli 1932 noch zu einem bescheidenen *Festakt* in der Aula. Vorher allerdings wurde in einem katholischen und evangelischen Gottesdienst in der *Simultankapelle* der Krankenanstalten Gottes Segen herabgefleht, eine löbliche Sitte, die inzwischen auch längst entfallen ist. Nunmehr war es der Oberbürgermeister Dr. ROBERT LEHR (1883–1956), der das Wort ergriff und der zusammen mit dem Generaldirektor POENSGEN, Professor SCHLOSSMANN, dem Hygieniker Professor Dr. THEODOR JOSEF BÜRGERS (1881–1954) und dem unvergessenen Stadtbaumeister Professor Dr. WILHELM KREIS (1873–1955) auf einem Bild, das heute noch sich als Kolossalgemälde im Rathaus befindet, vereint zu sehen ist. Diese Männer hatten nach Beendigung der Rheinlandbesetzung die *Gesolei* 1926 ins Leben gerufen, die übrigens in wenigen Jahren eine Renaissance erleben soll. LEHR mußte leider mitteilen, daß der Initiator dieser Festveranstaltung, Geheimrat SCHLOSSMANN, vor wenigen Wochen zu Grabe getragen werden mußte. Das *Erinnerungsdenkmal*, das heute am Eingang der Krankenanstalten steht, konnte aber wegen der Verweigerung des Dritten Reiches, einen Juden zu ehren, erst nach dem Zweiten Weltkrieg endgültig aufgestellt und damit der Öffentlichkeit übergeben werden. Es war in der Tat SCHLOSSMANN, der die eigentliche Lokomotive in den ersten 25 Jahren der Düsseldorfer Städtischen Krankenanstalten darstellte, und dies nicht nur, weil er seine Kinderklinik nach damals außerordentlich *modernen Prinzipien* einrichten ließ. Sie verfügte sogar über einen *Kuhstall*, um ständig Vorzugsmilch für die kranken Säuglinge zur Verfügung zu haben, und über die modernste *Couveusen* zur Aufzucht von Frühgeburt.

Die nächsten 25 Jahre waren von Naziherrschaft, Krieg, *Bombenzerstörung* und mühsamem *Wiederaufbau* geprägt. Kein Wunder, daß deshalb das 50jährige Jubiläum im Jahre 1957 in einem ebenso vergleichsweise bescheidenen Rahmen stattfand. Der Wunsch nach Veröffentlichung einer Jubiläumsschrift konnte dann erst 1966 erfüllt werden, wenige Tage, nachdem Düsseldorf mit einem Erlaß des damaligen Kultusministers, Professor Dr. PAUL MIKAT (geb. 1924), am 16. November 1965 auf Beschluß der Landesregierung in den Rang einer Universität



Abb. 1: Enthüllung des ARTHUR-SCHLOSSMANN-Denkmal vor der ehemaligen Chirurgischen Klinik am 31. Juli 1948 durch den damaligen Rektor der Medizinischen Akademie, Professor Dr. med. ERICH BODEN (1883–1956).



Abb. 2: Das 1709 erbaute HUBERTUS-Hospital in Düsseldorf, wahrscheinlich Erinnerungsblatt an die Grundsteinlegung.

erhoben worden war. Zu dieser Entwicklung haben maßgeblich beigetragen der unvergessene Chirurg Professor Dr. med. ERNST DERRA (1901–1979), der auf dem Foto bei seinem letzten Aufenthalt in Düsseldorf im Mai 1979 zusammen mit unserem Honorarprofessor, Nobelpreisträger Professor Dr. med. WERNER FORSSMANN (1904–1979), die beide leider verstorben sind, zu sehen ist, Professor Dr. med. Dr. phil. ANTON KIESELBACH (1907–1984), der in geradezu listiger Weise den vorklinischen Anatomieunterricht einführte, der Pathologe Professor Dr. med. Dr. med. h.c. HUBERT MEESSEN (geb. 1909) und der Philologe und spätere Rektor unserer Universität Professor Dr. phil. Dr. med. ALWIN DIEMER (geb. 1920), der im positiven Sinne als „Spaltpilz“ wirkte, indem es ihm gelang, zuerst eine kombinierte Naturwissenschaftlich-Philosophische Fakultät und dann eine eigenständige dritte, die Philosophische Fakultät, mit zu begründen. Eine zweite, an die inzwischen eingetretenen Verhältnisse adaptierte Auflage dieser Schrift erschien 1973, und in einem Sonderheft der Zeitschrift „Historia Hospitalium“ konnten meine damalige Mitarbeiterin Frau IRMGARD MÜLLER (geb. 1938) und ich „Düsseldorf und seine Krankenanstalten“ in einer Monographie vorstellen. Im übrigen sei zu bemerken, daß von HABERLINGs Manuskript leider nur der erste Teil „Die Ärzte Düsseldorfs“ im „Düsseldorfer Jahrbuch 1936“ gedruckt werden konnte. Weil aber mein Vorgänger sich weigerte, die jüdischen Kollegen aus seinen Biographien zu streichen, wurde das schon in monographischer Form zusammengefaßte Werk eingestampft und ist nur noch in wenigen Exemplaren, darunter einem im Institut für Geschichte der Medizin, erhalten. Aber kehren wir zur Entwicklungsgeschichte der Allgemeinen Städtischen Krankenanstalten zurück. Die Stadt Düsseldorf hatte seit der Errichtung der mittelalterlichen Gasthäuser bis zum Ende des 18. Jahrhunderts keine eigenen Hospitäler mehr begründet. Das St.-HUBERTUS-Hospital, eigentlich mehr ein Alters- und Pflegeheim, war von Kurfürst JOHANN WILHELM II. (1658–1716) aus eigener Initiative errichtet worden. Auch das MAX-JOSEPH-Krankenhaus war ursprünglich eine fürstliche Gründung, wurde dann aber später von der Zentralarmenverwaltung der Stadt übernommen. Die Städtische Augenklinik wurde in Privatregie



Abb. 3: Der von dem Bildhauer JOSEPH HAMMERSCHMIDT (1873–1926) 1910 geschaffene ALBERT-MOOREN-Brunnen (Enthüllung am 22. Oktober 1910) vor den Universitätskliniken auf dem Moorenplatz.

von ihrem Direktor ALBERT MOOREN (1828–1899) geführt, und die ersten Düsseldorfer Krankenhäuser im 19. Jahrhundert waren entweder konfessionelle oder private Anstalten. Aber auch ihr Bettenangebot reichte in der aufstrebenden Kunst- und Industriestadt Düsseldorf bei weitem nicht aus, und so faßte schon zu Beginn der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Stadtverwaltung den Plan, ein Allgemeines Städtisches Krankenhaus aus städtischen Mitteln zu errichten. Zu diesem Zweck wurde eine aus sogenannten Einzugsgeldern gesammelte Summe von 29 406 Thalern bestimmt. Doch bestanden innerhalb der Bürgerschaft zu jener Zeit stärkere Bestrebungen, konfessionelle Krankenhäuser zu errichten, und so entschloß sich die Stadtverwaltung am 7. Juli 1864 die für den Neubau des Städtischen Krankenhauses reservierten Einzugsgelder unter die verschiedenen Konfessionen zu verteilen mit der Auflage, Krankenhäuser konfessioneller Prägung zu errichten. Die Folge war dann auch die Erbauung des *Evangelischen Krankenhauses* und des *MARIEN-Hospitals* in den Jahren 1864 und 1867, die 1867 bzw. 1871 für die Bürgerschaft eröffnet wurden.

Doch konnten auch diese und andere Krankenhausgründungen die Bettennot in Düsseldorf nicht beheben, und vor allem fürchtete man, daß beim Auftreten einer Epidemie, die verschiedenen Cholera- und Ruhr-Epidemien waren noch in schrecklichster Erinnerung, der zur Verfügung stehende Bettenraum keineswegs ausreichen würde. Inzwischen hatten sich auch in anderen Städten Großkrankenhäuser, die nicht nur den ärmeren Bevölkerungsschichten, sondern mit einer größeren Privatabteilung versehen, auch selbstzahlenden Patienten zur Verfügung standen, durchgesetzt.

Dieser Gedanke an ein allgemeines Krankenhaus mit Spezialabteilungen und einer größeren Privatabteilung war es dann wohl, der am 2. November 1893 die Sanitätskommission der Stadt dazu führte, sich mit der Errichtung eines Allgemeinen Städtischen Krankenhauses zu beschäftigen. Den Anstoß hierzu hatte sicherlich die letzte *Choleraepidemie* von 1892 gegeben, die

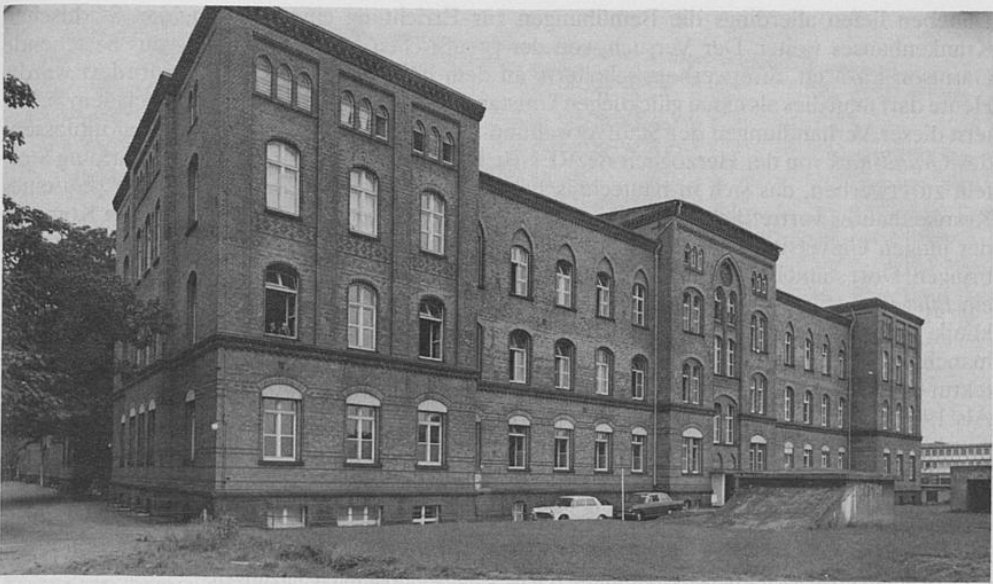


Abb. 4: Das ehemalige Pflegeheim der Stadt Düsseldorf aus dem Jahr 1892, in dem bis vor kurzem die Medizinischen Kliniken C, D, E sowie die Neurologische Klinik Aufnahme fanden, und das heute noch der Westdeutschen Kieferklinik als Domizil dient.

allerorts in Deutschland den Mangel an Krankenbetten hatte offenkundig werden lassen. Es wurde eine Untersuchungskommission aus drei angesehenen Düsseldorfer Ärzten eingesetzt, die am 28. August 1894 den Vorschlag unterbreiteten, zuerst einmal ein Krankenhaus für ansteckende Krankheiten auf einem allerdings recht ungeeigneten Grundstück, Eisenstraße 18, zwischen dem heutigen Hauptbahnhof und einer Stahlrohrfabrik gelegen, zu begründen. Dort war bereits 1893 von der Sanitätskommission ein Haus instandgesetzt worden, das für die Unterbringung von Infektionskrankheiten im Notfall vorgesehen war. Dies war bereits eine Folge der 1892 drohenden Cholera-gefahr, denn bisher hatte man die von der Stadt zu versorgenden armen Kranken gegen Zahlung der ortsüblichen Pflegesätze in den bestehenden konfessionellen Krankenhäusern unterbringen können.

Inzwischen war die Bettennot in den konfessionellen Häusern immer größer geworden. Deshalb verfügte der Regierungspräsident am 21. Juli 1895, daß dort keine Syphilis- und Krätzekrankheiten wegen der erhöhten Infektionsgefahr mehr untergebracht werden dürften. Die Stadt war also gezwungen, sehr schnell für diese Kranken und insbesondere für die zwangseingewiesenen Prostituierten Krankenzimmer zu beschaffen. So entschloß sich die Stadtverordnetenversammlung auf Empfehlung der Sanitätskommission am 21. August 1895 auf dem Areal Eisenstraße 18 vier Krankenbaracken mit je zwölf bis 16 Betten für diesen Zweck aufzustellen. Dort wurde im Juli 1896 zuerst die Verwaltung untergebracht und am 27. August des gleichen Jahres der Krankenhausbetrieb mit 90 Betten — es waren inzwischen zwei Baracken zusätzlich errichtet worden — aufgenommen. Die Leitung dieser Anstalt mit hauptsächlich dermatologisch-venerologischen Fällen lag verständlicherweise in der Hand eines Düsseldorfer Dermatologen, Dr. CARL STERN (1864–1935), der später die dermatologische Abteilung der Städtischen Krankenanstalten als Direktor übernehmen sollte. Acht Augustinerinnen versahen mit zwei Wärtern und vier Dienstmädchen den Pflegedienst. Schon 1897 wurden in diesem „Barackenkrankenhaus“ 590 Kranke behandelt, darunter 245 Hautkranke, 201 Geschlechtskranke und darüber hinaus 144 an chirurgischen Leiden Erkrankte. Vor allem aber für die zur Zwangsheilung überwiesenen Prostituierten mußten jedoch neue Räume geschaffen werden, und so beschloß die Stadtverordnetenversammlung am 9. Juli 1901 den Bau einer weiteren festen Krankenbaracke, so daß das Krankenhaus jetzt 140 Betten umfaßte.

Daneben liefen allerdings die Bemühungen zur Errichtung eines Allgemeinen Städtischen Krankenhauses weiter. Der Versuch, von der preußischen Militärverwaltung das bestehende Garnison-Lazarett zu erwerben, scheiterte an dem hohen Preis, der dafür gefordert wurde. Heute darf man dies als einen glücklichen Umstand bezeichnen, denn es gelang nach dem Scheitern dieser Verhandlungen der Stadtverwaltung 1897, ein sehr großes, ca. 5 Hektar umfassendes *Grundstück* von der Herzoglich AHRENBERGischen Verwaltung in der Gemarkung Stoffeln zu erwerben, das sich in bautechnischer und medizinischer Hinsicht für den Bau eines Krankenhauses vortrefflich eignete und das in unseren Tagen erlaubt, den gesamten Komplex der jungen Universität Düsseldorf dort ohne allzu große räumliche Schwierigkeiten unterzubringen. Dort stand bereits seit 1892, sozusagen weit außerhalb der Stadt auf der grünen Wiese, ein *Pflegeheim* für 500 Pfleglinge, das auch heute noch als Domizil der Westdeutschen Kieferklinik, der Medizinischen Kliniken C, D und E sowie der Neurologischen Klinik dient und, manchmal wohl auch zum Leidwesen der darin Tätigen, von der außerordentlich soliden Architektur und Handwerksarbeit der wilhelminischen Zeit zeugt.

Als 1901 eine neue, vom Jahre 1903 an in Kraft tretende Prüfungsordnung für Ärzte erlassen wurde, nutzte die Stadtverordnetenversammlung die Chance und kam auf Empfehlung des Oberbürgermeister in einer Sitzung vom 5. Januar 1904 zu folgender Entschliebung:

„Die Stadtverordneten-Versammlung beschließt unter Zugrundelegung der vorgelegten Pläne und Kostenberechnungen, lautend über 3 800 000 Mark für den ersten Bauabschnitt, den Bau eines Allgemeinen Städtischen Krankenhauses in Verbindung mit der Errichtung einer Akademie für praktische Medizin nach Maßgabe der für diesen Beschluß anerkannten Satzungen.“

Nunmehr war ein erster Bauabschnitt für 487 Betten geplant, und in einem zweiten Bauabschnitt, der erst nach Fertigstellung des ersten beginnen sollte, beabsichtigte man, die vorgesehene Bettenzahl von 1000 zu erreichen. Das schnelle Wachstum der Stadt Düsseldorf zwang jedoch die Stadtverordneten 1905, die Vorlage der Stadtverwaltung um 270 Betten zu erhöhen und sogleich das Areal der Städtischen Krankenanstalten mit 25 Einzelbauten und 775 Krankenbetten vorzusehen, für die eine Gesamtsumme von 6 225 000 Goldmark erforderlich waren. Im Hinblick auf den akademischen Unterricht und auf die schnelle Entwicklung der Spezialfächer begnügte man sich auch nicht mehr mit der Einrichtung von Kliniken für Chirurgie und innere Medizin, sondern plante sogleich auch solche für Kinderheilkunde, Gynäkologie und Geburtshilfe, Augen- und Hals-, Nasen-, Ohrenheilkunde sowie Dermatologie. Außerdem mußten nunmehr auch einige theoretische Institute für den Unterricht der Medizinalpraktikanten mit eingeplant werden.

Nach mehrjähriger Bauzeit wurden dann im Juli 1907 die neuen Krankenanstalten unter lebhafter Beteiligung der Öffentlichkeit ihrer Bestimmung übergeben. Bereits aber am 14. Juni 1907 waren die ersten Kranken in dem zuerst fertiggestellten Bau für dermatologische Krankheiten aufgenommen worden. Die Gesamtanlage der Krankenanstalten umfaßte damals drei Gebäude für die Verwaltung, wozu auch ein Infektions-Aufnahmehaus zählte, vier Wirtschaftsgebäude, zwei Bauten für das wissenschaftliche Institut, in denen die theoretischen Fächer Unterkunft finden sollten, ein sogenannter Betsaal für beide christliche Konfessionen und die eigentlichen Krankenhausbauten. Beim Bau war man also von dem bis zum Ende des 18. Jahrhunderts gültigen Prinzips der riesigen Krankensäle in kasernenartigen Bauten abgegangen und hatte sich stattdessen für das damals moderne Pavillonsystem entschieden, das unter dem Einfluß der Bakteriologie und der Asepsis viele Fürsprecher gefunden hatte. Dieses Pavillonsystem wurde allerdings insofern abgeändert, als einzelne größere Bauelemente für bestimmte Kliniken oder Wirtschaftseinheiten zusammen errichtet wurden. Aber an die Stelle der großen Krankensäle traten kleinere Einheiten und eine ganze Anzahl von Einzelzimmern.

Als ein Novum in der Krankenhausgeschichte jener Zeit darf gelten, daß sämtliche Infektionskrankheiten in einer eigenen Infektionsklinik, die zuerst selbständig war, bald aber der Kinderklinik angegliedert wurde, zusammengefaßt wurden, eine Klinik, die vor einiger Zeit wegen des rapiden Rückganges von Infektionskrankheiten aufgelöst werden konnte und nunmehr den zweiten Trakt, das CZERNY-Haus, der Universitäts-Kinderklinik bildet. Diese *Kinderklinik* war die erste von einer Gemeinde in Deutschland erbaute Spezialanstalt, die nach den neuzeitlichen Gesichtspunkten und Vorstellungen ihres ersten bedeutenden Direktors, Professor ARTHUR SCHLOSSMANN, eingerichtet wurde. SCHLOSSMANN war vor seiner Berufung

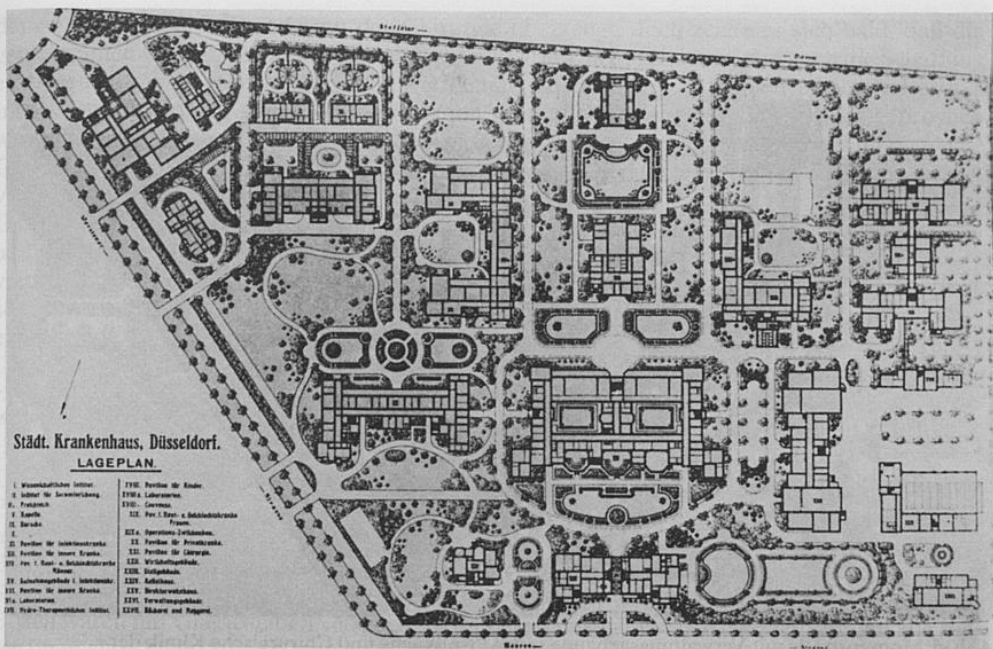


Abb. 5: Lageplan der Städtischen Krankenanstalten Düsseldorf aus dem Jahre 1907.

nach Düsseldorf der Direktor des von ihm begründeten Säuglingsheims in der Johannstadt in Dresden gewesen, dessen Einrichtungen in Deutschland als beispielhaft galten.

Eine neu eingerichtete Linie der Düsseldorfer *Straßenbahn* sorgte für eine direkte Anbindung der damals noch weit außerhalb der Stadt liegenden Krankenanstalten an das Zentrum. Alle Krankensäle und Liegehallen lagen nach Süden. Auch auf das Äußere der Anstalt und die Umfriedung wurde großer Wert gelegt, um damit die Düsterei älterer Krankenhausbauten zu vermeiden, die schon beim Eintreten dem Patienten einen beklemmenden Eindruck vermittelten. Die Wege und *Gartenanlagen* waren in der Gesamtplanung so angelegt, daß die Essenskarren keine Umwege zu machen brauchten. Unter den Hauptwegen zogen sich unterirdische, die einzelnen Bauten miteinander verbindende Gänge hin, in denen auch die Rohr- und Kabelleitungen verliefen. Ein zentrales *Kesselhaus* lieferte heißes Wasser und Dampf. Die Beleuchtung war schon überall auf elektrischen Strom umgestellt. *Apotheke*, *Ärztelokal* und *Bibliothek* waren nicht vergessen.

Mit Ausnahme der Privatpatienten und der Infektionskranken, die jeweils direkt dem für sie bestimmten Gebäudekomplex zugewiesen wurden, mußten alle übrigen Patienten die *Aufnahmeabteilung* im *Verwaltungsgebäude* passieren und wurden dort nach einer ersten Untersuchung durch den Arzt an die entsprechenden Abteilungen verwiesen. Dem Direktor der Allgemeinen Städtischen Krankenanstalten stand ein Direktor-Wohnhaus mit Tennisplatz zur Verfügung. Es dient heute als Schwesternwohnheim. Später wurde für den Direktor der Frauenklinik, dessen Anwesenheit auf dem Gelände wegen der häufig nachts erfolgenden Geburten für dringend erforderlich gehalten wurde, etwas östlicher ein neues Gebäude errichtet.

In dem chirurgischen *Gebäudetrakt* mußten auch noch die Patienten mit Augen-, Hals-, Nasen- und Ohrenerkrankungen Unterkunft finden. Es befand sich in der ersten Zeit dort ebenfalls noch die Klinik für Geburtshilfe und Gynäkologie im II. Obergeschoß. In der Chirurgischen Klinik fanden im übrigen nur sogenannte aseptische Fälle Aufnahme. Alle septischen Fälle kamen sofort in den Infektionstrakt und wurden dort in einem besonderen Operationssaal operiert. Auf diese Weise wollte man die Einschleppung von Hospitalinfektionen rigoros unterbinden. Neben einem chemischen und mikroskopischen Labor war auch bereits ein Photolabor mit Dunkelkammer vorgesehen, und als eine Neuerung für jene Zeit und vielleicht auch unter den

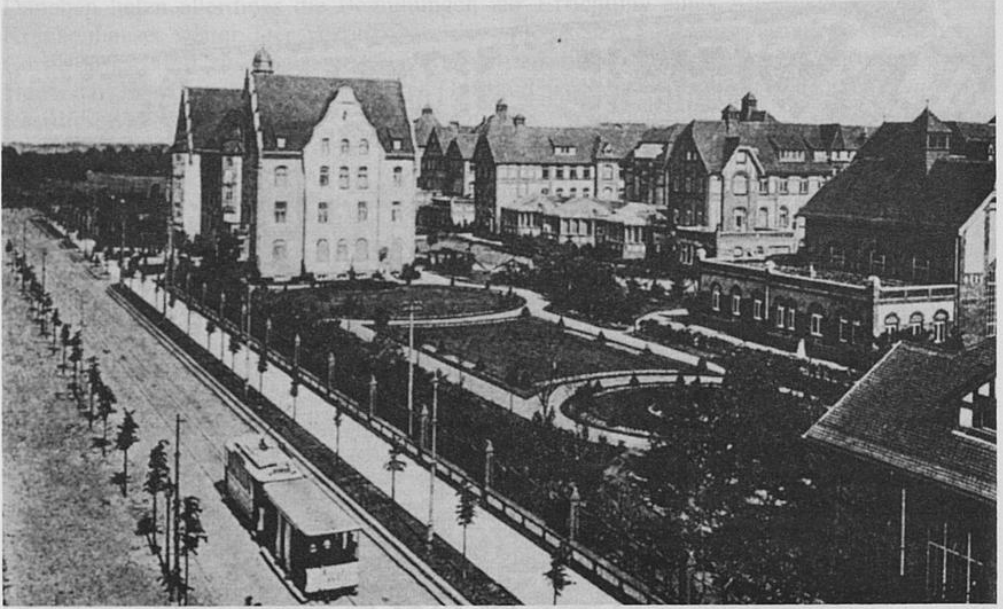


Abb. 6: Moorenstraße mit Verwaltungsgebäude sowie Großküche und Chirurgische Klinik der Städtischen Krankenanstalten kurz nach ihrer Eröffnung im Jahr 1907.

Einfluß der angesehenen Kunstakademie stand ein geräumiger Zeichensaal für die angehenden Ärzte zur Verfügung.

Hier ist anzumerken, daß während des Eröffnungsbanketts besonders die Wünsche des Direktors der Düsseldorfer Kunstakademie Professor Dr. med. h.c. PETER JANSSEN (1844—1908) bejubelt wurden, der im übrigen die Aula der Marburger Universität ausgemalt hatte und der die Hoffnung äußerte, daß die Beziehungen zwischen den beiden Düsseldorfer Akademien recht innige werden mögen, ein Wunsch, der nach 75 Jahren nicht in die Wirklichkeit umgesetzt werden konnte, aber durch die Stiftung eines Lehrstuhls für Kunstgeschichte durch die GERDA-HENKEL-Stiftung bessere Voraussetzungen gefunden hat.

In der Chirurgischen Klinik war außerdem ein zahnärztliches Behandlungszimmer mit technischem Labor und Werkstätten für orthopädische Apparate vorgesehen. In einer sogenannten „Verbandfabrik“ wurde das Verbandmaterial zum Gebrauch hergerichtet und sterilisiert. Neu war auch die besondere Sorgfalt, die man den Operationslampen zuwandte, und die grünliche Tönung der Operationssäle, um, wie es in einem zeitgenössischen Bericht hieß:

„den durch das scharfe Hinsehen ermüdeten Augen des Operators Erholung zu gewähren, weil diese Farbe offensichtlich angenehmer war als das bisher übliche blendende Weiß“.

Zwei Hörsäle, ein Gipsraum und ein Röntgenraum mit Dunkelkammer sowie ein weiteres Dunkelzimmer für Spiegeluntersuchungen und ein Baderaum vervollständigten die Ausstattung.

Auch die Augenklinik, die dritte in Düsseldorf, neben der ersten städtischen unter MOOREN, und der zweiten privaten unter PFALZ, wurde hervorragend ausgestattet. Verdunkelbare Nischen für die Augenspiegelung, Ophthalmometrie und Skioskopie sowie ein Sideroskop zur Entdeckung von Augensplintern waren ebenso vorhanden wie das damals soeben erst eingeführte Kornealmikroskop und die NAGELsche Laterne zur Prüfung des Farbensinns.

In der Hals-, Nasen-, Ohrenklinik mußte leider das Untersuchungszimmer noch als Operationsraum dienen, andererseits war auch diese Klinik mit den modernsten diagnostischen und therapeutischen Geräten ausgestattet, mit denen Galvanokautik, Elektrolyse und Faradisation möglich waren.

Als nicht besonders glücklich muß man die Unterbringung der *Frauenklinik in der Chirurgischen Klinik* ansehen. Damals war man allerdings noch von der Wichtigkeit der engen Verbindungen

dungen der Frauenheilkunde mit der Chirurgie überzeugt, doch zeigte es sich bald, daß die gemeinsamen Operationsräume für den Routinebetrieb nicht genügten, und auch die Schaffung eines gemeinsamen Röntgenkabinetts war damals offensichtlich keine befriedigende Lösung. Interessant ist jedoch, daß in Düsseldorf mit dem alten Prinzip des Kreissaales gebrochen wurde, man lehnte damals die Entbindung mehrerer Frauen in einem großen Saal, in dem eine Gebärende die Schmerzensschreie der anderen hören konnte, ab und versuchte, möglichst individuelle Entbindungszimmer einzurichten.

Die *Medizinische Klinik* befand sich in dem Bau, in dem heute die Hals-, Nasen-, Ohrenklinik und Augenklinik zu finden sind. Zu ihren Besonderheiten gehörte eine für Typhuskranke reservierte Baracke und ein *hydrotherapeutisches Institut*. Selbstverständlich waren auch hier chemische und mikroskopische Laboratorien, ein spezielles Wägezimmer, ein Röntgenzimmer und ein kleiner Operationsraum zur Vornahme diagnostischer Eingriffe vorhanden.

Die Infektionsklinik stand in engem Zusammenhang mit einem Institut für experimentelle Therapie, weil in jener Zeit natürlich die Behandlung der Diphtherie im Vordergrund stand. Für die Aufnahme von Diphtheriekranken standen zusätzlich zwei *Baracken* zur Verfügung, die von der Leitung der Infektionsklinik betreut wurden.

Die Kinderklinik galt damals als die modernste in ganz Deutschland. Infolge der besonderen Pflegeverhältnisse der Pädiatrie hatte man hier das Prinzip verlassen, keine Infektionskrankheiten in die allgemeinen Kliniken aufzunehmen, sondern hatte eine kleine Isolierabteilung mit vier Betten in der Klinik selbst eingerichtet. Das Erdgeschoß war für Säuglinge bestimmt, die in vier Sälen zu je vier Bettchen untergebracht waren. Auch Einzelboxen standen zur Verfügung. Alle Boxen waren mit Glasscheiben versehen, so daß die diensthabende Schwester sehr gut alle Betten übersehen konnte. Die Boxen waren bezüglich der Temperatur und des Feuchtigkeitsgehaltes klimatisiert. Im Obergeschoß wurden Kleinkinder aufgenommen. Auch hier war ein kleiner Operationsraum für klinische Eingriffe vorhanden. Daneben gab es einen Spielraum. Besonderer Wert war auf die Ausgestaltung der Milchküche gelegt worden. Der Flaschenreinigungsraum war damals schon streng von der eigentlichen Milchküche getrennt.

Die Kinderklinik ist heute noch mit ihrem SCHLOSSMANN-Haus in dem ursprünglichen Trakt untergebracht, ebenso wie die Klinik für Haut- und Geschlechtskrankheiten, bei der man natürlich auf die Trennung der weiblichen von den männlichen Kranken besonderen Wert legen mußte. Eine Anzahl von Baderäumen sollte die dermatologische Therapie erleichtern. Ein großes photographisches Labor erlaubte es, die wichtigsten Hautkrankheiten im Bilde festzuhalten. Natürlich befand sich in dieser Klinik auch ein offensichtlich sehr beliebter *FINSEN-Therapieapparat*, ein Röntgenlaboratorium und eine Ultraviolettlampe, von deren Einsatz man sich damals sehr viel zu erhoffen schien.

Von vornherein war auch vorgesehen, an den Krankenanstalten eine eigene Krankenpflegeschule zu errichten, die zuerst vom Frauenverein der Stadt Düsseldorf geleitet wurde. Bald aber kam es nach mancherlei Unzuträglichkeiten zur Gründung einer städtischen Schwesternschaft vom Roten Kreuz. Daß den Krankenanstalten ein eigenes Institut für Pathologie mit einer bakteriologischen Abteilung sowie einem Institut für Biochemie und Physiologie im Rahmen des Instituts für experimentelle Therapie beigegeben wurde, sei hier nur am Rande erwähnt. Auch diese *theoretischen Institute* wurden in der Regel mit hervorragenden Fachkennern besetzt und haben keineswegs ein Aschenbrödel-dasein geführt. Sie waren von vornherein als echte Partner der klinischen Krankenanstalten gedacht.

Leider zeigte es sich schon im ersten Jahr nach Eröffnung der Krankenanstalten, daß die hochfliegenden Erwartungen der Stadtverwaltung bezüglich der finanziellen Situation der Krankenanstalten keineswegs erfüllt wurden. Daher wurde am 1. Oktober 1908 eine spezielle Kommission eingesetzt, die prüfen sollte, wie weit die finanziellen Belastungen reduziert werden konnten. Ja, man erwog sogar den Gedanken, die Akademie für praktische Medizin wieder zu schließen. Doch hat man glücklicherweise von derartigen Konsequenzen Abstand genommen. Bis zum Jahre 1913 wurden die Anstalten von einem sogenannten „Geschäftsführenden Professor“ geleitet, zuerst war dies der Chirurg Professor WITZEL, dann folgte der Internist Professor AUGUST HOFFMANN (1862–1929) und schließlich für längere Jahre der Pathologe Professor OTTO LUBARSCH (1860–1933). Ab 1913 wurde hingegen die Direktion einem hauptamtlichen ärztlichen Direktor übertragen, eine Funktion, die zuerst Generalarzt a.D. Dr.

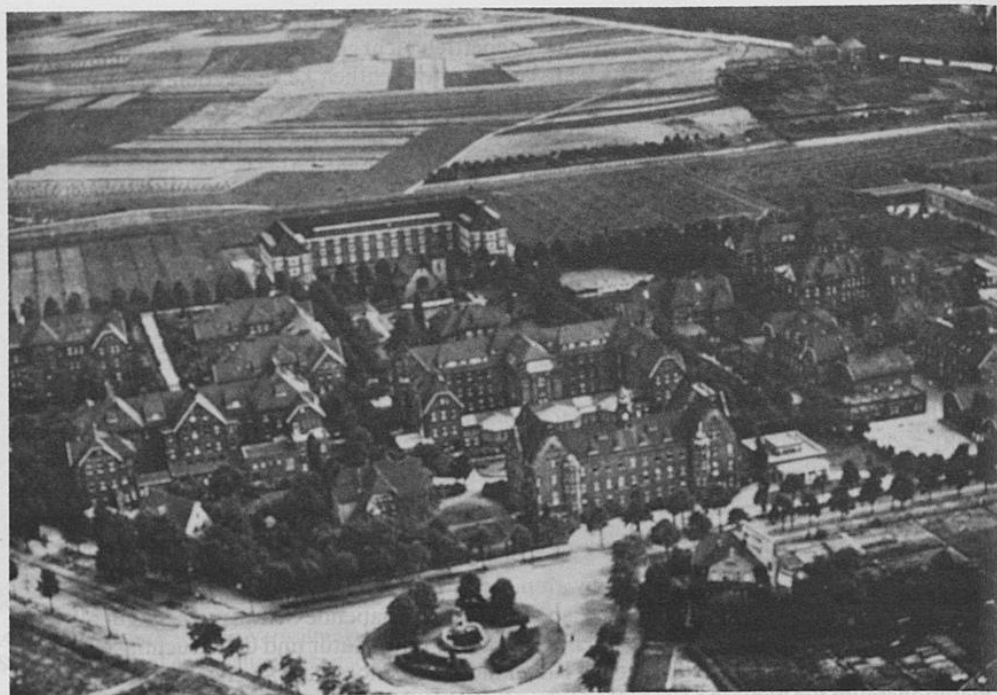


Abb. 7: Überblick über die Medizinische Akademie mit der Simultankapelle und dem Neubau der Inneren Klinik um 1925.

med. JULIUS WILHELM CLASSEN (1861—1921) und nach einer Interimszeit im Kriege ab 1922 der nicht unumstrittene Verwaltungsdirektor Geheimrat Dr. med. WILHELM ALTER (1875—1943) übernahm. Mit seinem Ausscheiden im Jahre 1928 wurde die ärztliche von der Verwaltungsdirektion getrennt, eine Maßnahme, die sich bis zum heutigen Tage offensichtlich sehr gut bewährt hat. Ab 1928 wurde Professor SCHLOSSMANN ärztlicher Direktor. Der Erste Weltkrieg führte auch in Düsseldorf dazu, daß ein Teil der Krankenanstalten als Lazarett in Anspruch genommen wurde. Doch zeigten sich schon während der Kriegszeit Bestrebungen, die Frauenklinik aus der Chirurgischen Klinik herauszulösen. Nach Beendigung des Krieges konnte man endlich 1922 den Neubau einer Frauenklinik beginnen, mußte die Arbeiten aber 1923 infolge der Inflation wieder einstellen. Als sie 1924 beendet waren, wurde in diesem Neubau nicht die Frauenklinik, sondern die *Medizinische Klinik* untergebracht. Die *Frauenklinik* hingegen bezog den als solchen aufgehobenen *Privatpavillon*. In die alte Medizinische Klinik zogen aus der Chirurgie die Hals-, Nasen-, Ohren- und die Augenklinik ein. Damit war für einige Jahre wieder etwas Luft geschaffen, und die einzelnen Kliniken konnten sich weiter ausdehnen. Es war tatsächlich in den Nachkriegsjahren zu unzuträglichen Verhältnissen in den überfüllten Kliniken gekommen. Im Jahre 1924 wurde im Neubau der Medizinischen Klinik auch eine Ambulanz als Grundstock einer Medizinischen Poliklinik eingerichtet. Doch erst nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges, der den Krankenanstalten schwere Verwüstungen brachte, konnte diese Medizinische Poliklinik als II. Medizinische Klinik mit Poliklinik in das nicht ausgebombte ehemalige Pflegeheim in der Himmelgeister Straße umziehen. Schon 1925 wurde im Rahmen der Chirurgischen Klinik eine besondere orthopädische Abteilung mit 60 Betten und einer Krüppelberatungsstelle eröffnet und 1929 zwei Steinbaracken für orthopädische Krankheiten errichtet, die 1945 als Orthopädische Klinik mit 125 Betten selbständig wurden. Nach dem Kriege stand der Wiederaufbau der vielen zerstörten Kliniken im Vordergrund. Aber schon bald emanzipierten sich die Urologie und die Neurochirurgie aus der Chirurgischen Klinik, sie wurden 1959 selbständig, während bereits 1957 ein unabhängiges

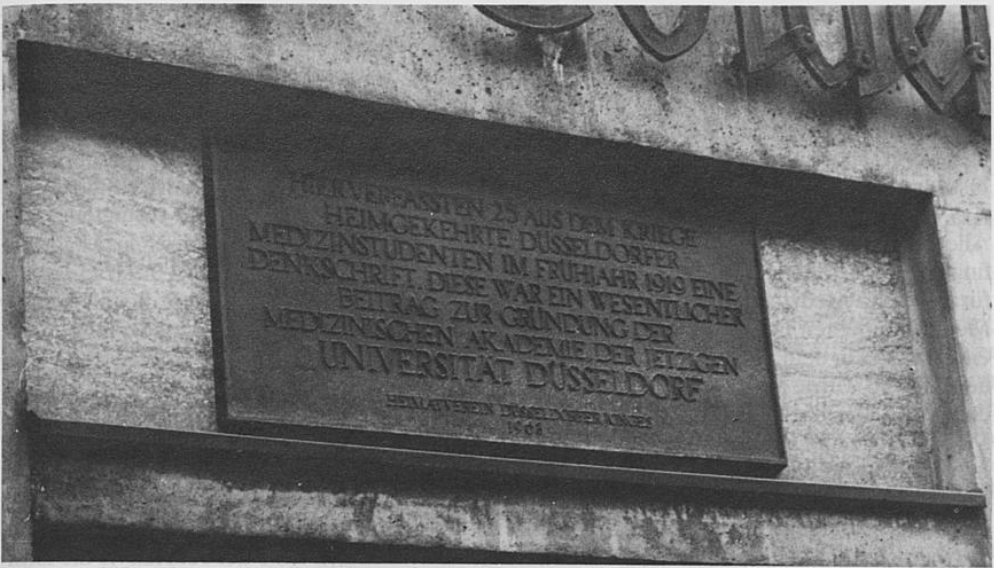


Abb. 8: Gedenktafel an die Begründung der Medizinischen Akademie nach dem Ersten Weltkrieg durch Düsseldorfer Studenten am Gründungslokal „Goldener Kessel“ in der Bolkerstraße. Gestiftet von dem Heimatverein „Düsseldorfer Jonges“ im Jahr 1963.

Bestrahlungsinstitut mit klinischer Abteilung für Röntgenologie und medizinische Strahlenkunde von der Chirurgie abgetrennt wurde. Aus der 2. Medizinischen Klinik erstand 1954 eine eigenständige Neurologische Klinik, und schließlich wurde auch noch 1962 die Abteilung für Anästhesiologie und 1965 die Abteilung für Kardiologie selbständig. Als bedeutendsten Neubau der Nachkriegszeit darf man die Errichtung der großen *Chirurgischen Klinik* im Jahre 1958 ansehen, der im Jahre 1962 noch eine Chirurgische Poliklinik ange-



Abb. 9: Die anlässlich der Gesolei 1926 von dem Bildhauer KARL K. DAMIAN geschaffene JOHANNES-WEYER-Plakette. Bronzerelief, das ursprünglich am Ärztehaus Jacobistraße angebracht war und sich jetzt am Pfortnerhaus der Universitätskliniken befindet.

gliedert wurde und die zu den bedeutendsten Anstalten in Europa gehört und als Zentrum der Kardio-Chirurgie Weltruf genießt. Hier sind die ersten Herzoperationen mit *Unterkühlung* ab 9. Februar 1955 und mit der heute im Deutschen Medizinhistorischen Museum in Ingolstadt ausgestellten *Herz-Lungen-Maschine* ab 13. Februar 1958 unternommen worden.

Mit dem Ausbau der Kliniken, denen noch ein Neubau des Städtischen Krankenhauses in dem weit vorgeschobenen Vorort Benrath zugerechnet werden darf, sind auch die theoretischen Institute in der Nachkriegszeit weiter ausgebaut worden, so daß die Düsseldorfer Städtischen Krankenanstalten über die Einrichtungen einer vollen Medizinischen Fakultät verfügten.

Allerdings war die Stadt Düsseldorf mit dem weiteren Ausbau der Medizinischen Akademie finanziell überfordert, die 1923 aus der Akademie für praktische Medizin als Unterrichtsstätte für klinische Medizinstudenten erstand und auf die Initiative aus dem Kriege heimgekehrter Medizinstudenten und des Geheimrates Professor SCHLOSSMANN zurückging, an die eine Gedenktafel in dem *Gründungslokal „Goldener Kessel“* in der Düsseldorfer Bolkerstraße erinnert, und so wurde am 3. Juli 1962 ein Überleitungsvertrag zwischen der Stadt Düsseldorf und dem Land Nordrhein-Westfalen geschlossen, wonach die theoretischen Institute der damaligen Medizinischen Akademie in die Obhut des Landes übergehen sollten.

Inzwischen sind auch die Städtischen Krankenanstalten, allerdings immer noch als eine in sich geschlossene Einheit der Medizinischen Einrichtungen mit der Gesamtuniversität in die Obhut des Landes übergegangen. Aber im Siegel unserer jungen Universität bewahren Stadt- und Landeswappen unter den Fittichen der den Wissenschaften heiligen Eule der ATHENE die Erinnerung an die 75jährige Vergangenheit, ebenso wie die an das Hauptportal überführte WEYER-Plakette an den berühmten Bekämpfer des Hexenwahns JOHANNES WEYER (1515–1588) und der Ableger der traditionsreichen sogenannten „Platane des HIPPOKRATES“ vor der Autoeinfahrt an die Anfänge der wissenschaftlichen Heilkunde erinnert.

75 Jahre sind ein überschaubarer, aber nur von wenigen Mitbürgern bewußt erlebter Zeitraum. In diesem Zeitraum haben vielfältige politische, wirtschaftliche, philosophische und künstlerische Wandlungen sich vollzogen, von denen ein Großteil der heute hier Anwesenden persönlich betroffen worden sind. Immer noch aber stehen die meisten der mit besonderer Begeisterung und einem unerschütterlichen Optimismus begründeten Kliniken der Städtischen Krankenanstalten. Freilich, auch an ihnen hat der Zahn der Zeit genagt, sei es, daß die Pavillons inzwischen Patina angesetzt haben oder, durch Bombenschäden mehr oder weniger schwer beschädigt, nicht ganz den alten Plänen entsprechend wieder instandgesetzt wurden, sei es, daß sie sich aus Zweckmäßigkeitsgründen Anbauten gefallen lassen mußten, die vielleicht nicht für jeden in harmonischer Verbindung mit den Hauptgebäuden stehen. Bedauerlich, daß mehr und mehr der für die Erholung der Kranken ursprünglich angelegte großzügige Park weiteren Klinikbauten weichen mußte, die dennoch dem trefflichen Motto aus dem Jahre 1907 entsprechen: „in omnibus caritas“. Dies wünschen wir wohl alle den bisher erbauten und in 75jähriger Dienstzeit bewährten Städtischen Krankenanstalten und auch dem jüngsten Sproß, der neuen *M-N-R-Klinik*, die ihrer Fertigstellung entgegengeht.

Ihnen aber, Herr Leitender Regierungsdirektor KLAUS-EBERHARD STREBLOW (geb. 1918), der Sie mit Ablauf dieses Jahres das durch vielerlei Fährnisse gesteuerte Schiff der Medizinischen Einrichtungen, das Sie als ein bewährter Kybernetes geleitet haben, nun leider verlassen werden, sei Dank dafür, daß Sie auf diesen Tag als Erster aufmerksam gemacht haben, und Ihnen, Magnifizenz, dafür, daß Sie sogleich die Idee, unsere *Medizinische Fakultät* mit diesem Jubiläum in der Öffentlichkeit zu präsentieren, aufnahmen, sei ebenfalls der herzliche Dank Ihres Medizinhistorikers dargebracht.

MARTIN LUTHER und die reformatorische Bewegung*

KLAUS MÜLLER

Wer die Fülle der Veröffentlichungen, die bisher zum LUTHER-Jahr 1983 erschienen sind, auch nur oberflächlich zur Kenntnis nimmt, stellt fest, daß darunter die LUTHER-Biographien einen bedeutenden Platz einnehmen. Nicht nur die sogenannten Sachbuchautoren haben ihren Markt entdeckt, sondern auch die Historiker, genauer die Kirchenhistoriker, sind mit bedeutenden Publikationen an die Öffentlichkeit getreten. Ich nenne unter mehreren Arbeiten nur die Werke von MARTIN BRECHT über den jungen LUTHER, von HEINRICH BORNKAMM – bereits 1979 erschienen – über den LUTHER der zwanziger Jahre und von HEIKO OBERMAN über LUTHER, den Menschen zwischen Gott und Teufel.

Die kritische Durchsicht der neuen LUTHER-Biographien und der Vergleich mit ihren Vorgängern läßt erkennen, daß diese modernen historischen Werke die Anregungen der Historismus-Kritik aufgenommen und Lebensbilder hervorgebracht haben, die nicht mehr einseitig auf ihren Helden fixiert sind, sondern die vielfältigen Bedingtheiten ihres Gegenstandes durch seine Umwelt herauszuarbeiten vermögen, ein sehr schwieriges Unterfangen, wenn man bedenkt, wie intensiv die historische Wissenschaft gerade die Zeit des frühen 16. Jahrhunderts in den letzten Jahren erforscht hat. Das weitverbreitete Interesse am deutschen Bauernkrieg der Jahre 1524/25 mag als nur ein Beispiel für viele gelten. Hier tut sich offenbar ein weites Feld der Zusammenarbeit zwischen kirchengeschichtlicher und allgemeinhistorischer Forschung auf, die sicher nicht neu ist, aber in den letzten Jahren, wie mir scheint, an Intensität zugenommen hat.

Hier setzt nun auch der heutige Vortrag an. MARTIN LUTHER und die reformatorische Bewegung – diese Fragestellung zielt auf das Verhältnis des Reformators zu dem von ihm initiierten historischen Prozeß. „Reformatorische Bewegung“ soll unterstreichen, daß Reformation kein punktuell Ereignis, sondern ein sehr von verschiedenartigen Kräften getragener Prozeß gewesen ist, der zwar ohne Zweifel von MARTIN LUTHER seinen Ausgang nahm, der seine Prägung und seine Durchsetzung aber nicht allein ihm verdankte. Der Begriff reformatorische Bewegung zielt auf all die Persönlichkeiten und Gruppen, die unter dem Eindruck des öffentlichen Auftretens MARTIN LUTHERS seit 1517 Veränderungen in Kirche und Gesellschaft erstrebten. Wir wollen fragen, wie diese Bewegung strukturiert war, wieweit sie sich auf LUTHER berufen konnte und wieweit sie sich aus Quellen speiste, die unabhängig von LUTHER waren. Um diesen Fragen nachgehen zu können, müssen wir zunächst den Blick auf LUTHER selbst lenken. Auch hier stellt sich natürlich das Problem, wieweit LUTHERs religiöses Suchen seinerseits auf nichtreligiöse Bedingungen zurückgeführt werden kann. Ist es nicht möglich, die Gottessuche LUTHERs als Reflex einer von vielerlei Krisensymptomen erfaßten Welt zu interpretieren, wie dies ein Teil der marxistischen Geschichtsschreibung versucht? Oder läßt sich LUTHERs religiöses Ringen nicht als Ausfluß bestimmter Kindheitserlebnisse, von Konflikten mit dem Vater, wie dies einige Psychoanalytiker versucht haben, deuten? Auf eine eingehende Auseinandersetzung mit solchen Fragestellungen, so interessant sie sein mögen, muß hier verzichtet werden. Wir müssen uns mit der nüchternen Feststellung begnügen, daß sie bislang nicht zu überzeugenden Ergebnissen geführt haben. So wird man LUTHERs verzwei-

* Der Beitrag stellt die gekürzte Fassung eines im Rahmen der Düsseldorfer Hochschulwoche 1983 gehaltenen Vortrags dar. Der vollständige Text erschien in dem Sammelband „Reformationsgedenken. Beiträge zum Lutherjahr 1983 aus der Evangelischen Kirche im Rheinland.“ Hrsg. v. JOACHIM MEHLHAUSEN (= Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte Bd. 81). Köln 1985, S. 3–25.

felte Suche nach dem gnädigen Gott weiterhin vornehmlich theologiegeschichtlich zu erklären haben. LUTHER, so wissen wir heute, hat während seines Universitätsstudiums eine Richtung der spätmittelalterlichen Theologie kennengelernt, deren Gottesbild den strafenden und richtenden, dem Menschen fernen Gott einseitig hervorhob. Und auch LUTHERs Ausweg aus der Krise, in die dieser Gottesbegriff ihn stürzte, wird man weiterhin als Ausfluß der theologischen Entwicklung des jungen Wittenbergers Bibelprofessors zu verstehen haben. Die Antwort, die LUTHER in harter theologischer Arbeit an der Bibel, den Schriften AUGUSTINS und der deutschen Mystik fand, die Antwort nämlich auf die Frage, wie „der mensch soll mit gott zu werck kummen vnd von yhm ettwas empfahe“, bestand in einer radikalen Umkehrung der gängigen theologischen Ansätze. Die Entdeckung dieses neuen religiösen Denkens von Gott her war für LUTHER, wie er am Ende seines Lebens über seine Beschäftigung mit dem Problem der Gerechtigkeit Gottes im Römerbrief schrieb, „das Tor zum Paradies“.

Diese in der Einsamkeit seiner Klosterzelle, wenn auch im Umgang mit verständnisvollen Freunden gewonnene Erkenntnis galt nun nicht einem theologischen Spezialproblem, sondern rührte an die Grundfrage christlicher Existenz. Und darum hatte sie Folgen, die nicht auf das Kloster und das Katheder beschränkt blieben. Die Tatsache, daß LUTHERs neues Glaubensverständnis der herkömmlichen religiösen Praxis und bald auch den kirchlichen Organisationsprinzipien den Boden zu entziehen vermochte, ist der eindrucksvollste Beleg für die Radikalität seines theologischen Denkens. Den Weg zu seinen Einsichten hat LUTHER, wie seine neueren Biographen noch einmal überzeugend nachgewiesen haben, nicht von einem kirchenkritischen, sondern, um es zu wiederholen, von einem theologischen Ansatz her gefunden. Natürlich müssen auch ihm die zahlreichen Mißstände in der spätmittelalterlichen Kirche früh bewußt geworden sein, aber seine religiöse Krise war nicht durch sie verursacht, sondern sie resultierte aus dem Bemühen LUTHERs, aus Angst vor der strafenden Gerechtigkeit Gottes frömmere zu sein, als es selbst einem Mönch möglich war. LUTHER vollzog so eine Abkehr von der traditionellen „leistungsorientierten Gerichtsfrömmigkeit“ der alten Kirche, und dies führte zu einer Umwertung auch des religiösen Handelns, die in eine, wie MARTIN BRECHT dies ausgedrückt hat, „Frömmigkeit der leeren Hände“ mündete. Das will sagen: die Gewißheit des ewigen Heils, die Rechtfertigung vor Gott, läßt sich nicht durch gute Werke erkaufen, sondern ist die Frucht gläubigen Vertrauens auf die dem Menschen geschenkte Gnade Gottes.

Die Konsequenzen dieser theologischen Neuorientierung für die Lebenspraxis nicht nur im religiösen Bereich sind nicht leicht zu überschätzen. LUTHER hat sie selbst in seinen seit 1518 in dichter Folge erscheinenden und sehr rasch weitverbreiteten Schriften gezogen. Was er bis 1520 vorgelegt hat, stellt gewiß keine systematische Grundlegung einer neuen Lehre von der Kirche oder einer theologischen Ethik dar — viele Schriften jener Jahre waren Antworten auf sehr konkret gestellte Fragen des kirchlichen, politischen und sozialen Lebens —, aber zusammen betrachtet ergeben sie doch so etwas wie ein „reformatorisches Programm“ LUTHERs. Ich brauche es hier nur kurz zu skizzieren und beginne mit dem Grundsätzlichsten, obwohl dies zeitlich nicht die erste Konsequenz war, die sich für LUTHER aus seinen theologischen Einsichten ergab: Ich meine das neue Kirchenverständnis, das der traditionellen Kirche in radikaler Weise den Boden entzog. Die Kirche ist keine Heilanstalt mehr, die dem Menschen die zu seiner Seligkeit notwendigen Sakramente vermittelt, sondern die Gemeinschaft der Gläubigen. Der Priesterstand mußte dem allgemeinen Priestertum aller Gläubigen weichen, eine Konzeption, die LUTHER seiner intensiven Beschäftigung mit der paulinischen Theologie verdankte.

Daraus nun ergab sich eine der sozialgeschichtlich bedeutsamsten Folgen der neuen Lehre: Die Aufhebung des Unterschiedes zwischen Klerikern und Laien. Das Amt des Priesters wurde ein Amt wie jedes andere ohne höhere religiöse Dignität. Nach LUTHERs Meinung sollte es durch Wahl der Gemeinde übertragen werden. Kleriker und Laien wurden von LUTHER gleichermaßen in die „Freiheit eines Christenmenschen“ entlassen, der, wie der Reformator in seiner wenigstens dem Titel nach bekanntesten Schrift formulierte, „eyn freyer herr über alle ding vnd niemandt vnterthan“, der zugleich aber auch „eyn dienstpar knecht aller ding vnd yderman vnterthan“ ist, d.h. der Christ ist frei von allen religiösen Leistungsanforderungen, weil ihm sein Heil voraussetzungslos geschenkt wird, und er macht sich infolgedessen zum Diener Gottes und seiner Mitmenschen, denen er seine Nächstenliebe zukommen läßt. Während die Kirche mit dem Papst an der Spitze ihren Charakter als Hort von Heil und Wahrheit in LUTHERs Augen

verlor, wurde die Bibel zur alleinigen Quelle religiöser Erkenntnis. Auch dies trug wie die Lehre vom allgemeinen Priestertum zur Emanzipation der Laien bei, denn die Kompetenz zur Auslegung der Heiligen Schrift hatte nun grundsätzlich jeder Christ.

Je mehr sich LUTHERs Konflikt mit der römischen Kurie und seinen publizistischen Gegnern in Deutschland vertiefte, desto mehr wurde sich LUTHER auch der alltäglichen Mißstände der Kirche seiner Tage, insbesondere ihrer finanziellen Praktiken bewußt, die tief in das Leben der Gläubigen eingriffen. Und hier ist nun einer der Punkte, an dem sich LUTHERs — freilich ganz anders begründete — Kirchenkritik mit der seiner Zeitgenossen traf. Denn Kritik an Kirche und Klerus war gerade in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts wahrhaftig nichts Originelles. Man braucht nur an die Schriften des großen Humanisten ERASMUS VON ROTTERDAM zu erinnern oder die beißende Kritik der Dunkelmännerbriefe an angeblicher mönchischer Ignoranz und Engstirnigkeit ins Gedächtnis zu rufen.

Wir berühren damit eine der Bedingungen für die breite Resonanz, die LUTHERs Auftreten seit 1517 hervorrief. Man hat schon lange bemerkt, daß die scharfe Romkritik, die LUTHERs Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation von 1520 durchzieht, auch der mehr oder weniger bewußte Versuch des Reformators war, die weitverbreitete Rom- und Kirchenkritik, die zu den Standardthemen deutscher Reichstage gehörte, für seine Sache zu nutzen. Der Erfolg war beachtlich. Der Nuntius ALEXANDER, den Papst LEO X. 1520 mit dem Auftrag nach Deutschland geschickt hatte, dem LUTHER angedrohten Kirchenbann Geltung zu verschaffen, schrieb im Februar 1521 vom Wormser Reichstag, wo er Gelegenheit hatte, die Stimmung der politisch maßgebenden Kräfte im Reich, aber auch der breiteren Schichten der Bevölkerung zu erkunden: „Ganz Deutschland ist in hellem Aufruhr; neun Zehntel erheben das Feldgeschrei ‚LUTHER‘ und für das übrige Zehntel, falls ihm LUTHER gleichgültig ist, lautet die Losung wenigstens ‚Tod dem römischen Hof!‘, alle aber haben die Forderung eines Konzils auf ihre Fahnen geschrieben, das in Deutschland abgehalten werden soll.“ Hier wird deutlich, daß die LUTHER-Sache, mit der sich bald Kaiser und Reich befassen mußten, eine Bewegung ausgelöst hatte, die u.a. LUTHERs Konzilsforderung aufgriff und die Kurie ernsthaft bedrohte. Bekräftigt wird diese Lagebeurteilung des Nuntius durch die Ablehnung der Reichsstände, dem päpstlichen Bannstrahl gleichsam automatisch, wie es die mittelalterlichen Ketzergesetze vorsahen, die Reichsacht folgen zu lassen. Die Forderung der Reichsstände nämlich, LUTHER vor der Verhängung der Reichsacht noch einmal zu hören, ja ihn im Falle eines Widerrufs seiner theologischen Irrtümer noch „in andern puncten und sachen“ zu vernehmen, deutet darauf hin, daß man zwar nicht bereit war, dogmatische Verstöße zu tolerieren, sich aber gern von LUTHER in Sachen Kirchenkritik belehren lassen wollte. Dieser vorsichtige Umgang mit dem gebannten Mönch schien den Reichsständen aber auch deshalb politisch geboten — und hier wird die Resonanz LUTHERs in breiteren Schichten greifbar —, weil „der gemein man diser zeit an vil enden in teutzscher nacion aus des LUTTERs predig, lere und schriften ime allerlei gedenke, fantasei, furnemen und willen genomen“ habe. Verhänge man ohne Verhör die Reichsacht über LUTHER, so seien „unruhe und entborungen (Empörungen)“ des gemeinen Mannes zu befürchten.

Aus diesen Zitaten lassen sich natürlich keine quantifizierbaren Schlüsse über die Stärke der von LUTHER ausgelösten Bewegung ableiten, aber sie belegen doch ihre Existenz — und ihre politische Relevanz. Die Furcht vor dem Aufruhr des gemeinen Mannes im Falle einer Verfolgung LUTHERs und seiner Anhänger läßt sich als Leitmotiv obrigkeitlichen Handelns in Territorien und Städten bis in die Jahre nach dem Bauernkrieg belegen. So verwundert es nicht, daß das vom Kaiser verkündete Achtmandat gegen LUTHER — das sogenannte Wormser Edikt vom Mai 1521 — nur wenig Wirkung zeigte, zumal auch KARL V. nicht über die politische Möglichkeit verfügte, ihm Geltung zu verschaffen. Das Zögern der Reichsstände und zu Anfang des Wormser Reichstags auch des Kaiserhofs, energisch gegen LUTHER vorzugehen, ist aber mit dem Motiv „Furcht vor dem Aufstand des gemeinen Mannes“ noch nicht zureichend begründet. Dieses Zögern verweist vielmehr auf eine tiefsitzende Krise im Verhältnis zwischen Kurie, politischen Gewalten und Kirchenvolk, die als eine ganz entscheidende Bedingung für die Durchsetzung der von LUTHER ausgelösten Bewegung anzusehen ist. Der römische Bannstrahl verfehlte seine Wirkung selbst dann, als LUTHER den Papst offen zum Antichrist erklärte. Wenn breite Schichten dennoch an ihm festhielten, so läßt sich dies nur so erklären, daß die durchaus

kirchenfrommen Menschen des frühen 16. Jahrhunderts in ihrer Sehnsucht nach einer Kirchenreform an Haupt und Gliedern LUTHERs Kritik am Papsttum und an der hergebrachten Sakramentenlehre nicht als Revolte gegen die Kirche als solche, sondern als Aufstand gegen unkirchliche Prinzipien in der Kirche selbst verstanden.

Prüft man genauer, wer denn die Anhänger LUTHERs gewesen sind, die das, was wir reformatorische Bewegung nennen, in diesen Jahren um 1520 getragen haben und für die übrigens schon 1519 sehr zu LUTHERs Verdruß die Parteibezeichnung Lutheraner aufkam. Seine ersten Anhänger fand LUTHER dort, wo er wirkte, im Kreise seiner Wittenberger Kollegen, unter den Studenten und Bürgern der Stadt. Als prominenteste Einzelpersönlichkeit ist hier PHILIPP MELANCHTHON zu nennen, der 1518 in das sächsische Kurfürstentum berufene junge Griechisch-Professor. MELANCHTHON aber steht gleichsam als Symbolfigur für die sich sehr rasch nach 1517 bildende überregionale Anhängerschaft LUTHERs im Kreis der deutschen Humanisten. Mit ihnen aber gewann LUTHER Angehörige einer geistigen Elite, die in ihm einen der Ihren erkennen mußten, dessen Kritik an den kirchlichen Mißständen und der in Formalkram erstarrten scholastischen Theologie sie ebenso teilten wie seine Hochschätzung der alten Sprache, denen er gemeinsam mit MELANCHTHON in der humanistisch inspirierten Wittenberger Universitätsreform zu größerer Geltung verhalf.

LUTHERs Rekurs auf die Bibel schließlich trug der geläufigen humanistischen Forderung nach Rückkehr zu den unverfälschten literarischen Quellen Rechnung. Die später für seine Bibelübersetzung so wichtige Edition des Neuen Testaments durch ERASMUS VON ROTTERDAM hat LUTHER dankbar aufgenommen. Daß viele Zeitgenossen damals geradezu eine Symbiose von LUTHER-Bewegung und Humanismus wahrzunehmen meinten, belegt sowohl der von LUTHERs Löwener Gegnern geäußerte Verdacht, ERASMUS habe an der Abfassung der frühen LUTHER-Schriften mitgewirkt und sei das verborgene Haupt der neuen Bewegung, als auch ALBRECHT DÜRERS 1521 dem Tagebuch anvertrauter Wunsch, an die Stelle des totgegläubten LUTHER müsse nun ERASMUS treten.

In Wahrheit freilich ist das Verhältnis zwischen dem Reformator und seinen frühen humanistischen Anhängern wesentlich komplizierter. Die Zeugnisse für eine distanzierte Haltung LUTHERs gegenüber dem optimistischen Reformismus dieser selbstbewußten und elitären Bewegung reichen sehr weit zurück. Es ist bezeichnend, daß er die frechen und witzigen Dunkel männerbriefe nicht recht zu goutieren vermochte; wichtiger noch ist das 1517 in einem Brief an seinen Erfurter Freund JOHANN LANG geäußerte Urteil LUTHERs über ERASMUS selbst: Zwar gefalle ihm dessen Kritik an Mönchen und Priestern, „aber ich fürchte, daß er CHRISTUS und die Gnade Gottes nicht genügend fördert...“ ERASMUS mag uns auch zu der Einsicht verhelfen, warum das humanistische Lager LUTHERs Anfänge zwar unterstützt oder wie ERASMUS wenigstens nicht Stellung gegen ihn bezogen hat, dann aber seit Anfang der zwanziger Jahre allmählich in eine lutherfeindliche und in eine lutherfreundliche Richtung zerfiel. Es war nicht nur die Radikalität des neuen theologischen Ansatzes, der manchen Humanisten schließlich doch verschreckte, sondern vielleicht mehr noch die Tatsache, daß die neue Bewegung sehr rasch über die elitären Zirkel der Humanisten hinauswuchs und LUTHERs Anhänger „blutige Tumulte“ auslösten, die, wie ERASMUS LUTHER 1524 vorwurfsvoll schrieb, „Kultur, Zucht und Freundschaften vernichteten“.

Obwohl die breite Mehrheit der Humanisten LUTHER also nur ein kurzes Stück auf seinem Weg gefolgt ist, kommt ihnen in der Rezeptionsgeschichte der neuen Lehre eine schwer zu unterschätzende Bedeutung zu. Wie keine andere gesellschaftliche Gruppe in Deutschland des frühen 16. Jahrhunderts waren sie geeignet, als Multiplikatoren zu fungieren. Es gab, wie schon der REUCHLIN-Streit hatte erkennen lassen, so etwas wie eine humanistische Öffentlichkeit, die ihre organisatorische Grundlage in den humanistischen Freundeskreisen, den sogenannten Sodalitäten, hatte, die in zum Teil intensivem geistigem Gedankenaustausch miteinander standen. So verwundert es nicht, daß Angehörige der Nürnberger Sodalität entscheidenden Anteil an der Verbreitung der 95 Thesen hatten. Diesen Zirkeln gehörten Welt- und Ordensgeistliche ebenso wie geistig interessierte Laien an, die mitunter hohe politische oder administrative Ämter innehatten.

LUTHERs frühe Anhängerschaft formierte sich jedoch nicht allein als Lesegemeinde, sondern mehr noch als Predigtgemeinde. Humanistisch gesonnene Prediger waren es vielerorts, die die

Initialzündung für die Bildung lutherfreundlicher Gemeinden gaben, die sich um die Predigt des reinen Wortes Gottes scharen wollten, wie LUTHER es in seinen Schriften verkündete. Viele dieser Predigten erschienen zugleich mit der ständig anschwellenden Flugschriftenliteratur auch im Druck. Diese Druckwerke können uns heute noch einen Eindruck davon vermitteln, in welcher Weise LUTHERs Ideen zunächst verkündet wurden, und sie erlauben auch eine vorsichtige Antwort auf die Frage, warum diese Predigten die Menschen des frühen 16. Jahrhunderts so offenkundig in ihren Bann schlugen. Es muß zunächst darauf hingewiesen werden, daß schon seit dem 15. Jahrhundert ein deutliches religiöses Bedürfnis nach Predigt bestand — wir können dies an der stark ansteigenden Zahl der Predigerstellen ablesen, die an zahlreichen Kirchen geschaffen und teilweise von Laien finanziert wurden; der durchschnittliche Pfarrer — von der höheren Geistlichkeit ganz zu schweigen — verfügte dagegen vielfach kaum über die geistigen Fähigkeiten zum Predigen. Dies erscheint nun bezeichnend für das Verhältnis von Priesterschaft und Kirchenvolk um 1500: Während die Forderung nach mehr Predigt auf eine Zunahme gebildeter Laien hindeutet, versagten die wichtigsten Amtsinhaber der Kirche vor den Ansprüchen der nach vertiefter Frömmigkeit strebenden Laien. Die sich an LUTHERs Lehre vom engen Zusammenhang zwischen Glauben und dem Hören des Wortes Gottes orientierenden Geistlichen trafen deshalb auf eine sehr empfängliche Zuhörerschaft. Fragt man nun genauer, wie denn die Menschen die neue Predigt aufgenommen haben und was sie zunächst an ihr fasziniert hat, so stellt man fest, daß LUTHERs Lehre von der alleinseligmachenden Gnade hier eine andere Bedeutung als für LUTHER selbst hatte. LUTHER hatte unter den teilweise selbstauferlegten harten Anforderungen der traditionellen Mönchsfrömmigkeit gelitten, weil er erkannte, daß sie ihn nicht sicher auf den Weg des Heils brachte; seine Anhänger dagegen erfuhren LUTHERs Botschaft eher als Befreiung von einer Last religiöser Vorschriften, die sie psychisch und materiell schwer bedrückten und deren religiöse Wertlosigkeit sie jetzt mit LUTHER zu erkennen meinten. LUTHERs bohrende Suche nach der Heilsgewißheit stand für sie mit Sicherheit nicht an erster Stelle.

Wenn sich nun LUTHERs Lehre durch Schriften und Predigten frei ihren Weg suchte, so entsprach dies genau seinen eigenen Vorstellungen von der Ausbreitung des gleichsam für sich selbst werbenden Wortes Gottes. „Wenn man das wort frey lest vnd bünde es an kein werck“, so predigte er 1522 der Wittenberger Gemeinde, „so rürt es heüte den vn felt im ins hertze, morgen dem andern vnn so fürhien. So geet es feyn still zu und seüberlich. Vnd es wirdt nyemandts gewar, wie es dann angefangen wäre“. Die Ausbreitung des Wortes Gottes zielt in LUTHERs Augen primär auf Bewußtseinswandel, nicht auf die Änderung der Ordnungen in der Kirche oder gar in der Welt. Gewiß hatte LUTHER die Reformbedürftigkeit der Kirche spätestens seit 1520 immer wieder herausgestellt, aber als Faustregel sollte doch gelten, daß man „zuvor das Wort Gottes wohl treibe, ehe man etwas ändere, bis man sehe, wie der Glaube und die Liebe zunimmt im Volk.“

Die Frage war freilich, ob die Devise „der rechte Glaube ist wichtiger als Reformen“ in einer Welt, die seit Jahrzehnten bereits über die als so notwendig empfundene Reformatio in allen Lebensbereichen, in Kirche, Kultur, Politik und sozialer Sphäre, intensiv diskutierte, überhaupt noch nachvollziehbar war. Und wenn auch LUTHER sich schließlich nicht der Einsicht verschließen konnte, daß Veränderungen im kirchlichen Bereich in der Tat unumgänglich seien, war es dann möglich, kirchlichen und weltlichen Bereich säuberlich auseinanderzuhalten, wo doch jedermanns tägliche Lebenserfahrung gerade die Verflochtenheit des Religiösen mit dem Säkularen vermittelte, ja die begriffliche Trennung, wie wir sie hier vornehmen, so nicht geläufig war, sondern es erst allmählich, gerade auch unter dem Eindruck der lutherischen Unterscheidung von Reich Gottes und Welt, wurde?

Dies sind keine theoretischen Überlegungen des Historikers; die hier aufgeworfenen Fragen haben LUTHER und seine Bewegung sehr rasch mit außerordentlich schwierigen Problemen konfrontiert. Man erkennt dies sofort, wenn man einen Blick auf die Folgen der reformatorischen Predigt in den Städten wirft. Wir wenden uns damit nicht irgendeinem Schauplatz der frühen Reformationszeit zu, sondern dem Feld, auf dem eine grundlegende Entscheidung über das Schicksal der LUTHER-Sache fiel. Nicht die deutschen Fürsten, sondern das städtische Bürgertum hat der reformatorischen Bewegung in Deutschland zum Durchbruch verholfen; ob diese reformatorische Bewegung ohne die Fürsten überlebt hätte, ist freilich eine andere Frage.

So gesehen behält der 1974 aufgestellte Satz des englischen Historikers DICKENS, „die deutsche Reformation war ein städtisches Ereignis“, seine Gültigkeit. Schon LUTHER selbst hat die Bedeutung der städtischen Kommunen für die Predigt des reinen Wortes deutlich erkannt. Über 20 gedruckte „Sendschreiben“ des Reformators an einzelne Städte — von seiner umfangreichen Korrespondenz mit ihnen abgesehen — liegen vor, in denen er Ratschläge für die Gestaltung von Kirche und Schule erteilte. Für diese Sendschreiben fand LUTHER offene Ohren in den Städten, denn Kirche und Schule galt schon lange vor der Reformation die besondere Aufmerksamkeit vieler städtischer Magistrate. Wir wissen, daß sie Prediger- und Pfarrstellen zu vermehren suchten, für Armenpflege sorgten und Schulen einrichteten. Zwischen politischer und kirchlicher Gemeinde bestand hier prinzipiell kein Unterschied, und so konnte der Basler Rat es Mitte des 15. Jahrhunderts als die ihm eigene Aufgabe bezeichnen, „Gottes Ehre zu häufen und zu fundieren und allem Unrecht und besonders grober Sünde und Missetat nach Ordnung der heiligen Christenheit zu wehren“. Es ist dies einer der Belege, die den Göttinger Kirchenhistoriker BERND MOELLER zu der These veranlaßt haben, die spätmittelalterliche Stadtgemeinde habe sich als „eine sakrale Gemeinschaft“ verstanden. Ob dies wirklich so war, sei zunächst dahingestellt; unzweifelhaft erscheint jedoch, daß dieses vielfach belegbare Bewußtsein nicht verhindert hat, daß viele deutsche Städte um 1500 von schweren inneren Krisen und teilweise blutig ausgetragenen Konflikten erschüttert wurden, in denen sich Spannungen sehr unterschiedlicher Art entluden: Einmal ein massiver Antiklerikalismus, der nichts mit Kirchenfeindlichkeit zu tun hatte, aber viel mit den Zuständen in der spätmittelalterlichen Geistlichkeit; konfliktträchtig war aber auch das Verhältnis zwischen gemeiner Bürgerschaft, den Zunft Handwerkern und Krämern, auf der einen Seite und dem städtischen Magistrat auf der anderen Seite, der sich vielerorts als eine Obrigkeit verstand, die über gehorsamsverpflichtete Untertanen zu herrschen habe. Mit diesem Gegensatz verband sich häufig der in der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadt sehr ausgeprägte soziale Antagonismus von arm und reich. Die meisten Kommunen befanden sich somit in einem höchst labilen Gleichgewicht; äußere Faktoren konnten den oft nur notdürftig hergestellten Konsens der Bürger leicht in Frage stellen. In vielen Städten erwies sich nun die reformatorische Predigt als ein solcher Faktor.

LUTHER hat dies schon im Frühsommer 1521 in Erfurt erfahren, ja er hat vielleicht sogar selbst durch die Predigt, die er dort auf der Reise nach Worms hielt, zu den Ausschreitungen beigetragen, die sich wenige Wochen später in der Stadt, in der er studiert und gelehrt hatte, abspielten. Diese Ausschreitungen richteten sich gegen die Erfurter Stiftsgeistlichkeit, die versucht hatte, Anhänger LUTHERS zu disziplinieren. In dem sogenannten Erfurter Pfaffensturm, dessen Träger Studenten, Bürger, Handwerksgesellen und auch Bauern waren, entluden sich langangestaute Ressentiments gegen eine Geistlichkeit, die sich weigerte, zu den Lasten der hochverschuldeten und wirtschaftlich nicht mehr prosperierenden Stadt beizutragen. Solche Gewaltakte waren in Erfurt nichts Neues, aber die jungen Leute, die sich 1521 daran machten, die Häuser der Erfurter Stiftsgeistlichkeit zu demolieren, mochten ein besonders gutes Gewissen haben, hatte LUTHER doch in seiner Adelschrift dargelegt, wie „wenig nutze“, ja Gottes Zorn erregend die vielen Messen seien, die nur als Opfer und gute Werke in Stiften und Klöstern gehalten würden. Nun hatte LUTHER zwar gelegentlich erklärt, vom Evangelium könne nicht ohne Aufruhr und Ärgernis die Rede sein und sich noch Anfang 1521 darauf berufen, daß ja auch PAULUS „durch seine Lehre viel Aufruhr erweckt“ habe. Dennoch vermochte er nun in den Erfurter Vorgängen nur ein Werk des Satans zu sehen, der seine gute Sache in Mißkredit bringen wolle. Er distanzierte sich entschieden.

Es dauerte nicht lange, bis der Satan zum nächsten Schlag gegen ihn ausholte, und dieses Mal ausgerechnet in Wittenberg. Auch dort waren Studenten die auslösenden Faktoren. Sie wandten sich gegen das Betteln der Mönche; ein Augustinermönch erweiterte ihre Kritik zu heftigen Ausfällen gegen das Mönchtum überhaupt und gegen die Messe, der LUTHER ja in seiner Schrift über die babylonische Gefangenschaft der Kirche theologisch den Boden entzogen hatte.

LUTHER sah sich schließlich veranlaßt, aus seinem Versteck auf der Wartburg zurückzukehren, um den, wie er sich ausdrückte, in seinen Schafstall eingebrochenen Satan zu vertreiben. Er sah jetzt, daß die Wittenberger Bewegung das entscheidende Problem aufgeworfen hatte, zu

welchem Zeitpunkt und auf welche Weise praktische Konsequenzen aus der neuen Lehre gezogen werden dürften, Konsequenzen, die die gegebenen kirchlichen Strukturen und Praktiken entscheidend änderten. War es denn nicht so, wie die Wittenberger meinten, daß die Beibehaltung der traditionellen Messe und der Bilder Gott beleidigte und damit ein Ärgernis, ein Scandalum, darstellte, und hatte JESUS nicht gesagt, man müsse die Hand oder den Fuß, die zum Ärgernis werden, abhauen? Mußte man dieses JESUS-Wort nicht als Aufruf zur radikalen Reformation aus der Vollmacht der wiedererrungenen christlichen Freiheit verstehen?

Wir müssen uns einen Augenblick mit den Antworten, die LUTHER in seinen in der Fastenzeit von 1522 in Wittenberg gehaltenen Predigten auf diese zentralen Fragen gegeben hat, beschäftigen. Der entscheidende Unterschied zwischen LUTHER und den Wittenbergern, insbesondere seinem Kollegen KARLSTADT, liegt im Denkansatz: Das wirkliche Ärgernis, so argumentierte LUTHER, entsteht nicht daraus, daß die Messe und die Bilder im Augenblick noch im Widerspruch zum Wort Gottes und zur evangelischen Freiheit stehen; das wahre Scandalum liegt darin, daß an sich gebotene Änderungen ohne Rücksicht auf den Nächsten, dessen Glaube noch die nötige Reife und Stärke fehlen, vollzogen werden, so daß ihm gerade die Neuerungen zum Ärgernis werden. Wer den noch Schwachen im Glauben zur Annahme der neuen Freiheit zwingt, praktiziert eine „lieblose Freiheit“, er schafft zwar die päpstlichen Gesetze ab, aber er führt eine neue Gesetzlichkeit — einen Zwang zur Freiheit — ein, er macht aus dem Glauben ein Ordnungssystem, dem die Nächstenliebe fehlt. Wer das Neue, für das die Zeit noch nicht überall reif ist, gar mit Gewalt einzuführen sucht, wie die Wittenberger, steht geradezu im Dienste des Teufels. Die Sache des Wortes Gottes läßt sich nicht durch „leylichen auffruhr“ fördern, denn dieser, vom gemeinen Mann, dem Herrn OMNES, getragen hat keine Vernunft; dem Teufel widersteht man nur durch, wie LUTHER jetzt differenziert, „geystlichen auffruhr“, dessen Waffe das Wort Gottes ist.

In Wittenberg, auch in Erfurt, haben sich die Gemüter in der nächsten Zeit beruhigt, ja LUTHER stellte bald mit Befriedigung fest, daß viele „Städte und Gemeinden in deutschen Landen evangelische Prediger“ anstellten, die der sogenannten „Priestertyrannei“ entgegentraten. Und je mehr Zeit ins Land ging, desto weniger glaubte auch er, Rücksicht auf die Schwachen im Glauben nehmen zu sollen, die ihm nun eher als Verstockte erschienen. Eine Verfolgung Andersdenkender lehnte er freilich strikt ab. LUTHER hat seine Forderung nach Toleranz Andersdenkender gerade in der Auseinandersetzung mit seinem schärfsten theologischen Gegner, THOMAS MÜNTZER, formuliert. LUTHER sah in der Entstehung religiöser Strömungen unter seinen eigenen Anhängern, die nicht allein dem Wort glauben, sondern, gestützt auf göttliche Offenbarungen, die Gebote CHRISTI radikal verwirklichen und die Gottlosen vernichten wollten, zwar eine ernste Gefahr, doch war er der Meinung, man müsse MÜNTZER, KARLSTADT und andere „nur getrost und frisch predigen“ lassen, „was sie können, und wider wen sie wöllen. Denn, wie ich gesagt habe. Es müssen secten seyn, und das wort Gottes mus zu felde ligen und kempffen... Ist yhr geyst recht, so wird er sich fur uns nicht fürchten und wol bleyben. Ist unser recht, so wird er sich fur yhn auch nicht noch fur yemand fürchten. Man lasse die geyster auff eynander platzen und treffen... Wo sie aber wöllen mehr thun denn mit dem wort fechten, wöllen auch brechen und schlagen mit der Faust“, dann soll die weltliche Obrigkeit eingreifen. Damit wird auch deutlich, wo für LUTHER die Grenze der Toleranz erreicht war, bei dem von MÜNTZER praktizierten Versuch nämlich, seinem Programm gestützt auf bewaffnete Anhänger mit Gewalt zum Erfolg zu verhelfen. Hier lag aber auch die Grenze, die LUTHERs eigene Anhänger nicht überschreiten sollten. Die Ausbreitung seiner Ideen nach 1517 schien ja auch eindrucksvoll den Erfolg der Gewaltlosigkeit zu belegen. „Ich hab noch nie keynen steyn antastet“, schrieb LUTHER, „und gar nichts gebrochen noch gebrand an klöstern. Noch werden durch meyn wort itzt an viel orten die klöster ledig, auch unter den Fürsten, die dem Evangelio widder sind.“ Auch gegen solche Fürsten ist den Christen Gewaltanwendung nicht erlaubt. Deshalb sah sich LUTHER legitimiert, die Obrigkeit, deren Gewaltmonopol für ihn unbestreitbar war, aufzurufen, gegen MÜNTZER vorzugehen, „auff das alleyn mit dem wort Gottes ynn disen Sachen gehandelt werde, wie den Christen gepürt, und ursach der auffruhr, dazu sonst er omnes mehr denn zu viel geneygt ist, verhuetet werde.“

Mehr als es LUTHER bewußt gewesen ist, war freilich die Ausbreitung und die Sicherung gerade auch seiner Lehre ein Werk eben diesen Herrn OMNES, der bei seinem Eintreten für

das Evangelium häufig genug Gewalt anwendete oder zumindest mit ihrem Einsatz drohte. Die Geschichte der Stadtreformtion bietet dafür eine Überfülle an Belegen. Häufig entzündeten sich erste Konflikte an der Frage der Einsetzung oder Beibehaltung lutherfreundlicher Prediger. So kam es 1531 im westfälischen Soest zum Aufstand, als der Rat einen evangelischen Prediger festsetzte. Die Soester Bürgergemeinde stürmte das Rathaus, setzte die beiden Bürgermeister fest, plünderte die Häuser der Geistlichen und ließ die Stadtoberhäupter erst wieder frei, als diese schriftlich Amnestie für die Aufrührer zugesagt und versprochen hatten, „bei dem Wort Gottes zu bleiben, lebendig und tot“. Ein wenige Wochen später abgeschlossener Vertrag zwischen Rat und Bürgerschaft besiegelte den wiederhergestellten Stadtfrieden. Darin wurde der Zusammenhang zwischen religiöser und politischer Eintracht der Stadtgemeinde mit der Wendung unterstrichen, daß solche Eintracht keine Grundlage habe „ohne Gottes Wort; denn wo das Wort nicht ist, da ist Gott nicht“.

Präsentiert sich die Soester Gemeinde mit diesen Formulierungen nun nicht als jene „sakrale Gemeinschaft“, in der Rat und Bürgerschaft um die rechte Gestaltung des kirchlichen Lebens ringen und sich schließlich vertraglich darüber einigen? Man kann diese Frage bejahen, wenn man darüber die Tatsache nicht vernachlässigt, daß das Bewußtsein der sakralen Gemeinschaft schwere innere Konflikte nicht ausschloß, Konflikte, die stellenweise so vehement ausgetragen werden konnten, daß eben dieses Bewußtsein vor ihnen zu verblassen drohte. Denn die Auseinandersetzungen in Soest und in zahlreichen anderen Städten wurden nicht nur um das Wort Gottes geführt. In Soest wurde gleichzeitig mit den religiösen Beschwerden Kritik an der Amtsführung des städtischen Rentmeisters vorgetragen.

Oft bot der religiöse Konflikt der Bürgerschaft nur den Anlaß, weitergehende Forderungen vorzubringen, die sie in sog. Artikelbriefen aufgereiht präsentierte: in diesen Artikelbriefen konnte die Predigt des reinen Wortes Gottes obenan stehen, aber dann folgten meist Klagen über sehr irdische Dinge, von denen man aber wohl meinte, daß sie einer dem Worte Gottes verpflichteten Obrigkeit schlecht anstünden: Klagen über das Finanzgebaren des Rates, über neue Steuern und schließlich Proteste gegen den Ausschluß der Bürger von wichtigen politischen Entscheidungen.

Reformatorische und politische Bewegung waren in vielen Städten untrennbar miteinander verbunden und haben die Entwicklung der Stadtverfassung geprägt. Die reformatorische Bewegung hat aber nicht nur traditionsbildend gewirkt; wo sie sich mit Auseinandersetzungen zwischen Rat und Bürgerschaft verband, rückte sie oft selber in einen Traditionszusammenhang ein. Denn Auseinandersetzungen zwischen Rat und Bürgerschaft waren in den Städten des frühen 16. Jahrhunderts, wie wir schon sagten, nichts Neues. In den Konflikten, die die reformatorische Predigt auslöste, lebten vielerorts Auseinandersetzungen der Jahre vor 1520 wieder auf. Gelegentlich — etwa in Köln — begegnen Träger der Aufstände der Vorreformationszeit in den zwanziger Jahren wieder. Die reformatorische Bewegung verband sich in vielen Städten mit den schon älteren Partizipationsbestrebungen sozial aufgestiegener, aber vom Ratsregiment ausgeschlossener Gruppen der spätmittelalterlichen Bürgergemeinde. Durchaus traditionell waren auch die Formen der Auseinandersetzung und der Konsensfindung, also der Wiederherstellung des Friedens in der Bürgergenossenschaft: die sich zum Aufruhr formierenden Bürger verbanden sich durch einen Schwur miteinander, sie präsentierten ihre Forderungen durch einen Ausschuß, und wenn ihre Beschwerden kein Gehör fanden, hatte dies nicht selten Gewaltanwendung zur Folge. Obwohl die städtischen Magistrate dieses fast ritualisierte Protestverhalten zu kriminalisieren suchten, glaubte die Bürgerschaft sich demgegenüber auf ein Widerstandsrecht berufen zu können. Es in Anspruch zu nehmen, war in ihren Augen offensichtlich dann legitim, wenn der Rat vor seiner Aufgabe, für das Wohl der Stadt zu sorgen, versagte. In der Reformationszeit lag dieses Versagen in der Sicht der Neugläubigen vor, wenn der Rat die Predigt des reinen Wortes Gottes behinderte.

MARTIN LUTHER hat sich in seinen Sendbriefen an die Städte, die wir eben erwähnten, zu den damit aufgeworfenen Problemen nicht geäußert. In seiner Sicht bildeten Rat und Bürgergemeinde eine Einheit, die sich im Magistrat darstellte. Wenn LUTHER der Gemeinde das Recht zusprach, den Pfarrer zu wählen, dann konnte dies auch dadurch geschehen, daß der Rat als der Führer der Gemeinde ihn berief. Widerstand der Bürger gegen eine dem Evangelium abholde Stadtobergkeit hätte LUTHER sicher für unerlaubt gehalten. Auch in der Stadt galt der Satz:

„Denn der vberkeyt soll man nicht widerstehen mit gewallt, sondern nur mit erkenntnis der wahrhey.“

Die Komplexität der städtischen Verhältnisse blieb LUTHER weitgehend verborgen. Sein oft ausgesprochener Rat an die Magistrate, evangelische Prediger zu berufen, wurde zwar vielfach befolgt, aber die Haltung der Obrigkeiten zur reformatorischen Bewegung wurde von vielerlei Motiven bestimmt, unter denen das religiöse nicht immer das wichtigste war. Ganz allgemein läßt sich sagen, daß die Magistrate in dem Maße bereit waren, auf Forderungen der LUTHER-Anhänger einzugehen, wie sie die innere und äußere Sicherheit der Stadt nicht gefährdeten. Gewiß hat LUTHERs Lehre auch in den städtischen Obrigkeiten — insbesondere bei deren humanistisch gebildeten Mitgliedern — sehr früh Anhänger gefunden, aber dem ungestümen Drängen der breiten Schichten nach der Predigt des Wortes Gottes allzu rasch nachzugeben, verboten den Magistraten viele Erwägungen: Die Abhängigkeit der Städte vom Kaiser bzw. vom Landesherrn, die Pflicht, Eigentumsrechte, auch in geistlicher Hand, zu schützen, vor allem aber die Pflicht, dem Aufruhr zu wehren, der, wie wir sahen, die Ausbreitung der neuen Lehre allzuoft begleitete. Viele Angehörige der städtischen Führungsschicht waren durch persönliche Interessen eng an das überkommene kirchliche System gebunden, auch dadurch, daß sie ihr Kapital in geistliche Institutionen gesteckt hatten und daß ihre Söhne und Töchter wichtige Stellen in der kirchlichen Hierarchie einnahmen. Eine allzu radikale Reformation konnten sie also ebensowenig wünschen wie deren Unterstützung durch Gewalt; wußte man doch aus Erfahrung, wie leicht Gewalttaten des gemeinen Mannes über zunächst begrenzte Ziele hinauschießen und die eigene Herrschaftsposition in Frage stellen konnten. Oberstes Ziel städtischer Religionspolitik mußte es deshalb sein, die religiöse Bewegung zu kanalisieren und nur begrenzte Zugeständnisse zu machen. Wo es freilich möglich erschien, konnte der Magistrat die Stoßrichtung der Bewegung gegen die Geistlichkeit auch politisch nutzen in der Absicht, diese stärker seiner Kontrolle zu unterstellen; er konnte die religiöse Bewegung auch geschickt in eben diese Richtung lenken, um selbst aus der Schußlinie zu kommen.

Aus der Sicht der politischen Gewalten, nicht nur im städtischen Bereich, hatte die reformatorische Bewegung keinen eindeutigen Charakter: Wenn es gelang, im Sinne LUTHERs die Priorität des religiösen Moments zu erhalten, konnte sie politisch durchaus nützlich sein. Schon 1522 hatte ein sächsischer Diplomat dem päpstlichen Nuntius gegenüber argumentiert, gerade LUTHER garantiere, wie die Wittenberger Vorgänge gezeigt hätten, die Erhaltung „gutt cristlich(er) sitten und gewonheiten“; wer die Glaubensfrage nicht „mit guter vornunft“ angehe, riskiere „ein merklichen grossen aufrur im reich“. LUTHER selbst konnte 1526 die gründliche Reform der Messe als Mittel empfehlen, weiteren Aufständen des gemeinen Mannes vorzubeugen. Den Magistraten, denen das Kunststück gelang, die Durchsetzung der neuen Lehre unter Kontrolle zu halten, bot sie sich geradezu als herrschaftsstabilisierendes, ja die Herrschaft verstärkendes Element an. Nicht als ob die städtischen Räte von allem Anfang an erkannt hätten, daß die LUTHER-Bewegung ihre Verfügungsgewalt über die Kirche und ihr Eigentum erweiterte und deshalb entsprechend gehandelt hätten, aber angesichts der nur sporadischen Ansätze für eine kirchliche Neuorganisation, die die Bewegung selbst hervorbrachte, sahen sie sich bald zur Übernahme weiterer Verantwortung auf kirchlichem Gebiet auch mit LUTHERs Billigung geradezu gedrängt.

Wo dieser Balanceakt gegenüber der Bewegung aber nicht gelang, wo der Rat allzu repressiv reagierte, hatten die Untertanen, wie der Nürnberger Ratsschreiber LAZARUS SPENGLER 1524 schrieb, „ihre obern zum tail außgetriben, andere regenten verordent, sie zu irem gefallen benötigt, irer habe und guter beraubt, verwundet, todgeschlagen und andere beschwerliche furnemen geubt.“

Ihre revolutionäre Dynamik entfaltete die reformatorische Bewegung nicht nur da, wo sie sich, wie wir sahen, mit politischen Aspirationen der Bürgerschaft verband, sondern gerade auch da, wo sie die sozialen und wirtschaftlichen Forderungen breiterer Schichten aufnahm. Insbesondere die großen gewerbereichen oberdeutschen Städte, in die der Frühkapitalismus Eingang gefunden hatte, kennzeichnete eine Sozialstruktur, in der die Vermögen der großen Verlegerkaufleute tendenziell zunahmen, während immer mehr mittlere und kleinere Handwerker in die sich verbreiternde Unterschicht absanken. 1526 betrug der Anteil der Besitzlosen, der Habe-nichtse, in Augsburg nach Ausweis der Steuerbücher 54,1 Prozent. Wir dürfen es als Ausdruck

der dadurch entstehenden sozialen Spannungen deuten, daß in Augsburg, aber auch anderenorts Geistliche Zulauf fanden, die nicht nur die alleinseligmachende Gnade predigten, sondern auch auf die wirtschaftlichen und sozialen Nöte ihrer Zuhörer eingingen. Aus der Sicht eines Angehörigen der politischen Führungsschicht, eines Rothenburger Stadtschreibers, bewiesen solche Regungen einen, wie er meinte, ärgerlichen und schädlichen „Mißverständnis“ des Wortes Gottes. „Also wann man predigt von christenlicher und bruderlicher Liebe des nechsten und wie ain jeder Christenmensch seinem nechsten sollte hilf, mitleyden und guts beweisen, sich ain jeder gegen den andern in bruderlicher und freuntlicher lieb erzaigen..., so wollte das gemeine Volk, es sollten alle Dinge gemain, auch kain oberkeit, herrschaft oder jungkerschaft, sonder eine gemaine bruderschaft sein, ainer als vil, als der ander und nit mer haben...“.

Dieses Urteil über die Rezeption des Evangeliums durch städtische Mittel- und Unterschichten stimmt mit LUTHERs Stellungnahme zum Bauernkrieg in einem wichtigen Punkt überein. Auch LUTHER empörte es, daß die aufständischen Bauern sich als „Evangelische“ bezeichneten und die Gegner ihm und seiner Bewegung die Verantwortung für den Aufruhr anlasteten. LUTHER sah es gerade umgekehrt: Der Aufstand der Bauern sei Folge der Unterdrückung des Evangeliums durch die Fürsten. Die ideologische Basis der bäuerlichen Bewegung aber hätten die „falschen Lehrer und Propheten“ geliefert — LUTHER dachte dabei an MÜNTZER und KARLSTADT. Wäre den Bauern das wahre Evangelium gepredigt worden, hätten sie die christliche Freiheit nicht „ganz fleischlich“ verstanden. Hätte LUTHER mehr Einblick in die Begleitumstände der städtischen Rezeption seiner Lehre gehabt, hätte er auch hier, wie er es bekanntlich im Bauernkrieg tat, die Vermischung religiöser, politischer und sozialer Forderungen bekämpft. Nach LUTHER kann das Evangelium nicht die Legitimationsbasis für eine neue Ordnung in der Welt liefern, weil es „sich weletlicher sachen gar nichts annympt“, sondern „will vnd mus ym herten bleyben“. Christliche Freiheit verträgt sich durchaus mit sozialer Ungleichheit. LUTHER formulierte: „Denn weltlich reich kan nicht stehen, wo nicht vngleichheyt ist ynn personen“.

Wenn man nun die Meinung LUTHERs, aber auch anderer Angehöriger der Führungsschicht, der gemeine Mann habe das Evangelium „mißverstanden“, nicht einfach übernehmen will, wird man zu der Feststellung gedrängt, daß es so etwas wie ein schichtspezifisches Verständnis des neuen Evangeliums gegeben haben muß: Für LUTHER und die Führungsschichten war die Ausbreitung des Wortes Gottes in erster Linie ein religiöser Vorgang, der den weltlichen Bereich nicht unmittelbar tangierte. Der gemeine Mann dagegen sah im Evangelium eine Anleitung für die Verchristlichung der Welt nach einem der Bibel zu entnehmenden göttlichen Recht. Für diese Schichten war die reformatorische Bewegung auch eine soziale Bewegung, die das Leben in der Welt erträglicher und vor allem nach dem Maßstab des Evangeliums gerechter machen sollte; die von LUTHER wieder freigelegte Freiheit eines Christenmenschen konnte doch nicht an der Kirchentür enden und die von ihm gegen die kirchliche Lehre vom sakramental begründeten Priesterstand hervorgehobene Gleichheit der Christen mußte doch Folgen für das Leben in der Welt haben. Dies als bloßes Mißverständnis abzutun, würde die Dinge allzu sehr vereinfachen. Es geht aber auch nicht an, wie mir scheint, die Bewegung der Mittel- und Unterschichten im Rahmen der reformatorischen Bewegung als Klassenkampf unter dem Deckmantel der Religion zu interpretieren, weil auch dies eine zu vereinfachte und deshalb falsche Sichtweise wäre. Denn nichts berechtigt den Historiker, das religiöse Ergriffensein gerade auch dieser Menschen als bloßen ideologischen Überbau einer Klassenkampfpartei abzuwerten.

Die reformatorische Bewegung hat im Bauernaufstand nicht ihren Kulminations- und Endpunkt gefunden, aber man kann ihn auch nicht von ihr trennen. In der Geschichte der reformatorischen Bewegung bedeutet er zweifellos einen entscheidenden Einschnitt. Sie hat mit ihm nicht ihr Ende gefunden, denn sie läßt sich in vielen Städten bis in die dreißiger Jahre verfolgen. Aber LUTHERs Stellungnahme gegen die in seinen Augen fleischliche Interpretation des Evangeliums hat doch Folgen für sie gehabt. Seit den dreißiger Jahren war die Reformation kein vornehmlich städtisches Ereignis mehr. Nun entschieden über ihr Schicksal die fürstlichen Obrigkeiten.

Hätte sich LUTHER wie THOMAS MÜNTZER an die Spitze der Bauern gestellt, wäre deren Niederlage zweifellos auch das Ende der reformatorischen Bewegung gewesen. Man kann diese

These erweitern und sagen, daß LUTHER sich mit keiner der Schichten, die die reformatorische Bewegung trugen, voll identifizierte. Die Bewegung ging zwar von ihm aus und orientierte sich an seinem Denken; aber LUTHER blieb letzten Endes der religiöse Prophet, der sich weder mit den Humanisten, noch mit dem gemeinen Mann in Stadt und Land, aber sicher auch nicht mit den fürstlichen Obrigkeiten auf Gedeih und Verderb verband. Er hat in allen diesen Gruppen Anhänger gefunden, weil seine Lehre das religiöse Bewußtsein und die Interessen aller Schichten, wenn auch in unterschiedlicher Weise, ansprach. Die reformatorische Bewegung blieb bei aller Unterstützung, die sie gerade in den Mittel- und Unterschichten der Bevölkerung fand, dennoch eine stände- und klassenübergreifende Bewegung. Gerade dies aber hat ganz entscheidend zu ihrer Durchsetzung und vor allem zu ihrem Überleben beigetragen. Bestätigt wird diese These durch einen Blick auf spätere politische und religiöse Bewegungen in der frühen Neuzeit. Die soziale Basis sowohl des niederländischen Aufstandes in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts als auch der englischen puritanischen Revolution im 17. Jahrhundert war stände- und klassenübergreifend. Beide rekrutierten ihre Führer aus den traditionellen politischen und sozialen Eliten. Damit soll nicht die ältere Sicht der Reformation als eines wesentlich von den Obrigkeiten getragenen Prozesses wiederbelebt werden. Für den so wichtigen städtischen Raum bleibt weiterhin gültig, daß es keine Ratsreformation in dem Sinne gegeben hat, daß ein Magistrat gleichsam per Dekret den Anschluß seines Gemeinwesens an die Reformation vorschreiben konnte, wie es die Landesfürsten später so oft getan haben. Aber es gilt auch, daß es keine Stadtreformation gänzlich ohne den Rat, d.h. ohne die städtischen politischen Führungsschichten oder gar gegen deren ausgesprochenen Widerstand gegeben hat. Rat und reformatorische Bewegung waren vielmehr Partner oder auch Kontrahenten in einem oft langwierigen Prozeß, an dessen Ende die Durchsetzung der reformatorischen Bewegung stehen konnte. In LUTHERs Augen mochte dies dann ein Sieg des Wortes Gottes über seine Feinde sein. Aber dieser Sieg wurde häufig auf verschlungenen Wegen erfochten, als es LUTHER selbst bewußt war und als er — wie wir hinzufügen müssen — zu tolerieren bereit gewesen wäre.

Vom Umgang der Deutschen mit ihrer Geschichte. Das LUTHER-Jubiläum 1983

HANS SÜSSMUTH

„Die Informationen, die wir in diesem Jahr über MARTIN LUTHER bekommen, sind wie ein Sturz-
bach. Man findet kaum die Orientierung, weil eine Fülle von Literatur, von Filmen und Artikeln uns
die unterschiedlichsten LUTHER-Bilder vermitteln“¹.

Diese berechtigte Aussage machte Ministerpräsident JOHANNES RAU beim Forumgespräch
„LUTHER in seiner Zeit — für unsere Zeit“ im Juli des Gedenkjahres in Nürnberg. Im Jahre
1983 haben die Massenmedien in der Bundesrepublik und in der DDR so viele Informationen
zum Thema verbreitet, wie es zu keinem vorausgehenden LUTHER-Jubiläum möglich war. Die
LUTHER-Vermittlung hatte eine Bandbreite, die zwischen offiziellen Stellungnahmen und
Festakten, staatlichen Ausstellungen, Vortragsreihen, LUTHER-Sendungen in Hörfunk und
Fernsehen, Vortragsreihen in Universitäten, kirchlichen und wissenschaftlichen Akademien
oder Kirchengemeinden und dem spektakulären Stadtfest in Berlin-West mit der Parole
„LUTHER ist tot!“ lag.

Wenn wir nach dem Erfolg der Bemühungen der Massenmedien fragen, so ist dieser zumindest
für die Bundesrepublik statistisch nachweisbar. Das Meinungsforschungsinstitut Allensbach
hat, bezogen auf das Thema, im Januar 1983 und im Januar 1984 jeweils eine repräsentative
Umfrage bei Erwachsenen über 16 Jahren durchgeführt².

Auf die Frage, über welche der drei folgenden Persönlichkeiten: MARTIN LUTHER,
RICHARD WAGNER, KARL MARX sie in den vergangenen zwölf Monaten am meisten
gehört oder gelesen hätten, antworteten im Januar 1984 81% der Befragten LUTHER, 5%
WAGNER, 3% MARX, 11% konnten sich an keine der drei Personen, die in der Auswahlant-
wort vorgegeben waren, erinnern.

Die Frage, ob das Zeitalter der Reformation eine besonders wichtige Epoche der deutschen
Geschichte gewesen sei oder ob sie sich nicht besonders heraushebe, beantworteten Anfang
1983 38% der Befragten positiv, Anfang 1984 waren es 51%.

Trotz begründeter Zurückhaltung gegenüber den Ergebnissen solcher Repräsentativbefragun-
gen wird man bezüglich des verbesserten Informationsstandes nach dem Jubiläumsjahr mit
Vorsicht darauf schließen dürfen, daß hier ein Zusammenhang zwischen dem neugewonnenen
Kenntnisstand und der breiten Beschäftigung mit dem historischen Thema MARTIN
LUTHER in der Öffentlichkeit besteht. Daher ist es von Interesse, der Frage nachzugehen, mit
welcher Zielsetzung und in welcher Form das LUTHER-Erbe im Jubiläumsjahr in Deutschland
rezipiert wurde. Dabei gehen wir in drei Schritten vor. Wir fragen zunächst (1.) nach der Verortung
historischer Feste und Gedenkjahre in der politischen Kultur, erörtern dann (2.) ausge-
wählte Beispiele der Instrumentalisierung von LUTHER-Jubiläen und erarbeiten schließlich
(3.) aus offiziellen Erklärungen und Reden von Politikern Intentionen und Funktionen des
Umgangs mit LUTHER im Jahre 1983 in Deutschland.

1. Zur Verortung historischer Gedenkjahre und Gedenktage

Historische Gedenktage und historische Jubiläumsjahre nehmen innerhalb der politischen Kul-
tur eines Staates einen festen Platz ein³.

Fragen wir nach der Funktion oder den Funktionen historischer Jubiläen und Gedenktage, so

ist dabei von der Erfahrung auszugehen, daß gesellschaftliche Institutionen sich in Feiern repräsentieren. Das geschieht dadurch, daß sie historische, religiöse und politische Persönlichkeiten oder Ereignisse für jeweils unterschiedliche Ziele deuten und einsetzen. Historische Gedenktage und historische Jubiläumsjahre, die vom Staat organisiert sind und in der Öffentlichkeit durchgeführt werden, verfolgen die Intention, Einfluß auf das gesellschaftliche Leben zu nehmen. Die Zwecke, für die sie eingesetzt werden, können sehr unterschiedlich sein. Es besteht sowohl die Möglichkeit, Erinnerungstage und Jubiläumsjahre kritisch-reflexiv als auch affirmativ zu nutzen.

Politischer Mißbrauch LUTHERs und seines Werkes liegt vor, wenn die Lehre des Reformators einseitig interpretiert und für staatliche Zwecke vereinnahmt wird, die mit seinem Denken und Handeln nicht vereinbar sind. Einen zentralen Beurteilungsmaßstab bilden die Forschungsergebnisse der Fachwissenschaften.

Fragen wir nach staatlichen Interessen, die in unserem thematischen Zusammenhang in der DDR und in der Bundesrepublik Deutschland bestehen, so ist die Diskussion um das Selbstverständnis der beiden deutschen Staaten und um das Verhältnis zueinander unter Berücksichtigung der gemeinsamen Geschichte einzubeziehen. Hinzu kommt, daß sich die Auseinandersetzung mit MARTIN LUTHER 1983 aus dem Zusammenhang einer Situation vollzog, die gekennzeichnet ist durch einen tiefgreifenden technologischen, sozialen, geistigen Wandel. Die Erfahrung dieser Umbrüche, verbunden mit dem Bedürfnis nach Rückbindung in der Tradition, legt es nahe, nach Parallelen in der Geschichte zu fragen und historische Muster geistiger und gesellschaftlicher Auseinandersetzung aufzuarbeiten. Dieses gilt vor allem für die junge Generation, ihre soziale, religiöse und politische Suche nach Orientierung und Identität. Die Auseinandersetzung mit dem kulturellen, religiösen und politischen Erbe LUTHERs in beiden deutschen Staaten verweist auf ungelöste Probleme, z.B. das der übergreifenden, nationalen und begrenzteren staatlichen Identität. Gemeint ist der Balanceakt zwischen Gesamtnationalbewußtsein und partiellem Staatsbewußtsein, wie er in der Bundesrepublik vertreten wird, und andererseits das sozialistische Nationalbewußtsein, wie es in der DDR gepflegt wird.

Diese Verflechtung von Interessen muß gesehen werden, wenn wir die Bemühungen beurteilen wollen, die beide deutschen Staaten unternommen haben, das LUTHER-Jubiläum zu gestalten. Hier gilt es in Erinnerung zu rufen, daß es aus der Sicht der DDR-Politiker auf der ideologischen Ebene keine Koexistenz geben kann. Dementsprechend geht es bei der LUTHER-Deutung in der DDR nicht um Öffnung, sondern um Abgrenzung gegenüber der Bundesrepublik. Die in der Bundesrepublik durchgängig vertretene Position ist in der Bundestagsdebatte am 25. Februar 1972 von CARLO SCHMID beschrieben worden. Für ihn ist Nation ein der Vernunft zugänglicher Verband von Menschen, die sich vergemeinschaftet haben, weil sie identische Werte besitzen. Nation sei kein Wachstumsprodukt, sondern ein Produkt des Willens, Nation zu sein. Das Volk müsse den Willen haben, Nation zu sein. Dazu gehöre für die Deutschen der gemeinsame Wille aller, die Freiheit zum Grundgesetz des Ganzen und des Einzelnen zu machen, die Mitmenschlichkeit (Brüderlichkeit) als die Grundlage der Moral zu betrachten, nach der sich alle verhalten wollen. Hinzu komme die Erinnerung an einige Dinge, die das deutsche Volk auch in der Achtung der Menschen in der Welt groß gemacht hätten. In diesem Zusammenhang zählt CARLO SCHMID zu den historischen Persönlichkeiten, die erinnert werden sollen, ausdrücklich auch MARTIN LUTHER.

So eröffnen historische Gedenkjahre wie der 500. Geburtstag MARTIN LUTHERs die Möglichkeit, Geschichte auf Identifikationsmuster abzuklopfen.

Zu Unrecht haben Wissenschaftler in der Bundesrepublik behauptet, in der DDR sei mit dem LUTHER-Bild 1983 „die Rekonstruktion von Vergangenheit nach dem Maßstab der politischen Tagesforderung gelungen“. Dieses zeige sich insbesondere darin, daß historische Widersprüche eingeebnet worden seien, um durch das neue LUTHER-Bild die in der DDR angestrebte nationale Identität mit der Vergangenheit zu erreichen und LUTHER bruchlos und als tragendes Element zu integrieren⁴.

Hier wird verkannt, daß die jüngere Interpretation MARTIN LUTHERs und seines Werkes durch die DDR-Geschichtswissenschaft das Ergebnis einer jahrelangen internen Forschungsarbeit und Theoriebildung ist. Diese Auseinandersetzung läßt sich mit zwei Begriffen stichwortartig umschreiben. Es geht um Erbe und Tradition in der Geschichtsforschung und im

Geschichtsbild der DDR. Diese Diskussion spielt in der DDR seit ihrer Gründung im Jahre 1949 eine wichtige Rolle. Als Ergebnis der Auseinandersetzung des letzten Jahrzehnts liegt eine flexible, breit einsetzbare Theorie vor, die es ermöglicht, die gesamte deutsche Geschichte für die sozialistische Tradition nutzbar zu machen⁵.

Es wird davon ausgegangen, daß zwischen Geschichte und Gesellschaft ein Wechselverhältnis besteht. Als besonderes Merkmal ist für das Selbstverständnis der DDR und deren historische Identität festzuhalten, daß die Vergangenheit als eine Geschichte von Klassenkämpfen verstanden wird. Die Beziehung der Gesellschaft zur Geschichte ist nach dieser Auffassung klassenmäßig determiniert. Jede Klasse bestimmt von ihren Interessen her ihr historisches Erbe, dem sie sich verpflichtet fühlt, das sie bewahren und weitervermitteln will. Dabei wird unterschieden zwischen Erbe und Tradition.

Die Gesamtheit dessen, was die deutsche Geschichte hinterlassen hat, wird als historisches Erbe bezeichnet. Dazu gehört sowohl das, was durch die Menschen gezielt tradiert worden ist, als auch viel Unbekanntes, in Vergessenheit Geratenes, das verschüttet und verdrängt, aber gleichwohl von der Gesellschaft mit ererbt wurde und deren Entwicklung beeinflußt hat.

Das geschichtliche Erbe enthält unter dem Kriterium des gesellschaftlichen Fortschritts sowohl progressive wie reaktionäre Anteile. Zwischen den progressiven und den reaktionären Anteilen bestehen Zusammenhänge wie auch Widersprüche. Sie werden durch die jeweilige Gesellschaft vermittelt. Die Gesellschaft hat zu entscheiden, welche Teile der historischen Vergangenheit angeeignet, d.h. welche Anteile aus dem gesamten Erbe rezipiert, verarbeitet und so in das gesellschaftliche Bewußtsein aufgenommen werden sollen. Dieser Teil des Erbes, der gepflegt, bewahrt, im Bewußtsein der Gesellschaft gefestigt und weitergegeben werden soll, wird als Tradition bezeichnet. Tradition und Erbe sind also nicht identisch, sondern sie verhalten sich wie ein Teil zum Ganzen. Den Kern des sozialistischen Traditionsbewußtseins bilden die Traditionen der revolutionären Partei und der sozialistischen Arbeiterbewegung.

Häufig ist in historischen Prozessen, Ereignissen oder Persönlichkeiten Fortschrittliches und Reaktionäres miteinander verflochten, so daß es schwierig ist, die progressiven Anteile von den reaktionären zu scheiden. Im Rahmen der bisherigen Erbe-Diskussion der DDR wurden vier Bereiche des Traditionsbestandes des Sozialismus herausgearbeitet:

- die neuen Traditionen, die dem realen Sozialismus der DDR zu eigen sind;
- die Traditionen der revolutionären Arbeiterbewegung (insbesondere die Traditionen des antifaschistischen Widerstandskampfes);
- die Tradition, Fortsetzung und Vollendung der revolutionären Kämpfe und demokratischen Bestrebungen aller nichtproletarischen werktätigen Klassen und Schichten der bürgerlichen wie der feudalen Gesellschaft, die dem Streben nach gesellschaftlichem Fortschritt im Interesse der Volksmassen häufig ideologisch Ausdruck verliehen haben;
- die progressiven, revolutionären, demokratischen und humanistischen Traditionselemente, die in den Bemühungen von Ausbeuterklassen wurzeln, die sich für die Verwirklichung des gesellschaftlichen Fortschritts engagiert haben.

Abgestellt wird auf eine historische Eigenentwicklung der DDR, die eine neue Tradition begründet hat und die daher weder die Konzeption der Bundesrepublik von zwei Staaten und einer Nation noch die Theorie von deutschen historisch-kulturellen Gemeinsamkeiten (K. D. ERDMANN) oder von der Verantwortungsgemeinschaft (R. V. THADDEN) akzeptiert. Die gesamt nationale Betrachtungsweise der Bundesrepublik wird als Versuch gewertet, die DDR-Position zu unterlaufen. Dem wird die Forderung nach Aneignung und Ausgestaltung des sozialistischen geschichtlichen Erbes entgegengestellt. Dieser ideologische Hintergrund muß bei der Einordnung und Bewertung der Bemühungen der DDR um die Gestaltung des LUTHER-Jubiläums gesehen werden. LUTHER ist ein wichtiger Mosaikstein in der Auseinandersetzung um Erbe und Tradition. Die an ihn gerichteten Fragestellungen machen explizit, in welchem Maße die Rekonstruktion der Geschichte von ideologischen Prämissen, kollektiven Interessen, gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen bestimmt ist.

2. Zur Instrumentalisierung von LUTHER-Jubiläen

Die Geschichte der LUTHER-Gedenktage ist – wenn man absieht von den ersten Feiern in den Jahren 1617 und 1717, die religiös orientiert waren – eine nicht unterbrochene Kette der Vereinnahmung des Reformators für staatliche Zwecke. Dieser Tatbestand ist den offiziellen Jubiläumsrednern 1983 in beiden deutschen Staaten bewußt. Sie distanzieren sich dezidiert von solchem Mißbrauch.

So sagte Bundeskanzler KOHL anlässlich der Eröffnung der Nürnberger Ausstellung „MARTIN LUTHER und die Reformation in Deutschland“ am 24. Juni 1983:

„Durch die LUTHER-Jubiläen der Jahrhunderte zieht sich wie ein roter Faden die Versuchung, LUTHER immer wieder zum nützlichen Zeitgenossen zu machen. Die Politik hat sich LUTHERs von Anfang an bemächtigt. Das war die Bedingung, unter der allein die Reformation sich durchsetzen konnte. Aber es lag darin auch eine Verweltlichung der Lehre und die Versuchung, sie als Instrument zu nutzen“⁶.

Der stellvertretende Vorsitzende des Staatsrates und Stellvertreter des Vorsitzenden des MARTIN-LUTHER-Komitees der DDR, GERALD GÖTTING, unterschied in seiner Schlußansprache auf der Internationalen Wissenschaftlichen Konferenz (18. bis 21. Oktober 1983) in Halle zwischen zwei Grundlinien in der bürgerlichen LUTHER-Rezeption⁷. Es sei einmal das Bemühen festzustellen, LUTHER geschichtlich gerecht zu werden und sein Erbe für das Volk und die Lösung gesamtnationaler Aufgaben fruchtbar zu machen. Eine andere, oftmals vorherrschende Linie mißbrauche den Reformator konfessionalistisch und vor allem nationalistisch. Bei der letzteren lasse sich die verhängnisvolle Tendenz feststellen, den Reformator im dynastischen Sinne zum Helden emporzustilisieren und sein Vermächtnis als eine „nationale Sendung“ zu deuten, die sich nach dieser Interpretation in der preußisch-deutschen HOHENZOLLERN-Monarchie und schließlich im HITLER-Faschismus erfüllt habe.

Bevor die staatliche LUTHER-Rezeption 1983 in beiden deutschen Staaten aufgearbeitet wird, soll ein kurzer Rückblick auf die Tradition der LUTHER-Gedenktage die leidvolle Vereinnahmung der Person LUTHER und seines Denkens vergegenwärtigen⁸.

Das Werk LUTHERs wurde zum Auftrag und Vermächtnis. Schon im 17. Jahrhundert wurde er durch Feiertage geehrt und sein Erbe lebendig gehalten. Religiöse Bewegungen und Glaubensgemeinschaften bedürfen der Verankerung und der Rückbindung, der Selbstvergewisserung und Abstützung. Der Religionsgründer MARTIN LUTHER ist die Person, auf die sich die Gläubigen beziehen sollen. Die Erinnerungstage hatten bis 1717 kirchlichen Charakter. Der gewählte Anlaß konnten der Geburtstag, der Taufstag, der Todestag, der Tag des Thesenanschlags, der lokale Beginn der Reformation oder die Einführung einer evangelischen Kirchenordnung sein.

Als wesentliche Errungenschaft der Reformation wurde in den Predigten der Rückgriff auf die in der Muttersprache zugänglich gemachte Bibel herausgearbeitet. Es wurde betont, daß in der Kirche der Reformation die wahre Kirche wieder sichtbar werde und die Überwindung des Papst-Antichristen die Wiederherstellung der biblischen Ordnung von Kirche und Gesellschaft ermöglichte.

Die Reformation war Gottes Werk und LUTHER dessen Werkzeug. Insofern war er jeder Kritik entzogen und unantastbar als Werkzeug Gottes im Kampf gegen den Teufel, in dem es um das Heil der Menschen ging. Es bestand weitgehend Identität zwischen Kirchenerneuerung und LUTHER. Aber schon in diesen ersten beiden Jahrhunderten wird deutlich, daß LUTHER-Gedenktage nicht primär zu einem selbstkritischen Kirchenverständnis führen. Die Berufung auf LUTHER dient eher der Festigung nach innen und außen, ist primär motiviert durch das Bemühen um kirchliche Stabilität und Absicherung der wahren Lehre.

Zunehmend muß die historische Persönlichkeit LUTHER zugleich die Rolle des sittlichen Ideals wie die des nationalen Symbols für das private und das öffentliche Leben übernehmen. Der Staat benötigt ebenso tragende Identifikationsssäulen wie die Kirche. Entscheidend ist, was die jeweils Herrschenden einer bestimmten Epoche, in einer bestimmten politischen und kulturellen Situation anstreben, nicht was LUTHER wirklich wollte. Seine Aussagen unterliegen dem Zugriff und der Interpretation politisch herrschender Ideen und Meinungen. Das Reformationsfest von 1817 wurde nicht nur als Glaubensfest, sondern auch als historisches Jubiläum

begangen. In den Festreden und Festpredigten wurde LUTHER als deutscher Nationalheros oder als pflichtbewußter Hausvater und vorbildlicher Untertan herausgestellt. So schrieb LUDWIG PFLAUM, Stadtpfarrer von Bayreuth:

„Diese Briefe (LUTHERs) legen Zeugnis ab von der tiefen Ehrfurcht und unbegrenzten Anhänglichkeit, der biedereren Freymütigkeit, mit einem Worte: des ächt deutschen Unterthangeistes, der in LUTHER lebt. Es bedarf... bloß noch der Erinnerung an seine rastlosen Bemühungen, die nehmlich Gesinnung auch im Volke zu wecken“⁹.

HANS PREUSS, Kirchenhistoriker in Erlangen, vereinnahmte LUTHER als deutschen Nationalhelden:

„Wenn wir Deutschen sagen, daß Gott den LUTHER in erster Linie uns geschenkt hat, so ist das keine törichte Selbsterhebung, sondern nur eine dankbare Anerkennung dessen, was Gott dem Herrn an uns zu tun gefallen hat... Weil aber LUTHER die echte Offenbarung deutscher Art war, eben darum konnte er auch, aus der Tiefe seiner Seele schöpfend, diesem seinem Volk Gaben schenken wie kein anderer“¹⁰.

In welchem Maße die nationale Identifikation mit LUTHER die religiös-kirchliche zurückdrängte, wird deutlich in einem Vorschlag GOETHEs, die 300-Jahr-Feier des Reformators mit dem 13. Oktober zusammenzulegen, an dem der Schlacht bei Leipzig 1813 gedacht wurde¹¹. Bei der am 18./19. Oktober 1817 auf der Wartburg von Studenten und Professoren veranstalteten LUTHER-Jubiläumsfeier wurde zwar nicht auf GOETHEs Argumente zurückgegriffen, der insbesondere darauf abgestellt hatte, auf diese Weise nicht nur ein protestantisches, sondern ein Fest aller Deutschen, ein Nationalfest zu etablieren. Aber analog zum reformatorischen, gegen den Papst gerichteten Befreiungskampf wurde hier NAPOLEON als Anti-Christ bezeichnet und seine Eroberungspolitik mit dem weltlichen Herrschaftsanspruch der katholischen Kirche verglichen.

Reformation und Befreiungskampf gegen NAPOLEON wurden miteinander in Verbindung gebracht. Die Studenten nahmen 1817 nicht nur patriotische Postulate auf, sondern sie stützten sich auch auf die durch LUTHER begründete nationale religiöse Tradition.

Anläßlich der 400. Geburtstagsfeier des Reformators im Jahre 1883 wurden in einer großen Zahl von Veröffentlichungen und Predigten LUTHER und die Gründung des Deutschen Reiches von 1871 in einen engen Zusammenhang gestellt. Buchtitel zur vierten Säkularfeier lauteten: „Der deutsche LUTHER“, „LUTHER und seine lieben Deutschen“. Danach hat LUTHER den Grundstein zur Errichtung des Deutschen Reiches gelegt. An der Wiege Preußens sei er Werkzeug Gottes gewesen und habe als nationaler Führer zwischen Rom und dem fremdartigen Kaisertum einerseits, der deutschen Nation andererseits eine Trennung vollzogen. Während BISMARCK Vollstrecker des politischen Schicksals Deutschlands sei, wird LUTHER als „ein Mann, urdeutsch und gewaltig... ein Befreier und Schöpfer deutschen Wesens“ charakterisiert, ohne den BISMARCK nicht zu denken wäre. Als weitere Leistungen LUTHERs, die das Entstehen des deutschen Nationalstaates förderten, galten seine Übersetzung der Bibel in die deutsche Sprache und das Bündnis mit den deutschen Fürsten.

Für das 400. Gedenkjahr des Thesenanschlages 1917 war eine große Selbstdarstellung des Weltprotestantismus als LUTHER-Feier geplant worden. Wegen der Kriegssituation mußten diese Absichten zurückgestellt werden, und Theologen empfahlen eher stille Feiern. Charakteristisch für dieses Gedenkjahr waren die Massenproduktion von populärer Literatur, die Herstellung und der Vertrieb großer Mengen von LUTHER-Postkarten, -Abreißkalendern, die Pflanzung von LUTHER-Eichen und -Linden.

Wegen des Krieges war es 1917 in besonderem Maße wichtig, daß sich die Bevölkerung mit der Nation identifizierte. Dafür bot sich im Reformations-Jubiläumsjahr die Persönlichkeit und das Werk LUTHERs an. Die in hoher Auflage verbreiteten Schriften unterschiedlichen Niveaus wandten sich an alle Bevölkerungsgruppen. Zentrales Thema dieser Literatur war LUTHERs Beziehung zur deutschen Nation und seine Bedeutung für die Kriegszeit. Themen der zahlreichen Schriften lauteten: „LUTHER, der deutsche Mann und Mitstreiter“, „LUTHERs deutsche Sendung“, „Landsknecht Gottes tritt auf den Plan“ oder „Was LUTHER seinen lieben Deutschen in schwerer Zeit zu sagen hat“. Dabei konnte an das im 19. Jahrhundert entwickelte patriotische LUTHER-Bild angeknüpft werden.

Folgende Züge des Reformators wurden als vorbildhaft für die Deutschen in der Kriegssituation herausgestellt: Vaterlandsliebe, Kraft zum Durchhalten, Fleiß, Freiheitskampf und Glaube.

1917 wurde LUTHER folgerichtig als Feldluther, als Mitkämpfer und Verteidiger des Deutschen Reiches gefeiert, dessen Grundstein er gelegt habe. Das LUTHER-Lied „Ein feste Burg“ wurde als Kampflied für die deutschen Soldaten ausgewählt.

Im Jahre 1933, in dem der 450. Geburtstag LUTHERs begangen wurde, gab es neben kirchlichen auch eine große Zahl staatlicher Feiern. Dazu gehören sechs Festveranstaltungen in Berlin, Coburg, Eisenach, Wittenberg und Bremen, zwei Ausstellungen in Coburg und Berlin und zwei Theaterstücke zum Thema LUTHER. Hier stand der „deutsche LUTHER“ im Vordergrund. Einen festen Bestandteil der LUTHER-Gedenkfeiern bildete auch hier das Singen des Liedes „Ein feste Burg ist unser Gott“. Der Text wurde in nationalsozialistischem Sinn gedeutet als „Trutz- und Kampflied“, als „Gesamtausdruck deutschen Lebenswillens“, als ein Lied, mit dem sich auch katholische SA-Männer identifizieren könnten, denn „nur einen einzigen Laut hat dieser Heldengesang: Deutschland!“.

Die LUTHER-Vermittlung im „Völkischen Beobachter“¹¹ konzentriert sich 1933 auf die drei Bereiche: LUTHER und die deutsche Familie, LUTHER als deutscher Sprachschöpfer, LUTHERs Bedeutung für die politische Situation 1933.

Nach Professor KARL BORNHAUSEN hat LUTHER die „christliche Volksgemeinschaft... ganz natürlich gefaßt in der Ehe und Kinderaufzucht als dem Ursinn des Volkes“. In LUTHER lebe daher die „Ertradition deutscher Männlichkeit und Väterlichkeit“ fort.

Da nach nationalsozialistischer Auffassung die Frau vor allem in der Familie ihren Wirkungskreis findet, geht die Frauenbeilage des „Völkischen Beobachters“ dieser Rolle nach. KATHARINA VON BORA wird als Idealbild einer deutschen Ehefrau beschrieben, die alle traditionellen weiblichen Tugenden verkörpert: Mütterlichkeit, Bescheidenheit, Fleiß, Aufopferungsbereitschaft. Zugestanden wird ihr, begrenzt auf den häuslichen Bereich, auch Selbständigkeit und Klugheit¹².

Auch der Beitrag LUTHERs zur Förderung der deutschen Sprache erfährt eine nationalsozialistische Engführung.

So bedient sich KARL BORNHAUSEN der Schriften LUTHERs, um das Christentum von seinen jüdischen Wurzeln zu lösen und auf eine rein deutsche Grundlage zu stellen.

In der Bewertung der Bedeutung LUTHERs für die politische Situation von 1933 kommt zum Ausdruck, in welchem Maße er zur Legitimation der nationalsozialistischen Ideologie und Machtergreifung eingesetzt wird. Das LUTHER-Bild hat folgende Akzente: Der Führer einer nationalen Erhebung zur Begründung der deutschen Einheit, der Kämpfer, der Begründer einer deutschen Religion, das Vorbild für die Beziehung von Staat und Kirche.

LUTHER wird als „deutscher Führer“ oder als „Führer des deutschen Volkes“ dargestellt, dessen Bedeutung in seinem Führertum liegt. Er sei dem Vaterland von Gott geschickt. Die Ziele der Reformation und die Ziele der „nationalen Revolution“ von 1933 werden zueinander in Beziehung gesetzt.

„Erst der preußische Staat nahm die Sendung des politischen LUTHERs als seine eigene an sich und begann unter erschwerten Bedingungen den Zusammenschluß der Nation. Und was selbst BIS-MARCK nicht völlig meistern konnte, das ist die Aufgabe, die unser harret: die deutsche Nation. HITLER hat das Erbe LUTHERs angetreten. Von zeitlich Gebundenem müssen wir absehen. Dann aber wird sichtbar, daß unsere Zeit und unsere Aufgabe anknüpft an die Tat LUTHERs, und daß sein Wunschbild das unsere ist. Nur daß wir glücklicher dran sind, da der Kampf des Glaubensbekenntnisses in seiner Bedeutung gemindert ist und alle Volksgenossen eins sind in der gleichen Liebe zum deutschen Vaterland...“¹³.

HITLER sei wie LUTHER der gottgesandte Führer in der Stunde der Not. Auf diese Weise soll die nationalsozialistische Herrschaft beim protestantischen Teil der deutschen Bevölkerung gerechtfertigt und in die Kontinuität der deutschen Geschichte gestellt werden:

„... gerade die Gegenwart, die noch im Zeichen der nationalen Revolution steht, fühlt sich dem Wollen und Werden des Reformators innerlich verwandt“

heißt es im Leitartikel zum 10. November 1933.

Die Vereinnahmung LUTHERs gipfelt in folgenden Aussagen: LUTHER habe „die Wahrheit über 400 Jahre vorausgesagt“, „LUTHER (trat) an die Spitze einer Bewegung, die in ihrer Innerlichkeit und Zielgerichtetheit nur mit dem großen Erleben der Jetztzeit verglichen werden kann“. Die „übermenschliche Kraft“ des Reformators sei nicht auf Gott, sondern auf seine Verwurzelung im Volkstum zurückzuführen.

Nach nationalsozialistischer Auffassung ist die Einheit des deutschen Volkstums nur durch kämpferisches Handeln zu erreichen. Auch in dieser Beziehung wird LUTHER als Vorbild herausgestellt.

Im „Völkischen Beobachter“ wird LUTHER immer wieder als nationaler Heros in das Zentrum der nationalsozialistischen Interpretation gestellt.

Der Theologe LUTHER ist nicht gefragt. Wichtiger als die religiöse ist die nationale Bedeutung LUTHERs. Das Religiöse ist nur insoweit von Interesse, als unbedingter Glaube und Hingabe für die nationalsozialistische „Menschenführung“ genutzt werden kann. In diesem Zusammenhang stehen folgende Aussagen:

„Wir streiten nicht ab, daß von LUTHER auch christliche Tugenden zu lernen sind.“ Entscheidend aber sei es, „das“ man die ursprüngliche nationalsozialistische Lebensanschauung bei ihm zu lernen hat“.

LUTHER wird als der Begründer einer rein deutschen, vom universalen Christentum gelösten Religion dargestellt. Das Christentum wird germanisiert. „Das fortschrittliche Thingkreuz ist zugleich das christliche Gnadenkreuz.“ LUTHERs „Gedanke vom allgemeinen Priestertum der Gläubigen ist nicht etwa die Verallgemeinerung des römischen Priestercharakters, sondern Wiederaufnahme des alten deutschen Glaubensrechts“. LUTHER habe das Führerprinzip ins kirchliche Leben eingeführt.

Mit der Germanisierung des Christentums soll auch das Verhältnis von Staat und Kirche im nationalsozialistischen Sinne geordnet werden. Die Unabhängigkeit der Kirche vom Staat wird unter Berufung auf den Reformator verneint¹⁴.

Das erste LUTHER-Erinnerungsjahr nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, der 400. Todestag MARTIN LUTHERs am 18. Februar 1946, brachte eine Reihe von Feiern, war aber auch Anlaß für eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit dem Reformator und dessen Werk unter der Fragestellung, wie weit die Autoritätsgläubigkeit der Deutschen, die sich während der NS-Diktatur so verhängnisvoll ausgewirkt hatte, auch durch LUTHERs Werk mitbedingt sei.

Im Jahre 1945 hatte der Theologe KARL BARTH unter dem Titel „Eine Schweizer Stimme“ politische Aussagen veröffentlicht, die er zwischen 1938 und 1945 gemacht hatte¹⁵. Diese Publikation richtete sich an die deutschen Brüder und bildet inhaltlich eine Auseinandersetzung mit der Lehre MARTIN LUTHERs. In einem Brief (Dezember 1939 nach Frankreich) stellt BARTH heraus, daß die Deutschen „an der Erbschaft eines besonders tief sinnigen und gerade darum besonders wilden, unweisen, lebensunkundigen Heidentums sowie an der Erbschaft des größten christlichen Deutschen: an dem Irrtum MARTIN LUTHERs hinsichtlich des Verhältnisses von Gesetz und Evangelium, von weltlicher und geistlicher Ordnung und Macht“ litten. Das natürliche Heidentum der Deutschen sei durch den Irrtum LUTHERs „nicht sowohl begrenzt und beschränkt als vielmehr ideologisch verklärt, bestätigt und bestärkt worden“. „Der Hitlerismus (sei) der gegenwärtig böse Traum des erst in der lutherischen Form christianisierten deutschen Heiden“. Es müßten „weitere Entwicklungen auf der fatalen Linie von FRIEDRICH dem Großen über BISMARCK zu HITLER physisch unmöglich“ gemacht werden, aber es wäre noch wichtiger, „dem deutschen Volk ein Stück von der politischen Weisheit sichtbar zu machen, die ihm selber jetzt noch so fremd ist, d.h. aber: ihm solche Lebensbedingungen zu verschaffen, die es daran hindern...jenen bösen Traum in irgendeiner neuen Form weiterzuträumen“¹⁶.

Die von KARL BARTH unterstellte historisch-politische Tradition der Deutschen, die LUTHER mit aufgebaut habe, wurde Gegenstand einer von evangelischen deutschen Theologen geführten Auseinandersetzung nach 1946.

Angesehene Theologen wie PAUL ALTHAUS, WALTER VON LOEWENICH, PETER MEINHOLD, KARL HEIM verteidigten MARTIN LUTHERs Werke¹⁷. Dabei setzten sie sich jedoch nicht intensiv mit der Frage auseinander, inwieweit man sich nach 1946 noch auf Luther berufen könne, der auch 1933 als Symbolfigur herausgestellt wurde und von den Deutschen Christen vereinnahmt worden war.

Während KARL BARTH und dessen Schüler eine Revision des nationalprotestantischen LUTHER-Bildes forderten, wiesen der Göttinger ERNST WOLF 1946 in einer Gedenkrede und ebenso der Tübinger Theologe HERMANN DIEM kritisch darauf hin, wie schlecht das Erbe des Theologen MARTIN LUTHER in der vorausliegenden Zeit verwaltet worden sei¹⁸.

Aufschlußreich ist für diese Auseinandersetzung der Diskussionsbeitrag des damaligen Präsidenten der Kanzlei der Evangelischen Kirche in Deutschland und späteren Kieler Propstes HANS ASMUSSEN. Er greift die Position KARL BARTHs und dessen Kritik an LUTHER in einem Beitrag unter der Fragestellung „Muß LUTHER nach Nürnberg?“ an und kommt zu dem Ergebnis, daß sich im Unterschied zu der von BARTH vertretenen Position die Wurzeln des Nationalsozialismus nicht auf LUTHER zurückführen ließen¹⁹. In der LUTHER-Rezeption sei vernachlässigt worden, daß LUTHER die Obrigkeiten seiner Zeit hart kritisiert habe. Er sei weder als Freund der Faschisten noch als Freund der Antifaschisten zu vereinnahmen. In seiner Lehre sei „kein Element zu finden, welches sich in HITLERs Lehre wiederfindet, oder das keimartig wesentliche Züge HITLERs in sich schließt.“

In den Festreden und Beiträgen zum Jahre 1946 und in den folgenden Jahren wird diese Kontroverse unter protestantischen Theologen und Kirchenhistorikern weiter ausgetragen.

Die Profan-Historiker und Publizisten, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg mit dem Thema LUTHER auseinandersetzten, gingen von der Frage aus, inwieweit den Reformator eine Mitschuld an der Herrschaft des Nationalsozialismus treffe. Damit war zugleich die Frage nach jener spezifisch deutschen Kontinuität in der Geschichte gestellt²⁰. Der Freiburger Historiker GERHARD RITTER wies 1948 die gegen LUTHER erhobenen Vorwürfe entschieden zurück, und der Mediävist WALTHER PETER FUCHS konnte 1956 entschieden feststellen, daß sich die Veröffentlichungen, „die LUTHER zum Vorläufer HITLERs stempeln wollten“, „als sehr kurzlebig erwiesen“ hätten.

Die Vereinnahmung LUTHERs kulminierte im Mißbrauch seines Werkes durch die Nationalsozialisten. Sie instrumentalisierten es unhistorisch für ihre politischen Zwecke. LUTHER wurde zum Heros nationalsozialistischer Ideologie umfunktioniert. Darin liegt der politische Mißbrauch der Person LUTHER und seines Werkes.

Aber es ist bereits seit dem Jubiläum von 1817 zunehmend festzustellen, daß der Reformator anlässlich staatlicher Erinnerungsfeiern vereinnahmt oder ideologisch als: deutscher Nationalheld, Geburtshelfer für das Deutsche Reich, deutscher „Feld-LUTHER“ mißbraucht wurde. In dieser Reihe fügt sich 1933 der „aufgenordete LUTHER“.

Die Kenntnis dieser Tradition von LUTHER-Rezeption ist eine notwendige Voraussetzung für die Bewertung der staatlichen LUTHER-Interpretation in beiden deutschen Staaten 1983.

3. LUTHER-Rezeption im Jubiläumsjahr in offiziellen staatlichen Erklärungen

Die staatliche LUTHER-Rezeption verlief während des Jubiläumsjahres in der Bundesrepublik und in der DDR gegensätzlich. Die DDR brachte sich durch Stellungnahmen und Erklärungen ihrer politischen Führungsspitze, die im SED-Zentralorgan Neues Deutschland mit Bildern — die die Zusammenarbeit zwischen Staat und EKD demonstrieren sollten — reich ausgestattet waren und viele Seiten füllten, voll ein. Die Reden und Stellungnahmen führender Politiker der Bundesrepublik wirkten gegenüber dieser intensiven Publizität eher zurückhaltend.

3.1. Die Deutsche Demokratische Republik

In der DDR war schon am 13. Juni 1980 das staatliche MARTIN-LUTHER-Komitee der DDR konstituiert worden. Vorsitzender wurde der Staatsratsvorsitzende ERICH HONECKER, Stellvertreter GERALD GÖTTING, Vorsitzender der CDU der DDR und stellvertretender Vorsitzender des Staatsrates der DDR. ERICH HONECKER eröffnet die konstituierende Sitzung mit einer Grundsatzrede zum Thema „Unsere Zeit verlangt Parteinahme, Fortschritt, Vernunft und Menschlichkeit“.

Das Interesse der DDR-Staatsführung am LUTHER-Jubiläum 1983 läßt sich interpretieren aus den „Thesen über MARTIN LUTHER — zum 500. Geburtstag²¹“, dem Interview ERICH HONECKERs vom 6. Oktober, dem Interview, das GERALD GÖTTING am 14. November gab, dem Festakt in Berlin am 10. November, der Restaurierung der historischen LUTHER-Stätten der DDR, den Pressebulletins des MARTIN-LUTHER-Komitees vom 9. November und vom 12. Dezember.

Charakteristisch für die offiziellen Erklärungen der SED-Führung der DDR ist durchgängig

- der Rückgriff auf den Stand der marxistischen LUTHER-Forschung der DDR-Historiker und
- die Einbeziehung ausgewählter Elemente des LUTHER-Erbes in die sozialistische Tradition der DDR.

Dabei geht es nicht um eine plumpe Vereinnahmung MARTIN LUTHERS, sondern um den Versuch, auf der Grundlage der flexibel verwendeten marxistischen Geschichtstheorie die progressiven Elemente der Person und des Werkes des Reformators zu rezipieren.

Der Umgang mit der Geschichte vollzog sich 1983 in der DDR differenzierter als vor 30 Jahren. Dabei verwahren sich die führenden Politiker gegen den Vorwurf, das Werk MARTIN LUTHERS politisch-ideologisch in Anspruch zu nehmen. Sie verweisen gegenüber solchen Unterstellungen auf das „tiefgegründete Verhältnis der sozialistischen Gesellschaft zur Tradition in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit: zum proletarisch-revolutionären, aber auch zum demokratischen und humanistischen Erbe — (und auf) das Bestreben, ...sich dieses Erbe auf immer neuer gesellschaftlicher Stufe zu eigen zu machen“²².

Die zwei genannten Diskussionsstränge bilden die Voraussetzung für die LUTHER-Rezeption des Jahres 1983: die theoretische Weiterentwicklung der DDR-Geschichtsschreibung mit der Einführung der frühbürgerlichen Revolution und die Auseinandersetzung um Erbe und Tradition.

Seit 1960 fassen die DDR-Historiker, unter denen MAX STEINMETZ eine führende Position einnimmt, Reformation und Bauernkrieg als frühbürgerliche Revolution für die Jahre vom Thesenanschlag 1517 bis zum Ende des Bauernkrieges 1525/26 zusammen²³. Der Zeitraum von 1476 bis 1517 macht die Vorgeschichte, die Zeit von 1526 bis 1535 die Nachgeschichte der frühbürgerlichen Revolution aus.

Die Probleme, die sich daraus für die marxistische Geschichtstheorie in der DDR-Geschichtsschreibung ergeben, sollen nur kurz angesprochen werden: Es geht einmal um den Revolutionsbegriff. Da der Marxismus als wesentliches Element einer Revolution den ökonomisch-sozialen Umsturz sieht, der sich von unten her vollzieht und auf diese Weise die Gesellschaftsverhältnisse verändert, ergibt sich die Frage, ob die Reformation für dieses Verständnis von Revolution eingesetzt werden kann. Es ist festzuhalten, daß MARTIN LUTHER theologische Motive bewegten. MAX STEINMETZ spricht daher von der Reformation als einer Revolution „in religiöser Verkleidung“.

Es fehlten für eine Revolution in marxistischem Verständnis sowohl die subjektiven Voraussetzungen, nämlich das Bewußtsein LUTHERS, die ideologischen Grundlagen für eine ökonomisch-soziale Revolution zu schaffen, als auch die objektiven Voraussetzungen, nämlich eine auf Ablösung des Feudalismus drängende kapitalistische Entwicklung. Daher konnte es noch nicht die Aufgabe der frühbürgerlichen Revolution sein, den Feudalismus zu überwinden.

Weiterhin liegt ein Problem darin, die Ereignisse von 1517 bis 1525 allgemein als frühbürgerlich zu charakterisieren. Der Aufstand des niederen Adels war weder bürgerlich noch bürgerfreundlich orientiert. Der Bauernkrieg war ein Aufstand der Bauern, dem sich die Städte nicht anschlossen. Die städtischen Unruhen und der Aufstand der Bauern wurden nicht zusammengeführt. Es kam kein festes Bündnis zwischen Bauern und Bürgern zustande.

Bei der Zusammenführung von Reformation und Bauernkrieg zur frühbürgerlichen Revolution durch die marxistischen Historiker der DDR, die sich in Anlehnung an die Geschichtsforschung der UdSSR vollzog, ist von „einheitlichem revolutionären Prozeß“ die Rede, „Einheit von Reformation und Bauernkrieg“, von der dialektischen Einheit „des Herauswachsendens des Bauernkrieges aus der Reformation und des Bauernkrieges als Versuch der Weiterführung, Erfüllung und Aufhebung der Reformation“.

In der DDR-Geschichtsschreibung erhielt der Bauernkrieg innerhalb der frühbürgerlichen Revolution eine neue Funktion. Er führte die Reformation mit anderen Mitteln fort, um die ideologischen Erfolge zu sichern. Die Gewichtung von Reformation und Bauernkrieg verschob sich innerhalb der frühbürgerlichen Revolution zugunsten der Reformation. Es war zunehmend die Rede von einer „Bewußtseinsrevolution“, durch die das Feudalsystem erschüttert wurde, als von einer sozialen Revolution.

Die frühbürgerliche Revolution wurde innerhalb der europäischen Entwicklung in der Über-

gangsphase vom Feudalismus zum Kapitalismus verortet. Die Aufhebung des Feudalismus vollzog sich nicht auf einmal, sondern in Etappen. In dem sich über Jahrhunderte hinziehenden sozialen Umwälzungsprozeß hatte die frühbürgerliche Revolution die Aufgabe, die den Feudalismus bewahrende Ideologie zu brechen und zu verbürgerlichen.

Die grundsätzliche Position der DDR-Staatsführung zum LUTHER-Jubiläumsjahr 1983 ist in den 15 Thesen der SED über MARTIN LUTHER festgehalten. In ihnen wird das offizielle LUTHER-Bild der DDR ausformuliert.

Das Vorwort der Thesen macht deutlich, wie LUTHER und die Reformation aus der Geschichtstheorie des historischen Materialismus interpretiert werden. LUTHERs Werk wird aus den gesetzmäßigen Prozessen beim Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus erklärt. Nach marxistischer Theorie kommt es bei dem Übergang von einer Formation zur nächstfolgenden Formation zu einem unüberwindbaren Gegensatz zwischen den von der alten Formation bestimmten Produktionsverhältnissen und den auf eine neue Formation drängenden Produktivkräften. Zwangsläufig ist das Ergebnis dieser Auseinandersetzung der Übergang in die neue Formation.

MARTIN LUTHER wird im Vorwort der Thesen ohne Vorbehalt den progressiven Kräften zugeordnet. Hier ist eine Korrektur der früheren marxistischen Beurteilung LUTHERs vollzogen worden, die der DDR-Historiker MAX STEINMETZ in einem Aufsatz zum LUTHER-Jahr begründet. Nicht nur der junge LUTHER, der zwischen 1517 und 1521 alle nationalen Kräfte gegen Rom geeint und angeführt hat, wird anerkannt, sondern auch der LUTHER der Jahre nach 1522, der lange Zeit in der DDR-Geschichtsschreibung im Schatten von THOMAS MÜNTZER, dem eigentlichen Revolutionär und Vertreter der Volksmassen, stand. In diesem Zusammenhang war MARTIN LUTHER als Fürstenknecht bezeichnet worden. Die Revision und neue Beurteilung LUTHERs in der offiziellen Stellungnahme der SED machen die 15 Thesen beachtenswert. Im Vorwort der Thesen wird ausgesagt, daß die DDR das von LUTHER hinterlassene progressive Erbe pflegt.

„Die Deutsche Demokratische Republik ist tief verwurzelt in der ganzen deutschen Geschichte. Als sozialistischer deutscher Staat ist sie das Ergebnis des jahrhundertelangen Ringens aller progressiven Kräfte des deutschen Volkes für den gesellschaftlichen Fortschritt. Alles, was in der deutschen Geschichte an Progressivem hervorgebracht wurde, und alle, die es bewirkt haben, gehören zu ihrer unverzichtbaren, die nationale Identität prägenden Tradition. ‚Zu den progressiven Traditionen, die wir pflegen und weiterführen, gehören das Wirken und das Vermächtnis all derer, die zum Fortschritt, zur Entwicklung der Weltliteratur beigetragen haben, ganz gleich, in welcher sozialen und klassenmäßigen Bindung sie sich befanden‘ (ERICH HONECKER). In diesem Sinne würdigt die DDR die historischen Leistungen MARTIN LUTHERs und pflegt das von ihm hinterlassene progressive Erbe²⁴.“

Diese Aussage ist interpretationsbedürftig. Denn nach marxistischer Auffassung gibt es neben dem progressiven Erbe jeweils auch ein reaktionäres Erbe, wenn von einem Teil dieses Wortpaares gesprochen wird. Bestimmte Anteile des Erbes LUTHERs werden weiter gepflegt, während andere ausgespart bleiben. Hier handelt es sich um einen in marxistischen Staaten üblichen Interpretationsansatz für historische Phänomene. So sind die Voraussetzungen geschaffen, MARTIN LUTHER „zu den großen Persönlichkeiten der deutschen Geschichte von Weltgeltung“ zu zählen. Die Thesen geben die Möglichkeit, das offizielle LUTHER-Bild der DDR-Regierung im Jahre 1983 festzumachen. Wenn wir die Wortfelder auflisten, mit denen MARTIN LUTHER charakterisiert wird, so zeigt sich, daß hier ein ausschließlich positives Bild gezeichnet wird:

LUTHER ist Wegbereiter, groß und progressiv; er verbindet Kirchenkritik mit politischen, sozialen und ökonomischen Forderungen, berührt breite Schichten, löst die Reformation aus, hat bleibende historische Verdienste, gehört zur Intelligenzschicht, verwirft den Herrschaftsanspruch der Kirche, negiert und kritisiert die Herrschaft des Papstes.

LUTHER will das Gewissen von klerikaler Bevormundung befreien, schafft theologische Grundlagen, hält daran zäh und unbeirrt fest, rechtfertigt den Eingriff in Kirchenvermögen, erklärt das Priestertum zu einem Beruf neben anderen bürgerlichen Berufen, entwickelt ein Arbeitsethos, das bürgerlichem Erwerbsstreben entspricht. LUTHER hat mobilisierende und revolutionierende Wirkung. Er bemüht sich, alle Oppositionsrichtungen zu integrieren und wird Symbol unbeugsamer Charakterstärke. Er vollbringt größte kulturelle Leistungen, ist als

Übersetzer stilsicher, wird bleibendes Vorbild und leistet wesentliche Beiträge zur Entwicklung der deutschen Sprache. LUTHER begünstigt die national-staatliche bürgerliche Entwicklung und wird von den besten Kräften seiner Zeit unterstützt.

Er gibt vielfältige Anstöße für eine dem Menschen dienende Sozialethik, vermittelt vielen Generationen die Verpflichtung zum Dienst am Nächsten, ermutigt zu schöpferischer, sinnvoller Arbeit, lehnt Mißbrauch menschlicher Arbeit zu Profitzwecken ab. LUTHER schützt die Familie, schätzt Pflichterfüllung, Fleiß und Sparsamkeit als Tugenden hoch ein und ist ein wichtiger Schrittmacher der Geistesfreiheit. Er wird von reaktionären Kräften mißbraucht und von MARX, ENGELS und der DDR gewürdigt. Er trägt wesentlich zum Fortschritt der Weltkultur bei.

MARTIN LUTHER wird in den 15 Thesen der DDR-Staatsführung in einem idealisierten Bild gezeichnet, das harmonisiert. Gesichtspunkte, die zur Kritik anregen, wie die Behandlung der Judenfrage oder die Kritik LUTHERs an den Bauern oder widersprüchliche Seiten in seiner Persönlichkeit, bleiben stärker ausgespart.

In einem Interview, das der Vorsitzende des Staatsrates der DDR ERICH HONECKER am 5. Oktober den „LUTHERischen Monatsheften“ (Bundesrepublik Deutschland) gab, sagte er:

„Es ist ein Grundzug unseres Verhältnisses zum historischen Erbe, daß wir das Wirken und das Vermächtnis aller, die zum Fortschritt, zur Entwicklung der Weltkultur beigetragen haben, als progressive Tradition aufnehmen, pflegen und im Sinne unserer sozialistischen humanistischen Ideale weiterführen.“ (Neues Deutschland, 5. Oktober 1983, S. 2)

Daher seien historische Gedenktage Höhepunkte im gesellschaftlichen Leben der DDR. LUTHER sei mit der ersten Revolution auf deutschem Boden, der frühbürgerlichen Revolution, unlösbar verbunden. Von ihm seien revolutionäre Impulse ausgegangen, die weit über die damaligen deutschen Staaten hinausreichten. Er habe Wirkungen für die Entwicklung der Sprache, der Kultur und der Ethik gehabt.

„Wir (DDR) betrachten die LUTHER-Ehrung als eine Manifestation der Gemeinsamkeit im Streben nach Humanität, Völkerverständigung und Frieden, als ein Anliegen des gesamten Volkes der Deutschen Demokratischen Republik, ungeachtet von Weltanschauung und Religion. Dem soll auch die Zusammensetzung des LUTHER-Komitees und sein Vorsitz Ausdruck gegen.“ (Neues Deutschland, 5. Oktober 1983, S. 2)

Die offizielle Interpretation der DDR-Führung stellt im Jahre 1983 ein LUTHER-Bild heraus, das für den Staat dadurch nützlich wird, daß es den Prozeß der Identitätsfindung unterstützt.

Der Vorsitzende der CDU der DDR, GERALD GÖTTING, faßt diesen Vorgang in einem Interview, das er ADN gab, wie folgt zusammen:

„Rückblickend kann man feststellen, daß es gelungen ist, ein Bild von LUTHER und seiner Zeit zu erarbeiten und zu vermitteln, das dem Wesen und den Bedürfnissen unserer Gesellschaft gemäß ist und die daraus gewonnenen Erkenntnisse ungezählten Bürgern in einem Sinne nahe zu bringen, der die Verbundenheit mit unserer Republik und ihrer weit in die Geschichte zurückreichenden Tradition vertieft... So hat die LUTHER-Ehrung der Deutschen Demokratischen Republik auf ihre Weise erneut bezeugt: das kostbare Erbe unseres Volkes liegt bei uns in guten, in den besten Händen. Hier wird es wahrhaftig zur Sache des ganzen Volkes, zu einem Quell neuer Kraft, unsere sozialistische Gegenwart zu gestalten und an einer friedlichen glücklichen Zukunft zu bauen.“ (Neues Deutschland, 14. November 1983, S. 2)

Das Interview ist im Neuen Deutschland überschrieben: „Das kostbare Erbe unseres Volkes liegt bei uns in den besten Händen“. Wiederholt wird in diesem Beitrag betont, daß LUTHER in der deutschen Geschichte noch nie so sehr eine Angelegenheit des ganzen deutschen Volkes gewesen sei, wie es heute in der DDR der Fall wäre. Darin zeige sich die wachsende politisch-moralische Einheit des Volkes, das ständig zunehmende sozialistische Geschichts- und Nationalbewußtsein, die tätige Liebe zur Heimat, die Identifikation mit der Politik des DDR-Staates. In den offiziellen Stellungnahmen und Reden der SED-Führung wird wiederholt der Wandel des marxistischen LUTHER-Bildes angesprochen. Dabei wird betont, daß die marxistische Geschichtsschreibung immer die geistige Initiatorenrolle LUTHERs für die frühbürgerliche Revolution herausgestellt habe, ebenso seine Bedeutung für die Entwicklung von Sprache und Kultur. Das marxistische LUTHER-Bild der DDR sei in den letzten Jahren weiter entwickelt worden, ohne daß eine Korrektur an den grundsätzlichen Positionen notwendig geworden wäre. GERALD GÖTTING hat auf der internationalen wissenschaftlichen Konferenz „MARTIN LUTHER – geschichtliche Stellung und historisches Erbe“ (18. bis 21. Oktober 1983) in Halle

in der Schlußansprache zum Thema „Die DDR ehrt MARTIN LUTHER“ den gegenwärtigen Stand der LUTHER-Forschung in den Gesamtzusammenhang der DDR-Geschichtswissenschaft eingeordnet²⁵.

In der Geschichtswissenschaft und in der Geschichtspropaganda der DDR vollziehe sich der Umgang mit historischen Persönlichkeiten und Ereignissen in dem Maße souveräner, wie sich die Gesellschaftsverhältnisse stabilisiert hätten.

Durchgängig wird in allen offiziellen Stellungnahmen das „tiefgegründete Verhältnis der sozialistischen Gesellschaft zur Tradition in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit“ herausgestellt.

MARTIN LUTHER ist der „Wegbereiter jener Umwälzungen, mit denen die deutschen Staaten und Europa in die Epoche des Verfalls des Feudalismus und der bürgerlichen Revolution eintraten“.

Seine Bedeutung für die Gegenwart wird unter sozial-historischen und sozial-ethischen Kategorien gefaßt: Er sei den heutigen Menschen nahe, als Mahner zum Frieden, als eine Persönlichkeit, die Einfluß auf die Herausbildung der protestantischen Ethik genommen und Ehe und Familie einen neuen sittlichen und gesellschaftlichen Wert verliehen habe, als Vertreter einer Sozial- und Berufsethik, die mit Prinzipien sozialistischer Arbeitsmoral auf das engste verwandt sei. Die Normen evangelischer Sozialethik würden erst im Sozialismus durchsetzbar.

Im Rückblick auf das LUTHER-Jubiläums-Jahr stellt GERALD GÖTTING zufrieden fest, daß die DDR-Staatsführung die entwickelte sozialistische Gesellschaft auch in Zukunft mit dem Blick auf die gesamte deutsche Geschichte gestalten werde.

Weitere wichtige Gedenktage stünden in den nächsten Jahren bevor. Auch sie sollen „im Dienst am gemeinsamen Ziel der Stärkung unseres Staates und der Sicherung des Friedens“ begangen werden.

Der Umgang der DDR-Staatsführung mit der historischen Persönlichkeit MARTIN LUTHER, seinem Werk und seiner Zeit, erfolgte 1983 nicht als kurzfristige, vordergründige, propagandistische Aktion oder in der Absicht, punktuell Harmonie zwischen Staat und EKD zu demonstrieren. Er muß vielmehr in den größeren Zusammenhang der Bemühungen um Aufarbeitung und Aneignung des kulturellen Erbes gestellt werden, wie er seit dem VIII. Parteitag der SED im Jahre 1971 als Voraussetzung für die Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft gefordert wird

„Es ist die Aufgabe... besonders der Historiker, bei jeder sich bietenden Gelegenheit erneut sachkundig zu beweisen, warum alles Humanistische und Fortschrittliche der deutschen Geschichte allein unter den Bedingungen der Macht der Arbeiterklasse in der DDR lebendige Wirklichkeit wird und in die weitere gesellschaftliche Vorwärtsentwicklung eingeht. Die sozialistische Deutsche Demokratische Republik ist der einzige rechtmäßige Erbe des besten, was das deutsche Volk in seiner langen, wechselvollen Geschichte hervorgebracht hat. Sie ist Fortsetzer aller großen Leistungen der Vergangenheit²⁶.“

Damit ist der Versuch umschrieben, sich deutsche Geschichte in der Weise anzueignen, daß die DDR als Ergebnis der ganzen deutschen Geschichte erscheint. Die SED-Führung erwartet von den marxistischen Historikern, daß sie Fragen an die Geschichte aus dem politischen Kontext der Gegenwart stellen und

- von dem Bemühen um die Herausbildung der sozialistischen Nation in der DDR,
 - vom Verhältnis der DDR zur deutschen Nation,
 - von der Abgrenzung gegenüber der Bundesrepublik,
 - von der Integration der DDR in die sozialistische Staatengemeinschaft
- ausgehen.

Aufbau des sozialistischen Geschichtsbewußtseins ist eine der Aufgaben der Historiker. Zu dieser ideologie- und bewußtseinsbildenden Funktion tritt die strategische Funktion der Geschichtswissenschaft, Kontinuität des sozialistischen Geschichtsbildes herzustellen.

„Wir dürfen nicht *einen* progressiven Denker und Dichter, nicht *einen* Humanisten dem Gegner überlassen. Die Geschichte muß so geschrieben werden, daß deutlich wird, die DDR, das ist der sozialistische Staat, in dem alle großen, progressiven und revolutionären Traditionen unseres Volkes aufbewahrt sind²⁷.“

Die Feiern des LUTHER-Jubiläums in der DDR sind unter der politischen Zielsetzung der SED-Führung zu sehen, das Selbstverständnis dieses Staates dadurch zu stärken, daß der historische Nachweis seiner Verwurzelung in den Anfängen der deutschen Geschichte geführt wird.

Die Ergebnisse der Erbe-Diskussion ermöglichen es der DDR-Staatsführung, das sozialistische Nationalbewußtsein ihres Staates zu fördern und sein Selbstbewußtsein zu festigen. Aus dieser Position heraus wurde das LUTHER-Jubiläum gestaltet. Die DDR-Geschichtswissenschaft ist erfolgreich auf dem Wege, eine eigene Nationalgeschichte zu fundieren. Sie konkurriert aus ihrer Position des realen Sozialismus mit der Geschichtsschreibung der Bundesrepublik und sieht in der Aufarbeitung der nicht verwechselbaren Traditionen der sozialistischen Gesellschaft eine zentrale Aufgabe zur Gewinnung des sozialistischen Geschichtsbewußtseins.

Die Ergebnisse der Erbe-Diskussion schaffen die Voraussetzung für einen freieren Umgang mit der Geschichte, für die Neuinterpretation von Persönlichkeiten und Ereignissen und die Einbeziehung bisher vernachlässigter und ausgesparter historischer Dimensionen. Ein Beispiel ist die Arbeit von GERHARD BRENDLER, „MARTIN LUTHER. Theologie und Revolution“ mit dem Untertitel „Eine marxistische Darstellung“. Diese Arbeit wirft Fragen nach der Wirkung von Ideen, nach der Wirkung von religiösen Einstellungen und Haltungen auf den Prozeß des geschichtlichen Ablaufs auf.

Bei dieser gesamten Entwicklung geht es jedoch weniger um Öffnung oder ideologische Koexistenz, als um Abgrenzung gegenüber dem bürgerlichen Geschichtsbewußtsein der Bundesrepublik. Die Unterscheidung zwischen Tradition und Erbe bietet die grundsätzliche Chance, aus der gesamten deutschen Geschichte die als progressiv interpretierten Teile zu vereinnahmen und in einen kontinuierlichen Zusammenhang mit der Geschichte der DDR zu stellen. Es geht um zentrale Probleme wie die geschichtliche Identität der Deutschen und die deutsche Nation²⁸ und in diesem Gesamtzusammenhang um den Anspruch auf geistige Führung. Die DDR hat ein klares Konzept in dieser ideologischen Auseinandersetzung, die Bundesrepublik scheint nur allmählich zu erkennen, daß es sich hier um eine wichtige geistige Herausforderung handelt. Für die DDR haben HORST BARTEL und WALTER SCHMIDT das Programm geschichtswissenschaftlicher Arbeit der kommenden Jahre formuliert:

„In den 80er Jahren zeichnen sich einige Schwerpunkte für die Arbeit der Historiker der DDR zur weiteren Erschließung und Aneignung des Erbes ab. Wachsende Bedürfnisse, die bei der weiteren Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft entstehen, und steigende Anforderungen des ideologischen Klassenkampfes zwischen Sozialismus und Imperialismus, an die Auseinandersetzung mit der bürgerlichen und sozialformalistischen Ideologie, erfordern, das Traditionsbild auszubauen und zu entwickeln. Dies sollte in Verbindung mit Jahrestagen von wichtigen historischen Ereignissen geschehen und ein Programm der Traditionspflege für die achtziger Jahre erwogen werden²⁹“.

In diesem Kontext erhält die Umwidmung des „MARTIN LUTHER-Komitee(s) der Deutschen Demokratischen Republik“ in das „Büro für nationale Gedenktage“ einen besonderen Stellenwert. Die Auseinandersetzung um die deutsche Geschichte ist in vollem Gange. Die DDR hat eine Konzeption entwickelt, die es verdient, in der Bundesrepublik ernst genommen zu werden.

3.2. Die Bundesrepublik Deutschland

In der Bundesrepublik Deutschland gibt es keine zusammenfassenden Leitsätze, die den 15 Thesen des staatlichen LUTHER-Komitees der DDR entsprechen. Diese Tatsache ist erwähnenswert, weil sie den Unterschied zwischen der staatlichen LUTHER-Rezeption 1983 in der Bundesrepublik und der DDR charakterisiert.

Der von der DDR-Geschichtswissenschaft und der DDR-Staats- und SED-Parteiführung gemeinsam vertretenen LUTHER-Interpretation steht in der Bundesrepublik eher eine Vielfalt von Positionen und Akzentuierungen gegenüber²⁹.

Politiker der Bundesrepublik haben in offiziellen Stellungnahmen und Ansprachen den Theologen MARTIN LUTHER zum Ausgangspunkt ihrer Überlegungen genommen und versucht, behutsam nach dem Bleibenden in dessen Werk zu fragen. Ausgehend vom Einfluß LUTHERs auf das religiöse und geistige Leben seiner Zeit, erörtern sie dann seine Bedeutung für das politische Leben. Durchgängig wird auf den historischen LUTHER zurückgegriffen und gefragt, ob sein geistiges Erbe in der Gegenwart weiterwirkt.

Bundespräsident KARL CARSTENS stellte in seinem Geleitwort zum Jubiläums-Jahr in der Themenausgabe der Wochenzeitung Das Parlament (22. Januar 1983) auf das für die Christenheit und das deutsche Volk gemeinsame Erbe LUTHERs ab. LUTHERs Vertrauen auf Gottes

Gnade — das Kernstück seiner Lehre — und seine Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Sprache stehen im Mittelpunkt dieses Beitrages. LUTHER gehöre zu den größten Gestalten der deutschen und der europäischen Geschichte, dürfte aber nicht idealisiert werden. In seiner Ansprache in Worms (30. Oktober 1983) ging der Bundespräsident von der Frage nach LUTHERs Menschenbild aus, das dieser aus der Bibel herleitete. Dem aus der Gnade Lebenden stelle er den sich autonom fühlenden Menschen gegenüber. Angesprochen werden Themen wie: LUTHER und das Wort, LUTHERs Bewertung von Ehe und Familie, LUTHERs Freiheitsbegriff, LUTHERs Verständnis von Staat und Obrigkeit. Angesichts der Krise des Geistes, in der sich die Menschen unserer Zeit befinden, wird von KARL CARSTENS das kostbare Erbe LUTHERs in dessen christlichem Glauben vor allem in seiner Zuversicht und in seinem Vertrauen auf Gottes Gnade gesehen. Wenn es uns heutigen Menschen um mehr gehe, als um eine freundliche Erinnerung, so sei insbesondere der Glaube LUTHERs daraufhin zu befragen, was er für die Gegenwart zu sagen habe. Die Besinnung auf LUTHER im Jubiläumsjahr führe zu der Erkenntnis, daß die Bindung an Gott für den einzelnen Menschen wie für ein Volk existentiell notwendig sei.

KARL CARSTENS' Ansprache zur Eröffnung der Ausstellung „MARTIN LUTHER und die Reformation in Deutschland“ in Nürnberg (24. Juni 1983) trägt den Titel: „Vom Symbol der Spaltung zum Symbol der Einheit“. Wenngleich MARTIN LUTHER keineswegs die Spaltung der Kirche gewollt habe, sondern sich seine Kritik gegen den Mißbrauch des Ablasswesens richtete, hätten am Ende der theologischen Auseinandersetzung und der Entwicklung in Deutschland zwei christliche Konfessionen, zwei Kirchen gestanden.

Nach dem gemeinsam erfahrenen Leid, das der Nationalsozialismus Katholiken wie Protestanten zugefügt habe und nach der Erfahrung gemeinsamer Bedrohung durch den Atheismus, seien sich die Konfessionen nähergekommen. In der Gegenwart bedeute LUTHER ein Symbol der Einheit im geteilten Deutschland: in beiden Teilen Deutschlands werde von Protestanten und Katholiken, von Christen und Nichtchristen der Geburtstag MARTIN LUTHERs gefeiert. Auch in dieser Ansprache wird die Bedeutung LUTHERs über Funktionen, die sein Werk für den Staat hat, herausgestellt. MARTIN LUTHER wird die Position eines Wegweisers in Fragen zugestanden, die das Verhältnis von geistlicher und weltlicher Macht zueinander betreffen. Er gebe Antworten auf Problemlagen, deren Lösungen unserer Zeit aufgegeben seien: auf den Materialismus, auf die Zukunftsangst, auf das Gefühl der Sinnlosigkeit des Lebens.

Differenziert wird auch die andere Seite des Wesens LUTHERs aufgezeigt: seine gelegentliche Zügellosigkeit in der Auseinandersetzung mit Gegnern, seine Beurteilung der Juden, seine Position gegenüber den aufrührerischen Bauern. Die Ansprache skizziert mit wenigen Strichen die Wirkung des Reformators auf das religiöse, geistige, politische Leben in Deutschland. Wie in Worms wird der Gegenwartsbezug zu Problemstellungen unserer Zeit hergestellt und gefragt, welche Antworten aus Werk und Leben des historischen LUTHER, dessen Kern sein Gottvertrauen und seine Frömmigkeit sind, gefunden werden können.

Die von Bundeskanzler HELMUT KOHL in Worms gehaltene Ansprache stellt als zentrale Ebene, aus der heraus MARTIN LUTHER lebt, dessen Glauben und christliche Zuversicht in den Mittelpunkt. Er spricht über den theologischen Denker, den meisterhaften Sprachschöpfer, den wortgewaltigen Prediger, den engagierten Seelsorger, von LUTHERs Lehre der Gewissensfreiheit.

Auf Gegenwartsprobleme wie Lebensangst, Weltflucht, Friedensgefährdung sucht er in der Botschaft des Reformators nach Lösungswegen. Er findet sie in der christlichen Zuversicht LUTHERs, dem es in seinem Werk um die Sache des Evangeliums ging.

Deutschlandpolitische Akzente werden vorsichtig gesetzt, indem von „beiden Teilen unseres Vaterlandes“ die Rede ist oder der Wunsch geäußert wird, daß Menschen in der DDR und der Bundesrepublik sich auch außerhalb des LUTHER-Jahres gegenseitig frei besuchen können. LUTHER ist der gemeinsame LUTHER der Deutschen, sein Werk sei wichtig auch für die Politik.

In seiner Ansprache „Aufruf zur Freiheit des Denkens“ anläßlich der Eröffnung der LUTHER-Ausstellung in Nürnberg versuchte Bundeskanzler KOHL dem historischen LUTHER gerecht zu werden. Er betont, daß LUTHER in erster Linie ein Mann der Kirche war, dem es nicht um eine Revolution, Politik und weltliche Macht ging. Aber seine Vorstellungen von Glauben, von

Gewissen, sein Verständnis des Wortes Gottes hätten ihn sehr bald in die Ebene der politischen Interessenauseinandersetzungen gebracht. Sein Werk habe die Gewissensfreiheit im Rahmen der Kirche verwirklicht, darüber hinaus in die vom Menschen zu gestaltenden Bereiche der Politik, des Staates und der Gesellschaft hineingewirkt. Die Politik habe sich von Anfang an LUTHERs bemächtigt. Darin liegt die Gefahr, seine Lehre zu verweltlichen und sie als Instrument zu nutzen. Der Versuchung, LUTHER zum „nützlichen Zeitgenossen zu machen“, seien viele LUTHER-Jubiläen erlegen. Solche Erfahrungen sollten uns heute vor falscher und voreiliger Inanspruchnahme LUTHERs durch die Politik warnen. Im LUTHER-Jahr sollte erinnert werden an den Kern seiner Lehre: LUTHER fragt nach dem fehlbaren Menschen und dem gnädigen Gott. Seine Antwort lag im Vertrauen in den Glauben und an den gnädigen Gott.

WILLY BRANDT betonte in einem Geleitwort zum LUTHER-Jahr als Vorsitzender der SPD, daß LUTHER allen Deutschen gehört. Sein Erbe dürfe nicht in ein westliches oder östliches aufgespalten werden. LUTHER biete Orientierung und sei Vorbild in einer Zeit der Sinnkrise. LUTHER sei Reformator, kein Revolutionär gewesen. Er habe die Bereinigung der deutschen Volkskirche von Überfremdungen des Papsttums angestrebt. Insofern verkörpere er die nationale Identität der Deutschen.

Als Übersetzer der Bibel sei er ein genialer Architekt der deutschen Sprache gewesen. BRANDT problematisiert als Politiker die Lehre LUTHERs von den zwei Gewalten.

FRANZ-JOSEF STRAUSS stellt in seinem Geleitwort als CSU-Vorsitzender zum LUTHER-Jahr die Zwei-Reiche-Lehre als Ordnungsmodell in den Mittelpunkt seiner Überlegungen.

LUTHERs Lehre meine nicht die Entlassung der Politik in ein „ethisches Niemandsland“, sondern die Anerkennung eines eigenständigen und eigenwertigen weltlichen Bereichs, in dem sich die Christen zu bewähren hätten. In diesem Raum habe der Christ verantwortlich zu handeln. Das gehöre zur Freiheit eines Christenmenschen. In diesem Ordnungsmodell sieht Strauß eine Chance, die gegenwärtige geistige Orientierungslosigkeit und das sich „ausbreitende politische und religiöse Schwärmertum“ zu überwinden.

In einer Zeit des „Sinnverlustes“, des „Lebenskels“, der „irrationalen Ängste“ die die Menschen verunsichern und das öffentliche Leben vergiften, sei die Glaubenszuversicht LUTHERs ein Wegweiser für die Überwindung der Orientierungslosigkeit.

Die in den Reden von Politikern der Bundesrepublik durchgängig geäußerte Sorge, LUTHER könne 1983 — wie anlässlich früherer Jubiläums-Jahre, — politisch vereinnahmt werden, der Rückgriff auf den historischen LUTHER, die Betonung des theologischen Anliegens des Reformators sind Indizien für das Bemühen, sein Werk nicht zu verfälschen oder zu instrumentalisieren.

Gleichwohl wird LUTHER im Sinne staatlicher Zielsetzung in Anspruch genommen. Das gilt für zentrale Bereiche wie den Zusammenhang von der Regierbarkeit eines Volkes und dessen metaphysischer Bindung, für das Gewaltmonopol des Staates, für Demokratie — Freiheit — Recht, für Gewissen — Widerstand — Zustimmung zum demokratischen Staatswesen heute, für Orientierung und Sinnggebung in unserer Zeit, für das Konzept der einen Nation.

Der liberale, der konservative, der sozialdemokratische Politiker interpretiert LUTHER jeweils von seinem weltanschaulichen und politischen Standort aus. Dabei geht es um Legitimation, um Stützung des Staatswesens, um die Vorgabe von Identifikationsmustern.

Das geschieht im Einzelfall in differenzierter Weise, mit historischem Sachverstand, mit politischem Einfühlungsvermögen und Vorsicht. Im Unterschied zu vorausgehenden Gedenkjahren wird kein neues LUTHER-Denkmal errichtet, und im Gegensatz zur offiziellen LUTHER-Deutung der DDR wird kein geschlossenes Konzept vorgelegt. Darin liegt die Stärke der staatlichen LUTHER-Interpretation 1983 in der Bundesrepublik.

Die Vergangenheit des 16. Jahrhunderts wird nicht so zurechtgeschmiedet, daß der Eindruck entsteht, die Geschichte der Bundesrepublik sei deren fugenlose Fortsetzung. Insofern gibt es „keine Ausbeutung der Geschichte zu durchsichtigen Zwecken“ (THEO SOMMER, Die Zeit, 28. Dezember 1984, 1) Die LUTHER-Interpretation und -Rezeption erweist sich in der Bundesrepublik Deutschland in den letzten Jahrzehnten als dynamisch und offen. In der aufweisbaren Offenheit gegenüber neuen Fragen und Interpretationen, mögen sie im Feld des Staats- und Gesellschaftsverständnisses, der Religion, der Sozialethik liegen, drückt sich das Interesse aus, die LUTHER-Deutung freizuhalten von vorgefaßten Bildern und geschlossenen Theorien. Das

LUTHER-Jubiläum 1983 weist den Weg zu einer kritischen LUTHER-Rezeption, offen für neue Fragestellungen und Erkenntnisinteressen, skeptisch gegenüber LUTHER-Idealisierungen.

Die Vermittlung von Geschichtsbewußtsein vollzog sich in der Bundesrepublik „nicht als propagandistisch zurechtgestutzte Version der vergangenen Zeiten, die alle Dunkelheit verklärt und alles Häßliche überblendet“. (THEO SOMMER, *ibit.*)

Anmerkungen

- ¹ JOHANNES RAU, LUTHERs Kampf um eine Welt, die nicht im Argen bleibt, in: LUDWIG MARKERT/KARL HEINZ STAHL (Hg.), *Die Reformation geht weiter. Ertrag eines Jahres*, Erlangen 1984, S. 117.
- ² Vgl. EDGAR PIEL, „Dem Volke aufs Maul geschaut“. Umfragen zum LUTHER-Jahr, in: CLAUDIUS-JÜRGEN ROEPKE (Hg.), *LUTHER 83. Eine kritische Bilanz*, München 1984, S. 68—82.
- ³ Vgl. REINHOLD GRIMM/JOST HERMANN (Hg.), *Deutsche Feiern*, Wiesbaden 1977; darin: MAX L. BAEUMER, LUTHER-Feiern und ihre politische Manipulation, S. 46—61.
- ⁴ Vgl. FRITZ KNOPP, Das LUTHER-Bild der SED. Vom „Bauernfeind“ zu einem der „größten Söhne des deutschen Volkes“, in: *Beiträge zur Konfliktforschung* 13 (1983) H. 2, S. 5—27. WOLFGANG JACOBMEYER, LUTHER und die Reformation in den Geschichtsbüchern der DDR und der Bundesrepublik Deutschland, in: *beilage zur wochenzeitung das parlament*, Nr. B 3/83, 22. Januar 1983, S. 35—46.
- ⁵ Vgl. HELMUT MEIER/WALTER SCHMIDT, *Geschichtsbewußtsein und sozialistische Gesellschaft*, Berlin (Ost) 1970; HORST BARTEL, *Erbe und Tradition in Geschichtsbild und Geschichtsforschung der DDR*, in: *ZfG* 29 (1981) S. 387—394; GERHARD LOZEK, *Die Traditionsproblematik in der geschichtsideologischen Auseinandersetzung*, in: *ZfG* 29 (1981) S. 395—398 und HORST BARTEL/WALTER SCHMIDT, *Historisches Erbe und Traditionen — Bilanz, Probleme, Konsequenzen*, in: *ZfG* 30 (1982) S. 816—829; WALTER SCHMIDT, *Nationalgeschichte der DDR und das territorialstaatliche historische Erbe*, in: *ZfG* 29 (1981) S. 399—404; WALTER SCHMIDT, *Deutsche Geschichte als Nationalgeschichte der DDR*, in: *Geschichtsunterricht und Staatsbürgerkunde* 25 (1983) S. 299—304; vgl. dazu: FRANK REUTER, *Geschichtsbewußtsein in der DDR — Programm und Aktion*, Köln 1973; WOLFRAM SCHLENKER, *Das „Kulturelle Erbe“ in der DDR. Gesellschaftliche Entwicklung und Kulturpolitik 1945—1965*, Stuttgart 1977.
- ⁶ HELMUT KOHL, *Aufruf zur Freiheit des Denkens*, in: *Presse- und Informationsamt der Bundesrepublik* (Hg.), *Letzte Instanz Das Gewissen*, Bonn 1983, S. 19.
- ⁷ Vgl. GERALD GÖTTING, *Die DDR ehrt MARTIN LUTHER*, in: *Organisationsbüro MARTIN-LUTHER-Ehrung 1983 der DDR* (Hg.), *MARTIN-LUTHER-Ehrung der DDR*, Pressebulletin (Berlin, 9. November 1983), S. 3—14.
- ⁸ Vgl. GEORG SCHWAIGER (Hg.), *Reformationsjubiläen*, *Zeitschrift für Kirchengeschichte*, Bd. 93 (1982) H. 1; FRIEDRICH LOOFS, *Die Jahrhundertfeier der Reformation an den Universitäten Wittenberg und Halle, 1617, 1717 und 1817*, in: *Zeitschrift des Vereins für Kirchengeschichte in der Provinz Sachsen*, 14 (1917) S. 1—67; KARL FILSER, *LUTHER — Symbolfigur der Deutschen?*, in: WOLFGANG REINHARD (Hg.), *Fragen an LUTHER*, München 1983, S. 147—169; für die jüngste Diskussion über das LUTHER-Bild vgl. GOTTFRIED MARON, *Das katholische LUTHER-Bild der Gegenwart*, Göttingen 1982; RAINER WOHLFEIL, *Das wissenschaftliche LUTHER-Bild der Gegenwart in der Bundesrepublik und in der Deutschen Demokratischen Republik*, Hannover 1982.
- ⁹ L. PFLAUM, *MARTIN LUTHER. Eine Lebensbeschreibung für Jünglinge*, Stuttgart 1819, S. 31.
- ¹⁰ H. Preuß, *Unser LUTHER*, 1917, S. 77.
- ¹¹ Vgl. *Völkischer Beobachter* vom 10. November 1933 mit Beiträgen von: KARL BORNHAUSEN, *MARTIN LUTHERs deutsche Sendung*; Dr. OLMS, *LUTHERs Wunschbild ist unser Ziel: Die Deutsche Nation*; Leitartikel „Zum 450. Geburtstag LUTHERs“, in der Ausgabe vom 5. November 1933; EDUARD HEYCK, *LUTHER und die deutsche Sprache*; „Dr. M. LUTHER: Die Entscheidungsschlacht“ (ein Auszug aus M. LUTHER erzählt sein Leben, von G. MIX); in der Ausgabe vom 8. November 1933; ELISABETH REINHARD, *Die Frau des großen Wittenbergers*.
- ¹² Vgl. ELISABETH REINHARD, *Die Frau des großen Wittenbergers*, in: *Völkischer Beobachter* vom 8. November 1933.
- ¹³ Dr. OLMS, *LUTHERs Wunschbild ist unser Ziel: Die Deutsche Nation*.
- ¹⁴ Vgl. KARL BORNHAUSEN, *MARTIN LUTHERs deutsche Sendung*.
- ¹⁵ Vgl. KARL BARTH, *Eine Schweizer Stimme*, Zürich 1945; vgl. dazu HARTMUT LEHMANN, *Katastrophe und Kontinuität*, in: *GWU* 24 (1974), S. 129—149.
- ¹⁶ KARL BARTH, *Eine Schweizer Stimme*, S. 15.
- ¹⁷ Vgl. PAUL ALTHAUS, *LUTHER-Gedächtnisfeier* (18. Februar 1946); WALTHER VON LOE-

- WENICH, Die LUTHER-Forschung in Deutschland seit dem Zweiten Weltkrieg, in: Theologische Literaturzeitung 81 (1956), S. 705–716; PETER MEINHOLD, MARTIN LUTHER, Der Mann und das Werk. Rede zum vierhundertjährigen Todestag MARTIN LUTHERS, gehalten bei der Gedächtnisfeier der Universität Kiel am 18. Februar 1946. Hamburg 1946.
- 18 ERNST WOLF, LUTHERs Erbe?, in: Evangelische Theologie 6 (N.F. 1, 1946/47), S. 82–114; HERMANN DIEM, KARL BARTHs Kritik am deutschen LUTHERtum, Vortrag in Bad Boll im Oktober 1946, Zürich 1947.
- 19 Vgl. HANS ASMUSSEN, Muß LUTHER nach Nürnberg, in: Nordwestdeutsche Hefte 2 (1947) 11, S. 31–37.
- 20 Vgl. dazu HARTMUT LEHMANN, Katastrophe und Kontinuität, S. 138 ff.
- 21 Vgl. „Thesen über MARTIN LUTHER — zum 500. Geburtstag“, 15 Leitsätze, die von einer Arbeitsgruppe von Gesellschaftswissenschaftlern der Akademie der Wissenschaften der DDR und mehreren Universitäten unter Leitung von HORST BARTELS, dem Direktor des Zentralinstituts für Institut für Geschichte, ausgearbeitet wurden, veröffentlicht in: Einheit 36 (1983) 9, S. 890–903; ein Interview, das ERICH HONECKER der westdeutschen Zeitschrift „Lutherische Monatshefte“ zur geschichtlichen Rolle MARTIN LUTHERs und den Feierlichkeiten in der DDR zu dessen 500. Geburtstag unter dem Thema „DDR-LUTHER-Ehrung. Manifestation der Humanität und des Friedens“ gab (Neues Deutschland, 6. Oktober 1983, S. 3); ein Interview, das GERALD GÖTTING dem Neuen Deutschland unter dem Thema „Das kostbare Erbe unseres Volkes liegt bei uns in den besten Händen“ gab (Neues Deutschland, 14. November 1983, S. 2); Festakt in Berlin am 10. November 1983 (Neues Deutschland, 10. November 1983, S. 3); die Pressebulletins des MARTIN-LUTHER-Komitees vom 9. November 1983 und vom 1. Dezember 1983.
- 22 GERALD GÖTTING, Die DDR ehrt MARTIN LUTHER, in: Pressebulletin (9. November 1983), S. 5.
- 23 Vgl. MAX STEINMETZ, Betrachtungen zur Entwicklung des marxistischen LUTHER-Bildes in der DDR (wieder abgedruckt in: Bundesanstalt für gesamtdeutsche Aufgaben (Hg.), Zur LUTHER-Ehrung in der DDR, Bonn 1983, S. 38–42; vgl. dazu JOSEF FOSCHEPOTH, Reformation und Bauernkrieg im Geschichtsbild der DDR, Berlin (West) 1976; RAINER WOHLFEIL (Hg.), Reformation oder frühbürgerliche Revolution, München 1972.
- 24 Thesen über MARTIN LUTHER, in: Einheit 36 (1981), S. 89; vgl. dazu HARTMUT LEHMANN, Die 15 Thesen der SED über MARTIN LUTHER, in: GWU 33 (1983), S. 722–738.
- 25 Vgl. GERALD GÖTTING, Die DDR ehrt MARTIN LUTHER, in: Pressebulletin (9. November 1983), S. 4/5.
- 26 KURT HAGER, Die entwickelte sozialistische Gesellschaft, Berlin (Ost) 1972, S. 48.
- 27 Zitat aus dem Schlußwort KURT HAGERS auf der Tagung der Gesellschaftswissenschaften am 14. Oktober 1971, in: Einheit 27 (1972), S. 189
- 28 Vgl. ALFRED KOSING, Nation in Geschichte und Gegenwart, Studie zur historisch-materialistischen Theorie der Nation, Berlin (Ost) 1976.
- 29 HORST BARTEL/WALTER SCHMIDT; Historisches Erbe und Traditionen — Bilanz, Probleme, Konsequenzen, in: ZfG 30 (1982), S. 828.
- 30 Vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.), Letzte Instanz: Das Gewissen, Ansprachen und Geleitworte zum LUTHER-Jahr 1983, Bonn (1983); LUDWIG MARKERT/KARL HEINZ STAHL (Hg.), Die Reformation geht weiter. Ertrag eines Jahres, Erlangen 1984, dokumentiert die Texte des „Nürnberger Gesprächs“ (7. bis 10. Juli 1983), das unter dem Thema stand: „MARTIN LUTHER — dort und hier, damals und heute“; Das Parlament 33. Jg. Nr. 3 (Bonn, 22. Januar 1983). Themenausgabe „MARTIN LUTHER heute“.

Die Einführung des kaufmännischen Rechnungswesens in den Medizinischen Einrichtungen (Universitätskliniken) der Hochschulen des Landes Nordrhein-Westfalen*

JÜRGEN NORBISRATH¹

Krankenhausfinanzierungsgesetz und Bundespflegesatzverordnung verpflichten die Universitätskliniken in der Bundesrepublik Deutschland zur Einführung des kaufmännischen Rechnungswesens.

Im folgenden Beitrag werden das Verfahren der Umstellungsarbeiten im Rechnungswesen sowie der Einführungsstand kaufmännischer Rechnungslegungsinstrumente in den Medizinischen Einrichtungen der Hochschulen des Landes Nordrhein-Westfalen beschrieben.

Ausgehend von den Rechtsgrundlagen der Umstellung und der Ausgestaltung des kaufmännischen Rechnungswesens (sachlicher Umfang, Buchführungskreis, Umstellungsfristen) werden die Konsequenzen der Einführung kaufmännischer Rechnungslegungsinstrumente im Bereich der Aufbauorganisation, im Personalbereich und im EDV-Sektor geschildert. Abschließend werden erste Ergebnisse der Umstellungsarbeiten (Erfassung und Bewertung des Anlagevermögens, Eröffnungsbilanz und erster Jahresabschluß) aufgezeigt sowie Fragen des Prüfungswesens in den Universitätskliniken des Landes Nordrhein-Westfalen erörtert.

1. Vorbemerkung

Das Gesetz über die wissenschaftlichen Hochschulen des Landes Nordrhein-Westfalen (NW) (WissHG) vom 20. November 1979² wird die bisherigen Strukturen der wissenschaftlichen Hochschulen des Landes NW stark verändern.

Es wird wesentliche Neuerungen bringen für die Medizinischen Einrichtungen (ME) (§§ 1 Abs. 2 i. V. m. 37–45 WissHG) der Hochschulen des Landes NW:

- Die ME der Technischen Hochschule (TH) Aachen,
- die ME der Universität Bochum³,
- die ME der Universität Bonn,
- die ME der Universität Düsseldorf,
- die ME der Universität – Gesamthochschule – Essen,
- die ME der Universität Köln und
- die ME der Universität Münster.

Die aus der wirtschaftlichen Betätigung der ME resultierenden Zahlungsströme⁴ wurden bislang nach dem Rechnungsstil der Kameralistik auf der Grundlage der Landeshaushaltsordnung (LHO) vom 14. Dezember 1971⁵ erfaßt. Die Krankenhaus-Buchführungsverordnung⁶ – KHBV – vom 10. April 1978 verpflichtet die Universitätskliniken im gesamten Bundesgebiet und damit auch die ME⁷ im Land NW, das kaufmännische Rechnungswesen einzuführen. Die nachstehenden Ausführungen sollen durch eine Beschreibung des Ablaufs der Umstellungsarbeiten zeigen, welchen Stand die Einführung des neuen Rechnungssystems bei den ME der Hochschulen des Landes NW bis zum Beginn des Jahres 1981 erreichte.

* Den Ausführungen liegt der Einführungsstand zum 1. Januar 1981 zugrunde. Darüber hinaus werden im Text aber Tendenzen der weiteren Entwicklung aufgezeigt.

2. Rechtsgrundlagen

Um eine „bedarfsgerechte Versorgung der Bevölkerung mit leistungsfähigen Krankenhäusern zu gewährleisten und zu sozial tragbaren Pflegesätzen beizutragen“ (§ 1 Krankenhausfinanzierungsgesetz⁸ – KHG –), ist 1972 das KHG erlassen worden.

Verfahrensmäßig ist hierfür die öffentliche Förderung der Krankenhäuser (§ 2 Nr. 1 KHG) durch die Übernahme von Investitionskosten (§ 2 Nr. 2 und 3 KHG) vorgesehen (§ 4 Abs. 1 Satz 1 KHG).

Die öffentliche Übernahme der Investitionskosten und die Erlöse aus den Pflegesätzen (§ 2 Nr. 4 KHG) müssen zusammen die Selbstkosten eines sparsam wirtschaftenden und leistungsfähigen Krankenhauses decken (§ 4 Abs. 1 Satz 2 KHG).

Gem. § 3 KHG, der den Anwendungsbereich negativ definiert, hat das Bundesgesetz grundsätzlich auch für die ME der Hochschulen Rechtskraft.

Abweichend von den §§ 9–13 KHG bestehen aber für die Finanzierung von Investitionen der Hochschulkliniken Sonderregelungen (§ 4 Abs. 3 Nr. 1 KHG i. V. m. § 1 Hochschulbauförderungsgesetz⁹ – HBFG –). Der Ausbau und Neubau von Hochschulen einschließlich der Hochschulkliniken ist nach Art. 91 a Abs. 1 Nr. 1 GG eine Gemeinschaftsaufgabe von Bund und Ländern, die im HBFG näher spezifiziert ist (Art. 91 a Abs. 2 GG).

Die Bundesmitfinanzierung erstreckt sich u. a. auf Baumaßnahmen, die über 500 000 DM (§ 3 Nr. 3 HBFG) liegen, und auf die Einzelbeschaffung von Großgeräten bei Anschaffungspreisen von über 150 000 DM (§ 3 Nr. 4 HBFG). Die Erstattung der Investitionsausgaben durch den Bund in Höhe von 50 % der Ausgaben des Landes hat der Gesetzgeber von einem Einzelausweis der Investitionsvorhaben im jährlich aufzustellenden Rahmenplan abhängig gemacht (§ 12 Abs. 1 i. V. m. § 6 Nr. 2 HBFG).

Die Sonderform der Finanzierung von Investitionen der Hochschulkliniken gewinnt Bedeutung bei der Dokumentation der Investitionsmaßnahmen im kaufmännischen Rechnungswesen¹⁰. Die die Rechnungslegung der ME unmittelbar betreffenden Regelungen gehen jedoch weder aus dem KHG noch aus dem HBFG hervor.

Erst nachdem die Bundesregierung nicht nur (aufgrund ihrer Ermächtigung in § 16 KHG) die Bundespflegesatzverordnung¹¹ – BpflV –, sondern darüber hinaus die KHBV (Ermächtigung: § 16 KHG) und die Abgrenzungsverordnung¹² – AbgrV – (Ermächtigung: § 27 Nr. 1, 4 und 5 KHG) erlassen hatte, waren ausreichende Vorgaben für die Rechnungslegung durch die ME der Hochschulen in NW geschaffen worden.

Nach Maßgabe der BpflV ist in Krankenhäusern die kaufmännische Buchführung und Betriebsabrechnung zu verwenden (§ 20 Satz 1 BpflV).

Die ME der TH Aachen, der Universitäten Bonn, Düsseldorf, Köln, Münster und der Universität – Gesamthochschule – Essen sind Krankenhäuser im Sinne des § 2 Nr. 1 KHG (und § 2 Nr. 1 BpflV). Den ME der Universität Bochum fehlt die Möglichkeit zu stationärer Unterbringung von Patienten; allein diese ME sind – da keine Krankenhäuser – von der Einführung kaufmännischer Rechnungslegungsinstrumente befreit.

3. Ausgestaltung des kaufmännischen Rechnungswesens in den Medizinischen Einrichtungen der Hochschulen des Landes Nordrhein-Westfalen

3.1. Sachlicher Umfang

Das kaufmännische Rechnungswesen im Sinne der KHBV umfaßt:

- die Finanzbuchhaltung als kaufmännische doppelte Buchführung (§ 3 KHBV), die zur Aufstellung des Jahresabschlusses (§ 4 KHBV) führt,
- die Anlagenbuchhaltung, die die notwendige Voraussetzung für die Erstellung des Anlagennachweises darstellt (§ 6 KHBV) sowie
- die Kosten- und Leistungsrechnung (§ 8 KHBV).

Die Führung von Lagerbuchhaltungs- bzw. Lohn- und Gehaltsbuchhaltungssystemen ist in der KHBV nicht ausdrücklich vorgeschrieben.

3.2. Räumliche Dimension

Zur Minimierung des aus der Einführung der kaufmännischen doppelten Buchführung resultierenden Umstellungsaufwandes könnte daran gedacht werden, die kaufmännische doppelte Buchführung auf die Einrichtungen zu beschränken, die unmittelbar der Krankenversorgung dienen. Die große Komplexität der ME, die sich u.a. aus der organisatorischen, teilweise zusätzlich auch baulichen Verzahnung zwischen den Kliniken und den vorklinischen und klinisch-theoretischen Instituten ergibt, ließe allerdings bei einer Umsetzung dieser Überlegungen erhebliche Schwierigkeiten erwarten. Außerdem soll in diesem Zusammenhang nicht übersehen werden, daß das Gesetz über die wissenschaftlichen Hochschulen den Begriff „Medizinische Einrichtungen“ eindeutig definiert hat:

„Die klinischen und medizinisch-theoretischen Einrichtungen der Hochschule bilden zusammen mit den zentralen Dienstleistungseinrichtungen und den technischen Versorgungs- und Hilfsbetrieben sowie den Schulen für Heilhilfsberufe die Medizinischen Einrichtungen. Die Medizinischen Einrichtungen sind eine besondere Betriebseinheit der Hochschule.“ (§ 38 Abs. 1 WissHG).

Die Betriebsdefinition für die ME vereinbart sich mit der KHBV, die „die Einbeziehung der nicht unmittelbar der stationären Krankenversorgung dienenden Einrichtungen“¹³ nicht verbietet. Für die Einführung der kaufmännischen doppelten Buchführung bei den ME der Hochschulen des Landes NW legte deshalb der Minister für Wissenschaft und Forschung NW diesen räumlichen Betriebsbegriff zugrunde. Dieser ist dem Ziel eines möglichst sicheren Einblicks in die Vermögens- und Ertragslage der ME förderlich und wirkt sich obendrein arbeitsvereinfachend aus.

3.3. Umstellungsfristen

Mitte des Jahres 1975 zeichnete sich ab, daß die ME der Hochschulen des Landes NW zu einer Buchführung nach dem System der doppelten Buchführung verpflichtet werden würden. Damit die aus den kurzen Fristen der KHBV resultierenden Umstellungsschwierigkeiten in Grenzen bleiben würden, stimmte der Minister für Arbeit, Gesundheit und Soziales NW im Einvernehmen mit dem Minister für Wirtschaft, Mittelstand und Verkehr NW einem Antrag des Ministers für Wissenschaft und Forschung NW auf Fristverlängerung für das neue Rechnungswesen in vollem Umfang zu: Die ME der Universitäten Bonn, Köln und Münster sowie der TH Aachen wurden gemäß § 9 Nr. 3 KHBV bis zum 1. Januar 1980 von der Verpflichtung zur Umstellung auf das System der kaufmännischen doppelten Buchführung und bis zum 1. Januar 1981 von der Pflicht zum Aufbau der Kosten- und Leistungsrechnung befreit.

Für die ME der Universität Düsseldorf und der Universität — Gesamthochschule — Essen ließ der Fortgang der auf die Einführung des kaufmännischen Rechnungswesens frühzeitig gerichteten Aktivitäten eine Umstellung innerhalb der Verordnungsfristen erkennen.

4. Pilotprojekt „Medizinische Einrichtungen der Universität Düsseldorf“

Im Hinblick darauf, daß bei den ME der Universität Düsseldorf mit den ME in Aachen und Münster vergleichbar große Neubauvorhaben in den nächsten Jahren nicht bevorstanden, der Verwaltungsdirektor, Herr LtRegDir STREBLOW, aus früherer Tätigkeit selbst über Prüfungserfahrung verfügte und das Vorhaben des Verwaltungsdirektors, erste Erfahrungen mit dem System der kaufmännischen doppelten Buchführung in NW bei den ME der Universität Düsseldorf zu sammeln, von dem Kanzler der Universität Düsseldorf unterstützt wurde, lag die Entscheidung nahe, die Universität Düsseldorf mit der probeweisen Einführung der kaufmännischen doppelten Buchführung vom Haushaltjahr 1978 an als Pilotanwender für die übrigen fünf ME der Hochschulen des Landes NW zu beauftragen. Bereits im Frühjahr 1976 hatte der Arbeitskreis „Kaufmännisches Rechnungswesen“ der sechs ME der Hochschulen des Landes NW sich zum Ziel gesetzt, durch einen intensiven Informationsaustausch unter den ME die Umstellung auf das System des kaufmännischen Rechnungswesens vorzubereiten. Die Federführung über dieses Informationsinstrument hatten ebenfalls die ME der Universität Düsseldorf übernommen.

5. Konsequenzen der Einführung kaufmännischer Rechnungslegungsinstrumente

5.1. Aufbauorganisation

Um die Bedingungen des Verwaltungshandelns zu stabilisieren und die Voraussetzungen für einen zwischenbetrieblichen Vergleich der Verwaltungen der ME im Land NW günstig zu gestalten, wurde den Hochschulen mit ME im Oktober 1977 aufgegeben, die Aufbauorganisation der Verwaltung der ME in die vier Dezernate

– Allgemeine- und Personalverwaltung,

– Finanzen,

– Wirtschaft und Betriebe und

– Technik

zu gliedern. Diese Musterorganisation hatten die Verwaltungsdirektoren der sechs ME und Vertreter des Ministers für Wissenschaft und Forschung NW in gemeinsamen Arbeitssitzungen vorbereitet¹⁴.

Die landeseinheitliche Gestaltung des Finanzdezernats der Medizinverwaltungen sollte im November 1977 durch die Schaffung der drei Abteilungen

– Finanzabteilung,

– Krankenkosten und

– Planung, Organisation und Datenverwaltung

erreicht werden. Für die Finanzabteilung, in der sich die Abwicklung der kaufmännischen doppelten Buchführung im wesentlichen vollzieht, sollten die Hauptsachgebiete Finanzplanung und Betriebsabrechnung und Buchhaltung eingerichtet werden. Den Hauptsachgebieten wurden folgende Sachgebiete zugeordnet:

1. Hauptsachgebiete Finanzplanung und Betriebsabrechnung:

– Haushalts- bzw. Wirtschaftsplan,

– Zentrale Rechnungsstelle,

– Verwaltung Beiträge Dritter,

– Kostenrechnung,

– Prüfungsangelegenheiten.

2. Hauptsachgebiet Buchhaltung:

– Hauptbuchhaltung einschließlich Kontierung,

– Kreditorenbuchhaltung, unbarer Zahlungsverkehr,

– Debitorenbuchhaltung,

– Barkasse,

– Anlagenbuchhaltung,

– Materialbuchhaltung,

– Datenerfassung,

– Verbindungsstelle Datenverarbeitung, Fehlerlistenbearbeitung.

Die Neuorganisation führte zu erheblichen Veränderungen in den Arbeitsabläufen, da die Haushaltsabteilung durch die Finanzabteilung mit zusätzlichen Sachgebieten ersetzt wurde.

Sie hatte ferner zur Folge, daß die dem Finanzdezernat bislang zugeordnete Abteilung Amtskasse wegfiel und das dort beschäftigte Personal entsprechend der internen Personaleinsatzplanung in Abstimmung mit dem örtlichen Personalrat neue Aufgaben innerhalb der Verwaltung übernahm oder aus dem Dienst ausschied.

Die Kassenaufgaben der ME der Hochschulen in Aachen, Bonn, Düsseldorf, Köln und Münster gingen nach Verbuchung der Ergebnisse der Kassen der ME für den Monat Juni 1980 auf die Finanzabteilungen der ME über. Der Abrechnungsverkehr mit den Hochschulkassen wurde eingestellt. Die ME der Hochschule Essen, deren Kassenaufgaben vor dieser Änderung von der Universitätskasse Bochum wahrgenommen wurden, erledigten nun die Kassenaufgaben in eigener Zuständigkeit. Vom Zeitpunkt der Umstellung an wurden die ME hinsichtlich der Geldversorgung und des Abrechnungsverkehrs wie der Landeshauptkasse unmittelbar nachgeordnete Kassen behandelt.

5.2. Personalbereich

Die Frage der notwendigen Personalausstattung der ME des Landes NW gewann in der Phase der Einführung des kaufmännischen Rechnungswesens zentrale Bedeutung.

In diesem Zusammenhang darf nicht übersehen werden, daß der aus der Gegenüberstellung von Personalbedarf (benötigte Stellen) und Personalbestand (vorhandene Stellen) für den Bereich des Rechnungswesens in den ME resultierende rechnerische Personalmehrbedarf nach Anzahl und Wertigkeit in dem Maße zu einem zusätzlichen Stellenmehrbedarf führt, wie es nicht gelingt, phasengleich mit der Einführung des kaufmännischen Rechnungswesens Mitarbeiter in den Verwaltungen der ME von Aufgaben der kassalistischen Buchführung zu befreien. Ferner war zu berücksichtigen, daß hauptsächlich den älteren Mitarbeitern in den Verwaltungen der ME bei der Erledigung der neuen Aufgaben im Bereich des Rechnungswesens Schwierigkeiten erwachsen würden. Anhaltzahlen für die Ermittlung der Zahl der Stellen im Verwaltungsbereich der ME ähnlich den Anhaltzahlen, die von der Deutschen Krankengesellschaft für den Pflegebereich und für den Arztdienst entwickelt wurden, standen nicht zur Verfügung. Auch eine Erörterung dieser Problematik auf der Tagung der Verwaltungsleiter der bundesdeutschen Universitätskliniken im September 1978 in Tübingen konnte nicht zu einer Problemlösung beitragen, da die Anpassungen der Strukturen im Hochschulbereich noch nicht so weit fortentwickelt waren, daß eine Verwendung von Zahlenangaben über den Personalbedarf im zwischenbetrieblichen Vergleich in Betracht kommen konnte. Wegen der vielen Schwierigkeiten einer rechnerischen Bestimmung des Personalbedarfs traf der Minister für Wissenschaft und Forschung NW die Entscheidung, die Erfahrungen aus dem Pilotprojekt der ME der Universität Düsseldorf den stellenmäßig notwendigen Personalausstattungen für die übrigen ME im Land NW zugrunde zu legen.

Die jahrhundertalte Tradition des Gesundheitswesens, „daß die Administration als geduldete Notwendigkeit, teilweise als lästiges Übel toleriert wird, daß aber die Entscheidungen und die Einsicht über die Notwendigkeit von Maßnahmen vor allen Dingen nur dem ärztlichen Bereich zusteht“¹⁵, war möglicherweise mit ursächlich dafür, daß nur unter erheblichen Schwierigkeiten die Stellen bereitgestellt werden konnten, die es ermöglichten, Persönlichkeiten mit entsprechender fachlicher Vorbildung für die Erledigung der Aufgaben des kaufmännischen Rechnungswesens zu gewinnen.

5.3. EDV-Bereich

Für die verschiedenen Aufgabengebiete des Rechnungswesens mußte eine DV-Gesamtlösung verfügbar sein, die die Aufbau- und Ablauforganisation der ME, die Verbindungen zwischen den Einzelgebieten des Rechnungswesens sowie betriebswirtschaftliche und insbesondere DV-technische Aspekte zum Ausgleich brachte¹⁶. Zur Einleitung des Beschaffungsverfahrens für die Hardware führten die ME der Hochschulen des Landes NW Ausschreibungen in eigener Zuständigkeit durch. Hinsichtlich der Software stand eindeutig die Landeseinheitlichkeit der Verfahrenslösung im Vordergrund. In Anbetracht dessen wurde im Jahr 1975 auf der Grundlage eines Pflichtenheftes für die Verwaltungsautomation eine landeseinheitliche Verfahrenslösung zentral durch den Minister für Wissenschaft und Forschung NW ausgeschrieben.

5.3.1. Software

Zum Ausschreibungszeitpunkt waren Einzellösungen, bundesgeförderte Verfahren (Bad Ems) und die Verfahrenslösung IDIK — Integrierte Datenverarbeitung im Krankenhaus — (Firma Krupp Gemeinschaftsbetriebe, Essen) im Einsatz.

Nach dem Ergebnis einer Umfrage der Deutschen Krankengesellschaft über den Stand des Rechnungswesens in den Krankenhäusern im Jahr 1979, die sich auf die Geschäftsbuchhaltung sowie die Kosten- und Leistungsrechnung bezog, wurde auf Bundesebene im Jahre 1979 bei 60% der Krankenhäuser das Verfahren FINK (Finanzbuchhaltung im Krankenhaus) eingesetzt¹⁷. Bei einer Präsentation des Systembausteins Finanzbuchhaltung in einer Universitätsklinik im Jahr 1977 vermochte das Verfahren FINK jedoch nicht zu überzeugen. Während dieses Abrechnungsverfahrens im August 1975 erst bei sieben größeren Krankenhäusern in der Erprobung war¹⁸, wurde der IDIK-Baustein Geschäftsbuchhaltung längst routinemäßig eingesetzt. Konzeptionelle Überlegungen kamen bei der Systemauswahl hinzu. Die Verfahrenslösung

FINK ist so ausgelegt, daß sie den Ansprüchen von Krankenhäusern in öffentlich-rechtlichen und privatrechtlichen Unternehmensformen gleichermaßen genügt¹⁹. Die weite Zielsetzung der Berücksichtigung der unterschiedlichsten Rechtsformen würde mit den Vorstellungen und Wünschen der Universitätskliniken auf Dauer nur schwierig in Einklang zu bringen sein. Die Erarbeitung einer eigenen Systemlösung für die ME des Landes NW erschien schon aus zeitlichen Gründen unmöglich.

Der Minister für Wissenschaft und Forschung NW hielt deshalb an dem Ergebnis der Ausschreibung fest, so daß in den ME der Hochschulen des Landes NW der Einsatz des Systems IDIK als Marktlösung einschließlich der Implementierung der Programme und der Schulung der Mitarbeiter der Verwaltungen der ME und des Rechenzentrums der Universität Düsseldorf als Gebietsrechenzentrum im Einvernehmen u.a. mit dem Minister für Arbeit, Gesundheit und Soziales in NW, dem Finanzminister NW, dem Innenminister NW und dem ADV-Beirat realisiert wurde. Die Erarbeitung von Anforderungen an die Einzelbausteine des IDIK-Systems durch die ME der Hochschulen des Landes NW und die landeseinheitliche Abstimmung der Anforderungskataloge durch den Minister für Wissenschaft und Forschung NW schufen die Voraussetzung für eine systematische Fortentwicklung der Fremdsoftware durch die Firma Krupp Gemeinschaftsbetriebe entsprechend den hochschulspezifischen Bedürfnissen.

Dem System liegt die Konzeption zugrunde, daß die Daten nur ein einziges Mal am Ort der Entstehung gewonnen werden sollen. Es unterscheidet einen vorverarbeitenden Teil, der in der Verwaltung der ME durchgeführt wird, und einen Nachverarbeitungsteil, dessen Abwicklung sich landeseinheitlich im Rechenzentrum der Universität Düsseldorf vollzieht. Lediglich die ME der Universität Bonn nehmen für Buchführungsaufgaben im Rahmen der Nachverarbeitung das eigene Rechenzentrum in Anspruch.

Wegen der großen Entfernungen wollen die ME der Universität Münster später ebenfalls ein eigenes Rechenzentrum nutzen. Als Zwischenlösung wird die Schaltung einer Datenleitung vorgesehen. Auch die ME der TH Aachen beabsichtigen, die Buchführungsdaten dem Rechenzentrum der Universität Düsseldorf künftig über eine Datenleitung zu übermitteln.

5.3.1.1. Geschäftsbuchhaltung

Auf der Grundlage der von dem erwähnten Arbeitskreis „Kaufmännisches Rechnungswesen“ der sechs ME der Hochschulen des Landes NW landeseinheitlich erarbeiteten Kontenpläne für die ME stellten die ME der Universität Düsseldorf nach Vorläufen im Herbst 1977 vom 1. Januar 1978 an den Rechnungsstil der Kameralistik auf das Rechnungssystem der kaufmännischen doppelten Buchführung um. Von den IDIK-Programmen waren im Herbst 1978 folgende Verarbeitungsstufen implementiert:

- Erstellen Buchungslauf,
 - Stammkontenführung (Eröffnung und Änderung) mit Kontenbestandsliste,
 - Verbuchung des Buchungsstoffes mit Buchungsjournal (Sach- und Personenkonto),
 - Offene-Posten-Liste,
- Integration der Fakturierung mit der Finanzbuchhaltung,
- Erstellen Monatsabschluß,
 - Kontokarte,
 - Summen-Salden-Liste,
 - Bilanz,
 - Gewinn- und Verlustrechnung und
 - Titelübersicht.

Die Funktionen

- automatischer Zahlungsverkehr mit automatischer Verbuchung im Sachkonten- und Kreditorenbereich und der Auszifferung im Kreditorenbereich sowie der Erstellung von Überweisungsträgern bei Sammelüberweisungsauftrag und
- Ausdrucken der Titelübersicht zu jedem Buchungslauf

waren im Herbst 1978 noch in der Erprobung.

Weitere Funktionen der Finanzbuchhaltung sollten zu einem späteren Zeitpunkt eingeführt werden.

Am 15. Juni 1978 stimmte der Finanzminister NW im Einvernehmen mit dem Landesrechnungshof NW der probeweisen Einführung der kaufmännischen doppelten Buchführung bei

den ME der Universität Düsseldorf vom Haushaltsjahr 1978 an und dem Einsatz des DV-Verfahrens IDIK für die anfallenden Buchführungsaufgaben zu. Im Oktober 1978 ließen sich diese Obersten Landesbehörden von den ME der Universität Düsseldorf ausführlich über die mit dem kaufmännischen Rechnungswesen unter Einsatz des DV-Systems IDIK gewonnenen praktischen Erfahrungen berichten. Dabei stellte sich heraus, daß sich die kaufmännische doppelte Buchführung bei den ME der Universität Düsseldorf trotz gewisser Anfangsschwierigkeiten voll bewährt hatte. Die ME der Universität Düsseldorf erhielten deshalb den Auftrag, den Ausbau des Rechnungswesens nach dem System der kaufmännischen doppelten Buchführung fortzusetzen.

Für die Datenerfassung, formale Datenprüfung und Datenaufbereitung setzen die ME der Universität Düsseldorf im Vorverarbeitungsbereich für die Geschäftsbuchhaltung DV-Systeme mit folgender Konfiguration ein:

Datenverarbeitungsanlage der Firma Nixdorf

- eine Zentraleinheit, Typ 8870/6, 104 KB Speicher,
- zwei Wechselplatten,
- ein Zeilendrucker,
- sieben Bildschirm-Arbeitsplätze.

Die Verwaltung der ME in Düsseldorf übermittelt die Daten durch Datenfernübertragung (online) an das Rechenzentrum der Universität Düsseldorf, wo sie in Verarbeitungsdateien eingehen. Die Verarbeitung der Geschäftsbuchhaltungsdaten wird dort mit einer Datenverarbeitungsanlage der Firma Siemens 7.760 durchgeführt. Gegenwärtig wickelt das Rechenzentrum der Universität Düsseldorf im Rahmen der IDIK-Geschäftsbuchhaltung folgende Funktionen für die ME der Universität Düsseldorf ab:

- Kontenführung Kreditoren und Debitoren,
- Zahlungsverkehr,
- Mahnungen,
- Gewinn- und Verlustrechnung,
- Titelübersicht und
- Bilanz.

Die gleichen Funktionen werden durch das Rechenzentrum der Universität Düsseldorf inzwischen ebenfalls für die ME der TH Aachen, der Universität — Gesamthochschule — Essen und der Universitäten Köln und Münster erbracht²⁰.

Wegen der positiven Berichterstattung über die Erfahrungen mit der kaufmännischen doppelten Buchführung bei den ME der Universität Düsseldorf konnten die ME der Universität — Gesamthochschule — Essen vom 1. Januar 1979 an ebenfalls mit dem System der kaufmännischen doppelten Buchführung beginnen. Die ME der TH Aachen und der Universitäten Bonn, Köln und Münster vollzogen die entsprechenden Umstellungen zum 1. Januar 1980. Obgleich bei den ME der Universität Bonn aus Zeitgründen Probeläufe unterbleiben mußten, konnte die kaufmännische doppelte Buchführung auch hier fast problemlos gestartet werden.

Soweit die ME der Hochschulen des Landes NW für die Abwicklung der aus der kaufmännischen doppelten Buchführung resultierenden Aufgaben nicht in ausreichendem Umfang über eigenes DV-Personal verfügen, übernimmt das Rechenzentrum der Universität Düsseldorf u.a. notwendige Aktivitäten zur Programmierung und Programmpflege²¹. Von dort aus ist auch sicherzustellen, daß für die Erledigung der Buchführungsaufgaben nur aktuelle Programmversionen zum Einsatz gelangen. Den Verwaltungen der ME der Hochschulen des Landes NW und dem Rechenzentrum der Universität Düsseldorf fällt ferner die Aufgabe der Beachtung der nach dem Datenschutzgesetz Nordrhein-Westfalen²² — DSG NW — vom 19. Dezember 1978 geforderten technischen und organisatorischen Schutzvorkehrungen zu. Mithin stellte die automatisierte Verfahrenslösung im Verwaltungsbereich an den Betrieb, die Organisation und die Ausstattung des Rechenzentrums der Universität Düsseldorf besondere Anforderungen, die einen autonomen Betrieb des Rechenzentrums nicht mehr erlauben. Von zentraler Bedeutung ist dabei die Forderung nach einer strikten Beachtung von Terminen, die von dem Rechenzentrum selbst nicht zu beeinflussen sind²³. Inzwischen bewährte sich auch die Zusammenarbeit zwischen dem Rechenzentrum der Universität Düsseldorf und den Medizinverwaltungen der Hochschulen des Landes NW voll.

5.3.1.2. Anlagenbuchhaltung

Wegen der Anlagenintensität²⁴ der ME der Hochschulen des Landes NW kann die Anlagenbuchhaltung als Instrument zur Bewirtschaftung des Anlagevermögens erheblich zur Verbesserung des Grades der Wirtschaftlichkeit der ME beitragen. Die Anlagenbuchhaltung muß ferner den Nachweis darüber erbringen, wo sich die einzelnen Gegenstände des Anlagevermögens befinden. Der Arbeitskreis „Kaufmännisches Rechnungswesen“ entwickelte deshalb im Anschluß an den landeseinheitlichen Kontenplan einen Kostenstellenplan, der sich an dem Kontenrahmen für die Kosten- und Leistungsrechnung (Anlage 6 KHBV) orientiert und wegen der landeseinheitlichen Anwendung zwischenbetriebliche Vergleiche der ME der Hochschulen des Landes NW von Kostenstellen unterschiedlicher Aggregation ermöglicht.

Für die ME der Universität Düsseldorf wurde der IDIK-Baustein Anlagenbuchhaltung zunächst vom Rechenzentrum der Firma Krupp Gemeinschaftsbetriebe übernommen, bevor im September 1980 die Implementierung in dem Rechenzentrum der Universität Düsseldorf erfolgte. Diese organisatorischen Maßnahmen gewährleisteten die lückenlose Erfassung und Fortschreibung des Anlagevermögens vom 1. Januar 1979 an.

Die ME der Universität Münster zogen statt der Anwendung von IDIK vor, die Anlagenbuchhaltung mit dem System einer eigenen Entwicklung zu betreiben, das zur Planung des Umzugs in die Klinik für Zahn-, Mund- und Kieferkrankheiten benötigt wurde und sich gleichzeitig zur Nutzung für Buchhaltungszwecke anbot. Die übrigen vier Klinikverwaltungen in Aachen, Bonn, Köln und Essen halten konsequent an der Einführung des IDIK-Bausteins Anlagenbuchhaltung fest. Die ME der TH Aachen, der Universitäten Köln und Münster sowie der Universität — Gesamthochschule — Essen lassen die Buchungsdaten des Anlagevermögens vom 1. Januar 1980 an in das Rechnungswesen einfließen. Ein Sonderfall besteht lediglich für die ME der Universität Bonn, die ihre Geschäftsbuchhaltung um die Daten der Anlagenbuchhaltung erst ein Jahr später komplettieren.

Im Rahmen der Anlagenbuchhaltung sind die Funktionen

- Erfassung und Fortschreibung des Anlagevermögens,
- Ermittlung der bilanziellen und kalkulatorischen Abschreibungen und
- Darstellung prospektiver Rechnungen

von dem Rechenzentrum der Universität Düsseldorf zu erledigen²⁵.

5.3.1.3. Kosten- und Leistungsrechnung

Der Aufbau der Kosten- und Leistungsrechnung in den ME der Hochschulen des Landes NW konnte erst im Anschluß an die Einführung der Geschäftsbuchhaltung in Angriff genommen werden. Die für die Geschäftsbuchhaltung einschließlich der Anlagenbuchhaltung getroffenen Entscheidungen bezüglich eines einheitlichen Kontenplans, Kostenstellenplans und der Kontierungsrichtlinien waren daher auch für die Kosten- und Leistungsrechnung maßgeblich. Der Erörterung bedurfte noch das Kernproblem der Ausgestaltung der Kosten- und Leistungsrechnung sowie Fragestellungen zur innerbetrieblichen Leistungsverrechnung im Rahmen der Kostenstellenrechnung. Zur Ausgestaltung der Kostenrechnung wurde festgelegt, daß zunächst nur Ist-Kosten verrechnet werden sollten. Um eine Vorstellung darüber zu gewinnen, welche Leistungsbeziehungen innerhalb von ME bestehen, erarbeitete der Arbeitskreis „Automation in den Medizinischen Einrichtungen“, in dem seit der konstituierenden Sitzung des Arbeitskreises im Januar 1979 die Klinikverwaltungen unter der Federführung des Ministers für Wissenschaft und Forschung NW zusammengeschlossen sind, einen Katalog von betriebsinternen Leistungsbeziehungen, der zugleich die Stellung der ME in der Umwelt zu anderen Wirtschaftsobjekten ausweist. Der Vielgestaltigkeit des Leistungsaustausches zwischen den einzelnen Betriebseinheiten innerhalb der ME könnte angemessen durch eine Verrechnung der Sekundärkosten ein einziges Mal am Ende des Geschäftsjahres Rechnung getragen werden.

Außerdem wurde der Beschluß gefaßt, die Kostenrechnung nach einem zweifach gestuften System einzuführen. Danach wird die Kostenrechnung schon sehr bald eine Information über die Kostengebarung in den Hauptkostenstellen der besonders kostenträchtigen Kliniken liefern (z.B. Herzchirurgie, Neurochirurgie, Chirurgie, Orthopädie). Sukzessiv sollen dann die übrigen Bereiche der ME (weitere Kliniken, Leistungsstellen, Institute) in die Kostenrechnung einbezogen werden (erste Stufe). Diese Vorgehensweise berücksichtigt, daß bei auf dem Rechnungsstil der Kameralistik basierenden Kostenanalysen die höchsten Kosten je Berechnungstag im allge-

meinen bei den erwähnten Kliniken festgestellt wurden. Um zu verhindern, daß aus dem ausschließlichen Vergleich (Betriebsvergleich und Zeitvergleich) von Ist-Kosten fehlerhafte Entscheidungen abgeleitet werden — man könnte auch mit EUGEN SCHMALENBACH von einem Vergleich von „Schlendrian mit Schlendrian“ sprechen —, ist beabsichtigt, den Kosten der Kostenstellen die entsprechenden Leistungen gegenüberzustellen (zweite Stufe). Erst durch die Verbindung von Kostenrechnung und Leistungsrechnung in den Kostenstellen und Verantwortungsbereichen (§ 8 Abs. 1 Nr. 3 KHBV) ergibt sich eine Beurteilungsmöglichkeit der Wirtschaftlichkeit der Betriebsführung unter Berücksichtigung der Leistungsfähigkeit und damit die Realisierung der von dem Verordnungsgeber mit der Kosten- und Leistungsrechnung angestrebten Zielsetzung (§ 8 Abs. 1 Satz 1 KHBV).

Die ME der Universität Düsseldorf führten den IDIK-Baustein Kosten- und Leistungsrechnung im September 1980 ein. Trotz des späten Einführungszeitpunktes gelang den ME die Verarbeitung des Buchungsstoffes für das gesamte Geschäftsjahr 1980, so daß die Einführung noch innerhalb der durch die KHBV gesetzten Frist (§§ 10 i.V.m. 8 KHBV) erfolgte.

Von den ME der Universität — Gesamthochschule — Essen wurde der Einführungsstand der ME der Universität Düsseldorf wenig später erreicht. Die übrigen ME der Hochschulen des Landes NW machen von der erwirkten Befreiungsregelung Gebrauch, die die Verpflichtung zur Einführung der Kosten- und Leistungsrechnung um ein Jahr hinausschiebt. Beispielsweise führten die ME der Universität Münster die Kosten- und Leistungsrechnung zum 1. Januar 1981 ein²⁶.

Das Rechenzentrum der Universität Düsseldorf ist für die Abwicklung der Funktionen

- Kostenstellenrechnung,
- Kostenartenrechnung und
- Selbstkostenblatt

zuständig²⁷.

5.3.1.4. Lagerbuchhaltung

Die Vorräterrechnung schafft die Grundlage für eine termin- und bedarfsgerechte Ergänzung der Vorratslager als Voraussetzung für eine Verbesserung der Lieferbereitschaft an die Anforderungsstellen bei gleichzeitig optimierten Lagerkosten²⁸. Gegenüber einer manuellen Abwicklung der Lagerbuchhaltung kann durch den Automatisierungsprozeß der Gesamtwert des Lagerbestandes reduziert und damit die Höhe der Kapitalbindungskosten gesenkt werden. Wenn bei der Automatisierung auf die Besonderheiten der Arzneimittellagerhaltung Rücksicht genommen wird, die zusätzliche Auswertungen nach pharmazeutischen und medizinischen Kriterien verlangt, ermöglicht der Einsatz einer einzigen Verfahrenslösung, den gesamten Bereich der Lagerwirtschaft abzudecken. Nach der für die ME der Hochschulen des Landes NW beschlossenen DV-Konzeption soll dieser Weg durch den Einsatz des IDIK-Bausteins Lagerbuchhaltung beschritten werden. Die Richtigkeit dieser Vorgehensweise wurde durch die Erörterung einer vergleichenden Untersuchung verschiedener Systeme zur Lagerhaltung im Arbeitskreis „Automation in den Medizinischen Einrichtungen“ bestätigt. Wichtige Vorarbeiten für diese Analyse bekannter Lagerhaltungsmodelle wurden von den ME der Universität Münster geleistet.

Die Automatisierung der Lagerwirtschaft durch den Einsatz des IDIK-Bausteins Lagerbuchhaltung wird bei den ME der Universität Düsseldorf und Münster sowie der Universität — Gesamthochschule — Essen möglicherweise noch im Geschäftsjahr 1981 erfolgen. Für die ME der TH Aachen und der Universitäten Bonn und Köln ist ein späterer Einführungszeitpunkt vorgesehen.

Dem Rechenzentrum der Universität Düsseldorf wird die Übernahme der Funktionen

- Apotheke und Sachbedarf,
- Bestandsführung,
- Bestellwesen,
- Abrechnung und
- Auswertung (betriebswirtschaftlich)

zufallen²⁹.

5.3.1.5. Personalabrechnung

Die Zahlbarmachung der Bezüge für die Bediensteten des Landes NW nimmt das Landesamt

für Besoldung und Versorgung (LBV) in Düsseldorf wahr, dem für die Durchführung der Rechnungsvorgänge DV-Kapazität des Landesamtes für Datenverarbeitung und Statistik (LDS) zur Verfügung steht. Obwohl also eine zentrale Personalverwaltung existiert, beanspruchen nicht alle ME der Hochschulen das LBV für jede Beschäftigungsgruppe (Arbeiter, Angestellte, Beamte) und halten hinsichtlich der Berechnung und Zahlung von Bezügen bestimmter Dienstarten an lange bewährten eigenen Anwendungen fest. Diese Anwendungen sollten auch künftig Bestand haben, so daß die Übernahme des IDIK-Bausteins Personalwesen zur Komplettierung der kaufmännischen doppelten Buchführung entfiel. Substitutiv für den Einsatz des Bausteins Personalwesen soll durch die Firma Krupp Gemeinschaftsbetriebe die Entwicklung von speziellen Programmen erfolgen, die geeignet sind, die Personalabrechnungsdaten des LBV und des LDS in der Geschäftsbuchhaltung der ME zu berücksichtigen. Zur Integration der Personalabrechnungsdaten bildete sich unter Beteiligung der Firma Krupp Gemeinschaftsbetriebe eine Projektgruppe mit folgender Aufgabenstellung: „Anforderungen der Medizinischen Einrichtungen des Landes Nordrhein-Westfalen an die Organisation und die Ausgestaltung der Personalabrechnung unter Berücksichtigung der betriebswirtschaftlichen und gesetzlichen Erfordernisse“. Sie berief eine Testgruppe (Teilnehmer: LDS, Testgruppe LBV, ME der TH Aachen und der Universitäten Düsseldorf und Köln), die sich die Durchführung von Integrationstests und den Nachweis der Lauffähigkeit des Gesamtsystems zum Ziel setzte. Im Vordergrund dieser Tests stehen Datenträgeraustauschsätze, die als konstante Schnittstellen zwischen dem LBV/LDS und dem Rechnungswesen der ME der Hochschulen des Landes NW fungieren. Künftig ergibt sich in den Grundzügen folgender Ablauf: Die durch die Medizinverwaltungen dem LBV zugesandten Änderungsmitteilungen werden nach Bearbeitung im LBV dem LDS übergeben, das die Berechnung der Bezüge der Beamten, Arbeiter und Angestellten übernimmt. Parallel hierzu erstellt das LDS ein Magnetband mit Austauschdaten, das den Rückfluß der Daten der Einzelzahlfälle an die Medizinverwaltungen sichert. Die Rückflußdaten werden durch Verwendung eines Brückenprogramms der Firma Krupp Gemeinschaftsbetriebe im Rechenzentrum der Universität Düsseldorf für alle ME der Hochschulen des Landes NW für die routinemäßigen Buchungsläufe im IDIK-Baustein Geschäftsbuchhaltung aufbereitet. Nach dem Fortgang der Abstimmungsarbeiten zwischen dem LBV, dem LDS, der Firma Krupp Gemeinschaftsbetriebe, den erwähnten Medizinverwaltungen und dem Rechenzentrum der Universität Düsseldorf ist zu erwarten, daß eine Erfassung der Personaldaten im Rechnungswesen der ME der Hochschulen des Landes NW vom 1. Januar 1981 an möglich wird.

5.3.2. Hardware

Die Hardwareausschreibung basierte auf der Entscheidung über die IDIK-Verfahrenslösung. Als Träger dieser Lösung dienen den Klinikverwaltungen der Hochschulen des Landes NW im Vorverarbeitungsbereich künftig DV-Systeme der Firmen ICL (Aachen, Düsseldorf [vorher Nixdorf], Essen und Köln) und Siemens (Bonn und Münster). Daneben benötigen die Medizinverwaltungen DV-Geräte zur Datenerfassung.

6. Erste Ergebnisse der Umstellungsarbeiten

6.1. Erfassung und Bewertung des Anlagevermögens

Für die Erfassung und Bewertung des Anlagevermögens wurde durch die Verwaltungsdirektoren der Medizinverwaltungen jeweils eine einzige Wirtschaftsprüfungsgesellschaft zur Unterstützung der in den ME Beschäftigten beauftragt. Gegenstand der Erfassungshandlungen waren die kurz- (§ 2 Abs. 1 Nr. 3 AbgrV), mittel- (§ 2 Abs. 1 Nr. 4 AbgrV) und langfristigen (§ 2 Abs. 1 Nr. 5 AbgrV) Anlagegüter sowie die entsprechenden Anzahlungen.

Die mittel- und langfristigen Anlagegüter wurden individuell aufgenommen und bewertet³⁰. Soweit es sich dabei um unbewegliche Gegenstände des Sachanlagevermögens handelte (z.B. Grundstücke und Gebäude, Außenanlagen und technische Anlagen), erfolgte die Bewertung u.a. durch Bausachverständige auf der Grundlage von Bauabrechnungen, Grundstückspreisen und Indices für Baupreise³¹. Das eigentliche Mengenproblem bildeten nur die kurzfristigen

Anlagegüter (Einrichtungs- und Ausstattungsgegenstände des medizinischen Bedarfs, des Wirtschaftsbedarfs, des Verwaltungsbedarfs und des technischen Bedarfs)³².

Hierzu erarbeiteten die ME der Universität Düsseldorf als „Pilothochschule“ zusammen mit dem Wirtschaftsprüfungsunternehmen einen sogenannten Artikelkatalog, der insgesamt nicht mehr als etwa 300 bis 400 verschiedene Artikel umfassen sollte. Der in der Inventarverwaltung der ME der Universität Düsseldorf vorhandene Katalog von etwa 3 000 Artikeln lieferte einen günstigen Anknüpfungspunkt. Die dort registrierten Verbrauchs- und Gebrauchsgüter sowie die mittelfristigen Anlagegüter wurden herausgenommen und die nach dieser Selektierung verbleibenden kurzfristigen Anlagegüter auf ihre Artgleichheit und die Häufigkeit ihres Vorkommens überprüft und soweit wie möglich zusammengefaßt. Eine weitere Anpassung erfolgte durch die Zuordnung von Durchschnittspreisen nach dem Stand vom Dezember 1978 zu den einzelnen Artikelarten, wobei allgemein eine obere Preisgrenze von 25 000 DM nicht überschritten werden durfte. Nur zwei Vermögensgegenstände jenseits des Preislimits fanden wegen ihrer Häufigkeit und der Modellpreisstabilität aufgrund besonderer Absprache Aufnahme in den Artikelkatalog. Die übrigen Gegenstände oberhalb der Preisgrenze mußten deshalb einzeln bewertet werden.

Der im Arbeitskreis „Automation in den Medizinischen Einrichtungen“ im Sommer 1979 entwickelte und landeseinheitlich abgestimmte Finanzierungsschlüssel erlaubt die Separierung der Vermögensgegenstände hinsichtlich der Förderung nach dem HFBG und weiterer Finanzierungsquellen.

Nach diesen Vorkläarungen konnte die Erfassung und Bewertung des Anlagevermögens zuerst in den ME der Universität Düsseldorf beginnen.

Die Übertragung der Kliniken an der Moorenstraße der Städtischen Krankenanstalten der Landeshauptstadt Düsseldorf auf das Land NW am 1. Januar 1973³³ führte zu zusätzlichen Anforderungen bei der Wertfindung des Anlagevermögens der ME.

In ihrem Abschlußbericht erteilte die unterstützende Wirtschaftsprüfungsgesellschaft den ME der Universität Düsseldorf am 8. Februar 1980 folgende Bescheinigung:

„Das Anlagevermögen der Medizinischen Einrichtungen der Universität Düsseldorf zum 1. Januar 1979 wurde unter Beachtung der Grundsätze ordnungsmäßiger Buchführung gemäß den Bestimmungen der Krankenhaus-Buchführungsverordnung — KHBV — sowie der übrigen anzuwendenden gesetzlichen Vorschriften ermittelt.“

6.2. Eröffnungsbilanz und erster Jahresabschluß

Die Eröffnungsbilanz der ME der Universität Düsseldorf per 1. Januar 1979 weist die hohe Anlagenintensität der ME der Universität Düsseldorf aus: Ungefähr 90% des gesamten Kapitals werden durch Gegenstände des Anlagevermögens und damit langfristig gebunden. Als Spezifikum der Krankenhausrechnungslegung ist auf der Passivseite die Größe „Sonderposten aus Fördermitteln und Zuschüssen“ ausgewiesen. Die Bilanzsumme schließt mit einem Betrag von über 300 Mio. DM ab.

Eine Abweichung der Jahresbilanz gegenüber der Eröffnungsbilanz besteht hinsichtlich des neu aufgenommenen Hauptpostens Bilanzverlust.

Gemäß Nr. 18 VV zu § 74 LHO entscheidet über die Abdeckung des Bilanzverlustes der Minister für Wissenschaft und Forschung NW im Einvernehmen mit dem Finanzminister NW.

Weiterhin wurde von der ME der Universität Düsseldorf bereits für das Geschäftsjahr 1979 erstmals eine Gewinn- und Verlustrechnung erstellt.

7. Prüfungswesen

7.1. Keine Prüfungspflicht der Medizinischen Einrichtungen

In der KHBV wurde eine Regelung zur Prüfung von Jahresunterlagen (Eröffnungsbilanz und Jahresabschluß) nicht vorgesehen.

Für die Entscheidung, die ME trotzdem der Jahresabschlußprüfung zu unterziehen, sprachen folgende Überlegungen:

1. Die ME stehen hinsichtlich der Ausprägung ihrer Strukturmerkmale (Personalbestand:

etwa 4 500 Mitarbeiter, Ausgabenvolumen: etwa 300 Mio. DM, Bilanzsumme: etwa 400 Mio. DM) gewerblichen Großunternehmungen, für die jährliche Abschlußprüfungen üblich sind, nicht nach.

2. Es bestand das Erfordernis, sich ein Bild davon zu machen, inwieweit die Umstellung des Rechnungswesens von dem Rechnungsstil der Kameralistik auf die kaufmännische doppelte Buchführung bei den ME gelungen ist.
3. Die Vergleichbarkeit der in den Jahresabschlüssen der ME enthaltenen Angaben ist nur aufgrund eines Prüfurteils möglich, das die Ordnungsmäßigkeit des Rechnungswesens bestätigt.
4. Die Verhandlungen über die Pflegesätze zwischen den ME der Hochschulen des Landes NW, den Krankenkassen, den Regierungspräsidenten und dem Minister für Arbeit, Gesundheit und Soziales NW können auf der Grundlage von Zahlenmaterial geführt werden, das von fachkundigen Prüfern geprüft wurde.
5. Durch die analoge Anwendung von § 15 KHG NW werden die Hochschulkliniken des Landes NW hinsichtlich der Prüfung mit den nach dem KHG geförderten Krankenhäusern gleichgestellt.

Da es sich in dem Katalog der Prüfungen in § 15 Abs. 3 Satz 2 Nr. 1 bis 3 KHG NW bei der Prüfung der Ordnungsmäßigkeit des Rechnungswesens (§ 15 Abs. 3 Satz 2 Nr. 1 KHG NW) gemessen an der Prüfungstiefe, der Prüfungsdauer und den im Rahmen der Prüfung beizuziehenden Unterlagen um die Prüfung mit geringster Intensität handelt, sollte die Jahresabschlußprüfung vornehmlich in dieser Form durchgeführt werden. Ähnliche Überlegungen sprachen für die Eröffnungsbilanzprüfung durch Externe.

7.2. Auftragsvergabe

Als adäquates Verfahren der öffentlichen Auftragsvergabe kam nur eine Ausschreibung in Betracht. Intensive Marktuntersuchungen zeigten aber, daß nur eine verhältnismäßig geringe Zahl von Wirtschaftsprüfungsunternehmen in der Lage sein würde, einen Großauftrag der Prüfung der Universitätskliniken des Landes NW innerhalb enger zeitlicher Grenzen zügig abzuwickeln. Da sich die Marktsituation für die Prüfung der Eröffnungsbilanz nicht anders darstellte als für die Prüfung des Jahresabschlusses und durch eine Verbindung der Prüfung der Jahresunterlagen der Eröffnungsbilanz und des Jahresabschlusses günstige Voraussetzungen für einen zwischenbetrieblichen und zeitlichen Vergleich der ME geschaffen werden konnten, wurde im Oktober 1979 die Prüfung der Eröffnungsbilanz und des ersten Jahresabschlusses der ME der Hochschulen des Landes NW zur Vergabe an ein einziges Wirtschaftsprüfungsunternehmen entsprechend den Allgemeinen Bestimmungen für die Vergabe von Leistungen (VOL/A) durch den Minister für Wissenschaft und Forschung NW beschränkt ausgeschrieben. Durch den Verzicht auf eine erneute Ausschreibung der Jahresabschlußprüfung konnte erheblicher Verwaltungsaufwand bei den potentiellen Bewerbern und der ausschreibenden Stelle vermieden werden.

Inzwischen folgten Oberste Landesbehörden in anderen Bundesländern diesem Beispiel und schrieben die erwähnten Prüfungsleistungen für die dortigen Universitätskliniken ebenfalls aus. In NW wurde als Ergebnis der Ausschreibung der gesamte Prüfungsauftrag an ein einziges Wirtschaftsprüfungsunternehmen vergeben.

7.3. Prüfung der Eröffnungsbilanz

Als Folge der Tatsache, daß sich die Einführung der kaufmännischen doppelten Buchführung bei den ME der Hochschulen des Landes NW phasenverschoben vollzog, wurde das beauftragte Wirtschaftsprüfungsunternehmen zur Prüfung der Eröffnungsbilanz per 1. Januar 1979 zuerst in den ME der Universität Düsseldorf tätig. Die Prüfungshandlungen, die in den Monaten Januar bis April 1980 stattfanden, erstreckten sich auf

- die Ordnungsmäßigkeit der Buchführung,
- die Bewertung des Vermögens sowie der Schulden in der Eröffnungsbilanz und
- die Gliederung und den Inhalt der Eröffnungsbilanz entsprechend der KHBV.

Die Eröffnungsbilanz der ME der Universität Düsseldorf per 1. Januar 1979 wurde am 22. April 1980 mit folgendem uneingeschränkten Testat versehen:

„Die Buchführung und die Eröffnungsbilanz zum 1. Januar 1979 entsprechen nach unserer auftragsgemäß durchgeführten Prüfung den gesetzlichen Vorschriften.“

Durch die Einbeziehung der Buchführung in den Bestätigungsvermerk wird deutlich, daß die ME der Universität Düsseldorf bereits vor dem Stichtag der Eröffnungsbilanz die Geschäftsvorfälle nach dem System der kaufmännischen Buchführung erfaßten.

Der Hinweis auf den Prüfungsauftrag bringt den Prüfungscharakter zum Ausdruck: Die ME der Universität Düsseldorf wurden nicht aufgrund eines Gesetzes oder abgeleiteter Rechtsquellen geprüft, sondern unterzogen sich einer freiwilligen Prüfung.

7.4. Prüfung des Jahresabschlusses

Nach der Prüfung der Eröffnungsbilanz führte das Wirtschaftsprüfungsunternehmen die erste Jahresabschlußprüfung von ME der Hochschulen des Landes NW in den Monaten Juni bis Oktober 1980 bei den ME der Universität Düsseldorf durch. Abweichend von der Eröffnungsbilanz erstreckte sich die Prüfung des Jahresabschlusses der ME der Universität Düsseldorf per 31. Dezember 1979 zusätzlich auf die Gliederung und den Inhalt der Gewinn- und Verlustrechnung entsprechend der KHBV. Wie für die Eröffnungsbilanz wurde am 17. Oktober 1980 auch für den Jahresabschluß der ME der Universität Düsseldorf per 31. Dezember 1979 ein uneingeschränkter Bestätigungsvermerk erteilt:

„Die Buchführung und der Jahresabschluß entsprechen nach unserer auftragsgemäß durchgeführten Prüfung den gesetzlichen Vorschriften.“

8. Ausblick

Für die Abwicklung der Aufgaben der kaufmännischen doppelten Buchführung sind die erforderlichen Vorhaltungen in personeller und sachlicher Hinsicht (Hardware und Software) weitgehend erfüllt. Geschäftsbuchhaltung, Anlagenbuchhaltung und Kosten- und Leistungsrechnung, die aus der Sicht der KHBV wichtigsten Teilbereiche des Rechnungswesens, erfolgen demnächst überall routinemäßig. Externe Wirtschaftsprüfer konnten die Ordnungsmäßigkeit des Rechnungswesens bei der Prüfung des Jahresabschlusses der ME der Universität Düsseldorf per 31. Dezember 1979 bestätigen. Die ME der Universität Düsseldorf legten auch als erste Universitätsklinik in NW eine geprüfte Eröffnungsbilanz zum Stichtag 1. Januar 1979 vor – unter Einschluß des erfaßten und bewerteten Anlagevermögens. Während sich die übrigen ME der Hochschulen noch diesem freiwilligen Prüfungen zu stellen haben, kommt es bei den ME der Universität Düsseldorf bezüglich der Jahresabschlußprüfung 1980 bereits zu einer ersten Wiederholungsprüfung für den Jahresabschluß.

Die stürmische Aufbauphase des Rechnungswesens in den ME der Hochschulen des Landes NW ist vorüber. In der sich anschließenden Zeitspanne gilt es, den „Feinputz“ aufzubringen und Unebenheiten zu glätten. Noch fehlen beispielsweise mit dem kaufmännischen Rechnungswesen abgestimmte Arbeitsanweisungen für ein gleichförmiges Verwaltungshandeln „nach innen“. Auch brauchen die Medizinverwaltungen nach ihrer Umgestaltung in ein Mensch-Maschine-System wieder „etwas mehr Ruhe“, damit sich die neuen Abläufe stabilisieren können. Fast zu hohe Anforderungen wurden in den letzten Jahren an das „Humankapital“ gestellt.

Anmerkungen

¹ Hilfsreferent im Referat „Quantitative Analysen und Prognosen, Ausbauplanung“ (Kurzbezeichnung) des Ministeriums für Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf; vom 1. Oktober 1978 bis 31. Juli 1981 Hilfsreferent im Referat „Wirtschaftsführung und Wirtschaftlichkeit der Medizinischen Einrichtungen“ (Kurzbezeichnung).

Unter Mitarbeit von Dipl.-Kfm. HANS ROSSELS, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Treuhandsseminar der Universität zu Köln (Seminarleiter: Prof. Dr. GÜNTER SIEBEN).

Der Verfasser dankt der Universität Düsseldorf für die erteilten Auskünfte.

² Gesetz über die wissenschaftlichen Hochschulen des Landes Nordrhein-Westfalen (WissHG) vom 20. November 1979 (GV. NW. 1979, S. 926); auch abgedruckt in: „Handbuch Hochschulen in Nordrhein-Westfalen“, hrsg. vom Minister für Wissenschaft und Forschung des Landes NW, Düsseldorf 1979, S. 9.

- 3 Bei den ME der Universität Bochum unterbleibt die Einführung der kaufmännischen doppelten Buchführung. Vgl. Gliederungspunkt 2., S. 2.
- 4 Vgl. dazu: MACKSCHEIDT, KLAUS: Krankenhauswirtschaft als Teil gesamtwirtschaftlicher Zielsetzungen, in: Der 10. Deutsche Krankenhaustag vom 15. bis 18. Mai 1979 in Düsseldorf, eine Dokumentation, herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft Deutsches Krankenhaus (ADK), Köln 1979, S. 102–112; BECKER, JÜRGEN: Wirtschaftliche Bedeutung der Hochschulmedizin, Vortrag gehalten auf der Tagung der Verwaltungsdirektoren der Universitätskliniken und Medizinischen Hochschulen am 24. September 1980 in Münster (nicht veröffentlicht).
- 5 Landeshauhaltsordnung (LHO) vom 14. Dezember 1971 (GV. NW. 1971, S. 397).
- 6 Verordnung über die Rechnungs- und Buchführungspflichten von Krankenhäusern (Krankenhaus-Buchführungsverordnung — KHBV) vom 10. April 1978 (BGBl. 1978, I, S. 473).
- 7 Die Begriffe „Universitätskliniken“, „Medizinische Einrichtungen“ und „Hochschulkliniken“ werden synonym verwendet.
- 8 Gesetz zur wirtschaftlichen Sicherung der Krankenhäuser und zur Regelung der Krankenhauspflegesätze — KHG — vom 29. Juni 1972 (BGBl. 1972, I, S. 1009).
- 9 Gesetz über die Gemeinschaftsaufgabe „Ausbau und Neubau von wissenschaftlichen Hochschulen“ (Hochschulbauförderungsgesetz) vom 1. September 1969 (BGBl. 1969, I, S. 1556) in der Fassung des Gesetzes zur Änderung des Hochschulbauförderungsgesetzes vom 3. September 1970 (BGBl. 1970, I, S. 1301).
- 10 Vgl. Gliederungspunkte 6.1. und 6.2.
- 11 Verordnung zur Regelung der Krankenhauspflegesätze (Bundespfllegesatzverordnung — BpflV) vom 25. April 1973 (BGBl. 1973, I, S. 333).
- 12 Verordnung über die Abgrenzung und die durchschnittliche Nutzungsdauer von Wirtschaftsgütern in Krankenhäusern (Abgrenzungsverordnung — AbgrV) vom 5. Dezember 1977 (BGBl. 1977, I, S. 2355).
- 13 POHL, ERNST AUGUST: Besondere Probleme aus der Krankenhausbuchführungsverordnung — KHBV, in: Krankenhaus-Umschau, 48. Jg., 1979, S. 93.
- 14 Vgl. Verwaltung der Kliniken und der Medizinischen Institute der Westfälischen WILHELMS-Universität Münster (Hrsg.): Informations- und Geschäftsbericht für das Jahr 1977, Münster 1978, S. 15; vgl. derselbe: Informations- und Geschäftsbericht für das Jahr 1978, Münster 1979, S. 14f.
- 15 EHLERS, C. TH.: EDV als Führungsinstrument von klinischen Einrichtungen, Göttingen 1977, S. 2 (begrenzt veröffentlicht).
- 16 Vgl. Gesellschaft für Strahlen- und Umweltforschung: Integriertes Rechnungswesen in Krankenhäusern, Bund-Länder-Arbeitsgruppe „Automaten im Krankenhaus“, BPT-Bericht 8/78, 2., ergänzte Auflage, 1978, o. S. (begrenzt veröffentlicht).
- 17 Vgl. o.V.: Ergebnis der Umfrage der Deutschen Krankenhausgesellschaft über den Stand des Rechnungswesens in den Krankenhäusern im Jahre 1979, in: Krankenhaus-Umschau, 49. Jg., 1980, S. 585.
- 18 Vgl. zur Finanzbuchhaltung FINK, Projektleitung im Statistischen Landesamt Rheinland-Pfalz, Bad Ems (Hrsg.): Datenverarbeitungsprojekt „Einheitliche maschinelle Buchhaltung und Betriebsabrechnung in Krankenhäusern“, Band 9, Gutachten über die Ordnungsmäßigkeit des Feinkonzepts „Finanzbuchhaltung in Krankenhäusern“ (FINK), Bad Ems 1976, Blatt 4.
- 19 Vgl. ebenda, Blatt 16.
- 20 Vgl. dazu: KNOP, JAN — STICHTENOTH, HORST: Organisation der Datenverarbeitung an den Hochschulen des Landes NW am Beispiel der Universität Düsseldorf, in: Öffentliche Verwaltung und Datenverarbeitung, 7–8/80, S. 21. (Im folgenden zitiert als: Organisation...); KNOP, JAN — STICHTENOTH, HORST — HAVERKAMP, WILHELM: Organisation der automatisierten Datenverarbeitung an Hochschulen in Nordrhein-Westfalen. Das Rechenzentrum der Universität Düsseldorf im Servicebetrieb für Hochschuleinrichtungen des Bundeslandes, in: data report, 15. Jg., 1980, S. 32. (Im folgenden zitiert als: Datenverarbeitung).
- 21 Vgl. KNOP, JAN — STICHTENOTH, HORST: Organisation..., a.a.O., S. 11.
- 22 Gesetz zum Schutz vor Mißbrauch personenbezogener Daten bei der Datenverarbeitung (Datenschutzgesetz Nordrhein-Westfalen — DSG NW —) vom 19. Dezember 1978 (GV. NW. 1978, S. 640).
- 23 Vgl. KNOP, JAN — STICHTENOTH, HORST: Organisation..., a.a.O., S. 10.
- 24 Vgl. Gliederungspunkt 6.2.
- 25 Vgl. KNOP, JAN — STICHTENOTH, HORST: Organisation..., a.a.O., S. 12.
- 26 Vgl. Verwaltung der Kliniken und der Medizinischen Institute der Westfälischen WILHELMS-Universität Münster (Hrsg.): Informations- und Geschäftsbericht für das Jahr 1980, a.a.O., S. 103.
- 27 Vgl. dazu: KNOP, JAN — STICHTENOTH, HORST: Organisation..., a.a.O., S. 12; KNOP, JAN — STICHTENOTH, HORST — HAVERKAMP, WILHELM: Datenverarbeitung, a.a.O., S. 23.
- 28 Vgl. Der Senator für Gesundheit und Umweltschutz (Hrsg.): Kaufmännisches Rechnungswesen für die Krankenhäuser des Landes Berlin, Kurzbeschreibung, Berlin 1978, S. 53.

- 29 Vgl. dazu: KNOP, JAN — STICHTENOTH, HORST: Organisation..., a.a.O., S. 12; KNOP, JAN — STICHTENOTH, HORST — HAVERKAMP, WILHELM: Datenverarbeitung, a.a.O., S. 23.
- 30 Vgl. OEL, AXEL: Rechnergestützte Anlagenerstaufnahme und -bewertung, in: „Wirtschaftliches Krankenhaus“, Band 9 der WIBERA-Fachschriften, Neue Folge, 2., vollständig überarbeitete Auflage, Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1980, S. 193. (Im folgenden zitiert als: Rechnergestützte...).
- 31 Vgl. ebenda, S. 192. — Der Finanzminister NW erließ für die Erfassung und Bewertung des unbeweglichen Anlagevermögens der ME der Hochschulen des Landes NW keine speziellen Richtlinien. Solche Richtlinien wurden bekanntgemacht für Landeskrankenhäuser in Baden-Württemberg. Vgl. Richtlinien des Finanzministeriums für die Erfassung und Bewertung des unbeweglichen Anlagevermögens von Landeskrankenhäusern in der Eröffnungsbilanz zum 1. Januar 1979, in: Gemeinsames Amtsblatt, 1979, Nr. 35, S. 1012f.
- 32 Vgl. Verzeichnis II der Anlage zur AbgrV; vgl. dazu auch: OEL, AXEL: Rechnergestützte..., a.a.O., S. 193.
- 33 Vgl. STREBLOW, KLAUS-EBERHARD: Die Verwaltung der Städtischen Krankenanstalten Düsseldorf 1907 bis 1972, in: „Von der Medizinischen Akademie zur Universität Düsseldorf 1923—1973“, Festschrift anlässlich des 50jährigen Jubiläums der Gründung der Medizinischen Akademie am 13. Mai 1923, hrsg. von HANS SCHADEWALDT im Auftrage der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Düsseldorf e.V., Berlin 1973, S. 93.



IGEDO und IGEDO-Deutsches
Internationale Modemesse
BIOTEC Internationale Konferenz
für Bio- und Gentechnik
GDS Internationale Schweißmesse
Interhospital Deutscher Verband
Größe Krankenhausfach
IGEDO-NEW LOOK
Internationale Modemesse
wifo Internationales Fachforum
P&B Internationale Fachmesse
Produktionsproduktion
Interpack Internationale
Postmittel, Südwarenmesse

METAV ... der Markt für Metallverarbeitung Angebot für Fertigung	07.09 - 11.09
Über unsere verschiedenen Spar-Angebote arbeiten wir Sie gern persönlich Ob Sparpläne	
mit Bonus oder mit Versicherungsschutz Deutsche Bank-Sparpläne oder Vermögens-	
wirksame Sparverträge mit Prämie.	
GLAS Internationale Fachmesse Anwendung - Maschinen - Auszubildende	28.09 - 01.10
WM Friseur 1988 internationale Fachausstellung Friseurbedarf und Körperpflegekosmetik	02.10 - 04.10
A-FA Internationale Ausstellung + KundInnen Deutscher Kongress Arbeitsschutz + Arbeitsschwermetalle	03.11 - 06.11
disotec internationale Messe der Unternehmensberatung	12.11 - 16.11
hugatec Internationale Fachmesse Holztechnik Gesamtwirtschaft Gemeinschaftsveranstaltung	12.11 - 16.11
MED Diagnostica - Fachmesse Lebetechnik - Diagnostik - Therapie - Rehabilitation Lebetechnik - Diagnostik - Therapie - Rehabilitation	18.11 - 21.11 16.11 - 19.11

Machen Sie mehr aus Ihrem Geld. Wir sagen Ihnen, wie.



Über unsere verschiedenen Spar-Angebote beraten wir Sie gern persönlich: Ob Sparpläne mit Bonus oder mit Versicherungsschutz, Deutsche Bank-Sparbriefe oder Vermögens-wirksame Sparverträge mit Prämie.

Deutsche Bank



Weltmarkt Düsseldorf

Termine	1987	1988
PSI Präsent Service Institut	14.01.– 16.01.	13.01.– 15.01.
Düsseldorfer Fachtage für Silber, Schmuck und Uhren	15.01.– 18.01. Juli	Januar Juli
boot – Düsseldorf Internationale Bootsausstellung	24.01.– 01.02.	23.01.– 31.01.
COLLECTIONS PREMIEREN DÜSSELDORF + junior premieren	08.02.– 10.02. 02.08.– 04.08.	Februar August
IMPRINTA Internationaler Kongreß und Ausstellung für Kommunikationstechniken	●	18.02.– 24.02.
EuroShop Internationale Messe Handel und Marketing	21.02.– 25.02.	●
Westdeutsche Kunstmesse	●	März
IGEDO und IGEDO-Dessous Internationale Modemesse	08.03.– 11.03. 06.09.– 09.09.	März September
BIOTEC Internationale Konferenz mit Ausstellung für Bio- und Gentechnologie	17.03.– 19.03.	März
GDS Internationale Schuhmesse	21.03.– 23.03. 19.09.– 21.09.	19.03.– 21.03. September
Interhospital Deutscher Krankenhaustag Größte Krankenhausfachmesse der Welt	31.03.– 03.04.	●
IGEDO-NEW LOOK Internationale Modemesse	26.04.– 28.04. 18.10.– 20.10.	April Oktober
wire Internationale Fachmesse Draht und Kabel	●	11.04.– 15.04.
P88 Internationale Fachmesse für Packstoff- und Packmittelproduktion	●	05.05.– 11.05.
interpack Internationale Messe für Verpackungsmaschinen, Packmittel, Süßwarenmaschinen	14.05.– 20.05.	●
METAV ... der Markt für Metallbearbeitung Ausstellung für Fertigungstechnik	●	07.06.– 11.06.
hifi Internationale Messe der Unterhaltungselektronik	●	28.08.– 03.09.
REHA Internationale Ausstellung mit Kongressen, Forum + Sportcenter	23.09.– 27.09.	●
GLAS Internationale Fachmesse Anwendung – Maschinen – Ausrüstungen	●	28.09.– 01.10.
WM Friseure 1988 Internationale Fachausstellung Friseurbedarf und Körperpflegekosmetik	●	02.10.– 04.10.
A + A Internationale Ausstellung + Treffpunkt Sicherheit Deutscher Kongreß Arbeitsschutz + Arbeitsmedizin	03.11.– 06.11.	●
discotec Internationale Messe der Unterhaltungsgastronomie	●	12.11.– 16.11.
hogatec Internationale Fachmesse Hotellerie, Gastronomie, Gemeinschaftsverpflegung	●	12.11.– 16.11.
MEDICA Diagnostica – Therapeutica – Technica/ Internationaler Kongreß und Ausstellung	18.11.– 21.11.	16.11.– 19.11.

Düsseldorfer Messegesellschaft mbH – NOWEA –

Postfach 320203, 4000 Düsseldorf 30, Telefon (0211) 45 60-01, Telefax (0211) 45 60 668, Btx * 55700 #

KREISSPARKASSE
KREISSPARKASSE

**Die
Alternative.**



KREISSPARKASSE DÜSSELDORF

Kasernenstraße 69 * 4000 Düsseldorf 1



Schlösser Alt grüßt alle, die gern Würze in ihr Leben bringen.



Düsseldorfs Würze - Schlösser Alt. Voll Frische und Flair.

Kinderheilkunde und Nachbardisziplinen

GUSTAV-ADOLF VON HARNACK

Abschiedsvorlesung am 30. September 1983



Wenn man über das Thema „Kinderheilkunde und Nachbardisziplinen“ nachdenkt, muß man sich darüber klar werden, was denn Kinderheilkunde selbst ist. Die Antwort auf diese Frage scheint zunächst leicht: Die Kinderheilkunde ist nicht wie viele Spezialgebiete ein auf ein bestimmtes Organ ausgerichtetes Fach, sondern sie ist die Medizin eines besonderen Lebensalters, der Kindheit. Allerdings muß man dabei heutzutage alle chirurgischen Tätigkeiten ausklammern. Kann man daher formulieren wie dies CZERNY tat? „Kinderheilkunde ist Innere Medizin des Kindesalters.“

Heute müßte man sicher auch eine Reihe von diagnostischen Spezialtechniken ausklammern, bei denen es mehr auf die angewandten technischen Fähigkeiten ankommt als auf die Tatsache, daß es ein Kind ist, bei dem die Technik verwendet wird. Ich denke an die speziellen biochemischen, mikrobiologischen, histologischen und physikalischen

Untersuchungsmethoden. Doch auch die zeitliche Begrenzung ist zum Problem geworden, denn schon vor der Geburt beginnt vielfach die Tätigkeit des Pädiaters, etwa wenn er sich an der vorgeburtlichen Diagnostik von Stoffwechselkrankheiten, angeborenen Fehlbildungen oder Blutunverträglichkeiten beteiligt. Auch die Therapie beginnt z.T. schon intrauterin, wenn z.B. lebensrettende Bluttransfusionen schon zu diesem Zeitpunkt nötig werden.

Und: Wann endet die Kindheit? Auf welchen Zeitraum ist das Jugendalter festzulegen? Und wann ist das Individuum „erwachsen“? Somatisch ist die letzte Frage am leichtesten zu beantworten. Heute ist ein Mädchen mit 16 Jahren und ein junger Mann mit 18 Jahren praktisch ausgewachsen. In früheren Jahrzehnten war dieser Zeitpunkt um zwei bis drei Jahre hinausgeschoben. Mit der Pubertät geht die Kindheit ins Jugendlichenalter über. Welcher Arzt ist für den Jugendlichen zuständig? Gehört ein Jugendlicher, wenn er ins Krankenhaus aufgenommen werden muß, in die Kinderklinik (wo ihn Säuglingsgeschrei stören kann) oder auf die Erwachsenen-Abteilung, wo er vielfach unter alten Patienten liegt? Eine „Jugendheilkunde“ gibt es in der Bundesrepublik nur in ersten Ansätzen, wenn es sich z.B. um die Weiterbehandlung von Kindern mit chronischen Leiden handelt (wie Mukoviszidose, Epilepsie usw.) oder um spezielle Probleme dieser Altersstufe.

Wenn wir die Eingangsfrage nach diesen Überlegungen nun beantworten wollen, so können wir vielleicht formulieren: Die Kinderheilkunde ist ein facettenreiches medizinisches Arbeitsgebiet, dessen Anfang bis in die Pränatalzeit und dessen Ende bis in die Adoleszenz reicht und das sich vorwiegend konservativer Therapiemethoden bedient.



Die vorwiegend zeitlich definierte Besonderheit der Kinderheilkunde bringt es mit sich, daß sie mit zahlreichen Fachgebieten in einer wechselseitigen Beziehung steht. Lassen Sie mich das „durch die Blume“ ausdrücken (Abb. 1). Wenn man die Kinderheilkunde einmal ins Zentrum stellt, so streckt sie zahlreiche Blütenblätter in alle Richtungen. Über die Frauenheilkunde brauche ich nichts zu sagen; auch nichts über die chirurgischen Fächer mit der Kinderchirurgie und der Chirurgie der verschiedenen Organsysteme. Auch Fächer mit speziellen diagnostischen Methoden wie HNO- und Augenheilkunde ordnen sich selbstverständlich ein. Am problematischsten ist eigentlich die Beziehung zum Mutterland, der Inneren Medizin. Da sich diese selbst aber in zahlreiche Subspezialitäten aufgliedert, knüpfen sich neue Beziehungen an zwischen Spezialgebieten der Pädiatrie und eigenen Fachrichtungen der Inneren Medizin wie Kardiologie, Pneumologie, Nephrologie, Gastroenterologie usw.

Man könnte nun fragen, was bleibt eigentlich an charakteristischen Aufgaben der Pädiatrie überhaupt übrig, wenn so viele Aufgaben von anderen Fachgebieten übernommen werden? Ist die Rolle des Kinderarztes nur noch die eines Weichenstellers? Eine verantwortliche, aber doch etwas dürftige Tätigkeit?

Wir müssen hier zwei Tendenzen unterscheiden: In der klinischen Pädiatrie ist die eine Tendenz das Kinderzentrum. Die andere strebt nach einer zunehmenden Verklammerung der Pädiatrie mit den übrigen Fachgebieten. Auf der einen Seite also das autarke Kinderkrankenhaus mit seinen zahlreichen Fachabteilungen einschließlich Chirurgie und Anästhesie, auf der anderen Seite die in ein Klinikum integrierte Kinderklinik. Dies sind jedoch nur Extremvarianten. In der Realität durchdringen sich die Tendenzen, wobei die eine lautet: „Nur ein pädiatrisch ausgerichteter Spezialist sollte das Kind behandeln.“ Die andere Tendenz könnte lauten: „Nur der in seinem Organ-Fachgebiet ausgewiesene Arzt ist auch für das Kindesalter kompetent.“

Die Praxis erweist sich als ein Feld fruchtbarer Konkurrenz beider Richtungen. Wo es in erster Linie um die Erfassung des Kindes in seiner Ganzheit geht, um den kindgerechten Umgang mit dem Patienten in Diagnostik und Therapie, ist ohne Zweifel der Kinderarzt berufen. Aber niemand wird einem Herzchirurgen das Recht streitig machen, bei Säuglingen wie bei Erwachsenen Herzoperationen vorzunehmen, wenn er mit den unterschiedlichen Dimensionen vertraut ist. Dies gilt für andere Fächer in gleicher Weise wie Orthopädie, Urologie, Neurochirurgie, um nur einige zu nennen.

Wenn man nun die zentralen Aufgaben der Pädiatrie in heutiger Zeit zusammenfaßt, dann

Neonatologie

Pädiatrische Radiologie

Pädiatrische Intensivmedizin

Kinder-Psychologie und -Psychiatrie

Stoffwechselstörungen und Endokrinologie

Infektionskrankheiten und Immunologie

Hämatologie und Onkologie

Kardiologie Pneumologie

Nephrologie Neuropädiatrie

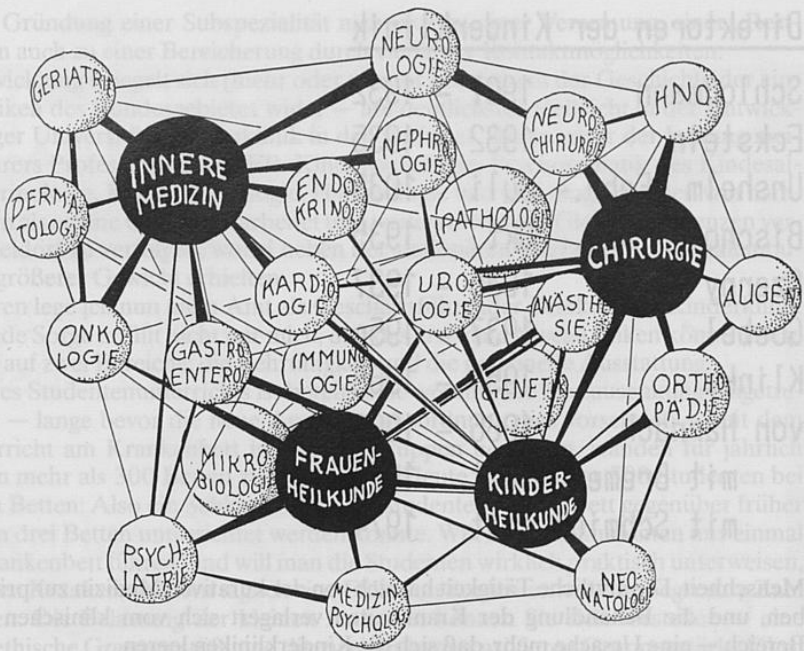
Gastroenterologie

könnte man zu dieser Aufstellung gelangen (Abb. 2). Auf dem Gebiet der Neonatologie besteht in Düsseldorf schon immer eine harmonische und fruchtbare Zusammenarbeit zwischen Frauenheilkunde und Pädiatrie. Als ich 1966 die Leitung der Kinderklinik übernahm, wurde ich von Professor ELERT auf das herzlichste begrüßt, und diese gute Arbeitsatmosphäre hat sich auch in der Zusammenarbeit mit seinem Nachfolger, Professor BECK, fortgesetzt. Zu Beginn war es auf pädiatrischer Seite Professor GLEISS, der die Verbindung unterhielt. Das zweite Spezialgebiet der Klinik war bei meinem Amtsantritt das Gebiet der Infektionskrankheiten, das von Herrn HANSEN in souveräner Weise bearbeitet wurde. Heute allerdings spielen in der Pädiatrie Mitteleuropas die Infektionskrankheiten nur noch eine untergeordnete Rolle. Durch die Fortschritte der Hygiene, durch Impfungen und Antibiotika ist es so weit gekommen, daß selbst die Fachärzte für Kinderheilkunde in ihrer Ausbildung keinen Fall sehen von Poliomyelitis, Diphtherie oder Tetanus und ganz selten einmal einen Fall von Masern oder Tuberkulose.

So konnte sich die ganze Aktivität den übrigen Gebieten der Kinderheilkunde zuwenden. Die Tendenz, die ich von Anbeginn an verfolgte, war die, für jedes Kind — welche Krankheit oder welches Leiden es auch hatte — optimale Behandlungsbedingungen zu schaffen. Da dies über die Kraft eines einzelnen geht, mußten geeignete Mitarbeiter herangezogen werden. Am Tage meines Dienstantrittes begann Herr STEINGRÜBER seine Tätigkeit an der Kinderklinik auf dem Gebiet der medizinischen Psychologie. Es folgten Herr MORTIER, der die Neuropädiatrie übernahm, Herr BOURGEOIS die Kinderkardiologie, Herr LEMBURG die Intensivtherapie, Herr STEMANN und später Herr REINHARDT die Pneumologie.

Bei meinem Dienstantritt waren bei 390 Betten 23 Ärzte tätig, in den siebziger Jahren waren es bei etwas über 200 Betten 57 Ärzte. Was dabei in Klinik, Forschung und Lehre zu leisten war, konnte ein einzelner nicht mehr bewältigen: Mit dem Eintritt von Herrn SCHMIDT und Herrn BREMER kam es zu einer Dreigliederung (nicht einer *Dreiteilung*) der Kinderklinik, und nun waren auch die Gebiete Neonatologie, Gastroenterologie, Nephrologie und Stoffwechselstörungen kompetent vertreten. Unter Herrn GÖBELS Leitung bildete sich eine hämatologisch-onkologische Arbeitsgruppe, die hervorragende Leistungen aufzuweisen hat. Lediglich die Endokrinologie wird in unserer Klinik nicht als spezieller Schwerpunkt betrieben, doch kann heute eine Kinderklinik nicht mehr alle Fachrichtungen umfassen. Den Ausgleich bringt die immer engere Zusammenarbeit und der Austausch mit den Spezialabteilungen anderer Kinderkliniken des Bundesgebietes und zum Teil auch des Auslandes.

Wenn Sie mich nun nach meinem pädiatrischen „Glaubensbekenntnis“ fragen, so ist es die nach innen vielfältig gegliederte und nach außen mit den Nachbargebieten vielfältig verzahnte Klinik: Eine Klinik, die nicht in selbständige Teilgebiete zerfällt, sondern die in der klinischen Tätigkeit,



in der Weiterbildung, im Studentenunterricht und in der Schwesternausbildung eine Einheit darstellt und als solche wirksam ist und die sich in der speziellen Diagnostik und in der Forschung aufs Vielfältigste gliedert.

Wie verhält sich eine solche Kinderklinik in ihrer Beziehung zu den Nachbardisziplinen? Um das zu demonstrieren, muß ich vom primitiven Blumenmodell zum Atommodell übergehen (Abb. 3). Bitte erschrecken Sie nicht über die verwirrende Vielfalt. Sie ist nur ein schwacher Abglanz der tatsächlichen Vielfalt. Summarisch könnte man sagen: Jedes Fach ist mit jedem anderen verbunden — entweder direkt oder indirekt. Nur stehen sich manche Fächer allerdings näher als andere. Die Neonatologie zum Beispiel habe ich daher näher an die Pädiatrie (und die Frauenheilkunde) gerückt, die Geriatrie als Antipoden aber zur Inneren Medizin. Sie müssen erlauben, daß ich außer den drei traditionellen Hauptfächern auch der Kinderheilkunde die Farbe „Signalrot“ zugeordnet habe. Von diesen Zentren gehen — sowohl historisch gesehen, als auch der Realität nach — Bindungskräfte in alle Richtungen. Möge jeder meiner verehrten medizinischen Kollegen in diesem Modell den ihm zugehörigen Platz finden, und wenn er sich von der Pädiatrie zu weit weggerückt glaubt, möge er sich mit dem Gedanken trösten, daß die Andeutung von nur drei Dimensionen möglich war, und das kann zu Verzerrungen der Realität führen.

Auch die Stärke der Bindungskräfte unterliegt natürlich subjektivem Ermessen. Ich war bestrebt, die Intensität der gegenseitigen Beziehungen durch die Breite der Verbindungslinie zu charakterisieren. Dabei leitete mich auch die Frage, welche Gebiete zur Behandlung von Kindern am meisten beitragen. Hierbei sollen auch die medizinisch-theoretischen Fächer nicht vergessen werden, die mit ihrer blauen Farbe etwas in den Hintergrund gerückt erscheinen, deren Bedeutung aber nicht überschätzt werden kann. Sie sehen, wie viele Gebiete, die von der Inneren Medizin ausgehen, sowohl auf die Erwachsenenmedizin wie auf die Kinderheilkunde hin ausgerichtet sind. Ich weise nur hin auf Onkologie, Gasroenterologie, Kardiologie usw.

Welchen Weg wird die Kinderheilkunde in Zukunft nehmen? Wird sie in zu viele Teile zerfallen? Wird sie ein lebenskräftiges Zentrum behalten? Wird auf die Zeit des Wachsens und der Blüte eine Zeit des Niedergangs folgen? Die Zeichen sind bedenklich. Seit 1965 ist die Zahl der Neugeborenen auf die Hälfte gesunken: Damit verschmälert sich die Basis unseres Faches. Deutschland ist das Land mit der niedrigsten Neugeborenenrate in der Welt. Der Gesundheitszustand der Kinder ist dank der Kinderheilkunde so gut wie niemals in der Geschichte der

Schloßmann	1907 – 1932
Eckstein	1932 – 1935
Unshelm	Febr.– Juli 1935
Bischof	Aug.– Okt. 1935
Czerny	1935 – 1937
Goebel	1937 – 1950
Klinke	1951 – 1966
von Harnack	1966 – 1983
mit Bremer	seit 1974
mit Schmidt	seit 1974

Menschheit. Die ärztliche Tätigkeit hat sich von der kurativen Medizin zur präventiven verschoben, und die Behandlung der Krankheiten verlagert sich vom klinischen zum ambulanten Bereich — eine Ursache mehr, daß sich die Kinderkliniken leeren.

Die Kinderheilkunde ist ein relativ junges Fach. Wir feiern in diesem Jahr den hundertsten Geburtstag der Deutschen Gesellschaft für Kinderheilkunde. Man kann die Gründung, an der 30 kinderärztlich interessierte Mediziner teilnahmen, zwar nicht als die Geburt der Pädiatrie bezeichnen, aber vielleicht doch als ihren Tauftag. Die Universitäts-Pädiatrie beginnt erst 1894 mit der Errichtung des ersten Ordinariats für Kinderheilkunde in Berlin (übrigens gegen den erklärten Willen der Medizinischen Fakultät). 1921 bestanden erst an 14 von 19 deutschen Universitäten Ordinariate für Kinderheilkunde, das letzte Ordinariat folgte erst 1939 (Erlangen). Erst 1918 war die Pädiatrie zum obligatorischen Prüfungsfach im medizinischen Staatsexamen geworden.

Von den führenden Kinderärzten der pädiatrischen Pionierzeit sind zwei eng mit der Düsseldorfer Kinderklinik verbunden: ARTHUR SCHLOSSMANN war ihr erster Direktor (Abb. 4). Der Wegbereiter der Säuglingsfürsorge und der klinischen Pädiatrie in Deutschland war zugleich der Gründer der Medizinischen Akademie und damit der späteren Universität Düsseldorf. ADALBERT CZERNY, einer der Großen unseres Faches, mußte 1937 kommissarisch einspringen, als nach der schmachvollen Vertreibung ALBERT ECKSTEINS die Kinderklinik aus dem Gleis geraten war. Gefordert wurde eine „vorschriftsmäßige“ Gesinnung, doch verband sich diese nicht immer mit der erforderlichen Fachkompetenz. Erst mit FRITZ GÖBEL hatte die Klinik wieder einen regulären, menschlich und fachlich überzeugenden Leiter.

Nach der Zeit des Niedergangs im Dritten Reich und im Zweiten Weltkrieg erreichte die Pädiatrie in Deutschland wieder den Anschluß an den internationalen Standard. In den fünfziger Jahren kam es in den Kinderkliniken zu einer zunehmenden Ausdifferenzierung der pädiatrischen Tätigkeit und zur Begründung mehr oder weniger eigenständiger Subspezialitäten. Von diesen hat die Kinderkardiologie die formale Anerkennung als Teilgebietsbezeichnung und die Kinderpsychiatrie die Anerkennung als eigenes Facharztgebiet erlangt. Die anderen Subspezialitäten sind in mehr als 20 Arbeitsgemeinschaften, Gesellschaften und Arbeitsgruppen noch unter dem Dach der Muttergesellschaft vereint, so wie 100 Jahre früher die Kinderheilkunde ihrerseits zur Muttergesellschaft der Naturforscher und Ärzte gehörte. Diese Subspezialitäten haben aber nicht nur eine Mutter, die Kinderheilkunde, sondern auch einen Vater, der dem jeweiligen Fachgebiet entstammt. So

die Kinderkardiologie die Kardiologie,
die Neuropädiatrie die Neurologie
usw., um nur Beispiele zu nennen.

Insofern wird die Gründung einer Subspezialität nicht nur zu einer Verarmung, einer „Rest-Pädiatrie“, sondern auch zu einer Bereicherung durch vielfältige Kontaktmöglichkeiten.

Diese Gesamtentwicklung spiegelt sich (mehr oder minder deutlich) in der Geschichte der einzelnen Kinderkliniken des Bundesgebietes wider — am deutlichsten vielleicht in der Entwicklung der Hamburger Universitäts-Kinderklinik in den fünfziger Jahren unter der Leitung meines verehrten Lehrers Professor SCHÄFER. Kinderradiologie, Psychosomatie des Kindesalters, Kinderendokrinologie, Kinderkardiologie, Hämatologie und Onkologie wurden von namhaften Mitarbeitern als eigene Gebiete bearbeitet und weiterentwickelt. Gleiche Tendenzen versuchte ich in Düsseldorf zu verfolgen, wobei neben der stationären Therapie die Spezialambulanzen ein immer größeres Gewicht erhielten.

Nach über 17 Jahren lege ich nun mein Amt als Geschäftsführender Direktor der Kinderklinik nieder. Zunehmende Sorge erfüllt nicht nur mich, daß das erreichte Niveau sinken könne. Diese Sorge bezieht sich auf zwei Bereiche: die Lehrtätigkeit und die personelle Ausstattung.

Auf dem Gebiet des Studentenunterrichts ist bereits eine wesentliche Niveausenkung eingetreten. Als wir 1966 — lange bevor die neue Approbationsordnung dies vorschrieb — mit dem praktischen Unterricht am Krankenbett in kleinen Gruppen begannen, standen für jährlich rund 90 Studenten mehr als 300 Betten zur Verfügung. Heute sind es über 500 Studenten bei rund 150 belegten Betten: Also ein Schlüssel von drei Studenten auf ein Bett gegenüber früher ein Student, der an drei Betten unterrichtet werden konnte. Will man die Studenten nur einmal pro Woche ans Krankenbett führen, und will man die Studenten wirklich praktisch unterweisen, so drängt sich in den Krankenzimmern täglich eine Fülle von Studenten um eine begrenzte Zahl von Krankbetten. Die Belastung der kleinen Patienten können Sie sich vorstellen — eine Belastung, die an ethische Grenzen stößt und die zu einer immer größeren Gruppenstärke führt, wodurch der Lerneffekt schwindet und das Ungleichgewicht zwischen theoretischem Wissen und praktischem Können immer größer wird.

Die zweite große Sorge betrifft die personelle Ausstattung der Klinik. Die moderne Medizin im Krankenhaus ist weitgehend zu einer Intensivmedizin geworden. Aus psychologischen Gründen ist es gerade in der Kinderheilkunde zu begrüßen, wenn so viele Kinder wie möglich ambulant behandelt werden. Kann einem Kinde aber der Krankenhausaufenthalt nicht erspart werden, so bleibt es oft nur während der Akutphase in stationärer Behandlung. Die Folge ist eine Intensivierung des gesamten Klinikbetriebs. Bedenken Sie, daß die Arbeitswoche 40 Stunden beträgt, die Kalenderwoche aber 168 Stunden umfaßt. Vier Ärzte im Schichtdienst reichen also nicht aus, wenn immer einer präsent sein soll. Dazu kommt aber noch der Transport vital bedrohter Kinder aus den Entbindungskliniken, dazu kommen die ambulanten Notfälle. Dies alles wird auf die jeweilige Bettenzahl bezogen. Hinzu kommen aber noch die personalintensiven Spezialambulanzen am Tage. Sie müßten abgebaut werden, wenn in Zukunft Überstunden entfallen und die Assistentenzahl sich vermindert bei Reduzierung der Bettenzahl. Ich kann nur andeuten, welchen Segen die Spezialambulanzen für viele Patienten bedeuten: Für Kinder mit bösartigen Tumoren, die immer nur für kurze Zeit stationär behandelt werden; für Kinder mit Spina bifida, die die verschiedensten Ambulanzen aufsuchen; für Kinder mit Krampfleiden, Diabetes, Stoffwechselstörungen usw. usw.

Ich will keinen Pessimismus verbreiten, aber warnen! Warnen, daß man nicht wie in früheren Jahrzehnten die Bettenzahl als allgemeine Richtschnur verwendet, sondern das Gesamtvolumen der geleisteten Arbeit berücksichtigt.

Mein Wunsch ist, daß der Kinderheilkunde in Düsseldorf die Möglichkeit geboten wird, sich auf hohem Niveau weiterzuentwickeln. Als ein gutes Vorzeichen sehe ich es an, daß mein Nachfolger im Amt, Herr Professor HANS GERD LENARD, heute zur Stelle ist und in Kürze die Arbeit übernimmt in guter Zusammenarbeit mit allen Mitarbeitern und zum Wohle der uns anvertrauten Patienten und in vielfältigem Kontakt mit den Nachbardisziplinen der Kinderheilkunde.

Suchen Sie Aushilfskräfte? Anruf genügt!

servis vermittelt Ihnen kurzfristig zuverlässige Studenten zur Aushilfe.

„Unsere langjährige Erfahrung garantiert Ihnen die Auswahl geeigneter und tatkräftiger Aushilfskräfte.

Die Studentenvermittlung vermittelt ohne Kosten für Sie.
Anruf genügt.“

Zeitarbeit-Vermittlung des Arbeitsamtes

Universitätsstraße 1
Haus 16.11
4000 Düsseldorf 1
Tel. 02 11/3 1132 71



Studenten

servis

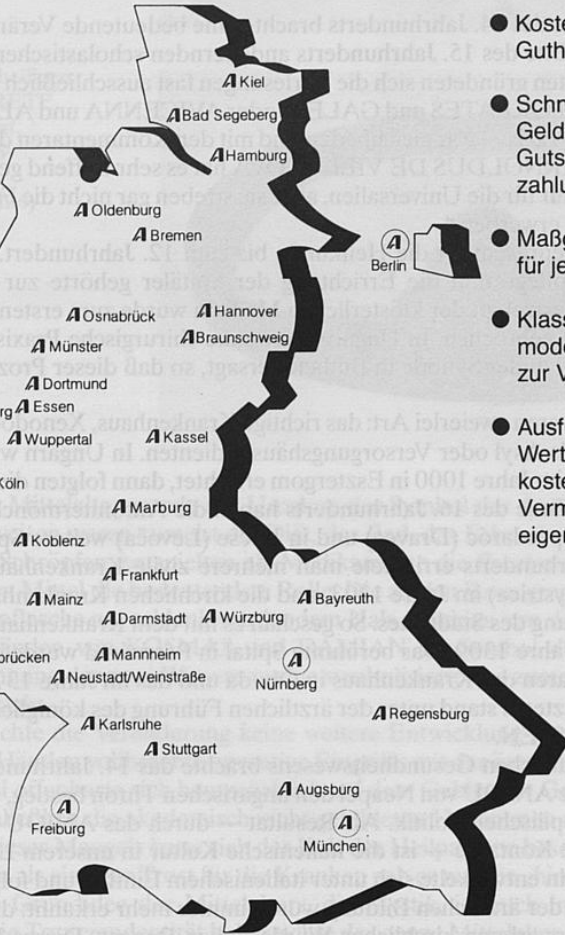




Deutsche Apotheker- und Ärztebank eG

Bank für die Heilberufe

Wir sind da für Sie . . .



- Kostenlose Kontoführung für Guthabenkonten
- Schnelle Verfügbarkeit Ihres Geldes durch taggleiche Gutschrift der Kassenzahlungen
- Maßgerechte Finanzierungen für jeden Kreditbedarf
- Klassische Sparformen — moderne Spezialprogramme zur Vermögensbildung
- Ausführung sämtlicher Wertpapiergeschäfte, kostenlose Vermögensverwaltung, eigenes Börsenbüro

Ⓐ Orte mit Stadtzweigstellen

universeller Bankservice
— speziell für
die Heilberufe



Hauptverwaltung
Emanuel-Leutze-Str. 8
4000 Düsseldorf 11
Telefon (0211) 59 98-0

Die ärztliche Praxis und die medizinische Ikonographie im mittelalterlichen Ungarn

MARIA VIDA

Gastvorlesung am 10. November 1981 im Institut für Geschichte der Medizin

Der wissenschaftliche Geist des 14. Jahrhunderts brachte eine bedeutende Veränderung in der Entwicklung der bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts andauernden scholastischen Medizin. An den medizinischen Fakultäten gründeten sich die Vorlesungen fast ausschließlich auf die Auslegungen der Werke von HIPPOKRATES und GALEN, oder AVICENNA und AL ABBAS. Der Unterricht — fern von der Praxis — war gleichbedeutend mit den Kommentaren der klassischen und arabischen Autoren. ARNOLDUS DE VILLANOVA hat es sehr treffend gekennzeichnet: „Die Pariser Ärzte lernen nur für die Universalien, aber sie streben gar nicht die Fachkunde und die praktische Fähigkeit zu erwerben.“

Die klösterliche Medizin repräsentiert die Heilkunde bis zum 12. Jahrhundert. Die ärztliche Behandlung, die Krankenpflege und die Errichtung der Spitäler gehörte zur Tätigkeit der Mönchsorden. Die Alleinherrschaft der klösterlichen Medizin wurde zum erstenmal durch die Clermonter Synode (1130) gebrochen. In Ungarn wurde die chirurgische Praxis den Ordensbrüdern erst im Jahre 1279 in der Synode in Buda untersagt, so daß dieser Prozeß erst im 14. Jahrhundert sich vollzog.

Die klösterlichen Spitäler waren zweierlei Art: das richtige Krankenhaus, Xenodochium und die Hospitäler, die eigentlich als Asyl oder Versorgungshäuser dienten. In Ungarn wurde das erste Spital von den Johannitern im Jahre 1000 in Esztergom errichtet, dann folgten die Benediktiner in Pécsvárad (1002). Am Ende des 16. Jahrhunderts haben die Antonitermönche in Pozsony (Preßburg, Bratislava), Szepesdaróc (Dravce) und in Lőcse (Levoča) weitere Spitäler gegründet. Im Laufe des 14. Jahrhunderts errichtete man mehrere zivile Krankenhäuser, zuerst in Besztercebánya (Banská Bystrica) im Jahre 1303, und die kirchlichen Krankenhäuser gerieten immer mehr unter die Leitung des Stadtrates. So geschah es mit dem Krankenhaus der Antoniter-Brüder in Pozsony im Jahre 1309. Das berühmte Spital in Pécsvárad wurde im Jahre 1329 erweitert. Hervorragend waren das Krankenhaus in Óbuda und das im Jahre 1375 gegründete Spital in Pannonhalma. Letzteres stand unter der ärztlichen Führung des königlichen Hofarztes von LUDWIG DEM GROSSEN.

In der Geschichte des ungarischen Gesundheitswesens brachte das 14. Jahrhundert eine neue Periode mit. Als die Familie ANJOU von Neapel den ungarischen Thron bestieg, trat Ungarn in den Vordergrund der europäischen Politik. Als Resultat — durch das ANJOU-Haus entwickelte ungarisch-italienische Kontakte — ist die italienische Kultur in unserem Lande bekannt geworden. Auch die Medizin entwickelte sich unter italienischem Einfluß und folgte den weltlichen Weg. Die Wichtigkeit der ärztlichen Bildung wurde immer mehr erkannt: die Hochschulbildung ermöglichte die Erwerbung kirchlicher Würde hohen Ranges. Dieses Faktum inspirierte die ausländischen und einheimischen Ärzte, und damit ist es erklärt, daß jeder bedeutende Arzt zur Zeit der Regierung der ANJOU's und des Königs SIGISMUND den Rang des Bischofs oder Erzbischofs erhielt.

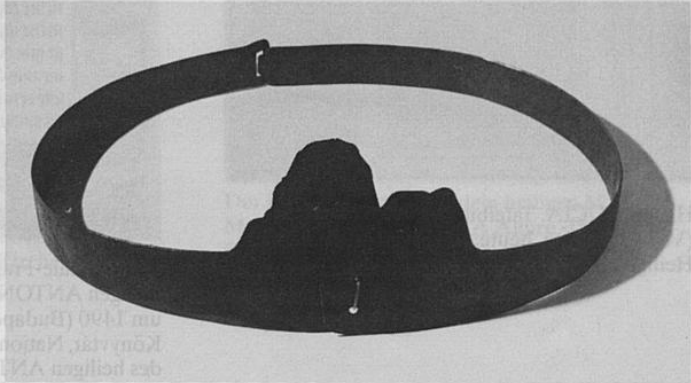
Damals stützte sich die Innere Medizin fast ausschließlich auf die Urinuntersuchung, und die Therapie bestand vorwiegend aus Arzneimitteldosierung und chirurgischen Eingriffen.

Im 14. Jahrhundert glaubte man mittels Uroskopie aus dem Urin auf die Krankheit, auf das Lebensalter und das Geschlecht der Kranken Folgerungen ziehen zu können. Es war daher kein

Folterung der heiligen
APOLLONIA. Fresko,
um 1450. Nógrádsáp
(Komitat Nógrad).
Röm.-Kath. Kirche.



Der Gürtel der heiligen
Frau MARGARETE
(Kopie. Budapest,
SEMMELEWEIS-
Museum für
Medizingeschichte)



Zufall, daß im Mittelalter gerade das Uroskop das Symbol des Ärzteberufes geworden ist. Die Behandlungsweisen waren zumeist die Diät, das Bad, das Erbrechenlassen, das Purgieren, der Aderlaß, das Schröpfen; so spielten als Medikamente die Brechmittel, Schwitzmittel und die harntreibenden Mittel die bedeutendste Rolle. Die an den Ikonographien oft dargestellte wohlbekannte Harnflasche mit schlank werdendem Hals, erschien von dieser Zeit an in den emporgehobenen Händen von KOSMAS und DAMIAN als Symbol der Medizinwissenschaften. Nach der Trennung der zwei Wissenszweige symbolisierte das zumeist hölzerne Apothekegefäß die Pharmazie.

Trotzdem brachte die Veränderung keine weitere Entwicklung in der ärztlichen Praxis, denn man hielt mit Händen vollbrachte operative Eingriffe mit der ärztlichen Würde für unvereinbar. Dieser Mangel offenbarte sich hauptsächlich auf dem Gebiet der Geburtshilfe und der Chirurgie, wo ausschließlich die akademisch nicht gebildeten Hebammen und Chirurgen tätig waren. Zum Ersatz dieses Mangels hatte sich der Kult der Heilpatrone besonders auf diesen Gebieten verstärkt, denn als einziger Trost für die Kranken gab es nur die „himmlische Fürsprache“.

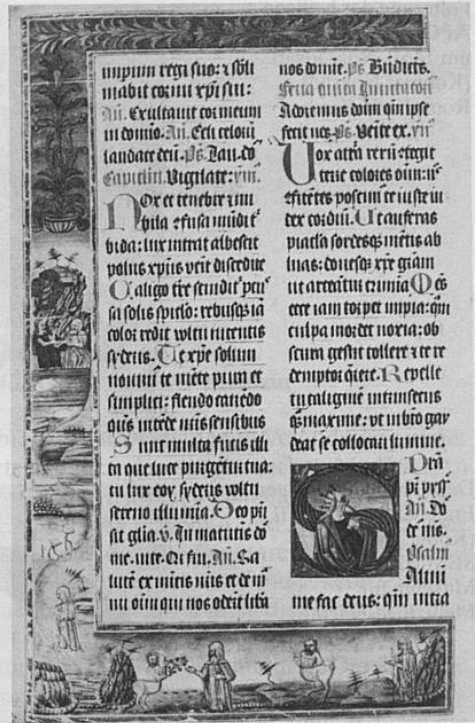
Natürlich, die Grundidee des Mittelalters, die Mystik, ist auch in der Heilkur zur Geltung gekommen. Die Transzendenz beherrschte das ganze Mittelalter und diese Weltanschauung offenbarte sich in sämtlichen Wissenszweigen, doch aufs höchste in der Praxis der Medizin. Wie der heilende Arzt, so glaubte auch der Kranke daran, daß das Schicksal, die Gesundheit und die Krankheit des Menschen von einer überirdischen Macht abhängen.

Am Ende des Mittelalters wurde das „bildliche Gespräch“ allgemein, zuerst an den Wandmalereien. Von Anfang des 15. Jahrhunderts erschienen die Holzstatuen auf den Altären, bald später die Darstellungen auf den Tafelbildern.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Schutz- und Heilpatrone in der Medizin eine große Rolle spiel-



Heilige LUCIA. Tafelbild. 1495. Nagylomnic (Velká Lomnica, heute: Tschechoslowakei). Heilige-KATHERINA-Kirche. MARIEN-Altar.



Antiphonale-Fragment mit der Legende des heiligen ANTONS. Miniaturwerkstatt von Buda, um 1490 (Budapest, Országos Széchenyi Könyvtár, Nationalbibliothek) oder: Versuchung des heiligen ANTONS. Detail.

ten. Die Reihe der Heiligen dokumentiert, welche Krankheiten im Mittelalter am häufigsten vorgekommen sind und am wenigsten heilbar waren. Es beweist die ständige Gegenwart des religiösen Geistes, daß die Namen der einzelnen Krankheiten und Arzneien in der medizinischen Praxis oft nicht lateinisch vorkommen, sondern mit dem Namen der Heilpatrone bezeichnet wurden. Man schreibt zum Beispiel über die Krankheit des heiligen VEIT, die auch heute volkstümlich der „VEITstanz“ genannt wird. Das „ANTONIUS-Feuer“ ist die erst im 18. Jahrhundert aufgeklärte Mutterkorn-Vergiftung oder Ergotismus. Die oft schmerzvollen und schweren Krankheiten hatten ihre eigenen Schutzheiligen: für die Zahnschmerzen, Halsweh, Augenleiden, Brustweh, Vergiftungen und Entzündungen, Tollwut und Tanzwut (Chorea); man wandte sich an den Heilpatron während der häufig wütenden Epidemien: der Lepra, der Pest, des Ergotismus (auch Vergiftung). Eine eigene Schutzheilige hatten die gebärenden Frauen und stillenden Mütter. Die aufgezählten Krankheiten bestätigen einerseits den Mangel der ärztlichen Praxis, andererseits die Hilflosigkeit gegen die Epidemien und den Mangel der entsprechenden Maßregeln des Gesundheitswesens.

Ein Typ der „krankenheilenden“ Heiligen war der Märtyrer-Heilige, der oft durch sein Folterwerkzeug der Patron einer Krankheit wurde. Die heilige APOLLONIA erduldet die größten Schmerzen, als man ihr die Zähne mit feuriger Zange ausriß; und dadurch wurde sie die Heilpatronin der Zahnkranken. Seltener kommt es vor, daß das Patronat sich auf eine Legende gründete, so ist es im Falle der heiligen MARGARETE VON ANTIOCHIEN, die sich angeblich vor ihrem Märtyrertod zur Beschützung der gebärenden Frauen bekannte. Eine andere Gruppe der Heiligen beschäftigte sich tatsächlich mit Heilen und Krankenpflege, und sie wurden wegen ihrer Tätigkeit heiliggesprochen. Die in der einheimischen Ikonographie oft geschilderte heilige ELISABETH aus dem Arpaden-Haus hat die Lepra-Kranken gepflegt.



MARGARETE BECSEI — Meister MÁTÉ:
Heiliger MARTIN und der Leprakranke.
Fresko. Nach 1388. Zseliz (Želiezovce, heute:
Tschechoslowakei). Röm.-Kath. Kirche.



Der Leprakranke neben dem heiligen MARTIN.
Meister der heiligen ANNA Altäre, 1520.
Gemalte Holzstatue. Héthárs (Lypani, heute:
Tschechoslowakei). Röm.-Kath. Kirche.
MARIEN-Hauptaltar.

Für die frühzeitige Ikonographie in Ungarn vom 13. bis 14. Jahrhundert ist charakteristisch die Wandmalerei, ebenfalls wie in der europäischen Malerei. Die Untersuchung der Verbreitung eines Kultes zur Zeit der Romanik und der Gotik hat ihre Schwierigkeiten, indem die wichtigsten kirchlichen Zentren samt ihrer Kathedralen den Stürmen der ungarischen Geschichte zum Opfer gefallen sind. Die bescheideneren Dorfkirchen, deren Malereien sich erhalten haben, können kaum ein reales Bild über den Reichtum und den künstlerischen Wert der Freskenkunst in Ungarn vermitteln. Zur Zeit der Reformation sind manche Wandmalereien mit einer Kalkkruste bedeckt worden, und selbst heutzutage stößt die emsige Forschung auf immer neue Fresken. Der Großteil der erhaltenen Denkmäler befindet sich in Oberungarn (heute: Tschechoslowakei) und in Siebenbürgen (heute: Rumänien), seltener in Transdanubien, also auf den von der 150jährigen Türkenherrschaft verschont gebliebenen Gebieten. Die Topographie dieser Wandmalereien läßt Schlüsse auf die Verbreitung eines Kultes zu. Die Ikonographie der Heilpatrone entfaltet sich am reichsten von Anfang des 15. Jahrhunderts auf den Tafelbildern der Flügelaltäre aus einem Gelübde zur Gelegenheit einer glücklichen Genesung, auf denen nicht nur der Schutzheilige, sondern auch das Donator-Ehepaar dargestellt war. Dieser Votiv-Charakter erscheint in der Wandmalerei viel seltener. Obwohl vom 14. Jahrhundert angefangen, kam auch hier das Abbilden einer flehenden Gestalt vor.

Die erhaltenen Wandmalereien bezeugen es, welche die am meisten verbreiteten Krankheiten des 13. bis 14. Jahrhunderts waren. Die meist dargestellten Heiligen waren: APOLLONIA, die Patronin gegen Zahnschmerzen, und MARGARETE VON ANTIOCHIEN, die Schutzheilige der gebärenden Frauen. In diesem Zeitalter erhob sich aus der Reihe der Schutzheiligen der Epidemien die Darstellung des heiligen ANTONIUS, des Einsiedlers, des Patrons des Ergotismus.



Heiliger MARTIN und der Bettler. Tafelbild, 1490 bis 1500. Budapest, Nationalgalerie. 179.



Meister des NIKOLAUS-Altars von Nagylomonic: Heiliger ERASMUS. Tafelbild, 1500 bis 1510. Nagylomonic (Velká Lomnica, heute: Tschechoslowakei). Heilige-KATHERINA-Kirche. Heiliger-NIKOLAUS-Altar.

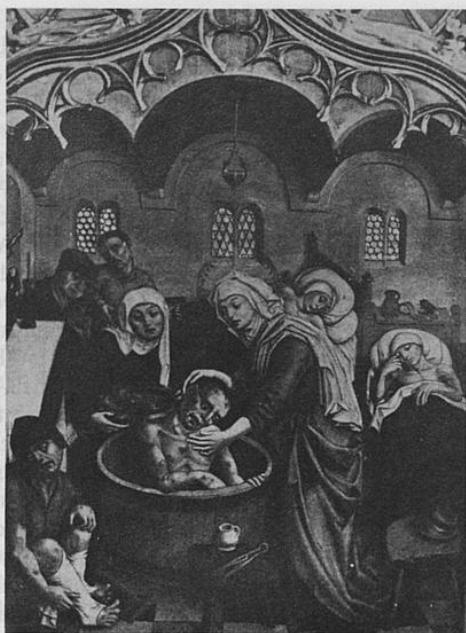
Auf Wandmalereien der Romanik sind die Heiligen nicht immer zu identifizieren, denn ihre Attribute haben sich erst zur Zeit der gotischen Kunst ausgestaltet; APOLLONIA mit ihren Attributen, Zange und Zahn in der Hand.

Die Verehrung der Schutzheiligen des Zahnschmerzes stand in Zusammenhang mit der gleichzeitigen schauerlichen und furchtbaren Behandlung. Diese Behandlung war damals keine ärztliche Tätigkeit, sie war das „Gewerbe“ der Chirurgen, die sie vor der Öffentlichkeit der Märkte ohne Anästhesierung als eine Produktion vorgeführt haben. Unter der Regierung der ANJOU's veränderten sich die Ernährungsverhältnisse der Bevölkerung in den königlichen freien Städten. Die Veränderung der städtischen Lebensweise förderte die Karies der Zähne. Die nacheinander folgenden Perioden sind charakteristisch für die Zahnschmerzen; und ein Gebet an die Heilpatrone, zur Zeit eines Stillstandes, hat man schon für „eine Prävention“ gehalten. Ein Maler aus Radkersburg, JÁNOS AQUILA in West-Ungarn, hat die heilige APOLLONIA in Velemér im Jahre 1378, und in Mártonhely (Martijanci) im Jahre 1392 abgebildet. Zu diesem Kreis gehörten die Meister der APOLLONIA-Darstellungen in Nord-Ungarn aus Lőcse (Levoča) und in Siebenbürgen aus Almakerék (Mălnicrav). In Nógrádsáp um 1450 gab es die einzige Wandmalerei, darstellend „Folterung der APOLLONIA“, auch in dieser Szene mit einer riesigen Zange.

Bezüglich des Patronats der Augenkranken sind mehrere Einflüsse festzustellen. Die Verehrung der LUCIA stammt aus Italien am Ende des 14. Jahrhunderts, während die der OTTILIE sich erst im 16. Jahrhundert als Folge deutschen Einflusses eingebürgert hat. In unserem Land ist, so scheint es, OTTILIE die Fürsprecherin der Augenleidenden, das „Sehen“ der LUCIA ist aber ein Lichtsymbol, die Schutzheilige zahlreicher Friedhöfe, Friedhofskapellen. Auf Tafelbildern ist die ikonographische Verschmelzung der beiden Heiligen bemerkbar. Auf dem Tafelbild von NAGYLOMONIC (VELKÁ LOMNICA) dagegen sehen wir in der Hand der „weltlich“



Heilige ELISABETH VON ÁRPÁDENHAUS badet die Leprakranken. Relief. 14. Jh. Kassa (Košice, heute: Tschechoslowakei). Heiliger-ELISABETH-Dom. Nordisches Portal.



Meister der Legende der heiligen ELISABETH VON KASCHAU: Heilige ELISABETH badet einen Leprakranken im Leprosorium. Tafelbild, 1474 bis 1477. Kassa (Košice, heute: Tschechoslowakei). Heilige-ELISABETH-Dom. Heilige-ELISABETH-Hauptaltar.

gekleideten LUCIA das Attribut OTTILIENS: das Buch im Einband mit einem Auge darauf. Um die Gestalt der heiligen MARGARETE VON ANTIOCHIEN bildete sich ein ausgedehnter, schon aus der Zeit des Árpád-Hauses entspringender Kult heraus. Die Geburtshilfe wurde im ganzen Mittelalter durch die Hebammen ausgeübt. Die Geburtshilfe und die Gynäkologie war gegenüber den übrigen Zweigen der Medizin weit zurückgeblieben. Erst am Ende des 15. Jahrhunderts erhob sich ein Interesse für sie, als die Anatomie und Physiologie in den Vordergrund gerieten. Auf der Miniatur der Bilder-Chronik von der Mitte des 14. Jahrhunderts ist die Geburt des Königs LUDWIG DES GROSSEN dargestellt, und da sieht man, wie die Frauen der Königin ihren Neugeborenen überreichen. Da die Entbindung mit viel Gefahr verbunden war, sind ihr auch Königinnen oft zum Opfer gefallen, so ist auch HEDWIG, die heilige Königin von Polen an Kindbettfieber gestorben. Die Hebammen haben verschiedene Aberglauben während der Entbindung verwendet, zum Beispiel: sie haben die damals in die Mode kommenden „Schlangen- und Entbindungsgürtel“ gebraucht. In Ungarn war im Besitz der Klarissen-Nonnen von Pozsony „der Gürtel der Heiligen Frau MARGARETE“, der auch noch im 17. Jahrhundert im Fall einer schweren Entbindung ausgeliehen wurde. (Der Gürtel ist in der Ausstellung des SEMMELWEIS-Museums in Budapest zu betrachten.) Um die Qualen der gebärenden Frauen zu erleichtern, hat man Benedictiones über ihnen gesagt; so zum Beispiel die zwischen 1192 und 1195 geschriebene Benediction aus dem Pray-Kodex.

Die MARGARETEN-Legende erscheint an unseren Wandmalereien von der Mitte des 13. Jahrhunderts bis zum ersten Teil des 14. Jahrhunderts. Die frühesten Abbildungen sind die Fresken in Szalonna aus den Jahren von 1250 bis 1300, sie sind bemerkenswert wegen ihrem volkstümlichen naiven Stil. Die übrigen Legenden-Darstellungen in Siebenbürgen vom Ende des 13. Jahrhunderts kommen oft gemeinsam mit der Legende des heiligen LADISLAUS aus Árpádhaus vor. Es hängt wahrscheinlich mit dem Patronat über die Tätigkeit der grenzverteidi-

genden Sekler Bevölkerung zusammen. Auf den späteren, in den Jahren 1380 bis 1400 gemalten Abbildungen sehen wir nicht mehr die Legende, sondern die Gestalt der Heiligen, als sie gerade den Drachenkopf zertritt: Lőcse (Levoča). Auf einer einzigen Darstellung zertritt sie den „versuchenden“ Olybrius. Der einzige, der heiligen MARGARETE VON ANTIOCHIEN gewidmete Altar ist der Hauptaltar in Malompatak (Mlynica) zwischen 1515 und 1520, der zugleich der Votivaltar der Schutzheiligen und Heilpatrone ist. Außer der MARGARETE-Legende erscheinen hier: Die heilige LUCIA und APPOLLONIA, ELISABETH VON DEM ÁRPÁDEN-HAUS, REGINA, die Schutzheilige der Hautkranken. Am Gipfel sind die in Holz geschnitzten Gestalten des heiligen KOSMAS und DAMIAN, die Schutzheiligen der Medizin und Pharmazie, und in der Mitte sieht man die Figur des heiligen ANTONIUS des Einsiedlers, des Heilpatrons des Ergotismus. Die Donatorin der Votivaltäre war MARGIT VON THURZÓ. Im 15. bis 16. Jahrhundert wurde die Gestalt der heiligen MARGARETE die ständige Nebenfigur der Flügelaltäre neben KATHARINA, BARBARA und DOROTHEA, manchmal neben APOLLONIA oder ELISABETH aus dem Árpáden-Haus.

Unter den Patronen der Epidemien ist die interessanteste Gestalt die des heiligen ANTONIUS, des Einsiedlers, der mit Tau-Kreuz und Glocke, neben ihm ein Schwein, unter seinen Füßen mit aus der Erde lodernden Flammen dargestellt wurde. Die Fresken der im Jahre 1288 gegründeten Kirche des Antoniter-Krankenhauses in Szepesdaróc (Dravce) wurden um die Jahre zwischen 1300 und 1350 gemalt, sie verewigen die Legende des Patrons. Der heilige ANTON, der Einsiedler, trägt die Bekleidung der Antoniter: das weiße Kleid und den Mantel mit schwarzer Kutte. Das mystische Tau-Kreuz kommt auch auf einem Sitzplatz vor: ein in das Wappenschild geschnitzter T-Buchstabe, auf dem horizontalen Zweig mit zwei Glöckchen, unten mit zwei sich reckenden Schweinen.

In der Heilung der im Mittelalter wütenden Mutterkorn-Vergiftung oder Kriebelkrankheit haben die Antoniter einen schönen Erfolg erreicht, denn sie haben den ins Krankenhaus eingelieferten Kranken reinen Weizen, ohne Mutterkorn, gegeben. Sie trieben Getreidebau, mahlten in ihren eigenen Mühlen. Ein Hinweis dazu ist das Weizenfeld in der „Versuchungs“-Szene im Hintergrund des ehemaligen Hauptaltars in der Kirche von Szepesdaróc. Das Gesundheitswesen des mittelalterlichen Europas hat ihrer „präventiven“ Tätigkeit viel zu verdanken. Auf einem Fresko der Kirche in Csetnek (Štitník) aus der Mitte des 15. Jahrhunderts ist unser Heiliger nebst Glöckchen und Schwein dargestellt. Das doppelte Attribut weist an die landwirtschaftliche Tätigkeit der Antoniter hin, die sogar das Privilegium der Schweinezucht bekommen haben. Heute ist es schon klar, daß diese Krankheit eine von einem Parasiten — ins Brot geratenes Mutterkorn — verursachte Epidemie und Vergiftung war. Die Anfangssymptome waren: Erstarung, Übelkeit, Brechen, Durchfall, bald später Visionen, die heißen Glieder (daher stammt die Benennung „ignis sacer“), die Finger sterben mit der Zeit ab, werden schwarz, beginnen faulig zu werden, und fallen ab. Im Erkennen der Symptome können wir die Visionen der heiligen ANTONIUS-Darstellungen leicht verstehen. In der Miniaturwerkstatt in Buda wurde um das Jahr 1490 jenes Antiphonale-Fragment gemalt, in dessen Randornamentierung die Legende vom heiligen ANTON eine Darstellung bekam. Das erste Bild zeigt das Zusammentreffen der Eremiten, des heiligen PAULS und ANTONS; auf der zweiten Abbildung deutet das Attribut vermutlich auf die Schweinezucht der Antoniter-Mönche hin. Das dritte und vierte Bild zeigen die Szene, wie der heilige ANTON in Gestalt des mythologischen Kentaur versucht wurde. (Dieses Motiv hat den Zusammenhang mit einer Szene der Hölle aus Dante: Divina Commedia, wo eine Schar von Kentauren vorkommt.) Der verführende Kentaur hat ein Mutterkorn in seiner Hand, und auf dem nächsten Bild geht er, die Schmarotzerpflanze hinter sich verbergend, fort. Diese Bilderreihe soll mit aller Gewißheit die Tatsache der Mutterkorn-Vergiftung sowie die heilende Betätigung der Antoniter-Mönche bedeuten.

Die Verehrung des heiligen MARTINS VON TOURS wurde in Frankreich auch mit Ergotismus, in anderen Ländern aber oft mit Lepra oder Pest verbunden. Den Sohn der einstigen römischen Stadt, Savaria (heute: Szombathely) hat unsere Ikonographie als einen Ritter und einen Barmherzigkeit übenden Heiligen verehrt, der — der Legende nach — dem Bettler seinen eigenen zerschnittenen Mantel reichte. Die Gestalt des Bettlers wurde oft mit amputierten Beinen, mit Handkrücke dargestellt. An der Wand der Kirche von Zseliz (Želiezovce) aus dem Jahre 1388 hat man ihn mit einem Leprakranken gemalt. In Héthárs (Lipany) auf dem Hauptaltar-

Heiliger COSMAS und DAMIAN am ungarischen Krönungsmantel. 1031 (Kupferstich, 18. Jh.).



schrein der Heiligen Jungfrau befindet sich die im Jahre 1520 geschnitzte Statue des heiligen MARTINS, und auf dem Körper des daneben stehenden Bettlers erkennt man die Wunden der Beulenpest. Auf der Abbildung des „Heiligen MARTINS Tod“, an den von JÁNOS AQUILA im Jahre 1392 gemalten Wandmalereien in Mártonhely (Martijanci) flehen die Donatoren, den Krüppeln von BREUGHEL ähnliche kleine Gestalten mit amputierten Beinen, ihren Schutzheiligen zu. Ähnliche Donatoren befanden sich an der Seite des heiligen MARTINS, ANTONS, ELISABETH aus dem Árpáden-Haus, manchmal an der Seite des NIKOLAUS VON MYRA, FABIANS. An den Gestalten der um Almosen bittenden Bettler konnte man aufgrund der Symptome nur schwer feststellen, ob sie an Pest, Lepra oder an Ergotismus leidend waren. In der späteren Phase der Krankheit, als die schwersten Symptome, die Fäulnis, das Verfaulen, bald der Abfall der Glieder erschienen, gab es nur den einzig möglichen medizinischen Eingriff: die Amputation. Es war kein Zufall, wie GERSTDORFF in seinem spätmittelalterlichen Werk, „Feldtbuch der Wundarzney“, im Jahre 1517 die Krankheit bezeichnete. Als Merkmale der Krankheit wurden der heilige ANTON, der Eremit mit seinen Attributen, der Leprakranke HIOB und auf dem Abbild „Amputation“ ein Antoniter-Mönch mit einem Tau-Kreuz auf seinen Schultern dargestellt.

Auf dem Freskenbild von Csetnek ist ein selten dargestellter Schutzpatron, ERASMUS neben dem heiligen MARTINUS, beide mit Donatoren, zu sehen. Im allgemeinen hält er die Instrumente seiner Folterung in den Händen: seine auf einem Stock gewickelten Eingeweide. Auf diesem Freskenbild ist das Folterinstrument bei seinen Füßen sichtbar: Die kleine, knieende Gestalt mit der Winde des Folterinstrumentes in der Hand, scheint der den Bischof anflehende Donator zu sein.

Unter den einheimischen heilenden Patronen ist der Kult der heiligen ELISABETH von dem Árpáden-Haus (von Thüringen) beachtenswert. Die Gestalt der ungarischen Königstochter erschien schon am Ende des 14. Jahrhunderts an unseren Wandgemälden, dem europäischen Kult des 15. bis 16. Jahrhunderten vorangehend. Da sie im Jahre 1235 heilig gesprochen wurde, hat man zu ihrer Verehrung eine Kirche in Pozsonykapolna im Jahre 1244 errichtet. Ihren Kult hat die in Ungarn eingesiedelte deutsche Bevölkerung schon im 13. Jahrhundert mitgebracht. Der ungarische und der deutsche Kult entwickelten sich parallel nebeneinander.

In der Mitte des 14. Jahrhunderts wurde im Buda, am Platz des heutigen Gellértbades das „HEILIGE ELISABETH SPITAL“ mit Bad errichtet, und zwar für Leprakranke. Es macht klar, daß die heimische Ikonographie sie häufig im „Leprosorium“ darstellt, wie sie eben die Leprakranken badet. Ein Relief des nördlichen Portals der HEILIGEN ELISABETH KATHEDRALE in Kassa (Košice) hat sie im 14. Jahrhundert auf diese Art verewigt, gleicherweise ist sie auf dem HEILIGEN ELISABETH ALTAR in Bárfa (Bardejov) von 1477 bis 1486 und an einem Tafelbild des Hauptaltars in Kassa von 1474 bis 1477 dargestellt. Ein einzi-

ges Freskogemälde, an welchem man einen nackten, mit Wunden überdeckten leprösen Kranken beobachten kann, wurde gegen 1420 an der Wand der Kirche in Ófehértó angefertigt. Auf einem einzigen, zwischen 1380 und 1400 gemalten Fresko in Kőszeg können wir die Darstellung der Rose „Metamorphose“ ansehen.

Das Medizin und Pharmazie symbolisierende Patrozinium der Schutzheiligen KOSMAS' und DAMIANs, hat sich im 15. Jahrhundert ausgestaltet; früher wurden sie als heilige, „gratis dienstleistende“ Ärzte sehr verehrt. Ihr Kult war in Ungarn schon in dem 16. Jahrhundert bekannt. Unser erster König, der das heidnische Ungartum auf den Weg des christlichen Europas führte, war durch die umsonst heilende, oder durch die bekehrende Tätigkeit der beiden Heiligen dazu angeregt worden, sie unter seinen Schutzpatronen zu ehren, und zwar höchstwahrscheinlich auf Anspornung seiner aus bayrischem Lande gekommenen Gattin, der Königin GISELA. Unsere Voraussetzung wird von sämtlichen, in dieser Zeit erhalten gebliebenen, bildlichen Darstellungen bestätigt; der Zeitordnung nach: von dem 1031 gestickten Krönungsmantel an, um 1047 gefertigten unterer Teil der heiligen Krone, die „corona graeca“; aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts stammendes Aspersorium von Beszterec, KOSMAS und DAMIAN auf den beiden Seiten des Handgriffes; auf die in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts gemalten, erhalten gebliebenen Wandmalereien von Csaroda und von Kassa, des damaligen Nord-Ungarns; zum Schluß der Hausaltar von ANDRÁS III. (Dypticum von Bern).

An dem Krönungsmantel sind diese Heiligen in derselben Reihe mit dem Auftraggeber und Donator, dem königlichen Ehepaar König ISTVÁN I. und seiner Gattin Königin GISELA als Schutzpatrone des königlichen Paares. Oben an der Hinterseite der „corona graeca“ ist MICHAEL DUKAS VII. zu sehen; rechts von ihm ist der Mitkaiser KONSTANTINOS, links der ungarische König GÉZA I. dargestellt; die beiden als Halbfiguren; an ihren Seiten sind die Bilder von KOSMAS und DAMIAN vergegenwärtigt mit ärztlichen Instrumenten in der Hand. Sie figurieren auf der Krone als Repräsentanten uneigennütziger, himmlischer Wissenschaft. Für den Kult der dem Árpádischen Haus treuen Geschlechter ist ein schönes Beispiel in Csaroda das einzig erhalten gebliebene KOSMAS-DAMIAN-Fresko aus den Jahren 1250 bis 1270. Die Kirche wurde vom Káta-Geschlecht erbaut. Die sich zueinander wendenden Brüder reichen einander ein mit gerundetem Kreuz gekröntes Arzneigläschen. Die Tradition des Árpádischen Hauses ist von der ANJOU-Dynastie fortgesetzt worden. KARL ROBERT, ein Enkelsohn von MARIA, der Tochter STEPHANs V. hat sich zu den Erben der Árpáden bekannt. Zum Lehrzweck für seine Kinder, ferner nach seinen Plänen und Vorstellungen wurde das Bildlegendarium zwischen 1320 und 1330 angefertigt. Die Legende von KOSMAS und DAMIAN wird in zehn Miniaturen dargestellt.

Aus dieser 400jährigen Tradition stammte zwischen 1400 und 1530 die heimische KOSMAS-DAMIAN-Ikonographie: zehn Tafelbilder, acht Holzfiguren; insgesamt vierzehn Altäre. Die erste gemalte Tafel von KOSMAS und DAMIAN mit den ihnen zuständigen Attributen, mit dem Uringlas und Apothekengefäß und mit aller ärztlichen und bürgerlichen Kleidung mit chirurgischen Instrumentenbehältern am Gürtel, wurde für die Heilige ÁGIDIUS-Kirche in Bártfa (Bardejov) im Jahre 1460 hergestellt. Das vom westeuropäischen Typ abweichende „Votivbild des Apothekers BERTALAN CZOTTMANN und seiner Frau“ von hohem ikonographischen Wert und einzig in seiner Art, wurde im Jahre 1516 gefertigt und ist heutzutage noch am sogenannten Mettercia-Altar der Domkirche in Kassa zu sehen. KOSMAS und DAMIAN, die mit ihren bekannten Attributen unmittelbar über den Köpfen des kniend betenden Apothekerehepaares stehen, sind wahrhaftig als die Schutzpatrone der Medizin und der Pharmazie zu betrachten. Der Apotheker, der selbstbewußte Bürger der Renaissance, verehrte im heiligen DAMIAN nunmehr den Patron seines selbständig gewordenen „Berufes“. Das Bild hat nebst dem „votiven“ Charakter auch einen doppelten medizinhistorischen Wert: der Donator, seinem Beruf nach Apotheker, demgemäß sind auch die meisten im Bilde vorkommenden Schutzheiligen Heilpatrone. An dieser — aufgrund der „Wurzel Jesse“ dargestellten Komposition — sieht man in den Kelchen der an den Ästen des Lebensbaums sprossenden Blumen — die Halbfiguren von OTTILIE, VALENTIN, HIOB, ERASMUS, MARGARETE VON ANTIOCHIEN, ELISABETH VON DEM ÁRPÁDEN-HAUS, ROCHUS, ANTON DER EREMIT, SEBASTIAN, JODOK, der Patron der Epidemienpitäler, sowie von den sogenannten „sozialen“ Heiligen: MARTIN, NIKOLAUS, CHRISTOPH.



Heiliger KOSMAS und DAMIAN. Fresko, 1250 bis 1270. Csaroda (Komitat Borsod). Evang. Kirche.



JÁNOS BABOCSAY — AMBRUS: Votivbild des Apothekers BERTALAN CZOTTMANN und seiner Frau. Tafelbild, 1516. Kassa (Koršice, heute Tschechoslowakei). Heilige-ELISABETH-Dom, Mettercia-Altar.

Die Zeit der Fertigstellung des Votivbildes von Kassa fiel mit MARTIN LUTHERs Auftreten und dem Anfang des Protestantismus zusammen. Infolge der Reformation ließ die Verehrung der „Schutzheiligen“ nach, und bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts verschwanden die Darstellungen der Vermittlungsfunktion ausübenden Heiligen aus der Malerei und Bildhauerkunst. Der aufgrund der Synode von Trient (1545 bis 1563) herausgegebene Beschluß der katholischen Kirche bedeutete das Ende der Schutzpatronenverehrung. Nord-Ungarn gelang unter Habsburg-Herrschaft, und dort konnte man noch bis 1530 den Gestalten der beiden Ärzteheiligen begegnen. Schließlich spielte im Aufhören der Verehrung der Heiligen die verhängnisvolle Gestaltung unserer Geschichte eine Rolle: die Niederlage bei Mohács im Jahre 1526, dann die Einnahme Budas 1541.

Die mittelalterliche religiöse Ikonographie wurde durch die Genrebild-Malerei abgelöst. Von dieser Zeit an findet man in Ungarn bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts keine Spur von einer Verehrung. Die am Ende des 17. Jahrhunderts wiedererweckte Verehrung ist im Sinne einer ganz anderen Auffassung zu sehen: in einer auf der Religiosität des Barocks aufgebauten symbolistischen Form der „weltlichen“ Funktion.

Die Geschichte des Seemannskrankenhauses Hamburg

HARTMUT GOETHE

Gastvortrag am 27. Januar 1982 im Institut für Geschichte der Medizin

In Hamburg wurden kranke Seeleute in den vergangenen Jahrhunderten zumeist im Schifferarmenhaus und im Pesthof behandelt. Dieser wurde dann 1797 — weil anstößig — in Krankenhaus umbenannt. Das Mitglied eines bürgerlichen Kollegiums, der Oberalte Möller, hatte 1778 vorgeschlagen, daß — nach holländischem Vorbild — jeder Matrose eines von Hamburg ausgehenden Schiffes freiwillig eine Mark seiner Heuer in die Büchse des Hofes stecken solle (SIEVEKING). Da die Matrosen im Krankheitsfalle stets völlig mittellos, weil von den Schlafbasen „von allem entblößt“, zur Aufnahme kamen, fielen sie stets der Armenkasse zur Last. Dieser Vorschlag war wohl gut gemeint, aber nicht zugkräftig. Damals — wie heute — zahlten die Seeleute freiwillig natürlich nichts. 1797 erneuerte der Krankenhausprovisor BARTELS den Vorschlag, war aber so geschickt, diesmal die Schiffsreeder und das Commercium anzugehen. 1801 wurde auch wirklich nach langwierigen Verhandlungen eine Vereinbarung geschlossen, der bis auf zwei Ausnahmen alle Hamburger Reeder beitraten. Danach verpflichteten sich die Reeder zu zahlen:

„... Nemlich bey der Abreise eines jeden Schiffes	
für den Schiffer	24 Schilling
für den Steuermann	16 Schilling
für die übrige Equipage	12 Schilling
	für jeden.

Alles auf Treu und Glauben und unter Verbindung wie Rechtens.“

SIEVEKING schreibt, daß diese Vereinbarung im August 1801 mit einer Zahlung von 227 Mark und 4 Schilling in Kraft getreten wäre. Wie lange gezahlt worden ist, konnte er nicht ermitteln. Es scheint aber nicht sehr lange gewesen zu sein, denn in einer bei HESS abgedruckten „Bilance“ des Krankenhofes steht unter dem Kapitel Einnahmen der Jahre 1808, 1809 in der Rubrik „an Matrosen-Krankengeld“ ein Strich — also gar nichts.

Im Jahre 1852 wurde eine Hamburg-Altonaer Seemanns-Casse gegründet, die folgenden Zweck hatte:

„Der Zweck der Casse ist, den Seeleuten, welche auf Hamburgischen und Altonaischen Schiffen fahren oder früher fuhren, im Fall sie durch Verletzung, Alter oder Krankheit erwerbsunfähig geworden sind, eine Unterstützung zu gewähren, ferner für den Fall ihres Todes ihren Witwen und Waisen eine jährliche Pension zu Theil werden zu lassen, und endlich den fahrenden Seeleuten für den Fall des Verlustes des Schiffes und der Einbuße ihrer Effecten eine Vergütung für dieselben zu sichern.“

Dieses war der Vorläufer der späteren „Hamburgischen Seemanns-Casse“, deren Statuten nach langem Hin und Her 1857 festgelegt wurden. Diese Kasse wurde als milde Stiftung anerkannt. Die erforderlichen Summen wurden durch Beiträge der Reeder und durch Heuerabzüge der ansonsten freiwilligen Mitglieder aufgebracht. Diese Kasse hatte sich zum Ziel gesetzt, ein Seemannshaus zu errichten, in dem zeitweilig nicht fahrende Seeleute bzw. alte Seeleute logieren könnten. Desgleichen gedachte man hier auch kranke Seeleute unterzubringen:

„Mit dem Seemannshause werden Krankenzimmer verbunden, besonders mit Rücksicht auf den Aufenthalt für Reconvalescenten.“

Man hatte sich ohnehin schon von Bremen den Rang ablaufen lassen müssen, wo bereits 1853 ein Seemannslogierhaus eingerichtet worden war (VIETOR).

Die Planung dieses Hamburger Seemannshauses machte in den folgenden Jahren noch erhebliche Schwierigkeiten. Man plante schließlich eine eigene Krankenstation im Anschluß an das

vorgesehene Seemannshaus. Die Doktores GERNET und CONRADI legten am 15. November 1859 ein umfangliches Gutachten über „eine im Seemannshause einzurichtende Krankenstation“ vor. Hierin wurde nachgewiesen, daß es unumgänglich notwendig sei, eine Einrichtung zur Behandlung erkrankter und verunglückter Seeleute zu schaffen. Das Seemannshaus und als Seitenflügel das Seemannskrankenhaus wurden schließlich auch gebaut und 1864 in Betrieb genommen. Das Gelände stellte der Senat für eine minimale Anerkennungsgebühr zur Verfügung:

„2) Das der auf dem angehefteten Grundrisse näher bezeichnete Platz auf der Südspitze des Hornwerks bis zu der mit einem rothen Strich bezeichneten Gränze der Hamburgischen Seemanns-Casse behufs Erbauung eines Seemanns-Hauses unter folgenden Bedingungen gegen eine jährliche Recognition von 2 crt Mark ausgewiesen werde,

A) daß der Platz in keiner Weise zu einem andern Zwecke, als zur Erbauung eines Seemanns-Hauses gebraucht werden dürfte und, falls dieser Gebrauch nicht eintrete, oder später aufgegeben werden sollte, sofort und zwar mit den etwa darauf errichteten Gebäuden zurückgegeben werde, wobei es lediglich dem Senate in Gemeinschaft mit Verordneten Löbl. Kammer überlassen bleibe, die für diese Gebäude der Seemanns-Casse zu zahlende Vergütung nach billigem Ermessen festzusetzen.“

Die Seemannskrankenstation war für die Aufnahme von 28 Kranken bestimmt und hatte darüber hinaus noch Räume für Ärzte, Inspektoren und Pflegepersonal sowie Badezimmer usw. Die Verpflegung der Kranken erfolgte durch die dem Seemannshaus selbst angeschlossene Restauration.

Seemannshaus und Seemannskrankenhaus stellten für die damalige Zeit eine beachtliche soziale Leistung dar, die im wesentlichen von einigen Reedern und vom Staat, der die Institution laufend bezuschussen mußte, getragen wurde.

Die Hamburger Seemannskasse wurde schließlich im Jahre 1878 liquidiert. Diese Liquidation betraf jedoch nur die Seemannspensions- und Unterstützungskasse sowie die Seemannswitwenkasse. Das „Seemannsgasthaus“ (Seemannshaus) blieb jedoch erhalten und wurde verwaltet von einer „Commission zur Liquidation und Verwaltung der Seemannskasse“. Bemerkenswerterweise hat diese Kommission bis 1974 existiert und immer noch das Seemannshaus verwaltet! Die Seemannskrankenstation jedoch wurde nun im Jahre 1880 vollends vom Seemannshaus abgetrennt, vom Staat Hamburg übernommen und dem Krankenhauskollegium als separates „Seemannskrankenhaus“ unterstellt. In dem „Antrag, betreffend Liquidation der Seemannskasse u.w.d.a.“ des Senats an die Bürgerschaft von 1876 ist über die bisherige Aktivität der Seemannskrankenstation folgendes zu lesen:

„Schon vor länger als dreißig Jahren wurde die Errichtung eines Hospitals in der Nähe des Hafens angeregt, um, wie in anderen See- und Hafenstädten erkrankten Seeleuten und Hafearbeitern möglichst rasche und zuverlässige Heilung zu schaffen und dadurch ein im allgemein gefühltes Bedürfnisse abzuhefen. Erst im Jahre 1863 bei Errichtung des Seemannshauses wurde diese Idee verwirklicht durch Einrichtung der Seemanns-Krankenstation in demselben. Diese Anstalt hat den gehegten Erwartungen vollkommen entsprochen und sich in jeder Beziehung als vorzüglich bewährt. Seit ihrem Bestehen ist die Anzahl der Kranken, welche dort Hülfe gefunden, erheblich gestiegen; während im ersten Jahre nur 254 Personen Aufnahme gefunden, wurden z.B. in den Jahren 1873, 1874 und 1875 beziehungsweise 415, 435 und 359 Kranke daselbst verpflegt und behandelt. Die verdienstvolle Einrichtung dieses Hospitals ist den Herren Physicus Dr. GERNET und Dr. CONRADI zu danken, welche mit nicht genug anzuerkennender Uneigennützigkeit ohne jegliche Entschädigung die ärztliche Leitung der Anstalt seit deren Bestehen geführt haben bis zu dem Tode des letzteren, seit welcher Zeit dieselbe von Herrn Dr. GERNET alleine übernommen worden ist. Es dürfte wohl kaum zu verantworten sein, wenn man eine so vortrefflich eingerichtete, dem Gemeinwesen zum unterschiedenen Nutzen gereichende, Heilanstalt aufheben und dadurch die erkrankte seemännische Bevölkerung, welche Jahre lang dort ein Unterkommen gefunden, lediglich auf das bedeutend entferntere Allgemeine Krankenhaus verweisen wollte, welches ohnehin überfüllt ist und schon eine solche Ausdehnung besitzt, daß eine weitere Vergrößerung als ganz unthunlich erscheinen muß.

Es kommt hinzu, daß mit dem steten Wachsen der Bevölkerung Hamburgs alljährlich auch die Zahl derjenigen Personen zunimmt, für welche der Staat in Krankheitsfällen zu sorgen hat und daß die medizinische Wissenschaft immer mehr die Nothwendigkeit anerkennt, eine zu große Anhäufung von Kranken in einem Hospital zu vermeiden. Eine Vertheilung der jetzt im Allgemeinen Krankenhaus concentrirten Kranken auf mehrere Heilanstalten in entgegengesetzten Bezirken der Stadt dürfte für die Zukunft als Ziel ins Auge zu fassen sein, wogegen eine weitere concentrirung als ein großer Mißgriff erscheinen würde...

Ist demnach einerseits die Seemannskasse nicht mehr im Besitze der erforderlichen Mittel, um die

bisher von ihr verwalteten Kranken-Station fernerhin zu erhalten und muß andererseits der Nutzen der Anstalt als überwiegend groß anerkannt werden, daß deren Eingehen im öffentlichen Interesse zu beklagen wäre, so liegt dem Staate die Pflicht ob, dies Institut zu übernehmen und für dessen Erhaltung die verhältnismäßig geringen Opfer zu bringen, welche durch den Nutzen für das Gemeinwesen mehr als reichlich aufgewogen werden. Es versteht sich dabei von selbst, daß das Separatvermögen, das Inventar und sonstige Activa der Seemanns-Kranken-Station für den Fall der staatsseitigen Uebernahme ohne Entschädigung in das Eigenthum des Staates übergehen, sowie daß die bisher zur Krankenstation benutzten Räumlichkeiten des Seemannshauses dem Staate unentgeltlich zum Gebrauch überlassen werden.

Für die Kosten des Betriebs der Anstalt, welche in Zukunft den Namen ‚Seemanns-Krankenhaus‘ erhalten soll, ist nach deren Übernahme durch das Krankenhaus-Collegium ein Budget für dieses Jahr entworfen, das als Anlage B diesem Antrage beigelegt ist.“

Man kann nur staunen, daß für das Jahr 1876 für das gesamte als Seemannskrankenhaus firmierende Unternehmen lediglich ein Zuschuß von 12 760 Mark veranschlagt worden ist.

Nachdem das Seemannskrankenhaus nun als solches vom Hamburger Staat übernommen worden war, wurde nach dem üblichen Hin und Her in Senat und Bürgerschaft auch eine — vorerst einstöckige — „Baracke“ oder, wie es später hieß, „Pavillon“ als Erweiterungsbau geplant und ausgeführt. Zusätzlich zu den bisherigen Betten erhielt man hierdurch einen Saal mit zwölf Betten und vier Zimmer für ein- und zwei zu behandelnde Kranke. Als Leiter wurde aus einer größeren Zahl von Bewerbern dann Dr. GEORG RUDOLF CARL LAUENSTEIN ausgewählt, der am 23. April 1880 seinen Amtseid als Oberarzt (Chefarzt) des Seemannskrankenhauses leistete. CARL LAUENSTEIN hat das Seemannskrankenhaus bis zur Gründung des Hafenkrankehauses im Jahre 1900, das er dann übernahm, geleitet. Sein Bronzerelief ist als Denkmal noch heute auf dem Hof des Hafenkrankehauses zu sehen.

Das Jahr 1900 stellte eine neue Wegmarke für das Seemannskrankenhaus dar. Hamburg hatte bereits im Jahre 1893 einen Hafenarzt erhalten — den Marinearzt BERNHARD NOCHT —, auf dessen Fähigkeiten die Hansestadt während der Choleraepidemie 1892 aufmerksam geworden war. BERNHARD NOCHT suchte nicht nur als Hafenarzt präventiv und schiffshygienisch tätig zu sein, sondern er bemühte sich auch um klinische Tätigkeit.

In einer Mitteilung des Senats an die Bürgerschaft vom 15. Januar 1900 liest sich dies:

„Um nun dem Hafenarzt die erforderlichen Krankenbeobachtungen möglich zu machen, wurde ihm, nachdem er schon vorher vorübergehend im Seemannskrankenhaus tätig gewesen war, im Mai 1895 eine Abtheilung von 25 Betten für innerlich erkrankte Seeleute im Alten Allgemeinen Krankenhause zur oberärztlichen Leitung überwiesen. Für später war schon damals in Aussicht genommen, ihn mit der Leitung des Seemannskrankenhauses zu betrauen. Inzwischen ist dann in §17 der neuen Medicinal-Ordnung ausdrücklich bestimmt, daß die Leitung des Seemannskrankenhauses fortan mit dem Hafenärztlichen Dienst verbunden sein soll. Damit wird das Seemannskrankenhaus seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben werden, während es bisher mehr ein chirurgisches Krankenhaus für Unfallverletzte im Hafen, einerlei ob Seeleute oder andere Personen, war, und sich die Mehrzahl der Aufgenommenen aus Schauerleuten und Werftarbeitern zusammensetzte. Diese Unfallverletzten sollen fortan dem Hafenkrankenhaus überwiesen werden.“

Das Jahr 1900 bedeutete auch in anderer Hinsicht einen Meilenstein für das Seemannskrankenhaus. In seinen Räumen wurde nach längeren Verhandlungen zwischen der Reichsregierung in Berlin und der Hansestadt Hamburg das „Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten“ gegründet. Seemannskrankenhaus, Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten sowie Hafenärztlicher Dienst wurden in einer Hand vereinigt, nämlich der BERNHARD NOCHTs. Der bisherige Chefarzt des Seemannskrankenhauses, Dr. LAUENSTEIN, übernahm die Leitung des neuen Hafenkrankehauses, das der chirurgischen und unfallmedizinischen Versorgung des Hafengebietes gewidmet wurde. Das Seemannskrankenhaus wurde nun im wesentlichen zu einer Behandlungsstätte für „innerlich kranke Seeleute“ und für Tropenkrankheiten. Die o.a. Mitteilung des Senats an die Bürgerschaft besagt:

„Wenn nun das Seemannskrankenhaus zu einer Stätte ausgebildet werden soll, in der die Besonderheiten der Krankheiten der Seeleute nicht nur beobachtet und behandelt, sondern auch miteinander verglichen, gesammelt und zur Weiterbildung der Schiffshygiene benutzt werden, so ergeben sich daraus in unmittelbarer Folge noch zwei weitere wichtige Aufgaben. Zunächst die Vorbildung von Schiffsärzten der Handelsmarine für ihren Beruf. Die Nothwendigkeit einer besonderen Vorbildung dafür ist allseitig anerkannt, und sie nach Kräften zu fördern, dürfte in erster Linie der Beruf Hamburgs sein. Sodann die Förderung der Kenntniss und der Erforschung der Tropenkrankheiten. Ham-

burg hat einen sehr großen Verkehr mit den Tropen und unter den krank hier ankommenden Seeleuten bilden die mit tropischen Krankheiten Behafteten eine Anzahl und Auswahl, wie sie kaum in einem anderen Hafen des europäischen Festlandes und sicher nirgends in Deutschland reichhaltiger zu finden ist. Zum Studium dieser Krankheiten und zur Vorbildung von Ärzten für unsere tropischen Colonien giebt es daher in Deutschland keinen geeigneteren Platz als Hamburg.“

Das alte Gebäude des Seemannskrankenhauses (Seitenflügel des Seemannshauses) nahm 1900 das neu gegründete Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten sowie den Hafenärztlichen Dienst auf. Die bisherige einstöckige Erweiterungsbauwerk des Seemannskrankenhauses wurde in ein dreistöckiges Gebäude verwandelt. Im Parterre und ersten Geschoß befanden sich etwa je 30 Krankenbetten, im zweiten Geschoß die Wohnräume der Schwestern.

Der obengenannte Antrag des Senats an die Bürgerschaft, der auch im wesentlichen unverändert bewilligt wurde, besagt:

- „1) daß das Seemannskrankenhaus zu einer Heilanstalt für innerlich erkrankte Seeleute und Tropenranke umgestaltet und mit einem wissenschaftlichen Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten verbunden werde;
- 2) daß das Seemannskrankenhaus und Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten dem Medicinal-Collegium unterstellt werde;
- 3) daß zum Umbau des Seemannskrankenhauses Mark 116 000 und als Vergütung an die Seemannskasse für die Überlassung eines Theils ihres Terrains bei dem Seemannshause Mark 15 000 bewilligt werden und daß die Finanz-Deputation ermächtigt werde, diese Summen bestmöglich anzuleihen.“

In dieser fruchtbaren Symbiose verblieb das Seemannskrankenhaus bis 1914. In diesem Jahr bezog das Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten sein neues, auch heute noch benutztes Gebäude. Das Seemannskrankenhaus wurde in eine klinische Abteilung des Instituts umgewandelt und widmete sich vornehmlich Tropenkrankheiten, behielt aber auch die Eigenschaft eines Seemannskrankenhauses, insbesondere für „innerlich kranke Seeleute“. Den Dienst des Hafenarztes hatte BERNHARD NOCHT bereits einige Jahre vorher an seinen langjährigen Mitarbeiter SANNEMANN abgegeben.

Die Geschichte des Seemannskrankenhauses Hamburg ist zwar nicht so lang und ruhmreich wie die des „Dreadnought Hospital“ in Greenwich, doch ein klassisches Beispiel für die enge Verbindung von Schiffsmedizin und Tropenmedizin vor etwa 100 Jahren und eigentlich ein weiterer Beweis für die These, daß die letztere sich aus der ersteren entwickelt hat.

Literatur

- Anleitung zur Gesundheitspflege an Bord von Kauffahrteischiffen. (Revidirter Entwurf) 1887.
StAH: Medizinalkollegium, II F 13, Bl. 50–109.
- Antrag, betreffend Errichtung einer Baracke für das Seemanns-Krankenhaus. Drucksache für die Senats-Sitzung No. 136. Verhandlungen zwischen Senat und Bürgerschaft 1878. Hamburg.
- Antrag, betreffend Liquidation der Seemannskasse u.w.d.a. Drucksache für die Senats-Sitzung No. 56. Verhandlungen zwischen Senat und Bürgerschaft 1876. Hamburg.
- Antrag, betreffend Umgestaltung des Seemannskrankenhauses und Verbindung desselben mit einem Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten. Drucksache für die Senats-Sitzung No. 4. Verhandlungen zwischen Senat und Bürgerschaft 1900. Hamburg. Mitteilung des Senats an die Bürgerschaft 7, 5. Januar 1900.
- Antrag, Einführung eines abgeänderten Statuts der Hamburgischen Seemanns-Casse und Anweisung eines Platzes für ein zu erbauendes Seemanns-Haus betreffend.
StAH: Senat, CI VII Lit. Qd Nr. 30 Vol. 2, 36.
- Bericht des von der Bürgerschaft am 27. September 1876 niedergesetzten Ausschusses zur Prüfung des Senatsantrags Nr. 91 vom 7. Juli 1876, betreffend Liquidation der Seemannskasse u.w.d.a. Mai 1877.
StAH: Senat, CI VII Lit. Qd Nr. 30 Vol. 15, 52.
- Bericht des von der Bürgerschaft am 8. Januar 1879 niedergesetzten Ausschusses zur Prüfung des Antrags des Senats (Nr. 131 von 1878), betreffend Errichtung einer Baracke für das Seemanns-Krankenhaus.
StAH: Senat, CI VII Lit. Qb No. 8 Vol. 80 Fasc. 1 zu 23.
- Eid des 1. staatlichen Hamburger Chefarztes des Seemannskrankenhauses Dr. LAUENSTEIN.
StAH: Seemanns-Krankenhaus, CI VII Lit. Qb Nr. 8.
- Erwiderung, betreffend Errichtung einer Baracke für das Seemannskrankenhaus. Drucksache für die Senats-Sitzung No. 79. Verhandlungen zwischen Senat und Bürgerschaft 1879. Hamburg.
- Erwiderung, betreffend Errichtung einer Baracke für das Seemanns-Krankenhaus. Verhandlungen zwischen Senat und Bürgerschaft 1879, No. 86. Hamburg 11. Juni 1879.
- Flugblatt der Hamburgischen Seemanns-Kasse bezüglich Seemanns-Kasse, Seemanns-Haus und Seemannskrankenstation.

GERNET und CONRADI:

Gutachten über eine im Seemannshause einzurichtende Krankenstation. 15. November 1859.

StAH: Senat, CI VII Lit. Ka Nr. 1 d 3, 3.

Gesetz, betreffend Liquidation der Hamburgischen Seemannskasse und deren fernere Verwaltung. Juni 1876.

StAH: Senat, CI VII Lit. Qd Nr. 30 Vol. 15, 33b.

Gesetz, betreffend Liquidation der Hamburgischen Seemannskasse und deren fernere Verwaltung. Hamb. Gesetzsammlung 1878. I. Abtheilung.

GOETHE, H.:

Bernhard Nocht als Schiffsarzt und als Begründer des Deutschen Instituts für Schiffs- und Tropenkrankheiten zu Hamburg.

Hamb. Ärztebl. **31**, 452—457 (1977).

GOETHE, H.:

Zur Geschichte der Schiffsmedizin in Hamburg.

Hamb. Ärztebl. **31**, 102—110 (1977).

HESS:

Hamburg topographisch, politisch und historisch beschrieben. 2. Theil 2. Aufl.

Hamburg: Selbstverl. 1811.

OTTO, M.:

Das Seemanns-Krankenhaus und Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten zu Hamburg.

Arch. Schiffs- u. Tropenhyg. **5**, 239—244 (1901).

RODEGRA, H.:

Das Gesundheitswesen der Stadt Hamburg im 19. Jahrhundert unter Berücksichtigung der Medizinalgesetzgebung (1586 — 1818 — 1900).

SUDHOFFs Arch. Gesch. Med. Beiheft 21, (1979).

SIEVEKING, G. H.:

Eine Liste hamburgischer Schiffsreeder vom 3. Juli 1801/12. April 1802.

Hamb. Gesch.-u. Hbl. **10**, 81—83 (1938).

Statut der Hamburgischen Seemanns-Casse. Beliebt durch Rath- und Bürgerschluß vom 30. März 1857.

Auf Befehl Eines Hochedlen Raths der freien und Hansestadt Hamburg publicirt den 3. April 1857.

Hamburg 1857: Meißner.

Statuten der Hamburg-Altonaer Seemanns-Casse 1852.

Hamburg 1852: Rüter.

Verordnung, betreffend die Gesundheits- und Krankenpflege an Bord von Kauffahrteischiffen.

Amts-Blatt der freien und Hansestadt Hamburg No 126, 24. November 1888.

VIETOR, F. M.:

Hausordnung des Seemanns-Heim.

[Bem 1853]: Buchdruckerei G. Hunckel.

VIETOR, F. M.:

Sailers Home.

Bremen 1853.

Die medizinische Welt des Königs TUTENKHAMON

ILZA VEITH

Gastvorlesung am 7. Juli 1982 im Institut für Geschichte der Medizin

Kaum je zuvor in der Geschichte der modernen Zeit war sich die westliche Welt der alten ägyptischen Kunst, Juwelen, Politik und Geschichte so bewußt wie heute.

Ägyptische Kunst war dargestellt in der König-TUTENKHAMON-Ausstellung, die kürzlich in den großen Museen Amerikas gezeigt wurde und dann ihren Weg durch die führenden Museen Europas machte. Ägyptische Kunst, Politik und Geschichte wurden lebendig auf unseren Fernsehbildschirmen gezeigt in Verbindung mit der relativ kürzlichen Unterzeichnung des Friedensvertrags und der verschiedentlichen Spitzenkonferenzen in Camp David, dem Landsitz des amerikanischen Präsidenten in der Nähe von unserer Hauptstadt Washington.

Ich habe das Thema aus der ägyptischen Medizin gewählt, nicht nur wegen der Lebendigkeit der TUTENKHAMON-Ausstellung, sondern weil die Geschichte und Medizin Ägyptens meinen beiden Interessenkreisen entsprechen, nämlich dem des Ostens und des Westens. In der Tat gehört die Kultur Ägyptens zu den beiden Hemisphären: der des Ostens und des Westens.

Ganz unabhängig von diesen einführenden Überlegungen können wir mit einiger Sicherheit behaupten, daß ägyptische Medizin das älteste dokumentierte medizinische System der Welt ist (denn weder die Assyrer noch die Hethiter haben irgendwelche medizinische Schriften hinterlassen). Daß in Babylon Wert auf die Heilkunde gelegt wurde, wissen wir nur durch den großen schwarzen Monolith, auf dem die Gesetze des Königs HAMMURABI (1955—1913 v.Chr.) eingemeißelt waren. Aus diesen Gesetzen geht allerdings weniger hervor, was der Arzt tun konnte, sondern hauptsächlich, was er *nicht* tun durfte. In jedem Fall — und ich wiederhole das bereits Gesagte — war die ägyptische Medizin zweifelsohne die älteste, von der Dokumente erhalten geblieben sind. Sie wurden nicht nur vor der Geburt des Königs TUTENKHAMON geschaffen, sondern waren auch während der ganzen Lebenszeit des vielgefeierten Königs TUT gültig, den ich allerdings lieber bei seinem vollen Namen TUTENKHAMON oder TUTANKHAMON nenne.

Seine Lebenszeit wird gewöhnlich dem 14. Jahrhundert v.Chr. Geburt zugeschrieben; einige Autoritäten ziehen eine genauere Datierung vor und sagen, daß er ungefähr im Jahre 1358 v.Chr. gelebt habe. Tatsache ist, daß TUTENKHAMON, der ursprünglich TUTANKHATEN genannt wurde, ein König von Ägypten war, dessen Regierungsperiode die außerordentlich kurze Zeit von 1358 bis 1350 v.Chr. umspannte. Er verdankt seinen späteren und weltweiten Ruhm nicht so sehr seinen Leistungen als König von Ägypten, als vielmehr der Tatsache, daß im Jahre 1922, d.h. vor 59 Jahren, sein unversehrtes Grab entdeckt wurde. Eigentlich haben wir nur durch dieses Grab und die Kunstgegenstände, die es enthielt, TUTENKHAMONs Geschichte kennengelernt. Während seiner Regierung haben seine mächtigen Berater die überlieferte Religion und den Kunststil wiederhergestellt, die AKHENATON eingeführt hatte — der auch als IKHNATON oder AMENHOTEP III. bekannt war. Es war eben dieser AKHENATON, der sich zum Sonnengott erklären ließ und damit die AMARNA-Revolution (die Anbetung des Sonnengottes) eingeführt hatte.

Von den in TUTENKHAMONs Grab gefundenen Mementos haben wir gelernt, daß er der Sohn des oben erwähnten AMENHOTEP, des früheren Königs der 18. Dynastie, war und daß er wahrscheinlich mit der ebenbürtigen und rangmäßig an erster Stelle stehenden Königin seines Vaters, der Königin TIY, verheiratet war.

Die wissenschaftliche Analyse stellt auch dar, daß TUTENKHAMON wahrscheinlich ein Bru-

der von SMENKHARE, seinem direkten Vorgänger, dem Co-Regenten von AKHENATON, war. Um die Verbindung zwischen sich selbst und seinem Vater AKHENATON noch mehr zu festigen, heiratete TUTENKHAMON seine Cousine und Stiefmutter, die Königin TIY; sie war die dritte Tochter seines Vorgängers und die älteste der überlebenden Prinzessinnen der königlichen Familie und hat auf diese Weise seinen Anspruch auf den Thron bestärkt.

Da zur Zeit von TUTENKHAMONs Thronfolge sowohl er wie auch die Königin TIY noch sehr jung waren, ließ sich TUTENKHAMON von seinem Hauptwesir AY, der selbst mit der königlichen Familie verwandt war, beraten. Außerdem wurde TUTENKHAMON von HOREMBEB, dem Feldmarschall des ganzen ägyptischen Heeres, beraten. Unter der Führung dieser beiden mächtigen Männer, dem General HOREMBEB und dem Wesir AY, verlegte TUTENKHAMON seine Residenz nach Memphis, dem Hauptsitz der Verwaltung, in der Nähe von Kairo. TUTENKHAMON baute auch die alten Tempel wieder auf und setzte die früheren Priester ein. Sein Wunsch war, die Vorrechte der alten Götter erneut anzuerkennen und die Fehler seines Vaters AKHENATON zu bekennen, der zeitweilig die Rolle des Sonnengottes angenommen hatte.

Während eines Krieges gegen die Syrier und Hethiter verlor der junge König TUTENKHAMON im Alter von 19 Jahren ganz plötzlich sein Leben. Da keines seiner Kinder des Königs Tod überlebte und die königliche Thronfolge nicht direkt beibehalten werden konnte, nahm König TUTENKHAMONs Oberwesir und führender Beamter des Hofes, AY, es auf sich, TIY, die junge Witwe des Königs, zu heiraten, die selbst der königlichen Blutlinie angehörte.

Ich erwähnte bereits, daß, als König TUTENKHAMON heiratete, er eine seiner Cousinen heiratete, was vielleicht einer Erläuterung bedarf. Solche Heiraten unter nahen Familienangehörigen waren im alten Ägypten durchaus gebräuchlich, und zwar so gebräuchlich, daß manchmal von Cousinen als Schwestern gesprochen wurde, da man annahm, daß durch die Heirat mit nahen Blutsverwandten die königliche Verbindung und Blutlinie gefestigt würden. Der Begriff der Inzucht — weit davon entfernt, verächtlich zu sein — wurde aufgrund dieses Glaubens gepriesen. Ich erwähnte auch, daß der junge König TUTENKHAMON von 1358 bis 1350 v.Chr. regierte. Diese Periode — so kurz und weit zurückliegend sie uns auch erscheinen mag — war eine Zeit außerordentlicher Weltlichkeit: wie wir von Freskomalereien und den Ausstellungen im Museum des Oriental Institute der University of Chicago wissen, haben die alten Ägypter Kämme, Lippenstift, Wangenrouge, Augenschminke mit all den Dunkelstiften für die Lidränder und Lidschattierungen verwendet, die in unserer Zivilisation erst vor wenigen Jahren wiederentdeckt wurden. Die alten Ägypter legten großen Wert auf elegante Kleidung, die aus der seidenartigen berühmten ägyptischen Baumwolle hergestellt wurde, und die von Frauen und Männern so um den Körper drapiert wurde, daß sie groß und schlank erschienen.

Nun, da sich dieser Vortrag mit der Geschichte der Medizin befassen soll, müssen wir uns fragen, was der König TUTENKHAMON und seine Zeitgenossen über den menschlichen Körper in Gesundheit und Krankheit wissen konnten.

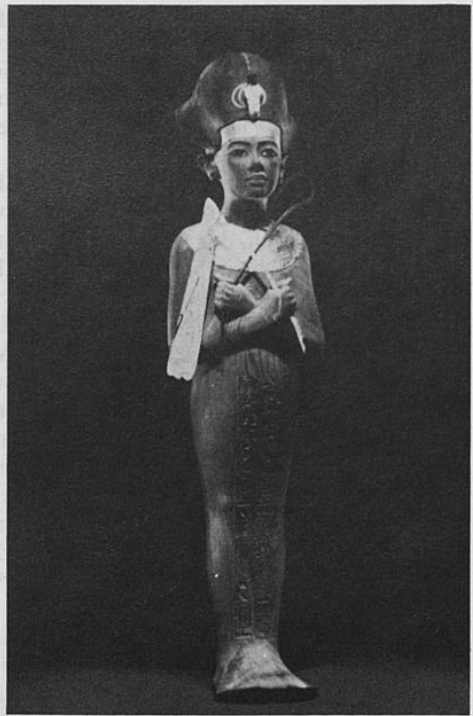
Wir haben Beweise, daß man viel wußte: zu allererst, die Herstellung der Mumien ergab sich aus der Beobachtung, daß in dem trockenen ägyptischen Wüstensand Leichen sich nicht zersetzen, wenn sie tief im Sand begraben waren und unberührt von Luft und Wasser blieben. Aus dieser Erkenntnis erwuchs die Sitte, Leichen durch Einbalsamierung und Mumifizierung zu erhalten, was eine komplizierte Prozedur war, die daraus bestand, die Leichen in vielfältige Lagen von Stoff zu wickeln und — um die Leichen noch mehr zu schützen — sie in Särge und anschließend in dickgemauerte Grabstätten zu legen.

Wir wissen, daß sich die inneren Organe rascher zersetzen als das äußere Körpergewebe. Dies war den alten Ägyptern ebenfalls bekannt. Daher entfernte man die inneren Organe durch einen Schnitt in die Bauchhöhle und wickelte sie in Mumienverbände, um sie dann wieder in die Bauchhöhle einzulegen. Oder aber man verteilte diese inneren Organe in urnenartige Gefäße, die in den Ecken jeder Grabstätte standen. Das Gehirn wurde — wie uns berichtet wurde — mit einem Haken durch die Augenhöhlen oder die Nasenlöcher herausgezogen und ebenfalls in einer der Urnen deponiert.

Die Leute, die diese Mumifizierung vollzogen, waren mit der Struktur des menschlichen Körpers durchaus vertraut, aber sie waren keine Wissenschaftler oder Gelehrte, sondern Handwerker in der Art von Leichenbestattern. Der Charakter dieser Arbeit machte diese Leute gesell-



Miniatursarg TUTENKHAMONS mit eingelegten Edelsteinen und Goldverzierungen für TUTENKHAMONS innere Organe



Goldbemahte h6lzerne Statuette TUTENKHAMONS mit seinen W6rdenzeichen: blauer Lotuskrone, Krummstab und Flegel

schaftlich unzulässig, da sie religi6s verunreinigt waren durch das Tabu, das sich auf alle erstreckte, die Tote, Kranke und Verwundete ber6hrten. Aus diesen Gr6nden konnten sie auch nicht das anatomische Wissen, das sie sich im Verlauf ihres Berufes angeeignet hatten, an die 6rzeschaft weitergeben. Hinzu kam, da6 (berufliche) 6rzte jeglichen Kontakt mit Einbalsamierern mieden. Ebenso wenig gaben die Einbalsamierer ihre anatomischen Kenntnisse an die Priester weiter, die als Heiler wirkten. Und die Tatsache, da6 Priester als 6rzte wirkten, wurde zur Ursache einer fr6hen und betont medizinischen Spezialisierung. Dies geschah auf folgende Weise: jeder der Priester widmete sich dem Dienst eines bestimmten Gottes oder einer bestimmten G6ttin, wobei jede dieser Gottheiten wiederum f6r einen bestimmten Teil oder ein bestimmtes Organ des menschlichen K6rpers in Gesundheit und Krankheit verantwortlich war. So k6mmerte sich der Priester also nur um den seiner Gottheit geweihten K6rperteil. Als daher der griechische Historiker HERODOT im 5. Jahrhundert v.Chr. von seiner Forschungsreise nach 6gypten in sein Heimatland zur6ckkehrte, erw6hnte er die Vielzahl der 6rzte, die er in 6gypten gesehen habe, und von denen jeder seine Dienstleistungen auf einen bestimmten K6rperteil beschr6nkte. HERODOT beobachtete nat6rlich nicht, da6 diese 6rzte Priester waren und ihre Spezialisierung auf ihrer religi6sen Verantwortung beruhte.

Aber soweit die Entwicklung der 6gyptischen Medizin betroffen war, hat HERODOT 6gypten zu einer relativ sp6ten Zeit besucht, lange nachdem weltliche 6rzte angefangen hatten, die Geistlichen zu ersetzen und nicht nur versuchten, Medizin zu praktizieren, sondern ihre Erfahrungen auch schriftlich darzulegen. Offensichtlich behielten die nichtklerikalen 6rzte die Sitte der Spezialisierung bei.

Durch einige Gl6ckszuf6lle steht uns eine gro6e Anzahl der fr6hesten 6gyptischen medizinischen Dokumente zur jetzigen Verf6gung. Sie bestehen aus Schreibrollen, die aus kostbarem Papyrus hergestellt wurden, d.h. aus dem Pflanzenmark der seltenen Papyrusstaude. Viele dieser medizinischen Dokumente, die zuf6llig gefunden wurden, gelangten in die H6nde von 6gypt-

tologen, die sie entziffert und in moderne Sprachen übersetzt haben. Außerdem besitzen wir Kunstgegenstände, wie Skulpturen und andere Kunstformen, die das Vorhandensein bestimmter Krankheiten offenbaren. Da gibt es mindestens eine in Relief gemeißelte Wand, auf der ein Mann dargestellt ist, der am Stocke geht und dessen Bein auffallend eingeschrumpft ist. Ob diese Entstellung die Folge eines Unfalls, eines Schlaganfalls oder von Kinderlähmung herrührt, kann uns nun keiner mehr sagen.

Dann gibt es auch noch das in Relief gemeißelte Porträt eines Höflings, der, wie so viele der Höflinge früherer Zeiten, ein Zwerg war, und zwar einer der achondroplastischen Sorte, d.h. ein erwachsener Mensch, der voll ausgewachsen war, dessen Extremitäten aber ganz kurz geblieben waren. Aber dies sind nur einige wenige Beispiele pathologischer Beweisstücke in der alten ägyptischen Kunst. Andererseits könnten wir mehr, viel mehr, von der pathologischen Untersuchung von Mumien lernen. Und einige Museen waren so großzügig, ihre unvergleichlich kostbaren Mumien zu diesen Zwecken Ärzten zur Verfügung zu stellen.

Was können wir nun von diesen beinahe lebendigen Zeugen einer Zeit lernen, die drei oder vier Jahrtausende zurückliegt? Atherosklerose und Arthritis grassierten und können noch heute in vielen mißgebildeten Gelenken derer gefunden werden, die schon lange tot sind. Eine weitere Art von Beschwerden, die noch immer die moderne Menschheit plagt, hat sich auch unter den alten Ägyptern gefunden: es war Zahnverfall. Von der Beobachtung einiger schwer verfallener Zähne und jeglichem Mangel an Beweisen, daß irgend etwas für diesen schmerzhaften Zustand getan wurde, können wir auch schließen, daß die Zähne selbst keine Schutzgottheit hatten und daher auch keinen auf sie spezialisierten Priester-Arzt. Offensichtlich gab es im alten Ägypten keine Zahnärzte.

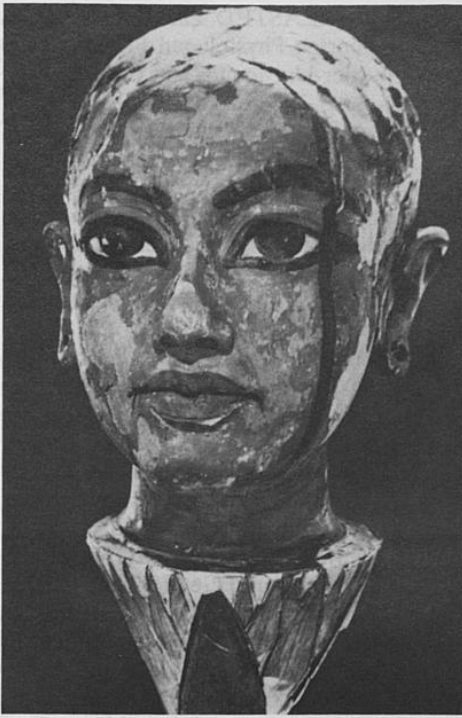
Lassen Sie mich nun von den künstlerischen und paläopathologischen Urkunden zu den schriftlichen Dokumenten übergehen: das älteste dieser Dokumente ist der sogenannte *Kahun Papyrus*, der nach der alten ägyptischen Stadt genannt ist, in deren Ruinen er gefunden wurde. Ägyptologen nehmen an, daß er ungefähr im Jahre 1900 v.Chr. verfaßt worden ist. Leider ist der *Kahun Papyrus* unvollständig und sind uns davon auch nur Fragmente geblieben. Offensichtlich waren sie Teile einer kleinen Arbeit, die eine Anzahl von krankhaften Zuständen der weiblichen Geschlechtsorgane beschreibt. Daraus müssen wir schließen, daß es im alten Ägypten Frauenärzte gab oder, was wahrscheinlicher ist, Hebammen. Selbstverständlich ist kaum anzunehmen, daß es den vorerwähnten Priestern — selbst wenn sie der Göttin der Fruchtbarkeit dienten — gestattet war, Frauen zu untersuchen oder bei ihrer Entbindung zugegen zu sein.

Für eine detaillierte Besprechung des Inhalts des *Kahun Papyrus* möchte ich Sie auf eines meiner Lieblingsbücher verweisen: *Hysteria — the History of a Disease*, dessen Autor ich zufällig bin. In diesem Buch wird auch noch auf ein weiteres ägyptisches medizinisches Dokument hingewiesen, das ich jetzt besprechen will. Es ist als *Papyrus EBERS* bekannt, dessen Name von dem deutschen Ägyptologen GEORG EBERS hergeleitet ist, der als erster ein Faksimile dieses Papyrus veröffentlichte. Dieser Papyrus soll vom 16. Jahrhundert v.Chr. datieren.

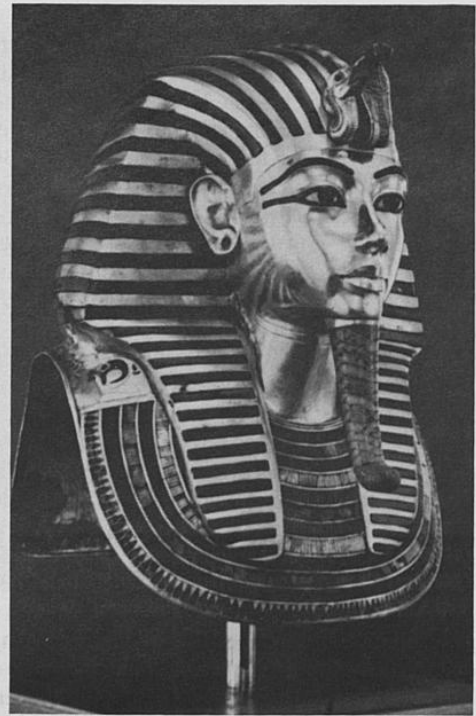
Von seinem Übersetzer B. EBBEL (Kopenhagen, 1937) als das „größartigste ägyptische Dokument“ bezeichnet, ist der *Papyrus EBERS* wahrhaftig das vollständigste und besterhaltene aller ägyptischen medizinischen Dokumente. Im Gegensatz zu den anderen Papyri ist der *EBERS Papyrus* eine Zusammenstellung vieler Monographien, die sich alle mit verschiedenen Gesichtspunkten der praktischen Medizin befassen. Abgesehen von Knochenbrüchen und Ausrenkungen sind chirurgische Maßnahmen nicht weiter erwähnt; der Papyrus berührt jedoch viele Arten von Krankheiten, selbst solche, die in das Gebiet der Geburtshilfe und die Behandlung von Frauenkrankheiten gehören.

Ogleich ägyptische Medizin relativ frei von Beziehungen auf das Übernatürliche blieb — trotz der Tatsache, daß viele Ärzte Priester waren —, so beginnt trotzdem der *Papyrus EBERS* mit einem Bittgebet, das der Arzt vor Beginn der Behandlung zu sagen hatte. Er sollte sich in der folgenden Weise an den Patienten richten: „Ich werde ihn vor seinen Feinden retten, und THOTH soll sein Begleiter sein; er (THOTH), der die Schrift sprechen läßt und der Bücher geschrieben hat: er (THOTH) gibt dem Arzt, der ihm folgt, das Geschick, die Heilung zu vollbringen. Denjenigen, den der Gott liebt (bemitleidet), ihn wird er am Leben erhalten.“

Nach dem Ägyptologen und Übersetzer EBBEL hatten diese und andere Gebete nicht den Zweck, die normale medizinische Behandlung zu ersetzen, sondern sie zu stärken. Sie sollten als



Goldbemalete Holzbüste TUTENKHAMONS als Sonnengott bei seiner Geburt



TUTENKHAMONS Totenmaske aus reinem Gold. Die Gesichtszüge gleichen denen der Mumie

Gebete zu den Göttern ausgelegt werden (in diesem Fall THOTH), um die heilende Kraft der Medizin zu erhöhen, ähnlich wie solche Gebete heutzutage dargeboten werden und wie sie zweifelsohne oft sehr hilfreich sind. Denn der Glaube an die Wirkung der Behandlung hat sicherlich damals, ebenso wie heute, zur Heilung beigetragen.

Ich kann diese Besprechung der alten ägyptischen Medizin nicht beschließen, ohne den eindrucksvollsten aller medizinischen Papyri zu erwähnen, nämlich den *EDWIN SMITH Surgical Papyrus*. Dieser Papyrus ist zweifelsohne das älteste wahrhaft wissenschaftliche Dokument, das je ans Licht gefördert wurde, und kann alles in allem als eines der bemerkenswertesten Bücher in der Geschichte der Chirurgie bezeichnet werden; es entstand vor circa 4 000 Jahren, d.h. vielleicht 1500 v.Chr., und um die Lebenszeit des Königs TUTENKHAMON.

Der *EDWIN SMITH Surgical Papyrus* ist das Sammelwerk eines unbekanntem Autors und es entstand zu einer Zeit und in einem geistigen Klima, als die Medizin magisch-religiös war, als es noch kein von der Wissenschaft geprägtes Vokabular gab, und als die ersten tastenden Schritte zur induktiven Beweisführung gewagt wurden. Bezüglich der diagnostischen und therapeutischen Methoden, die damals üblich waren, enthält der „EDWIN SMITH Chirurgische Papyrus“ erstaunlich genaue Beobachtungen in Anatomie, Physiologie und Pathologie. Magie und Mystik sind völlig abwesend.

Dieser chirurgische Papyrus ist nach dem bahnbrechenden amerikanischen Ägyptologen EDWIN SMITH benannt, der die Papyrusrolle im Jahre 1862 in Ägypten von einem eingeborenen Händler in Luxor gekauft hat. Obgleich SMITH damals noch nicht in der Lage war, die Rolle zu entziffern, war er sich doch ihrer ungewöhnlichen Bedeutung bewußt. Nach einiger Zeit fand die Papyrusrolle ihren Weg in die Hände von Professor JAMES BREASTED, dem ersten Professor der Ägyptologie (der „erste“, zeitlich wie qualitativ) an der Universität von Chicago. Professor BREASTED, der lange in Ägypten geforscht und studiert hatte, war auch Gründer des hervorragenden Orientalischen Instituts und Museums der Universität. Da er

keine chirurgischen Kenntnisse hatte, zog sich Professor BREASTED einen medizinisch geschulten Mitarbeiter heran. Gemeinsam mit dem distinguierten Physiologen Professor Dr. ARNO LUCKHARDT, der auch ein Mitglied der Fakultät der Universität von Chicago war, begann BREASTED die Übersetzung des chirurgischen Papyrus. Mit der Veröffentlichung der gesamten Übersetzung in 1930 mit Faksimilereproduktionen, Kommentar und Spezialwörterbuch schuf BREASTED einen völlig neuen Begriff der frühen ägyptischen Medizin und Chirurgie. Die Abschrift des Originalpapyrus, die von Professor BREASTED für seine Übersetzung benutzt wurde, war ca. 1400 v.Chr. angefertigt worden, und zwar von einem Kopisten, der offensichtlich kein Chirurg war und dessen Unvertrautheit mit dem Material durch viele Fehler und Auslassungen deutlich wird. Der Schreiber kopierte das Buch so gut wie er konnte, aber er ließ es unvollendet, indem er abrupt in der Mitte eines Satzes aufhörte, der einen klinischen Fall beschrieb.

Der unvollendete Teil ist für immer verloren geblieben. Vollständig ist der Teil des Buches, der von den Verletzungen und Verwundungen des Kopfes handelt; von da an ging es weiter den Körper hinunter bis zum Hals und die Brust.

Von diesem Buch, das jetzt als „EDWIN SMITH chirurgischer Papyrus“ bekannt ist, rühren also die späteren Anordnungen der medizinischen Lehrbücher *a capite ad calcem* her, d.h. vom Kopf bis zum Fuß, eine Anordnungsweise, die viele Jahrhunderte hindurch beibehalten wurde, während heutzutage die Lehrbücher meistens nach dem Organsystem aufgebaut sind.

Nun, wie ich schon bemerkt habe, lag dieser Papyrus der Periode TUTENKHAMONS zeitlich am nächsten. Viele Gesichtspunkte seines Inhalts erklären die Praxis und Gepflogenheiten der Medizin in des jungen Königs Lebenszeit. So gibt es in jedem Fall des „EDWIN SMITH chirurgischen Papyrus“ drei einleitende Feststellungen: 1. die Diagnose, 2. den Urteilsspruch und 3. die Behandlung.

Da Diagnose und Behandlung kaum einer Erklärung bedürfen, möchte ich lediglich den sogenannten Urteilsspruch, der nach jeder Untersuchung vom Arzt gegeben wurde, erklären. Tatsächlich gab es drei Urteilssprüche; der erste lautete: „eine Krankheit, die ich behandeln werde“, der zweite, „eine Krankheit, mit der ich ringen werde“. (Dieser Spruch bedeutete des Arztes Zweifel an der Heilbarkeit, aber seine Bereitschaft, eine abwartende Haltung einzunehmen.) Schließlich der dritte Urteilsspruch: „eine Krankheit, die nicht zu behandeln ist“ (was natürlich die Schwere des Falles andeutete und den Arzt von seiner persönlichen Verantwortung im Falle eines tödlichen Ausgangs befreit).

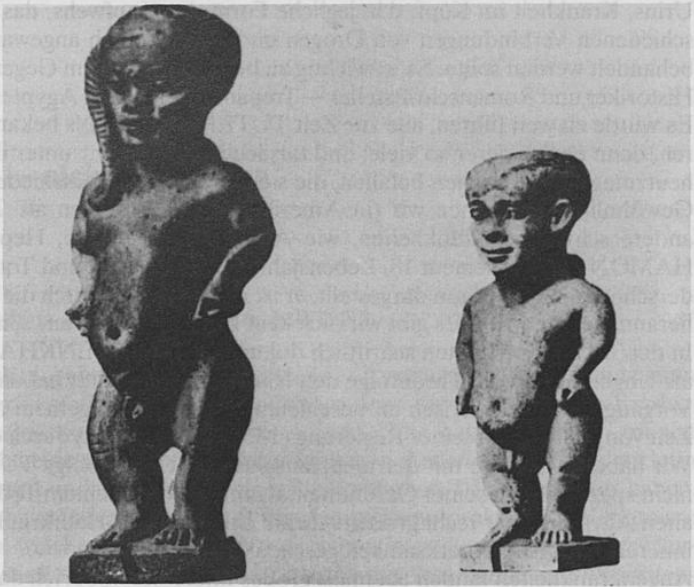
Bei den in diesem Buch besprochenen Verletzungen handelt es sich hauptsächlich um solche, die sich die Gladiatoren in der Sportsarena und die am Pyramidenbau mitwirkenden Arbeiter zugezogen hatten. Außerdem enthält das Buch ein hervorragendes diagnostisches Verfahren, das die frühe Erkenntnis eines Falles von Meningitis beschreibt: hier wird der Patient angewiesen, im Bette aufzusitzen, seine Knie hochzuziehen und seinen Kopf nach vorne zu senken. Die Aufmerksamkeit des Diagnostikers ist auf den steifen Hals und Rücken gerichtet, was wir heutzutage als positives KERNIG- und BRUDZINSKI-Symptom bezeichnen würden.

Insgesamt lassen sich die in dem Buch besprochenen Fälle folgendermaßen einteilen:

Kopfwunden	27 Fälle
Hals- und Nackenwunden	6 Fälle
Verletzungen des Schlüsselbeins	2 Fälle
Verletzungen des Oberarms (Humerus)	3 Fälle
Brustkorb und Brust (einschl. Tumoren und Abzessen)	8 Fälle
Schulter (Ausrenkung)	1 Fall
Wirbelsäule des Thorax	1 Fall (unvollendet)

Das wären also die chirurgischen Krankheiten, die im „EDWIN SMITH chirurgischen Papyrus“ erwähnt sind. Nun, was für andere Krankheiten gab es, die zur Zeit TUTENKHAMONS bekannt waren und die eventuell zu seinem Tod im Alter von 18 Jahren beitrugen und von zeitgenössischen Ärzten hätten behandelt werden können — vorausgesetzt daß TUTENKHAMON eines natürlichen Todes starb? Die Geschichte der nichtchirurgischen Krankheiten verdanken wir dem Papyrus *EBERS*, der sich hauptsächlich mit der inneren Medizin befaßt. Man kann sie folgendermaßen aufzählen: Krankheiten des Magens und der Bauchhöhle einschließlich Verstopfung und Diarrhoe als bedenkliche Verdauungsstörungen. Wir finden auch die

Ägyptische Statuetten
achondroplastischer
Zwerge aus der ägypti-
schen Abteilung des
Alten Museums Berlin



Erkenntnis der Gefahr im Ausscheiden von Blut aus Darm und Blase, entweder als Nebeneffekt von Dysenterie oder als Zeichen einer verborgenen inneren Krankheit, die zu jener Zeit weder bestimmt noch diagnostiziert werden konnte.

Eine weitere unaufhörliche Plage des ägyptischen Gesundheitszustandes war der stets vorhandene Rundwurm (*Ascaris lumbricoides*), zu dessen Bekämpfung zahlreiche Medikamente verordnet wurden, teils zur Unterdrückung der von den Parasiten verursachten Beschwerden und teils zu deren Austreibung. Außer dem Rundwurm erkannte man auch den Bandwurm, aber keiner wurde sehr genau von dem anderen unterschieden.

Andere Erkrankungen in der Bauchhöhle werden besprochen, wie Eiterung und die Rose, welch letztere versuchsweise als Erysipelas übersetzt wurde, aber wahrscheinlich Herpes Zoster war. Die Behandlung bestand darin, den nicht unerheblichen Schmerz zu unterdrücken oder die Krankheit zu heilen. Durch Magenkrankheit hervorgerufenes Fieber wurde sehr ernst genommen, und noch mehr fürchtete man einen „Knoten im Darm“, d.h. den Ileus.

So lesen wir in EBERS Papyrus: „Wenn Du einen Patienten behandelst, der an Schleim und krampfartigen Schmerzen leidet, ... wenn dieser Schleim in seinem Bauch ist und keine Möglichkeit hat, einen Ausweg zu finden, dann wird er in seinem (des Patienten) Bauch verfaulen, und da er keine Möglichkeit hat herauszukommen, entwickelt er sich zu einem Knoten im Bauch (ileus); und wenn er sich nicht zu einem Knoten im Bauch entwickelt ... dann wird der Patient (den Schleim ausscheiden und sofort gesunden.“ Das Mittel zur Heilung der „Rose“, d.h. Herpes Zoster, ist eine Salbe aus Wein und reinem Öl, die vier Tage lang aufgetragen wird; andere Salben, ebenfalls aus Pflanzensubstanzen hergestellt und mit sofortiger heilender Wirkung in der Behandlung von Herpes Zoster, werden genannt.

Aber häufiger als Gürtelrose ist Eiter im Bauch bei Männern und Frauen, für dessen Behandlung es eine große Anzahl von Pflanzenheilmitteln gab, von denen gesagt wurde, daß sie eine sofortige Wirkung haben.

Eine weitere Gruppe von Störungen betraf die Ausscheidungsorgane, wie z.B. ein Gefühl des Brennens im Anus und in der Blase, Abzesse im Anus und Vorfall des Rektums. „Zauber im Bauch“ konnte zur Ausscheidung von Blut durch die Därme und Blase führen. Im Falle von Aszites, der Zurückbehaltung von Wasser in der Bauchhöhle, wurde der Arzt angewiesen, „gehe zu ihm (dem Patienten) und verlasse ihn nicht“. Diese Instruktion bedeutet — angesichts der früher erwähnten Urteilsprüche, daß, wenn der Arzt einmal die Behandlung begonnen hatte, er sie fortsetzen mußte, solange der Patient am Leben ist.

Weitere in der ägyptischen Literatur erwähnte Krankheiten sind die Zurückbehaltung des

Urins, Krankheit im Kopf, d.h. jegliche Form des Kopfwehs, das mit Medikamenten aus verschiedenen Verbindungen von Drogen und mit äußerlich angewandten Salben und Bandagen behandelt werden sollte. Es ist wichtig zu betonen, daß — im Gegensatz zu der Meinung einiger Historiker und Romanschriftsteller — Trepanation im alten Ägypten nicht vorgenommen wurde. Es würde zu weit führen, alle zur Zeit TUTENKHAMONs bekannten Krankheiten aufzuführen, denn es gab derer so viele; und tatsächlich finden wir unter ihnen fast alle Störungen, die heutzutage die Touristen befallen, die sich in neue und verschiedene Teile der Welt vorwagen. Gewöhnlich bezeichnen wir (in Amerika) diese Störungen als *Turista*. Dazu kommen noch andere schwerere Krankheiten, wie Amoeben-Dysenterie, Hepatitis, u.a. King TUTENKHAMON starb in seinem 18. Lebensjahr. Auf Gemälden und Totenmasken ist er als ein wunderschöner junger Mann dargestellt; er ist nicht entstellt durch die Zeichen von Krankheit oder herannahendem Tod. Es gibt wirklich kein Dokument, das uns seine Todesursache wissen läßt. In der Tat ist Mord selten schriftlich dokumentiert. TUTENKHAMON regierte zu einer Zeit, als Ungeduld auf die Thronfolge den Nachfolger veranlaßt haben könnte, das Ableben seines Vorgängers verbrecherisch zu beschleunigen; es wird allgemein angenommen, daß die kurze Zeit von acht Jahren seiner Regierung (1358—1350 v.Chr.) durch ein Attentat beendet wurde. Wir haben uns heute mit der medizinischen Welt des Königs TUTENKHAMON befaßt und nicht spezifisch mit seiner Gesundheit, Krankheit oder seinem Tod. Wir haben erfahren, daß im alten Ägypten einer recht großen Anzahl chirurgischer, Hautkrankheiten und Krankheiten der inneren Organe Aufmerksamkeit geschenkt wurde.

Augenkrankheiten fanden ebenfalls großes Interesse, wobei ich daran erinnern möchte, daß im letzten Jahrhundert (zumindest in Deutschland) Trachom im Volksmund als „Ägyptische Augenkrankheit“ bezeichnet wurde. Es gab eine Vielfalt von Krankheiten der Haut, des Kopfes (einschließlich Krankheiten der Zunge, Zähne, Nase und Ohren) und der Extremitäten. Man kann annehmen, daß außer dem oben erwähnten Rund- und Bandwurm die Ufer des Nils mit Filariasis und Schistosomiasis verpestet waren. Die Medizin jener Zeit war jedoch längst nicht so weit fortgeschritten, um zu erkennen, welche Vektorenrolle die Unzahl der Insekten und Schnecken in den sich den Fluß entlang erstreckenden Marschen spielen. Die meisten Krankheiten wurden von den Priestern behandelt, die der entsprechenden Gottheit dienten, der der betroffene Körperteil oblag. Es waren also die Priester, die die im *EBERS Papyrus* genannten magischen Formeln, Gebete und Beschwörungssprüche anwandten, ebenso wie die unzähligen Medikamente, die für die verschiedenen Leiden empfohlen wurden. Die weltlichen Ärzte vertrauten einzig und allein der *Materia Medica*.

Wenn der Titel meines Vortrages diejenigen unter Ihnen irreführte, die sich die Daten von TUTENKHAMONs Leben und Regierungszeit herausgesucht hatten in der Annahme, daß ich mich auf die acht Jahre seiner Regierungsperiode beschränken würde, so möchte ich Sie daran erinnern, daß die von mir heute behandelte Zeitspanne 600 Jahre betrug; sie begann mit dem *Kahun Papyrus* von 1900 v.Chr. und führte hinüber zu den beiden neuesten ägyptischen Dokumenten, dem sogenannten *London Medical Papyrus* von 1350 v.Chr. und dem *Berlin Medical Papyrus*, der ein Jahrhundert jünger ist. Insgesamt vermitteln diese 600 Jahre ein Bild der medizinischen Welt des Königs TUTENKHAMON, da die intellektuelle und medizinische Kontinuität vom ältesten medizinischen Papyrus bis zu den während der Lebensperiode des jungen und schönen Königs entstandenen Papyri kaum unterbrochen ist.

Literatur

1. FRANKFORT, H.: *Kingship and the Gods: A study of Ancient Near Eastern Religion as the Integration of Society and Nature*. Oriental Institute Essay. Chicago: Univ. Chicago Press, 1948.
2. WILSON, J. A.: *The Burden of Egypt: An Interpretation of Ancient Egyptian Culture*. Oriental Institute Essay. Chicago: Univ. Chicago Press, 1951.
3. GRIFFITH, F. L. I. (ed.): *Hieratic Papri from Kahun and Gurob (Principally of the Middle Kingdom)*, vol. 1, Medical and Mathematical Papri from Kahun. London: Quaritch, 1897.
4. VEITH, I.: *Hysteria: The History of a Disease*. Chicago: Univ. Chicago Press, Phoenix Edition, 1965.
5. EBBEL, B. (trans.): *The Papyrus EBERS: The Greatest Egyptian Medical Document*. Copenhagen: Levin & Munksgaard, 1937.
6. BREASTED, J. H. (ed.): *The EDWIN SMITH Surgical Papyrus*, 2 vols. Chicago: Univ. Chicago Press, 1930.

Diphtherie vergessen — nicht verloschen*

JOSEF STRÖDER

Gastvorlesung in der Universitäts-Kinderklinik am 6. Juli 1983

Aus im einzelnen immer noch nicht bekannten Umständen — unzureichender Impfschutz kann ein bemerkenswert wichtiger Grund sein — ist eine Renaissance dieser grausamen Kinderkrankheit auch hierzulande jederzeit möglich. Viele tausend Fälle habe ich selbst, oft tief erschüttert, erlebt. Aber auch heute noch gibt es an verschiedenen Stellen der Welt und im letzten Jahrzehnt auch in unserem Lande Endemien, die z.T. einen hohen Tribut gefordert haben. Da aber bei der heute praktizierenden Ärzteschaft überhaupt keine praktischen Kenntnisse über die Krankheit bestehen, welche sie vielleicht morgen schon in größerer oder großer Häufigkeit behandeln müssen, ist es selbstverständlich und auch saisonal berechtigt, wenigstens allerwichtigste Leitdaten zu vermitteln bzw. repetieren.

Diphtherie gibt es praktisch nur in der Kindheit, selten, aber durchaus möglich auch im ersten Lebensjahr, sogar in der Neugeborenenperiode. Die Krankheit kommt weltweit vor: Also kann der Keim aus Endemiegebieten importiert werden.

Wichtigstes Erregerreservoir für Infektionen des Menschen ist der bazillenträgende Mensch: „Bazillenträger“. Nach einer Inkubationszeit von mindestens acht Stunden, meist zwei bis drei Tagen kann eine Infektion bei unzureichend immunen, unter ungünstigen sozialen Umständen lebenden Personen (unzulänglicher Ernährung, hoher Wohndichte, schlechten Belüftungs- und Heizverhältnissen, „Streß“ jeder Art) eine klinisch manifeste Krankheit auslösen.

Wenngleich der Erreger auch in der Mundhöhle des Hundes, in Wunden von Haustieren, ja selbst bei Insekten gefunden wurde, so stammen die Keime klinischer Erkrankung nach bisheriger Ansicht praktisch von Keimträgern, und zwar bevorzugt von kranken Keimträgern.

Ob aber bei Unsauberkeit der bemerkenswert resistente Erreger vom Tier auch auf den empfänglichen Menschen übergehen kann, bleibt zu prüfen.

Die Übertragung erfolgt zumeist durch Tröpfchen- und Schmierinfektion, viel seltener durch Staubinhalation (Wäsche, Kranken- und Schulzimmern), gelegentlich mit kontaminierter Milch und anderen Nahrungsmitteln.

Mehrfacherkrankungen sind möglich, aber selten. Zumeist gewährt das Überstehen klinischer Erkrankung mittels erworbener Immunität lebenslänglichen Schutz. Daß diese aber trotzdem möglich sind, ist ein nicht zu übersehender Hinweis auf die Tatsache, daß zur klinischen Manifestation eines Diphtherieinfektes Immunität, d.h. Besitz von Diphtherie-Antitoxin zwar wichtig, aber nicht „alles“ ist. Es ist nicht zu bezweifeln, aber noch bis ins Einzelne zu prüfen, in welchem Ausmaß die zelluläre Immunität an der Abwehr beteiligt und ob sie bei Mehrfacherkrankungen irgendwie beeinträchtigt ist. Bis heute kann nicht mit wünschenswerter Exaktheit bekannt sein, inwieweit Immunmangelsyndrome, angeborene wie erworbene, die Diphtherieabwehr beeinträchtigen, da man zu Maxima der Diphtheriefrequenz erst im Anfangsstadium der immunologischen Forschung stand. Außerdem hat der Glanz der Entdeckung des Antitoxins durch E. VON BEHRING den Blick auf wichtige außerhalb der humoralen Infektabwehr gelegene Vorgänge, insbesondere der zellulären Abwehr, ungut, wenn nicht schädlich geblendet.

Der Vorstoß in diese neue Dimension immunologischer Forschung ist wichtig: Gegen Ende der großen und vielerorts verhängnisvollen Diphtherieepidemie der Jahre 1945 bis 1948 wurde in

* Nachdruck aus CESRA-Säule Heft 29/1984

Europa eine beeindruckende Zunahme von Säuglings-Diphtherie konstantiert. Für diese Säuglingserkrankungen sind verschiedene Fakten bemerkenswert.

1. Bevorzugt befallen war der erste Lebensmonat, das geht gegen bis daher im Schrifttum niedergelegte Erfahrungen, da im ersten Lebensmonat ausreichender passiver Schutz bestehen sollte.

2. Schon nach wenigen Wochen sind Rezidive beobachtet worden, ja sogar Dritterkrankungen. Eine voll befriedigende Erklärung für dieses neue Phänomen steht bisher aus.

3. Die Sterblichkeit dieser Säuglinge war sehr hoch „diphtherische Intoxikation der Säuglinge“. Sofern sie die Diphtherie überstanden hatten, kam es anschließend oft zu schweren Staphylokokkeninfektionen mit tödlichen Komplikationen (Pleuro-Pneumonien, Lungenabszedierungen, Osteomyelitiden u.a.). Damit stellt sich die Frage nach der Bedeutung eines evtl. Mischinfektes für Entstehung und Verlauf einer Diphtherie. Diese beiden Parameter werden im Verlauf einer Säuglings-Diphtherie durch eine gleichzeitige bakterielle Infektion, insbesondere mit Staphylokokken und Streptokokken, geformt. (F. GOEBEL und J. STRÖDER, J. STRÖDER und H. NIGGEMEYER).

Auch in der anschließenden Kindheit kann ein vorübergehender oder gleichzeitiger Infekt etwa mit Streptokokken oder den immer frequenter werdenden gleichzeitigen Anaerobier-Infektionen die lokale oder allgemeine Resistenz eines Kindes mindern und so das Manifestwerden einer Diphtherie begünstigen, wenn auch zur Entstehung und zum Verlauf der Diphtherie die pathogenen Möglichkeiten des Diphtheriebazillus voll ausreichen. Allein die Möglichkeit des Befalls mit anderen Bakterien und ihre Teilnahme an Gestaltung und Verlauf des Krankheitsbildes rechtfertigen schnellstmögliche ausgiebige Antibiotikaabgabe. Diese Antibiotika sind aber nur eine Zugabe in der Therapie und kein Substitut für die Serumtherapie (s.u.).

Subjektive Empfindungen während der Prodromalzeit und in den ersten Krankheitstagen sind uncharakteristisch und kommen unterschiedlich oft vor: Halsschmerzen, Schluckbeschwerden, Leibweh, allgemeine Abgeschlagenheit bis zur Apathie. So ist es möglich, daß an toxischer Diphtherie erkrankte Kinder noch zu Fuß zum Arzt kommen und leicht Kranke stärker beeinträchtigt sind. Meistens besteht jedoch eine Parallelität zwischen subjektivem Krankheitsgefühl und objektivem Schweregrad. — Allgemein, aber keineswegs gesetzmäßig fiebern die Kinder. Das Temperaturverhalten, mit Ausnahme möglicher Untertemperaturen am Ende der ersten Krankheitswoche bei toxischer Diphtherie, ist aber nicht diagnostisch und auch nicht prognostisch verbindlich.

Der Belag auf den Tonsillen kann in Lokalisation und Beschaffenheit erheblichen individuellen Schwankungen unterliegen. Er hat weitgehende Ähnlichkeit mit den Auflagerungen auf den Tonsillen, die man unmittelbar nach Tonsillektomie sieht.

Initiales, noch nicht kardial bedingtes und durch die Lokalveränderungen an und auf den Tonsillen bedingtes Erbrechen wird mit wechselnder, von der Krankheitsschwere abhängiger Häufigkeit beobachtet, bei Kehlkopf- und Nasendiphtherie meistens vermißt. Je schwerer eine Rachendiphtherie, desto häufiger und intensiver ist der leimigsüße Foetor ex ore. Sein Fehlen berechtigt aber keineswegs zu diagnostischen und prognostischen Schlüssen.

Das von mir wenig modifizierte klinische Einteilungsprinzip von ESCHERICH und SECKEL verbindet topische mit funktionellen Gesichtspunkten. Das will heißen: Übergangsformen sind möglich, und bei Diphtherie — eingeschlossen die sog. „lokalisierter Formen“ — ist eine Toxinresorption mit anschließender Intoxikation klinisch beobachtet worden.

Typ I: Sog. „lokalisierte Formen“.

Hier bleibt es im wesentlichen beim Erstbefall. Es kommt nicht zu einer weiteren Ausdehnung der Beläge. Wenn auch selten, sind klinische Folgen einer Toxinresorption, Herzschädigungen ab dritter Krankheitswoche sowie neurologische Komplikationen, etwa ab dem 28. Tag, prinzipiell möglich.

Dem Typ I sind als häufigste Form die Tonsillardiphtherie zuzurechnen, folgend in der Frequenz: Nasendiphtherie, sehr seltene Haut-, Genital- und Konjunktivalbeteiligung, postoperative Diphtherie nach Eingriffen in Mund- und Nasengebiet, Gingivitis und Stomatitis, Speiseröhrendiphtherie, Vulvovaginitis, Balanitis, Otitis media, Hautdiphtherie, Nabeldiphtherie der Neugeborenen. Hautdiphtherien bei nässendem Ekzem.

Die lokalisierte Nasendiphtherie befällt vornehmlich die drei ersten Lebensjahre: Gestörte

Nahrungsaufnahme, durch Verlegung der Nasenatmung bedingte Unruhe, langsam zunehmende Blässe, Müdigkeit und Spielunlust bei subferilen Temperaturen führen die Kinder in ärztliche Behandlung. Bei Säuglingen braucht das Nasensekret nicht blutig tingiert sein. Wird die Krankheit verkannt, bleibt die Nasenatmung verlegt. Es bilden sich dann auch Borken aus getrocknetem Sekret, fibrinösem und nicht regelmäßig mit Blutspuren durchsetzten Exsudat. Lokaler Juckreiz macht neue, schlecht heilende Exkoriationen in den Naseneingängen Myokarditis und Lähmungen sind selten.

Die Form reagiert schnell und gut auf Antioxin. Die Prognose aller dem Typ I zuzuordnenden Diphtherie-Manifestationen liegt bei einer Letalität unter 1% und ist damit günstig.

TYP II: Progrediente Formen, hauptsächlich Krupppformen.

Der echte, d.h. der diphtherische Krupp (abzugrenzen gegen nicht diphtherische, also „Pseudokrupp“-Formen) bevorzugt wie die Nasendiphtherie die drei bis vier ersten Lebensjahre. Er betrifft vor allem Knaben, deren Letalität auch größer ist. Es besteht Abhängigkeit von der Witterung. Frontenwechsel kann „Stenosenwetter“ bringen. Charakteristische Zeichen sind: Heiserkeit bis zur völligen Aphonie sowie rauher, von sägeartiger Inspiration unterbrochener“ sog. Krupphusten (HENOCH).

Ausdruck des schweren bedrohlichen Lufthungers ist das ängstliche Gebaren des höchst unruhigen Kindes, welches die hochgradige inspiratorische Atembehinderung durch forcierten Einsatz aller respiratorischen Hilfsmuskeln zu beheben sucht. In diesem fortgeschrittenem Stadium ist die Diagnose nicht zu verfehlen, die Prognose außerordentlich erschwert, wenn die Kinder nicht unverzüglich ins Krankenhaus zur Intensivbehandlung verbracht werden.

TYP III: toxische Manifestation (toxische Diphtherie, maligne Diphtherie, Diphtherie gravis, Ödemdiphtherie).

Ohne Rücksicht auf die Erstlokalisation des Infektes kann jede Diphtherie toxisch verlaufen, entweder von Anfang an: primär toxische Diphtherie, oder als sekundär toxische Form einer zunächst nicht toxischen Manifestation.

Die sechs Kardinalsymptome:

1. Übelriechende (nach verfaultem Fleisch), mißfarbene, die Tonsillengrenzen überschreitende Beläge des Rachens, der Peritonsillargegend, des weichen Gaumens, der Nase, die bei der häufig gleichzeitigen hämorrhagischen Diathese von Blut durchsetzt sind („toxische Bräune“),
2. Ödeme der Tonsillar- und Peritonsillargegend, sicht- und tastbare Schwellung der angulären Lymphknoten und der periglandulären Halsregion, unter Umständen aufsteigend bis zum Jochbogen, häufiges Übergreifen auf die oberen Brustpartien (Cäsarenhals),
3. erhöhte Blutungsneigungen an Injektions- und mechanisch besonders beanspruchten Stellen bis zu spontanen petechialen Hautblutungen,
4. periphere Kreislaufschwäche (frequenter, fadenförmiger, leicht unterdrückbarer Puls, niedriger Blutdruck),
5. heftiges, oft unstillbares Erbrechen, und das noch vor Einsetzen einer Myokarditis,
6. Lebervergrößerung und Konsistenzvermehrung mit Druckempfindlichkeit sowie Nierenschädigung mit Eiweißvermehrung, Leukozyten, Epithelien, granulierten zelligen bzw. hyalinen Zylindern und wechselnder Erythrozytenzahl im Harn, oft Harnstoffserhöhung im Blut.

Die oben erwähnte, am Ende der letzten großen europäischen Epidemie aufgetretene eigenartige Form einer Säuglings-Diphtherie ist durch z.T. schon genannte Besonderheiten charakterisiert. Geringere entzündliche Erscheinungen unter und neben den Membranen, minimale Vergrößerungen der in diesem Lebensalter noch kaum ausgebildeten Tonsillen. Fehlen der inneren und äußeren Ödeme, nur angedeutete Schwellung der Halslymphknoten, vor allem der perakute Verlauf rechtfertigen unsere Nomenklatur: „diphtherische Intoxikation des Säuglings“. Die Prognose ist weit schlechter als die schon so unguete der toxischen Form älterer Kinder.

Wichtigste Komplikationen der toxischen Diphtherie:

1. Myokardschaden

Je jünger ein Kind oder je schwerer die Initialerkrankung, desto früher tritt die Herzschädigung auf. Die Prognose des frühen Myokardschadens — etwa vom 3. bis 14. Krankheitstag — pflegt ernster zu sein als diejenige der späten Erscheinungen (bis zur vierten Woche). Aber auch zu einem späteren Termin sind Herzschäden durchaus möglich, selten sogar um den 50. Krankheitstag. Erste, noch vor anderen physikalischen und klinischen Zeichen, mögliche Hinweise auf

Myokardschädigung können psychische Veränderungen sein. Völlige Interesselosigkeit, auffällige Traurigkeit, aber auch gelegentlich gefährliche Erregbarkeit mit einer charakteristischen „wächsernen Blässe“ des Gesichtes und häufigem Erbrechen sind erste und ernste Merkmale einsetzender Myokardschädigung. Bradykardie in der Rekonvaleszenz ist suspekt auf Myokardschaden. Wird die Myokarditis überlebt, ist von ganz seltenen Ausnahmen abgesehen in der Zukunft die Herzleistung befriedigend. Selten und unter Umständen zwei bis drei Jahre anhaltend ist Blutdrucksteigerung ohne pathologischen Harnbefund (Angiopathia renalis diphtherica) (W. CATEL).

2. Häufige Komplikation des Nervensystems:

Den diphtherischen Lähmungen liegt eine Polyradikuloneuritis zugrunde, so daß das klinische Phänomen in peripherer, schlaffer, symmetrischer Lähmung (im Gegensatz zur Poliomyelitis!) ohne Sensibilitätsstörung besteht. Schubweiser Lähmungs-Verlauf ist durchaus möglich.

Frühhähmungen bis zum 14. Krankheitstag treffen zumeist Gaumensegel, (die Nahrung fließt aus den Nasenlöchern, oft nasale Sprache), Abduzens (Einwärtsschielen und ungekreuzte Doppelbilder bei Blick nach der Seite der Lähmung), Schlundmuskulatur (die Nahrung kann nicht geschluckt werden, wodurch Gefahr einer Aspirationspneumonie besteht). Die Beeinträchtigung der inneren Augenmuskeln (die reaktionslose Pupille ist erweitert), besteht in Schwierigkeiten beim Lesen und Einfäden. Die Ausfälle bei Spätlähmung betreffen Gaumensegel, untere Gliedmaßen, Akkommodation, Hals- und Nackenmuskulatur, Schlundmuskulatur, Bauchmuskulatur (Beeinträchtigung der expiratorischen Atemfunktion und der Bauchpresse bei Defäkation). Bei Lähmung der Rückenmuskulatur ist Aufrichten des nach vorne gebeugten Rumpfes unmöglich. Bei Interkostal- und Zwerchfelllähmungen sind die Rippenräume eingefallen, es besteht paradoxer Atemtyp, bei Zwerchfellhochstand. Daher stehen die Lungengrenzen fest. Bei peripherer Facialis-Lähmung ist Stirnrunzeln unmöglich, es besteht unvollständiger Lid-schluß und Bell'sches Phänomen. Rekurrenzparese macht Heiserkeit und Aphonie; Blasenmastdarmlähmung ist selten. Sie tritt gewöhnlich erst vor dem Tode auf. — Die große Gefahr der Schlucklähmung ist die Aspirationspneumonie.

Zur Prognose:

In eigener, 8 000 Krankheitsfälle umfassender Statistik hatte die Diphtherie des Typ I eine Letalität von 0,16%, der Krupp eine solche von 17,79%, die toxische Form eine Letalität von 63,87%. Die Letalität bei den in den letzten Jahren erfolgten kleinen Ausbrüchen der Krankheit lag möglicherweise auch wegen zu spätem Erkennens deutlich über der Gesamtletalität früherer Seuchenjahre. Ganz wichtig ist der Hinweis: Eine verbindliche Voraussage darf bei Krankheitsbeginn nie getroffen werden, da Komplikationen, sogar tödlicher Ausgang, selbst bei Typ I möglich, wenn auch selten sind, und das trotz „richtiger und ausgiebiger Serotherapie“. Wichtige Differentialdiagnose ist heute die infektiöse Mononukleose. Es folgt eine Reihe, insbesondere von Tonsillenerkrankungen bakterieller wie viraler Entstehung. Zu denken ist auch u.U. an Lues und an die hämatologischen Krankheiten Leukämie, Agranulozytose, Panmyelopathie. Ihre gesonderte Besprechung ist aus der Sache gerechtfertigt.

Bei der differentialdiagnostisch außerordentlich wichtigen Abtrennung: Echter Diphtheriekrupp vom Pseudokrupp bei Grippe, Masern und — sehr selten Varizellen ist zu beachten, ob die Atembehinderung plötzlich, vor allem in der Nacht bei bellendem Husten, jedoch klarer Stimme auftritt. In diesen Fällen des Pseudokrupps handelt es sich oft um Kinder mit psychopathischen Zügen, die mit einer solchen Reaktion auf Infekte reagieren. In jeder unklaren Differentialdiagnose Diphtheriekrupp, Pseudokrupp muß man aus Gründen der größeren Vorsicht Antitoxin geben.

Grundsätze der Therapie:

1. Jede Diphtherie gehört unverzüglich in ärztliche Behandlung. Im Verdachts- oder Zweifelsfalle muß unverzüglich ein mit dem Krankheitsbild vertrauter Arzt befragt werden. Da seit der letzten großen Epidemie etwa 30 Jahre vergangen sind, kann das nur ein älterer Arzt sein. Es wäre im Interesse der Kranken nur wünschenswert, wenn den Berufsorganisationen ein fachkundiger Kollege als Consiliarius bekannt wäre. Denn gerade bei der Diphtherie ist „Der Schreibtisch des Gelehrten nicht das Leben“ (JANUS KORCZAK). — Empfehlenswert ist auch schnellste Überweisung in ein Kinderkrankenhaus. (Die Diphtherie ist eine Kinderkrankheit!)

2. Hausärztliche Behandlung der sog. „lokalisierten Diphtherie“ ist nur in ganz seltenen Fällen

günstiger häuslicher Verhältnisse und bei ausreichender Erfahrung des behandelnden Arztes möglich; aber auch dann nur für solange, bis hier, freilich seltene, metadiphtherische Komplikationen auftreten. Diese machen sofortige stationäre Behandlung unerlässlich notwendig.

3. Jeder Diphtheriekranke bedarf absoluter Bettruhe. Nur bei leichter, sog. lokalisierter Diphtherie mit absolut komplikationsfreiem Verlauf ist diese mit etwa zwei, gelegentlich drei Wochen zu bemessen. Erst dann ist vorsichtiges Aufstehen gestattet, aber nur wenn es klinischer und EKG-Befund erlauben.

An Pflege und Wartung diphtheriekranker Kinder sind die höchsten Anforderungen zu stellen! Die meisten Patienten müssen vorübergehend auf der Kinderintensivabteilung behandelt werden. Gerade die bei diphtherischer Myokarditis so eigenartige traurige Verstimmtheit der Kinder bedarf liebevoller Berücksichtigung durch das Pflegepersonal. Sie ist außerdem — wie könnte es bei der „Leib-Geist-Seele“-Einheit des Kindes anders sein — ein besonders empfindlicher Test, auch auf die somatische momentane Situation des kranken Kindes. Gefordert ist hier noch mehr als die gelehrte die zusätzlich erfahrene Kinderschwester.

Schnellstmöglich muß das Kind nach Maßgabe beigegebener Tabelle Diphtherie-Serum erhalten (s. Tabelle).

Serum-Therapie (aus. STRÖDER, J., NIGGEMEYER, H.: In: OPITZ, H., SCHMID, F.: Handbuch der Kinderheilkunde, Bd. V, S. 325. SPRINGER, Berlin — Göttingen — Heidelberg 1963).

Lokalisierte Nasen- oder Rachen-Diphtherie	250 AE/kg
Progrediente Rachen-Diphtherie oder Nasen- und Rachen-Diphtherie	500 AE/kg
Prätoxische Diphtherie	750 AE/kg
Toxische Diphtherie	1000 AE/kg
Diphtherie-Croup	10 000 AE insgesamt
Diphtherieverdächtiger Masern-Croup	20 000 AE insgesamt

Erfolgt die erste Serungabe nach dem dritten Krankheitstag, so ist die angegebene Dosis zu verdoppeln; kommt es nicht innerhalb von drei Tagen nach der ersten Serungabe zu deutlicher Demarkierung der Beläge, wird die erste Gabe wiederholt. Bei toxischer Diphtherie wird die Hälfte des Serums i. v., die Hälfte i. m. gegeben.

Bei wahrscheinlicher Sensibilisierung muß der Versuch einer Desensibilisierung nach einem abgewandelten Besredkaverfahren vorgenommen werden.

Desensibilisierung bei Gabe von Pferdeserum

(ml) Menge	Verdünnung	Applikation
0,05	1:20 phys. Na-Cl-Lösung	s.c.
0,1	1:10 phys. Na-Cl-Lösung	s.c.
0,1	unverdünnt	s.c.
0,2	unverdünnt	s.c.
0,3	unverdünnt	i.m.
0,5	unverdünnt	i.m.

Alle Injektionen werden im Abstand von 15 Minuten verabreicht.

Wichtig ist, daß der Patient auch nach Injektion der Gesamtserummenge für mindestens 30 Minuten ärztlich beobachtet wird und für den Fall eines Kreislaufkollapses periphere Kreislaufmittel (Adrenalin, Koffein, Cortison, ein injizierbares Antihistaminikum) griffbereit sind. Bei konstitutioneller Überempfindlichkeit (Dermatitis seborrhoides, Säuglingsekzem, Asthma, Heuschnupfen) müssen die Kinder unter allen Umständen ins Krankenhaus eingewiesen werden, selbst wenn nach dem eben aufgestellten Grundsätzen im Einzelfall hausärztliche Behandlung möglich wäre.

Bei Unverträglichkeit von Serum sind große und evtl. wiederholte Gaben von Gamma-Globulin erforderlich.

Ich empfehle heute Antibiotika zu geben, und zwar wegen der Möglichkeit zu schnellerer Entkeimung. Meist wird folgendermaßen vorgegangen: für sieben bis zehn Tage Procain-Penicillin G 50 000 I.E./kg/Tag, verteilt auf zwei Dosen, oder für zwei Wochen oral Erythromycin 40 mg/kg/Tag, verteilt auf drei bis vier Dosen. Penicillin G hat den Vorteil der parenteralen Gabe, was wichtig ist, da die Kinder oft erbrechen. Erythrocin kann bei unzureichendem Blutspiegel außerdem unangenehme Nebenwirkungen haben.

Die Gabe von Antibiotika ist aber kein Substitut der antitoxischen Therapie.

Anmerkungen zur Behandlung bestimmter Formen bzw. Komplikationen:

Kehlkopfdiphtherie

Es kann derzeit noch nicht definitiv entschieden werden, ob Corticoide nützlich sind. — Antibiotika machen eine Tracheotomie nicht überflüssig. Anstelle der früher empfohlenen prinzipiellen primären Intubation wird heute insbesondere bei gleichzeitiger Myokardschädigung alsbaldige Tracheotomie empfohlen.

Die diphtherische Myokarditis wird behandelt wie jede andere Myokarditis.

Es gibt keine kausale Therapie der Komplikationen von Seiten des Nervensystems. Bei ausgesprochenen diphtherischen Lähmungen kommt Antitoxin zu spät. Also kommt alles darauf an, durch rechtzeitige und ausreichende Antitoxingabe para- oder metadiphtherische Lähmungen zu verhindern. — Dasselbe gilt für die mögliche Nierenkomplikation.

Behandlung von Diphtherie-Bazillenträgern

Möglichst frühzeitige und ausgiebige Antitoxingabe ist die derzeit beste Prophylaxe gegen Bazillenträgertum. Antitoxin nützt nichts bei nachgewiesenem Bazillenträgertum; moderne Antibiotika helfen bei der Eliminierung von Diphtheriebazillen.

Prophylaxe

Die Dispositionsprophylaxe hat auf zweckmäßige Lebens-, Wohnraum- und Ernährungsbedingungen (s.o.) zu achten. Das Mittel der Wahl, um bei weiten Bevölkerungskreisen über längere Zeiträume einer Erkrankung vorzubeugen, ist die aktive Impf-Prophylaxe: Das Morbiditätsverhältnis geimpfter und ungeimpfter Personen beträgt bei einmaliger Impfung etwa 1:5, bei zweimaliger Impfung etwa 1:20 bis 1:30. Die Letalität Ungeimpfter ist etwa zwei- bis zehnmal größer als die der Geimpften.

Bei intrafamiliärer Erkrankung muß (noch) gesunden Geschwistern unverzüglich passiver Impfschutz: 500 — 1000 A.E. Serum i.m. gewährt werden. Liegt die Erkrankungshäufigkeit von Geschwistern der Diphtheriepatienten im allgemeinen bei 10%, so liegt sie bei den passiv geschützten unter 1,2%. Es ist auch durchaus plausibel, den gesunden Geschwistern ein Antibiotikum zu geben (s.o.)

Literatur:

F. GOEBEL, J. STRÖDER: Über die Diphtherie des Säuglings. Dtsch. med. Wschr. 73 (1948) 389.

J. STRÖDER, H. NIGGEMEYER, in: H. OPITZ, F. SCHMID: Handbuch der Kinderheilkunde, Bd. V, S. 325, SPRINGER-Verlag, Berlin/Göttingen/Heidelberg, 1963.

J. STRÖDER, in: P. SCHWEIER, H.G. WOLF: Pharmakotherapie im Kindesalter, S. 129, Marseille, München, 1982 (dort auch weitere Literatur).

J. STRÖDER, K. SANDHABE. Grundlagen der Behandlung und Pflege diphtheriekranker Kinder, Münch. med. Wschr. 119 (1977) 1023.

J. STRÖDER: Grundlagen der Diphtherie. Münch. med. Wschr. 118 (1976) 1623.



Unser Service für Examenskandidatinnen und -kandidaten.

Auf dem Weg in den Beruf können wir Ihnen helfen:
Mit nützlichen Informationen, die Sie kostenlos
und unverbindlich in jeder Dresdner Bank-Geschäfts-
stelle erhalten.

Die neue Broschüre
„Examen – und was dann?“
gibt Ihnen u.a. Tips und Hinweise über richtige
Berufsplanung, Bewerbungsstrategie, Berufswege in
Industrie, Handel und Öffentlichem Dienst sowie
Ratschläge über Selbständigkeit, Versicherung,
Steuern, Geld, außerdem zahlreiche wichtige
Adressen.

Spezielle Informationsdienste für Berufsanfänger
mit weiteren Informationen können zusätzlich bei uns
angefordert werden.

Für Ihr erstes Einkommen: das Dresdner Bank-Privatkonto.

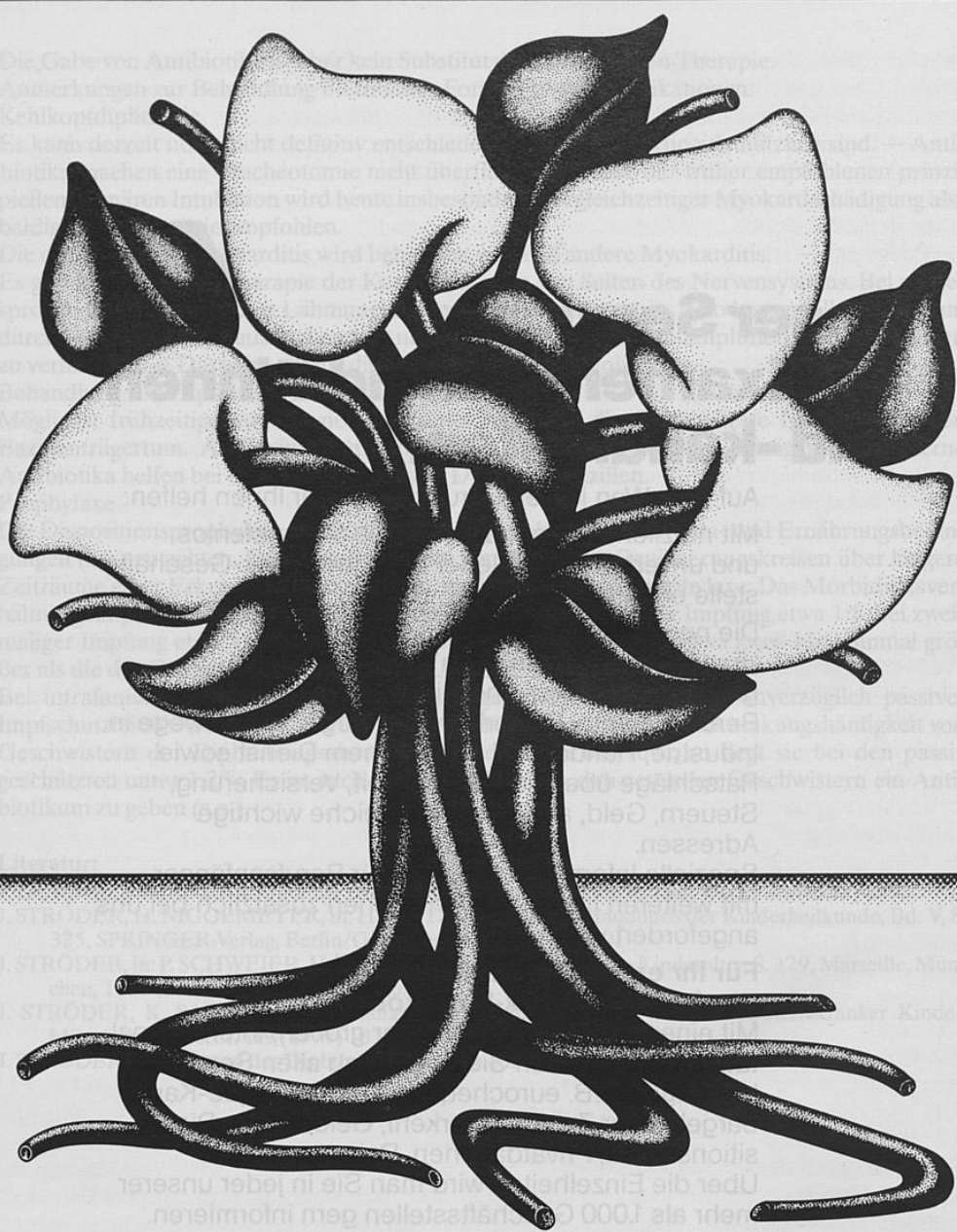
Mit einem Privatkonto bei einer großen, international
tätigen Bank haben Sie Zugang zu allen Service-
leistungen: z.B. eurocheques + eurocheque-Karte,
bargeldloser Zahlungsverkehr, Geldanlage, Dispo-
sitionskredit, Privatdarlehen, Reiseservice.

Über die Einzelheiten wird man Sie in jeder unserer
mehr als 1.000 Geschäftsstellen gern informieren.

Wir sind Ihr Partner – heute und morgen.

295

Dresdner Bank



Wir forschen für das, was Ihnen am Herzen liegt.

Erkrankungen des Herz/Kreislaufsystems sind heute das Gesundheitsproblem Nr. 1. Deshalb ist die Herz/Kreislaufforschung einer unserer wichtigsten Schwerpunkte. Dazu gehört die intensive Suche nach neuen therapeutisch wirksamen Medikamenten, aber auch die Entwicklung von vorbeugenden Verhaltensprogrammen.

Unsere Forscher haben Arzneimittel entwickelt mit dem Erfolg, daß bei vielen Patienten Durchblutungsstörungen des Herzmuskels, Erkrankungen der Herzkranzgefäße sowie der Bluthochdruck grundlegend und wirkungsvoll behandelt werden können. Das haben Spezialisten in Deutschland, England, den USA und vielen

anderen Ländern bestätigt, ebenso viele Patienten, denen gut und wirksam geholfen werden konnte. Doch unsere Forschung gegen die Gesundheitsgefahren in dieser Zeit geht weiter: beim Schwerpunkt Herz-Kreislauf genauso wie bei Infektionskrankheiten, Krebs, Stoffwechselstörungen und anderen Erkrankungen, die Ihnen Sorge bereiten. Tun auch Sie etwas für Ihre Gesundheit. Gönnen Sie sich hin und wieder eine Pause, Ihrem Herzen zuliebe.

**Bayer Pharma-Forschung mit
Herz und Verstand**





Karl-Theodor-Straße Nr.6

Das ist nicht nur für Düsseldorf eine gute Adresse. Die Unternehmerbank hat das Vertrauen vieler Kapitalanleger im In- und Ausland. In der Karl-Theodor-Straße legt man Wert darauf, eine gute Adresse zu bleiben und das Vertrauen, das man ihr entgegenbringt, zu mehren.

**Industriekreditbank AG
Deutsche Industriebank**



Die Unternehmerbank

Düsseldorf Berlin Frankfurt Hamburg München Stuttgart Luxemburg



COMMERZBANK 

Auf dem Weg zum Erfolg braucht man den richtigen Partner.



Wer erfolgreich sein will, braucht einen Partner, der ihm in allen Geldfragen kompetent und mit individueller Beratung zur Seite steht. Nutzen Sie unser Wissen, unsere Erfahrung und unser umfassendes Angebot. Sprechen Sie mit unserem Kundenberater.

Kommen Sie zur Commerzbank.



Commerzbank.
Die Bank an Ihrer Seite.



Geschäftsjahr 1982

WOLFGANG GLATZEL

Allgemeines

In Trauer und Dankbarkeit gedenken wir der im letzten Jahr verstorbenen Mitglieder unserer Gesellschaft. Stellvertretend für alle soll unser langjähriger Freund, Dr. phil. Dr. phil. h.c. HANS-OTTO MAYER, erwähnt werden, der im Alter von 79 Jahren verstorben ist. Dr. MAYER war schon in jungen Jahren von THOMAS MANN fasziniert und begann seine Werke und alles über ihn Erschienene zu sammeln mit dem Ergebnis, daß er eine Sammlung aufbauen konnte, die das gesamte Werk des Dichters einschließlich der umfangreichen Sekundär-Literatur umfaßt. Die THOMAS-MANN-Sammlung von HANS-OTTO MAYER ging dank einer großzügigen Spende des damaligen Schatzmeisters unserer Gesellschaft, Ehrensenator RUDOLF GROTH, und dank der Hilfe unserer Gesellschaft in den Besitz der Universität über. Die Philosophische Fakultät ehrte ihn als THOMAS-MANN-Forscher und -Sammler durch die Verleihung der Ehrendoktorwürde, der Börsenverein des Deutschen Buchhandels verlieh ihm die FRIEDRICH-PERTHES-Medaille. Das Gedenken an ihn wird in seiner Sammlung weiterleben.

In einer feierlichen Rektoratsübergabe hat Professor Dr. phil. GERT KAISER das Amt des Rektors für vier Jahre übernommen, der damit stellvertretender Vorsitzender unserer Gesellschaft geworden ist. Dem bisherigen Rektor, Professor Dr. PETER HÜTTENBERGER, gilt der Dank unserer Gesellschaft, daß er neben seinen vielfältigen Aufgaben als Rektor immer Zeit für die Arbeiten und Aufgaben unserer Gesellschaft gefunden hat.

Unseren Mitgliedern, Professor Dr. med. KARL OBERDISSE, übermittelten wir zur Vollendung des 80. Lebensjahres, Professor Dr. med. HANS SCHADEWALDT zur Vollendung des 60. Lebensjahres und Professor Dr. ADOLF HOPF ebenfalls zur Vollendung des 60. Lebensjahres, herzliche Glückwünsche.

Professor ALWIN DIEMER wurde bei einem Kongreß der Philosophen zum Ehrenpräsidenten der FISP — Fédération Internationale des Sociétés de Philosophie — ernannt. Der Bundespräsident zeichnete ihn mit dem Bundesverdienstkreuz 1. Klasse aus.

An einer Tagung aller Fördergesellschaften des Bundesgebietes, die in der Aula der Universität Marburg stattfand, wurden Fragen, die alle Fördergesellschaften betreffen, behandelt.

Partnerschaften mit anderen Universitäten

Die seit dem Jahre 1973 mit der Universität Nantes bestehende Partnerschaft, die sich auch als ein gutes Instrument für die deutsch-französische Zusammenarbeit erwiesen hat, wurde von unserer Gesellschaft gefördert. Anlässlich des zehnjährigen Bestehens dieser Partnerschaft fanden Symposien der Kardiologen und Pharmakologen beider Universitäten statt. Fernerhin wurden in Grundsatzbesprechungen die Aufgaben für die nächsten Jahre festgelegt.

Auch die Partnerschaft mit der Philosophischen Fakultät unserer Universität mit der Philosophischen Fakultät der Universität Neapel wurde von uns gefördert.



Verleihung des Habilitationspreises der Freundesgesellschaft und des HÖRLEIN-Preises am 1. Dezember 1981: (v.l.) Rektor Prof. Dr. PETER HÜTTENBERGER, Ehrensensator Dr. WOLFGANG GLATZEL, Dr. OTTO KERNER, Priv.-Doz. Dr. ROLF TESCHKE, Prof. Dr. GUNTHER ARNOLD, Prof. Dr. WERNER PETERS.

Preise

Die JOHANN-A.-WÜLFING-Stiftung hat den mit DM 10 000,— dotierten EDENS-Preis, der eine Auszeichnung für besondere wissenschaftliche Leistungen auf dem Gebiet der Herz- und Kreislaufkrankungen darstellt, diesmal an den japanischen Anästhesisten Professor Doz. Dr. KAZUO INOUE verliehen.

Vorsitzender des Kuratoriums dieser Stiftung ist der stellvertretende Vorsitzende unserer Gesellschaft, Ehrensensator EBERHARD IGLER.

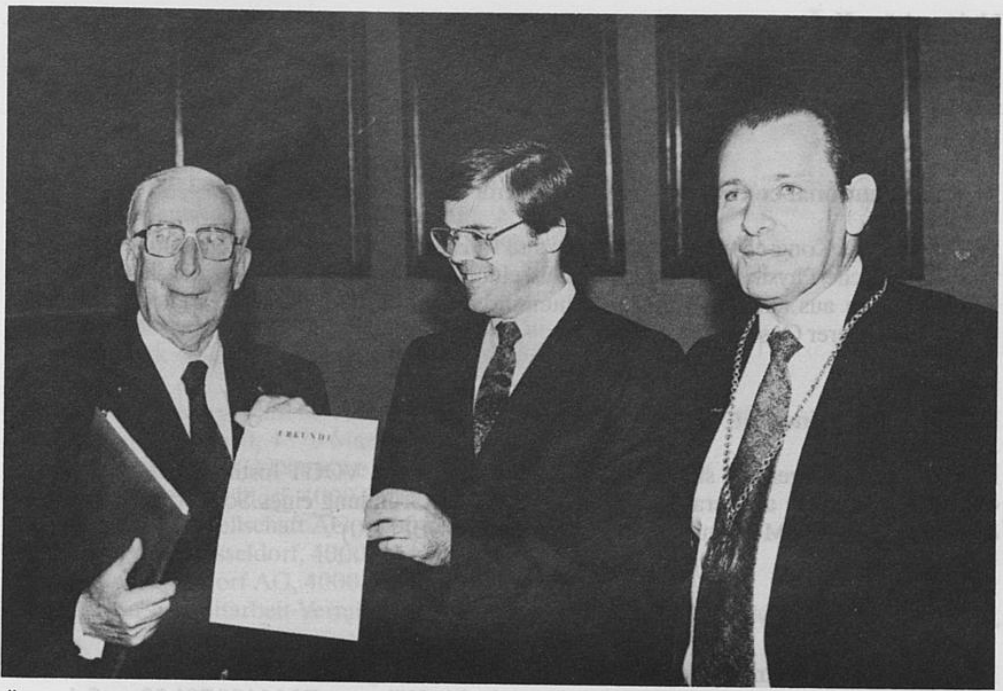
Weiterhin wurde der mit DM 5 000,— dotierte Drupa-Preis an Herrn Dr. LOTHAR MATTHES für seine Dissertation „Vaudeville — Untersuchungen zu Geschichte und literatursystematischem Ort einer Gattung“ verliehen.

Der der Förderung der Diabetes-Forschung dienende, mit DM 10 000,— dotierte JÜHLING-Preis der ANNA-WUNDERLICH-ERNST-JÜHLING-Stiftung wurde Herrn Priv.-Doz. Dr. MARTIN SCHWENEN verliehen.

Der mit DM 10 000,— dotierte Preis unserer Gesellschaft, der der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses dient und mit dem hervorragende Habilitationsschriften ausgezeichnet werden, wurde Herrn Priv.-Doz. Dr. JÜRGEN K. MAI für seine Habilitationsschrift „Untersuchungen zur Morphologie des photoneuroendokrinen Systems der Albinoratte“ verliehen.

Dr. REINHARD und EMMI HEYNEN-Stiftung

Nachdem eine Verwertung der 61%igen Beteiligung an der REINHARD HEYNEN Grundstücksgesellschaft bürgerlichen Rechts (GbR) erfolgen konnte und die Steuerfragen geklärt sind, wurde erstmalig über die Erträge dieser Stiftung von rund DM 300 000,— verfügt. Bei der Vergabe von Mitteln der HEYNEN-Stiftung soll grundsätzlich die Substanz nicht angegriffen werden. Weiterhin ist der Vorstand der Auffassung, daß bei der Vergabe von Mitteln der HEYNEN-Stiftung im Grundsatz die Richtlinien der Deutschen Forschungsgemeinschaft Berücksichtigung finden sollen. Mit dem vorgenannten Betrag wurde Anträgen aus den Bereichen Augenheilkunde, Hals-, Nasen- und Ohrenheilkunde und Pathologische Anatomie zur



Überreichung des Habilitationspreises der Freundesgesellschaft am 27. Oktober 1982: (v.l.) Senator h.c. Dr. GLATZEL, Priv.-Doz. Dr. JURGEN MAI, Rektor Prof. Dr. PETER HÜTTENBERGER.

Beschaffung wichtiger Geräte, für welche Etatmittel in absehbarer Zeit nicht bereitgestellt werden können, stattgegeben.

Nachlaß Frau JOHANNA OPITZ

Aufgrund des Testaments von Frau JOHANNA OPITZ stand uns für Forschungen auf dem Gebiet der Herz- und Kreislaufkrankungen ein Betrag von DM 300 000,— zur Verfügung. Dieser Betrag wurde zur Beschaffung wichtiger Geräte für Herz- und Kreislaufkrankungen den entsprechenden Kliniken der Universität zur Verfügung gestellt.

Wir konnten damit eine wesentliche Hilfe leisten, da Etatmittel auch für diese Geräte in absehbarer Zeit nicht zur Verfügung stehen.

Sonstige Vorhaben

Bei den übrigen von der Gesellschaft finanzierten Vorhaben handelt es sich um ein breites Spektrum, beginnend mit der Unterstützung der Krabbelstube in den Studentenwohnheimen bis zur Anschaffung wertvoller Geräte für wichtige Forschungsvorhaben.

Totentanzsammlung

Die Anschaffung weiterer Werke wurde von unserer Gesellschaft ermöglicht. Die Sammlung besteht inzwischen aus 1 300 Bildern.

Universitäts-Konzerte

Auch die Universitäts-Konzerte, die vom Seminar für Musik und ihre Didaktik veranstaltet werden, wurde von uns gefördert.

XVI. International conference on phenomena in ionized gases

Dieser wichtige Kongreß unter Mitleitung von Professor KURT SUCHY, Direktor des Instituts für Theoretische Physik der Universität Düsseldorf, beschäftigte sich bei einer Teilnahme von 500 Physikern aus aller Welt mit Forschungsarbeiten auf dem Gebiet der Plasmaphysik. Er wurde von unserer Gesellschaft unterstützt.

Hirnforschungsinstitut

Die in unserem Eigentum stehende CÉCILE und OSKAR VOGT-Institut für Hirnforschung GmbH verzeichnete als herausragendes Ereignis die Gründung eines Sonderforschungsbereiches „Pathologische Mechanismen der Hirnfunktion (SBF 200)“.

Jahresabschluß zum 31. Dezember 1982

Die konsolidierte Bilanzsumme unserer Gesellschaft betrug DM 9 689 749,75 am 31. Dezember 1982. Von dem ausgewiesenen Jahresüberschuß in Höhe von DM 1 189 781,22 entfielen DM 1 083 119,17 auf das Sondervermögen der HEYNEN-Stiftung und DM 41 000,62 auf den Nachlaß OPITZ.

DM 54 232,32 wurden der freien Rücklage zugeführt.

Die Prüfungen der Jahresabschlüsse, die beide konsolidiert sind, erfolgten durch die Wirtschaftsprüfer Dipl.-Kfm. JOHANNES STÜTZEL und Dipl.-Kfm. MATTHIAS CONSCORE. Die Wirtschaftsprüfer erteilten den uneingeschränkten Bestätigungsvermerk, in dem festgestellt wird, daß der Jahresabschluß der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Düsseldorf e.V. den Grundsätzen ordnungsgemäßer Rechnungslegung entspricht und die Verwendung der Mittel entsprechend der Zweckbindung erfolgt ist.

Wahlen zum Vorstand

Die Mitgliederversammlung beschloß einstimmig die Wiederwahl für die satzungsmäßige Wahlzeit in Einzelabstimmung von Ehrensenator Dr. WOLFGANG GLATZEL zum Vorsitzenden, von Ehrensenator EBERHARD IGLER zum stellvertretenden Vorsitzenden, von Professor Dr. HUBERTUS SCHULTE HERBRÜGGEN und Dr. ADOLF THOMAE zu weiteren Mitgliedern des Vorstandes. Weiterhin wurde einstimmig eine Neufassung der Satzung genehmigt.

Der Rektor dankte der Gesellschaft und ihrem Vorsitzenden für die umfangreiche Arbeit der Gesellschaft, die für die Universität von großer Bedeutung sei.

Nach einem Dank an die Mitglieder und an alle, die die Gesellschaft durch zweckgebundene oder freie Spenden unterstützt haben sowie einem dankbaren Gedenken an die Eheleute HEYNEN und an Frau JOHANNA OPITZ schloß der Vorsitzende die Versammlung mit den Worten „Maecenas voco et opto, ut numerus sodalium societatis nostrae augetur ad salutem Inclytae Universitatis Düsseldorpiensis“.

Bayer AG, 5090 Leverkusen	284
Boehringer Mannheim GmbH, 6800 Mannheim	154
Bundesanstalt für Arbeit, Fachvermittlungsdienst, 4000 Düsseldorf	61
Brauerei Schlösser GmbH, 4000 Düsseldorf	245
Commerzbank AG, 4000 Düsseldorf	286
Deutsche Apotheker- und Ärztebank eG, 4000 Düsseldorf	253
Deutsche Bank AG, 4000 Düsseldorf	242
Dresdner Bank AG, 4000 Düsseldorf	283
Düsseldorfer Messgesellschaft mbH – NOWEA –, 4000 Düsseldorf	243
Hüls Aktiengesellschaft, 4370 Marl	92
Industriekreditbank AG Deutsche Industriebank, 4000 Düsseldorf	285
Kreissparkasse Düsseldorf, 4000 Düsseldorf	244
Rheinische Bahngesellschaft AG, 4000 Düsseldorf	18
Stadt-Sparkasse Düsseldorf, 4000 Düsseldorf	153
Stadtwerke Düsseldorf AG, 4000 Düsseldorf	62
Studentenservis, Zeitarbeit-Vermittlung des Arbeitsamtes, 4000 Düsseldorf	252

Auch die Universitäts-Konzerte, die vom Seminar für Musik und ihre Didaktik veranstaltet werden, wurde von uns gefördert.

284	Bayer AG, 5090 Leverkusen
283	Boehringer Mannheim GmbH, 6800 Mannheim
282	Bundesanstalt für Arbeit, Fachvermittlungsdienst, 4000 Düsseldorf
281	Braun, Schlosser GmbH, 4000 Düsseldorf
280	Commerzbank AG, 4000 Düsseldorf
279	Deutsche Apotheker- und Ärztebank eG, 4000 Düsseldorf
278	Deutsche Bank AG, 4000 Düsseldorf
277	Dresdner Bank AG, 4000 Düsseldorf
276	Düsseldorfer Messgesellschaft mbH - NOWEA - , 4000 Düsseldorf
275	Ellis Aktiengesellschaft, 4370 Maa
274	Industrie- und Handelsbank AG Deutsche Industriebank, 4000 Düsseldorf
273	Kreisparkasse Düsseldorf, 4000 Düsseldorf
272	Kleinbahn- und Straßenbahn AG, 4000 Düsseldorf
271	Kreisparkasse Düsseldorf, 4000 Düsseldorf
270	Stadt- und Kreisparkasse Düsseldorf, 4000 Düsseldorf
269	Städtische Werke Düsseldorf AG, 4000 Düsseldorf
268	Städtische Werke Düsseldorf AG, 4000 Düsseldorf
267	Städtische Werke Düsseldorf AG, 4000 Düsseldorf
266	Städtische Werke Düsseldorf AG, 4000 Düsseldorf
265	Städtische Werke Düsseldorf AG, 4000 Düsseldorf
264	Städtische Werke Düsseldorf AG, 4000 Düsseldorf
263	Städtische Werke Düsseldorf AG, 4000 Düsseldorf
262	Städtische Werke Düsseldorf AG, 4000 Düsseldorf
261	Städtische Werke Düsseldorf AG, 4000 Düsseldorf
260	Städtische Werke Düsseldorf AG, 4000 Düsseldorf
259	Städtische Werke Düsseldorf AG, 4000 Düsseldorf
258	Städtische Werke Düsseldorf AG, 4000 Düsseldorf
257	Städtische Werke Düsseldorf AG, 4000 Düsseldorf
256	Städtische Werke Düsseldorf AG, 4000 Düsseldorf
255	Städtische Werke Düsseldorf AG, 4000 Düsseldorf
254	Städtische Werke Düsseldorf AG, 4000 Düsseldorf
253	Städtische Werke Düsseldorf AG, 4000 Düsseldorf
252	Städtische Werke Düsseldorf AG, 4000 Düsseldorf
251	Städtische Werke Düsseldorf AG, 4000 Düsseldorf
250	Städtische Werke Düsseldorf AG, 4000 Düsseldorf

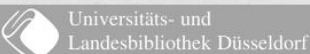
Die konsolidierte Bilanzsumme unserer Gesellschaft betrug 1984 27.189.781,75 am 31. Dezember 1982. Von dem ausgewiesenen Jahresüberschuss in Höhe von DM 1.189.781,22 entfielen DM 1.083.119,17 auf das Sondervermögen der HEYNEN-Stiftung und DM 41.000,62 auf den Nachlaß OPITZ. DM 54.232,32 wurden der freien Rücklage zugeführt.

Die Prüfungen der Jahresabschlüsse, die beide konsolidiert sind, erfolgten durch die Wirtschaftsprüfer Dipl.-Kfm. JOHANNES STÜTZEL und Dipl.-Kfm. MATTHIAS CONSCORE. Die Wirtschaftsprüfer erteilten den uneingeschränkten Bestätigungsvermerk, in dem festgestellt wird, daß der Jahresabschluß der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Düsseldorf e.V. den Grundsätzen ordnungsgemäßer Rechnungslegung entspricht und die Verwendung der Mittel entsprechend der Zweckbindung erfolgt ist.

Wahlen zum Vorstand

Die Mitgliederversammlung beschloß einstimmig die Wiederwahl für die satzungsmäßige Wahlzeit in Einzelabstimmung von Ehrensenator Dr. WOLFGANG GLATZEL zum Vorsitzenden, von Ehrensenator EBERHARD IGLER zum stellvertretenden Vorsitzenden, von Professor Dr. HUBERTUS SCHULTE HERBRÜGGEN und Dr. ADOLF THOMAE zu weiteren Mitgliedern des Vorstandes. Weiterhin wurde einstimmig eine Neubestimmung der Sitzung genehmigt.

Der Rektor dankte der Gesellschaft und ihrem Vorsitzenden für die umfangreiche Arbeit der Gesellschaft, die für die Universität von großer Bedeutung sei. Nach einem Dank an die Mitglieder und an alle, die die Gesellschaft durch zweckgebundene oder freie Spenden unterstützt haben sowie einem dankbaren Gedenken an die Eheleute HEYNEN und an Frau JOHANNA OPITZ schloß der Vorsitzende die Versammlung mit den Worten „Maecenas vico ei opto, ut numerus sodalium societatis nostrae augeatur ad salutem Inclytae Universitatis Düsseldorfensis“.



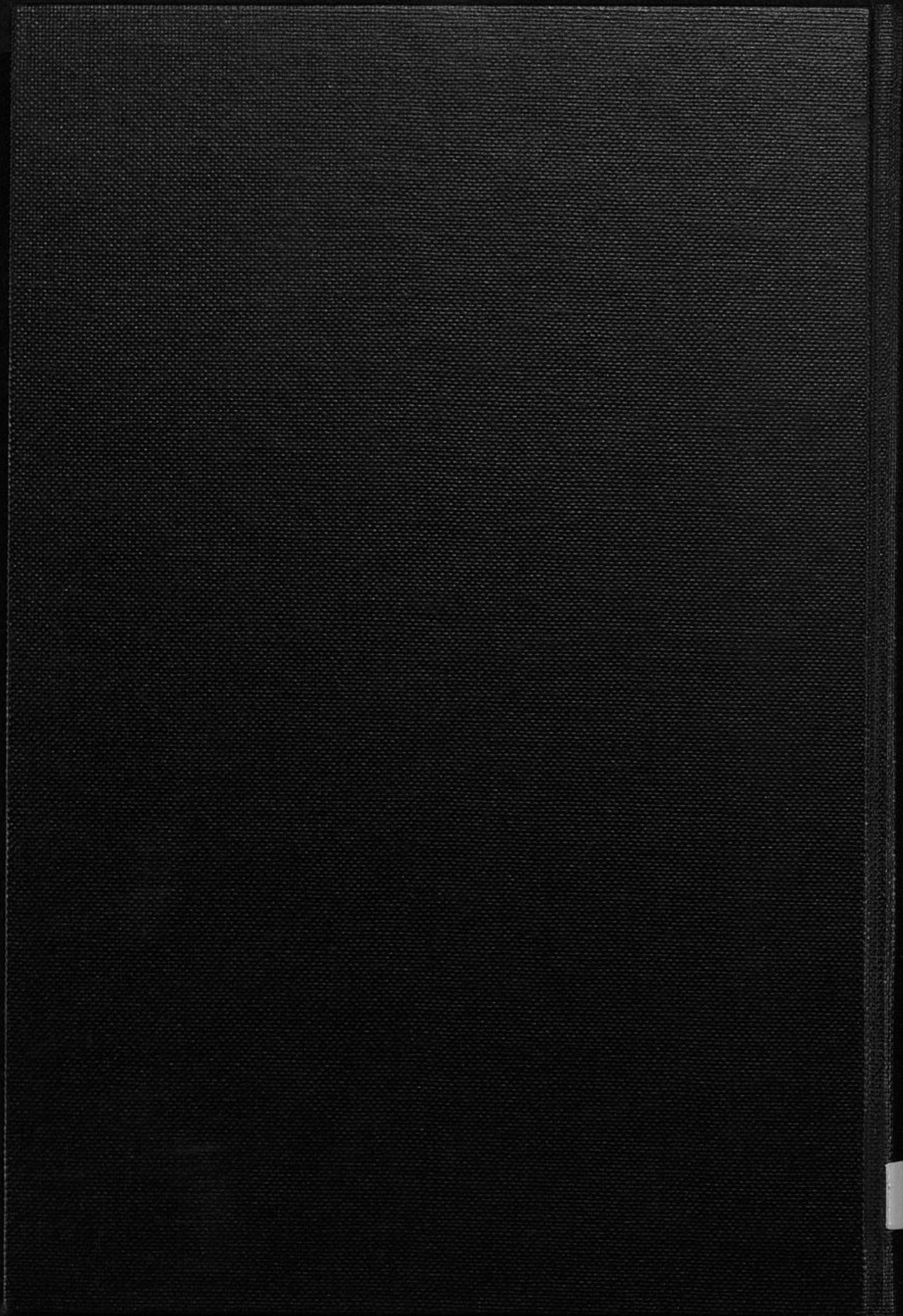
TIFFEN® Gray Scale

© The Tiffen Company, 2007

A	1	2	3	4	5	6	8	9	10	11	12	13	14	15	17	18	19
		R	G	B			W	G	K			C	Y	M			
		○	○	○	○		○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○







1

